Der

König Friedrich II. von Preußen

und seine Politik.

Der

König Friedrich II. von Preußen

und

seine Politik.

Von

Onno Klopp.

Zweite, neu gearbeitete Auflage.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung
1867.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Ausgabe dieses Buches erfordert einige Rückblicke auf das Verhältnis derselben zu der ersten.

Das Buch hat bei derjenigen Richtung in der Auffassung unserer deutschen Geschichte, die zur Zeit quantitativ die Oberhand hat, manchen Widerspruch hervorgerufen. Die formlose Art und Weise, in welcher dieser Widerspruch häufig hervortrat, brachte der Regel nach weder Berichtigung noch Belehrung, war aber doch manchmal, bei den Urtheilsfähigen, indirect der Sache selber förderlich. In dieser Beziehung habe ich also kein Recht, mich über das Verfahren der Gegner, die es vorzogen, statt der Thatsachen meines Buches, mich persönlich anzugreifen, allzu sehr zu beklagen. Ja ich glaube es offen aussprechen zu dürfen, daß dies Verfahren der Gegner mir fast in höherem Maße noch als die Anerkennung der Freunde den Beweis gewährte, daß im Großen und Ganzen das Buch der Wahrheit entspreche.

Und darum möge es denn auch zum zweiten Male hinausgehen, freilich in etwas veränderter Gestalt.

Denn seitdem sind mehrere inhaltsreiche Jahre vergangen. Wir Andere, die wir, ein Jeder nach dem Maße seiner Kräfte, mit daran zu arbeiten strebten, daß Deutschland sich, gemäß dem Charakter der Nation, auf föderativer Grundlage in friedlicher Einigkeit constituire, wagten damals noch die Hoffnung zu hegen, daß auch die Leiter der

Politik des preußischen Staates diesen Gedanken des Friedens und der Rechtes dem Erbtheile des Fridericianismus vorziehen könnten. Wir haben darin uns geirrt. Die Führer der Politik des Staates, den Friedrich II. geschaffen, stehen durchaus auf seinen Schultern. Sie haben das von ihm eingebrachte Princip der Politik aufgenommen und fortgeführt, das Princip, welches Flassan, der französische Historiker der Diplomatie, mit den Worten zeichnet (Tom. VII, p. 447): la convenance, principe contraire à toute propriété publique et particulière.

Die klare Erkenntnis dessen, wie sie sich aus den Thatsachen namentlich des Jahres 1866 ergibt, zwingt zum Verzichte auf die patriotische Hoffnung, daß die Politik des Staates der Hohenzollern jemals etwas anderes wollen könne, als das Wachsthum um jeden Preis, zunächst auf Kosten von Deutschland.

Mithin mußte die Schlußabhandlung der ersten Ausgabe, welche eine enge Allianz von Oestreich und Preußen im allgemeinen deutschen Interesse für möglich hielt, und den Wunsch derselben aussprach, für die zweite Ausgabe einer anderen weichen, welche den gegebenen Thatsachen richtiger entspricht.

Ferner muß ich einen anderen Irrthum anerkennen, auf den ich von befreundeter Hand bald nach dem Erscheinen des Buches hingewiesen bin, und den ich dann, namentlich durch verschiedene Urtheile von Leibniz, als unzweifelhaft befunden habe. In der ersten Ausgabe dieses Werkes tritt Friedrich II. allzu sehr hervor als derjenige, der mit der kaiserlich getreuen Politik seiner Vorfahren gebrochen habe. Dies ist nicht ganz richtig. Die Neigung zur Treue bestimmt sich eben so wie die Neigung zur Untreue bei allen Hohenzollern vor Friedrich II. lediglich nach der Aussicht auf Gewinn. „Wer mir das meiste gibt, dem adhaerire ich", mit diesen Worten hat Leibniz vor nun 200 Jahren (Werke Bd. I., S. 169) die Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg charakterisirt. Diese Charakteristik gilt für das ganze Haus. Friedrich II. unterscheidet sich von seinen Vorgängern dadurch, daß er den Zug, der mehr oder minder bei allen sich zeigt, in der schärfsten Weise folgerecht ausprägt, und zwar nicht blos dadurch, daß er, wie jene gethan, aus gegebenen Verhältnissen nur seinen Vortheil zu ziehen

sucht, ohne Rücksicht auf eine Pflicht für das deutsche Gemeinwohl, sondern indem er selber die Initiative des Eroberungskrieges und der steten Bereitschaft dazu ergreift, und ferner dadurch, daß er dabei zugleich eine so erstaunliche, von keinem seiner Vorfahren oder Nachfolger jemals erreichte Fähigkeit zur Action beweist.

Mithin mußte die Einleitung des Buches in dieser Beziehung sich anders gestalten, und überhaupt weiter hinausgreifen.

Auch ferner hat das Werk manche Bereicherung in den einzelnen Abschnitten erfahren. Man wolle indessen hier das richtige Verhältnis beachten.

Der Plan des Werkes ist nicht der einer breit ausgesponnenen Geschichte des Königs Friedrich II. und seiner Zeit, sondern es soll in kurzen übersichtlichen Zügen das Verhältnis des Königs Friedrich II. zu Deutschland und der deutschen Nation entwickelt werden. Am wenigsten also wird man hier z. B. eine Geschichte der kriegerischen Operationen u. s. w. suchen. Wo solche Dinge berührt werden müssen, begnüge ich mich, das Urtheil eines sachverständigen Zeitgenossen anzuführen. Ueberhaupt scheint mir für einen Historiker kaum irgend ein anderes Gebiet so schlüpfrig und gefährlich, als dasjenige des strategischen Dilettantismus. Ich habe mich also über solche Dinge eben so kurz zu fassen versucht, wie in der ersten Ausgabe, es sei denn, daß nach derselben so wichtige Bereicherungen der Literatur erschienen sind, wie die „Geheimnisse des sächsischen Cabinets“, über das Jahr 1756.

Ueberhaupt aber haben diejenigen Abschnitte neu gearbeitet werden müssen, für welche die letzten Jahre neuen wirklichen Geschichtsstoff gebracht haben. Hier fallen insbesondere die Correspondenzen der Kaiserin Maria Theresia ins Gewicht.

Viele andere Stellen sind bestimmter gefaßt. Unkunde und vielleicht auch manchmal Mangel an Aufrichtigkeit haben mir den Vorwurf gemacht, daß ich darauf ausgegangen sei, den König Friedrich II. moralisch noch schlechter darzustellen, als er wirklich gewesen ist. Der Beweis für diese Behauptung ist nicht erbracht. In Wahrheit liegt die Sache umgekehrt. Wenn ich wirklich darauf ausgegangen wäre, so würde ich zu diesem Zwecke doch zunächst dasjenige ausgenutzt haben, was als unzweifelhafte Wahrheit vorliegt. Nament-

lich hätte das Verhältnis zu Voltaire mir des Stoffes die Fülle dargeboten. Ich habe auf diesen Stoff sehr gern verzichtet. Vielmehr habe ich jenes Verhältnis und die eine Anklage, die Voltaire gegen den König Friedrich erhebt, zuerst so leicht skizzirt, daß ich mich genöthigt gesehen habe, in dieser zweiten Ausgabe einige Worte hinzuzufügen (S. 207). Ich habe ferner in der Heirathsangelegenheit Friedrichs die widerlichsten Worte, deren er sich bedient, auf S. 46 der ersten Ausgabe, absichtlich weggelassen. Aber ich habe mich überzeugt, daß sie zum Verständnis der Sache nicht fehlen dürfen. Sie folgen also dies Mal, auf S. 69.

Ferner hätten mir, wenn ich jemals darauf ausgegangen wäre, Friedrich II. moralisch noch schlechter darzustellen, als er gewesen ist, die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth, die man seine Lieblingsschwester genannt hat, manchen Stoff geboten, der vielleicht nur sehr schwer anzufechten wäre. Ich habe mich von diesen Denkwürdigkeiten abgewendet, weil sie mich anwiderten, und habe dies in der ersten Ausgabe, wie in dieser zweiten, ausdrücklich bemerkt. Ich habe vielmehr beide Male nachgewiesen (S. 117), daß diese Frau zu Ungunsten ihres Bruders die Unwahrheit sagt.

Ich habe ferner beide Male den König Friedrich II. gegen eine Anklage eines seiner Verehrer vertheidigt (S. 333).

Man wird ferner bemerken, daß ich die häßlichsten Seiten seines Charakters durchweg nicht mit meinen Worten schildere, sondern mit seinen eigenen oder denjenigen seiner Anhänger, freilich solcher Anhänger, denen noch das lebenswahre Bild des Königs selbst vor Augen stand.

Diese Thatsachen dürften genügen.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Ueberblick der deutschen Staatenbildung.

Der Ursprung der heutigen Staatenbildung in Deutschland datirt zurück auf den Hohenstaufen Friedrich Barbarossa. Bis auf ihn war das Reich in Wahrheit eine Föderation der deutschen Hauptstämme, die vertreten wurden durch ihre Nationalherzöge. Ueber denselben stand das Oberhaupt, zugleich der Träger der ersten weltlichen Würde der Christenheit. Er durfte kein Herzogthum haben. Die Krone stützte sich auf das in allen Stämmen verstreute Reichsgut.

Es war die Zeit der politischen Größe der deutschen Nation. Sie war die herrschende Europas.

Friedrich Barbarossa wandelte diesen Zustand. Sein Streben ging zunächst aus, wie schon dasjenige seines Oheims Conrad, auf die Theilung der großen Herzogthümer. Wie schon Conrad die Mark Brandenburg vom sächsischen Herzogthume gelöst, so constituirte Friedrich Oestreich als besonderes Herzogthum neben Baiern. Die Anfänge der Mächte Oestreich und Brandenburg (Preußen) datiren von damals.

Dann ging Friedrich weiter. Sein Unrecht und seine Gewalt gegen seinen Vetter Heinrich den Löwen war nicht blos eine Rache. Ja die Urkunde der Acht über Heinrich enthält unter ihren Anklagen gegen ihn nicht diejenige der verweigerten Lehnsfolge nach Italien. Das Verfahren war ein weiterer Act in der Ausführung des politischen Principes von Barbarossa. Er zerschlug das Stammesherzogthum

Sachsen durch die Entfesselung des Particularismus der kleinen Machthaber, geistlich und weltlich. Die anderen Stammesherzogthümer: Schwaben, Franken, Baiern folgten demselben Geschicke. Sie wurden zertrümmert.

Friedrich Barbarossa handelte so im vermeintlichen Interesse der Krone, weil es leichter sei über viele Kleine zu herrschen, als über wenige Große. Denn fortan wurden alle Mark- Land- und Pfalzgrafen, Bischöfe u. s. w. reichsunmittelbar. Sie erkannten nur noch den Kaiser über sich, nicht mehr den Herzog ihres Stammes.

Friedrich Barbarossa irrte sich. Er hat Deutschland zerstückt, und die Krone nicht gestärkt.

Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit,

singt von ihm das Lied. Die Worte sind wahrer, als vielleicht der Dichter selbst es glaubte. Denn nicht ein Mann des Unrechtes und der Gewalt wird sie uns wieder bringen.

Ich werde, bevor ich weiter fortschreite, eine ähnliche Anschauung der deutschen Entwickelung hier wiedergeben mit den Worten desjenigen deutschen Denkers, dessen Namen von Vielen genannt, dessen Streben für sein Vaterland von Wenigen gekannt wird. Es ist Leibniz.

„Der Sturz Heinrichs des Löwen, sagt Leibniz [1]), verwickelte fast das gesammte Reich mit in seinen Untergang. Wenigstens hat in Folge dieser Umkehrung Deutschland seine Gestalt verändert, und mit dem Zusammenbrechen der Macht der Stammesherzöge wurden die Sehnen der deutschen Kraft gelähmt. Denn einestheils die Errichtung neuer Herzogthümer, andererseits die Zerstückelung der alten, drückte das Ansehen derselben herab. Früher standen die Pfalzgrafen, die Landgrafen, die Markgrafen, die Grafen, die Städte, der Ritterstand, alle unter der Hoheit des Einen Stammesherzogs. Daheim ehrten sie ihn in ihren Versammlungen, die den heutigen Kreistagen ähnlich waren; nach außen führte er sie zum Kriege. Nun ward das anders. Sie alle gaben vor, nur dem Kaiser zu gehorchen. Aber der Kaiser (Friedrich II.) war fern, und sein Hader mit der Kirche

[1]) Leibniz ges. Werke herausgegeb. v. Pertz. Bd. IV. S. 233 u. f.

ließ ihm für Deutschland keine Zeit. Es gedieh dahin, daß nach dem Untergange des schwäbischen Hauses im langen Interregnum auch fast der kaiserliche Name erlosch. In einer solchen Zeit begann ein Jeder für sich selber zu herrschen, die Regalien an sich zu reißen, die Lehen des Reiches nach eigenem Belieben auszutheilen, Burgen zu erbauen &c. der Nachbar gegen den Nachbar. Daher entstanden Bündnisse und entbrannten innere Kriege, die Deutschland zerrissen, es führerlos hin und her warfen, es dem Raube preisgaben. Daher würde es ganz sicher den übrigen Nationen zum Gespötte geworden sein, es würde vielleicht gar wie die Ungarn den Barbaren dienen, wenn nicht Gott in Oestreich eine neue Macht erweckt hätte. Indem dieses Haus die Niederlande, Spanien, Böhmen durch Heirat, Ungarn, Neapel und Mailand durch die Waffen erwarb, hat Oestreich allein es vermocht, das wankende Geschick Europas aufrecht zu halten. Diesem Hause halte ich für gerecht es beizumessen, daß Deutschland noch steht vor unseren Augen, daß der Name des römischen Reiches deutscher Nation noch nicht untergegangen ist."

So Leibniz im Jahre 1690 zu seinem Landesherrn, dem nachherigen Kurfürsten Ernst August.

Das Haus Habsburg tritt auf mit Rudolf. Er ist der Typus desselben in der Stärke wie der Schwäche. Rudolf ist nicht eine genial schaffende Kraft, welche in sich neue ungeahnte Conceptionen faßt. Er ist der Mann der Pflichttreue in der Erfüllung seines Herrscherberufes. Diese seine Pflicht fordert von ihm, daß er das Herzogthum Oestreich, welches Ottokar vom Reiche zu lösen trachtet, wieder herzubringe. Seine Pflicht fordert von ihm, daß er das wieder gewonnene Herzogthum, welches er selbst nicht behalten darf, wieder verleihe. Er verleiht es mit Zustimmung aller Betheiligten, aller Fürsten des Reiches an seine Söhne. Rechtmäßiger als diese Herrschaft des Hauses Habsburg über Oestreich in Folge des Wiedergewinnes von Oestreich für Deutschland, ist niemals eine andere gegründet worden. So wenig aber wie ein Baum sich entfernen kann von seinen Wurzeln, so wenig kann eine Macht das Princip verlassen, durch welches sie zu Anfang geworden ist.

Zugleich jedoch sehen wir in Rudolf bei aller Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue, bei aller persönlichen Einfachheit, einen Mangel an

der Kraft der Initiative, eine gewisse Sorglosigkeit des Vertrauens. „Er war ein frommer und tapferer Herr, sagt eine gleichzeitige Chronik, und bei reichem Einkommen immer des Geldes höchst bedürftig.“ Auch darin haben dem Ahnherrn die Enkel entsprochen. Die Geschichte kennt, vielleicht mit Ausnahme des kraftvollen Kaisers Albrecht II., keinen Habsburger ohne Finanznoth. Sie weiß dagegen mehr als einmal von Gefahren zu erzählen, die über Oestreich gekommen sind durch allzu zähes Festhalten an dem Ueberkommenen, oder auch durch allzu ritterliches und edles Vertrauen in Personen oder Kräfte, welche dieses Vertrauens nicht würdig waren.

Rudolf und später auch sein Sohn Albrecht I. suchten das deutsche Königthum zu festigen durch die Herstellung des alten Rechtes. Es gelang ihnen nicht mehr. Beide fanden die hauptsächlichen Gegner ihres Strebens an den Erzbischöfen von Mainz. Das Haus Habsburg ward, weil das ererbte Pflichtgefühl desselben für das Allgemeine die Klippe war, an welcher die Particularinteressen der Kurfürsten scheiterten, für mehr als hundert Jahre dem deutschen Throne fern gehalten, und statt ihrer kamen die Wittelsbacher und Luxemburger. Die Habsburger hatten gestrebt die Krone zu festigen durch die Wiederbringung des alten Krongutes. Die Wittelsbacher und Luxemburger verwendeten, vergabten, verkauften das von den Habsburgern an das Reich Zurückgebrachte in ihrem Privatinteresse, bis nach hundert Jahren auch nichts mehr übrig war. Der letzte Luxemburger gab sein kaiserliches Einkommen vom Reiche an auf 10,000 Gulden jährlich, und mehr haben nach ihm die Habsburger nie davon gehabt.

Die Zersplitterung Deutschlands nahm überhand, um so mehr, da kein Fürstenhaus ein Recht der Primogenitur aufrecht hielt, sondern alle in vielfache Linien sich theilten. Das überwiegende Princip der Mehrzahl ist der Particularismus, und zwar in doppelter Beziehung: ein Jeder will möglichst wenig für das Allgemeine leisten, dagegen wachsen auf Kosten seines Nachbars. Aber dem Schatten entspricht eine Lichtseite. Eine unendliche Fülle mannigfaltiger Bildungen und wohl gegliederter Einzel-Gemeinwesen wächst empor, so zahlreich, so stattlich, wie bis auf unsere Zeiten herab kein anderes Land, keine andere Nation der Erde sie hervorgebracht hat. Nur die Bande der Gemeinsamkeit des Ganzen lockern sich mehr und mehr.

In solcher Zeit, wo nicht die Besorgnis vor einer Gefahr von außen diese Bande enger zog, war der Anspruch des deutschen Königs auf das römische Kaiserthum als das Symbol der idealen Herrschaft über den Erdkreis, eine der wichtigsten Klammern des in sich lockeren Reiches. Denn die anderen Nationen anerkannten das Recht der Deutschen, in dem von ihnen gewählten Könige zugleich der gesammten christlichen Welt ein Oberhaupt zu geben. Und zwar nicht blos der Würde nach. Nicht von ihrem Könige forderten die Theologen der Universität Paris die Initiative zur endlichen Beilegung des kirchlichen Schisma: sie verlangten sie vom römischen Kaiser Sigismund. Die Würde des Kaisers war eine Ehre der deutschen Nation, und der mystische Glanz dieser Krone strahlte zurück bis auf den letzten des Volkes. Darum war sie ein Band des Zusammenhalts der in sich völlig gesonderten Theile. Aber wo dieser Kaiser eine wirkliche Macht zum Schutze gegen die Hussiten entwickeln wollte, da waren die Deutschen säumig, nicht Einer, nicht Viele, sondern Alle.

Die Bande des Reiches lockern sich so lange, bis das Haus Habsburg dauernd die Zügel in die Hand nimmt.

Das Streben der Kaiser aus verschiedenen Häusern war hierhin und dahin gerichtet, sehr häufig rein particularistisch, um zu wachsen an eigener Hausmacht. Mit den Habsburgern beginnt wieder ein dauerndes Princip. Es ist Dasjenige der Erhaltung des noch Bestehenden, der Einigung der Gesammtheit, und zwar auf der Grundlage des geschichtlich Gewordenen. Albrecht II. tritt sofort mit dem Plane auf, den erst Maximilian I. verwirklicht: des ewigen Landfriedens, eines allgemeinen Reichsgerichtes, der Kreiseintheilung.

Es ist hergebracht, auf den Kaiser Friedrich III. schweren Tadel zu bringen wegen seiner Unthätigkeit. Und gewiß, es würde Unrecht sein, ihm ein Lob zuerkennen zu wollen, auf welches er keinen Anspruch hat. Aber nicht minder ist es Unrecht ihm allein, oder auch ihm nur hauptsächlich es beizumessen, daß so viele wichtige Angelegenheiten der Gesammtheit nicht erledigt wurden. Denn, wohin immer Friedrich III. sich wendete, welche Forderung im Interesse des Gemeinwohles er erhob, welches Recht immer man für seine Forderung ihm zuerkannte: sie prallte ab an dem Particularismus Aller, der

nur das nächste eigene Interesse ins Auge faßte. Man versprach und leistete dann das Versprochene nicht. Dagegen gebührt dem machtlosen Friedrich die Anerkennung, daß er immer seine Würde aufrecht hielt, daß er dem kaiserlichen Rechte und der kaiserlichen Ehre nichts vergab, daß er in tiefer, und man darf sagen, armseliger Noth, wo er, der erste weltliche Herr der Christenheit, um 6000 fl. willen in seiner Hofburg sich belagert sah, — daß er in solcher Zeit festhielt an dem Berufe seines Hauses, an der Mission von Oestreich. Sein Vorfahr, der Herzog Rudolf, hatte hundert Jahre vor ihm diese Mission in die inhaltsreichen Worte gefaßt: Austria est Imperii cor et clypeus. Es war nicht geschehen in rechtmäßiger Form. Die Urkunde, die man dem Kaiser Friedrich Barbarossa zuschob, war geradezu erdichtet, formell ein Falsum. Und doch hat sie materiell eine Wichtigkeit erlangt, wie nicht leicht eine zweite. Die anfangs erhobenen Zweifel waren allmälich verstummt. Friedrich III. und seine Zeit hegten einen solchen Zweifel nicht mehr. Er mit den Fürsten des Reiches bestätigte diese Urkunde der Privilegien von Oestreich. Er prägte durch jene kurzen Worte seinem Hause für immer die Richtschnur des politischen Handelns auf. Indem jeder seiner Nachfolger damit begann, dasselbe Princip officiell zu bestätigen, ward dasselbe die Formel, in welche sich das Verhältnis von Oesterreich zu Deutschland kleidete. Dies Verhältnis kann verdunkelt werden, kann momentan völlig zurücktreten: aber gelöst werden in seinem Wesen kann es nicht.

Die Beharrlichkeit Friedrichs III. in dem Festhalten an seinem kaiserlichen Rechte gegenüber dem Auseinanderstreben des Particularismus bei den Reichsständen hatte für Maximilian I. das Werk erleichtert. Indem Maximilian die neuen Institutionen gab und durchzuführen suchte, begann ein neues Deutschland. Es war nicht mehr möglich, die alte Form herzustellen, in welcher einst die Unterordnung der Besonderheit unter das Allgemeine ihren gerechtfertigten Ausdruck gefunden hatte, nämlich diejenige der geschlossenen Stammesherzogthümer. Aber die Kreiseintheilung suchte nach Möglichkeit diese geschichtlich berechtigte Individualität zur Grundlage zu nehmen. Und vor allen Dingen ward das Kammergericht eine Wohlthat der deutschen Nation, nicht blos an sich, sondern auch durch das

Beispiel desselben für die einzelnen Territorien. Es ward die Mutter vieler Töchter. Ein geordnetes Rechtswesen der deutschen Nation konnte erst von da an sich entwickeln.

Carl V. begann mit großen Entwürfen zur Herstellung der alten kaiserlichen Macht und Hoheit. Seine Anrede an die Fürsten und Stände des Reiches zu Worms im Jahre 1521 athmet das Vollbewußtsein seiner Würde, und der Kraft des jugendlichen Mannes. Daß Carl sich unter diesem Kaiserthume, das er herstellen wollte, eine Weltmonarchie gedacht habe, war die Anklage des französischen Königs Franz I. gegen ihn. Und doch lag es und liegt es ja klar vor Augen, daß in allen Kriegen der beiden Herrscher Franz der Angreifer, Carl der Vertheidiger war. Dies ist das allein schon entscheidende Kriterium des Strebens der Beiden. Das letzte und höchste Ziel des Kaisers Carl V. war, die gesammte Kraft des Westens zusammen zu fassen zur Vertheidigung gegen den anstürmenden Halbmond. Aber sein Ziel war in Deutschland oder irgend wo sonst so wenig die Unterdrückung eines fremden Rechtes, daß er auf dem Gipfel seiner Macht, vor wie nach dem Siege über die Schmalkaldner, in seinen vertrauten Briefen an seinen Bruder Ferdinand als das nächste Ziel seiner Wünsche für Deutschland hinstellt die Kräftigung der föderativen Bande. An eine Ausnützung seines Sieges für sein Privat- oder Hausinteresse auf Kosten des Reiches oder Anderer hat der Kaiser Carl V. nie gedacht.

Ueberhaupt sind die ungünstigen Urtheile über Carl V. zum großen Theile späteren Ursprunges. Wie man in Frankreich später allzu leicht die Anklagen für wahr annahm, welche die Könige Franz I. und Heinrich II. zur Beschönigung ihrer Angriffskriege gegen den Kaiser Carl hatten erheben lassen: so galt in Deutschland dem Particularismus das als wahr, wodurch die Empörer gegen ihn, im Bunde mit Frankreich, ihre wahre Absicht zu verhüllen gesucht hatten.

Die patriotischen Zeitgenossen dagegen fühlten warm für ihn und sein Streben. Ich nenne vor allen Anderen den deutschen Gelehrten Philipp Melanchthon, der, wie auch immer sonst man ihn beurtheilen möge, in dieser einen Beziehung der innigen Hingabe an sein Vaterland unantastbar ist. Es würde ungerecht gegen den Einen

oder den Anderen sein, diese Charakteristik Carls V. durch Melanchthon zu trennen oder zu kürzen. Und darum folge sie hier ganz.

Von Augsburg im Jahre 1530 heimgekehrt nach Wittenberg, meldet [1]) der deutsche Gelehrte einem Freunde von dort aus die Erlebnisse von Augsburg: „Wie der Dichter sagt:

— — a Jove principium,

so beginne ich mit dem Kaiser. Denn ich habe an diesem Reichstage nichts so Denkwürdiges kennen gelernt, als die Geschichte dieses Kaisers selbst. Ich zweifle nicht, daß auch bei Euch sein beständiges Glück ihm zur großen Bewunderung gereicht; aber weit ruhmwürdiger und ehrenvoller für ihn ist, daß er bei so großen Erfolgen und während alles ihm nach Wunsche geht, eine solche Mäßigung an den Tag legt, daß weder ein Wort noch eine That auch nur im geringsten als ungehörig bezeichnet werden dürfte. Nenne mir aus der Geschichte einen König, einen Kaiser, den die Erfolge nicht verändert hätten. Bei diesem allein hat die Gunst des Geschickes es nicht vermocht, auf seine Haltung nachtheilig einzuwirken. Keine Begierde, keine Andeutung von Hochmuth oder Grausamkeit tritt je an ihm hervor. Denn, damit ich von anderen Dingen schweige, in dieser Religionssache selbst, in welcher die Gegner mit wunderbaren Künsten ihn aufzureizen suchen, hat er uns bis jetzt freundlich angehört. Sein Privatleben ist voll von den ehrenhaftesten Beispielen der Enthaltsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, die einst bei den deutschen Fürsten so sehr strenge war, findet man jetzt nur noch in der Umgebung des Kaisers. Deshalb kann kein unehrenhafter Mensch sich in seine Vertraulichkeit einschleichen. Als Freunde sieht er um sich nur hervorragende Männer, die er mit eigenem Urtheile gemäß ihrer Tugend auswählt. Und wie einst der Kaiser Alexander sich nur an dem Umgange mit dem Juristen Ulpian erfreut haben soll: so höre ich, daß mit unserem Kaiser der Kanzler Mercurinus seit Lebenszeit der Vertrauteste sei. Diesen preisen Alle als einen vorzüglichen und weisen Mann gleich einem andern Ulpian. Aus diesem Umstande, daß ein Jeder, an

[1]) Corpus Reformatorum eddt. Bretschneider. T. II. p. 430.

dessen Umgange sich der Kaiser erfreuen soll, so beschaffen sein muß, kannst Du Dir ein Urtheil bilden über seine eigenen Neigungen und seinen Charakter. So oft ich darum den Kaiser erblickte, schien es mir, als sähe ich einen jener alten berühmten Helden und Halbgötter, welche die Sage je dann und wann unter den Menschen weilen läßt. Was Horaz von Augustus schreibt:

Hoc nihil majus meliusve terris
Fata donavere, bonique Divi,
Nec dabunt, quamvis redeant in aurum
Tempora priscum;

das würde, bei aller Anerkennung der Verdienste des Kaisers Augustus, viel besser auf Carl V. passen. Mir gereicht diese meine Erinnerung an den Kaiser zur Freude: möge auch Dir meine Schilderung angenehm sein! Wen auch würde ein solcher Einklang der schönsten Tugenden, vor allen Dingen in einem solchen Fürsten, nicht entzücken?" —

So Philipp Melanchthon über den Kaiser Carl V. Es ist hervorzuheben, daß Melanchthon diesem Urtheile von 1530 in den Grundzügen stets getreu geblieben ist. Er hat zu verschiedenen Zeiten seines Lebens seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Kaiser Carl V. niemals abweichen werde von der Milde und Gerechtigkeit des Hauses Habsburg. Als ihm endlich die Nachricht zukam, daß der Kaiser „seliglich entschlafen sei, im Kloster, darin er Ruhe halber entwichen und fast zwei Jahre mit Beten und Lesen zugebracht hat," — zeichnet Melanchthon in kurzen Zügen das ganze Walten des Kaisers. Und dann faßt er sein Gesammturtheil in folgende Worte [1]): „Es sind viel herrlicher großer Tugenden in dem Kaiser Carl gewesen. Denn für sich selbst war er ein eingezogener mäßiger Herr. In seinem Regimente aber sind viele Anzeichen einer hohen großen Weisheit, und daß er in der Regierung Gerechtigkeit und Gelindigkeit lieb gehabt und gebraucht, weist seine ganze Historie aus, als daß er so viele gefangenen Fürsten hat wieder losgelassen, nämlich Franz König in Frankreich, den Papst Clemens, den Herzog Johann Friedrich Kurfürsten in Sachsen, und Philipp Landgrafen in Hessen."

[1]) Corpus Reformatorum IX. 708.

Wir Deutsche haben diese Worte eines deutschen Patrioten, der nach der Lage der Umstände nicht einer Parteilichkeit zu Gunsten des Kaisers Carl V. und des Hauses Habsburg geziehen werden kann, zur Grundlage auch unserer geschichtlichen Anschauung zu nehmen. Eben deshalb kann die französische Meinung, welche dem Kaiser Carl den Vorwurf macht, daß er auf Kosten des Reiches das Interesse des eigenen Hauses gesucht habe, mit der Wahrheit nicht bestehen. Carl V. hatte die deutschen Erbländer seinem Bruder Ferdinand abgegeben. Er hatte vom Reiche ein Einkommen zum Betrage von 10,000 Gulden. Dennoch hat er mehr als einmal die Interessen des Reiches gegen Frankreich vertheidigt ohne Beihülfe vom Reiche, auf Kosten seiner Erblande. Als der deutsche Kurfürst Moritz die Stadt Metz an Frankreich verrathen hatte, und der Kaiser sie wieder zu gewinnen suchte, bezahlte er sein Heer mit spanischem Gelde. Mehr als einmal unterhielt er das Reichskammergericht auf seine Kosten.

Wie wenig überhaupt der französische Vorwurf gerechtfertigt war, daß das Haus Habsburg seine Erbmacht in Deutschland zu vergrößern strebe, beweist einfach die Thatsache, daß der Länderbesitz des Hauses Habsburg in Deutschland seit Ferdinand I. sich nicht vermehrt, sondern verringert hat.

Der Kaiser Carl V. fand gegenüber seinem Streben, welches die engere Einigung von Deutschland auf föderativer Grundlage bezweckte, nicht blos einen passiven Particularismus, sondern einen activen, einen aggressiven.

Wir betrachten die Bewegung der Reformation nicht vom Dogma aus. Das neue Dogma war in seinen Hauptträgern, sowohl in Martin Luther wie in Philipp Melanchthon, vereinbar mit der Pietät für Kaiser und Reich. Aber nicht das neue Dogma gründete eine neue Kirchenform. Eine solche ward erst möglich durch das Hinzutreten der weltlichen Macht. Es bildete sich das Territorialkirchenthum. Die thatsächliche Grundlage desselben ist der Spruch des cujus regio, ejus religio. Es gelang den Führern der Actionspartei, die Anerkennung dieses Spruches, nach welchem sie von Anfang an verfahren, durch das offene Bündnis mit dem Könige von Frankreich, durch das schweigende mit den Türken, im Passauer Vertrage und im Religionsfrieden von Augsburg auch reichsrechtlich zu erzwingen.

Gemäß diesem Principe mußten fortan die Bewohner der einzelnen deutschen Territorien, je nach dem Willen ihrer Häupter, entweder dem neuen Kirchenthume zutreten, oder bei dem alten verbleiben. Einen Fortschritt der individuellen Freiheit des einzelnen Menschen hat in diesem Principe noch Niemand gesucht. Und eben so wenig haben die Verfechter dieses Principes, voran der Landgraf Philipp von Hessen, der Kurfürst Moritz von Sachsen, bei kundigen und patriotischen Zeitgenossen eine Billigung des Verfahrens gefunden, durch welches sie dem Oberhaupte, welches die Gesammtheit und in der Gesammtheit wieder das Individuum vertrat, die Anerkennung dieses Principes des Particularismus abzuzwingen suchten. Namentlich hat Melanchthon seinen Schmerz über sie in die herbsten Klagen ergossen.[1]) In der That, dem Kaiser selbst gegenüber stehen sie da als Verräther des Vaterlandes.

Der Erfolg war mit ihnen, nicht durch sie und ihre eigene Kraft allein, sondern eben so sehr oder mehr noch durch das Zuthun der von außen wirkenden Mächte. Indessen man darf trotzdem nicht sagen, daß unter Carl V. die Bande des Reiches lockerer geworden seien, als sie es vorher waren. Immerhin war durch die Anerkennung des Principes des cujus regio, ejus religio die Territorialhoheit mächtig gefördert. Aber es war ein Zugeständnis des Kaisers und des Reiches nicht an einen, sondern an viele: an alle Fürsten und Stände. In vielfacher Beziehung dagegen waren die politischen Bande des Reiches fester geworden. Um sich dies klar zu machen, muß man mit der Zeit Carls V. diejenige seines Urgroßvaters Friedrich III., oder gar diejenige der letzten Luxemburger vergleichen. Zwar der Plan der allgemeinen Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, ein Plan, den Carl V. wegen des Widerstrebens der Städte nicht einmal nachdrücklich unterstützt hatte, war mislungen. Aber doch hatte man endlich einmal für eine allgemeine Reichshülfe eine Norm gefunden; und der Name dieser Norm, dieser Reichsmatrikel selbst, ist wichtig. Vor der Anerkennung der Bedeutung, welche die römische

---

[1]) In Betreff des Landgrafen ist die Fülle derselben im Corpus Reformatorum überreich. In Betreff des Kurfürsten Moritz vgl. man den einen Abmahnungsbrief vom Jahre 1552 im Corp. Ref. VII. 903.

Kaiserkrone dem Oberhaupte der Nation verlieh, beugte sich auch der starrste Particularismus. Die Verpflichtung zum Römerzuge ward von Keinem verneint, und darum überhaupt nur diejenige Pflicht für die Gesammtheit, welche auftrat unter dieser Form. Darum ward die Matrikel des Römerzuges unter dem Kaiser Carl V. diejenige Form, unter welcher fortan bis zum Ende das Reich sich bewaffnet, und überhaupt gemeinsame Leistungen auf sich genommen hat, selbst auch dann noch, als dasjenge, was im Jahre 1521 den damaligen Zuständen angemessen schien, unter veränderten Verhältnissen längst veraltet war.

Und nicht minder wichtig, oder noch viel wichtiger war das wachsende Ansehen des Reichsgerichtes. Es war der Bewilligung von Maximilian gemäß nicht ein kaiserliches, sondern ein reichsständisches; aber es war in den ersten Jahrzehnten mehr als einmal in Gefahr wieder unterzugehen, wenn nicht Maximilian und dann Carl V., deren Einkommen aus dem Reiche 10,000 Gulden betrug, es auf ihre eigenen Kosten aufrecht erhalten hätten.

An solchen Dingen empfand man, daß das Kaiserthum nicht blos mehr ein Schatten, nicht blos mehr ein Name sei. Denn eben dies Empfinden hatte ja beigetragen, den Particularismus zur Aggression zu stacheln, die chronische Krankheit in eine acute zu wandeln.

Aber das Princip des activen Particularismus hatte sich nicht concentrirt in ein deutsches Territorium, in ein einzelnes Fürstenhaus. Der kirchliche Dualismus war da. Aber er hatte nicht unmittelbar, nicht nothwendig einen politischen Dualismus zur Folge. Das jüngere Kurhaus Sachsen war zuletzt der hauptsächliche Träger des aggressiven Principes gewesen. Aber nachdem die neue Ordnung im Reiche gesetzlich festgestellt war, ließ August, der Bruder und Nachfolger von Moritz, ab von dem aggressiven Principe. Die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses begründete bei ihm nicht mehr einen politischen Gegensatz gegen das Oberhaupt des Reiches.

Indessen es trat ein anderes wichtiges Verhältnis hinzu. In soweit die kirchlich-politische Frage sich auf jedes einzelne Territorium in sich beschränkte, war sie durch den Religionsfrieden von Augsburg, durch die Dahingabe des Kirchenthumes an die weltliche Gewalt

innerhalb des einzelnen Territoriums erledigt, wenigstens im Principe. Dieß war indessen nur die eine Seite der Sache. Es bestand eine lange Reihe Territorien unter geistlicher Herrschaft. Die Consequenz der Ideen der Reformation legte aller geistlichen Herrschaft die Axt an die Wurzel. Diese Frage war durch den Religionsfrieden von Augsburg nicht gelöst, sondern vertagt. Die folgenden Versuche der Lösung dieser Frage gehören zu den wichtigsten Factoren der Geschichte der nächsten Zeit.

Es ist den geistlichen Fürsten und Corporationen in all dieser Zeit viel Unrecht geschehen. Aber gehen wir weiter zurück: so war dies Unrecht gegen sie vorbereitet durch das Unrecht, welches einst ihre Vorfahren begangen, als sie im Eifer des Particularismus an der Sprengung der Stammes-Herzogthümer, an der Sprengung der durch Natur und Geschichte berechtigten Form der Besonderheit in der Gesammtheit, allzuwilligen Antheil genommen hatten. Wie die Kirche selbst, nachdem sie kein Maß gehalten in der Ausdehnung ihrer Herrschaft über die Rechtszustände des weltlichen Lebens, nun den Rückschlag erfuhr, daß sie die kirchlichen Zustände großer Territorien und Länder abtreten mußte an die weltliche Gewalt: so mußte in dem Kundigen schon damals, nach den ersten Erfolgen der Principien der Reformation, die Ahnung aufsteigen, daß früher oder später die reichsunmittelbare weltliche Herrschaft geistlicher Fürsten in Deutschland gegen den Ansturm der neuen Ideen sich nicht behaupten könne.

Darin liegt politisch die schwache Seite der Aufgabe, die dem Oberhaupte, die dem Hause Habsburg zufiel. Es war die Pflicht desselben, das positive Recht zu schützen. In der Erfüllung dieser Pflicht lag eine ungeheure moralische Kraft, nicht immer eine politische. Die Partei der Aggressive hatte sehr häufig diese für sich, sehr selten jene.

Nachdem die neue kirchlich-weltliche Territorialgewalt in der Form des deutschen Lutherthums durch den Augsburger Religionsfrieden einen Abschluß erreicht, verzichtete sie auf die Aggressive. Darum freilich ruhte diese nicht. Sie ward aufgenommen von derjenigen Richtung, welche radicaler als das Lutherthum die bisher bestehenden Formen zu zersetzen suchte, nicht blos in der Kirche, sondern

auch auf dem Gebiete der weltlichen Macht, also des Reiches. Diese Richtung ist der Calvinismus.

Es kann dabei nicht genug wiederholt werden, daß auf deutschem Boden nicht die Individuen, welche einer solchen Richtung angehören, irgend eine maßgebende Bedeutung haben, sondern lediglich die Fürstenhäuser, deren Wille für ihr Land über eine solche Richtung entscheidet. Es lag in Deutschland nicht an der Beschaffenheit des Bodens, des Klima's oder ähnlicher Dinge, ob z. B. Sachsen lutherisch wurde, sondern es lag an dem Machtspruche des cujus regio, ejus religio. Es lag nicht an dem Willen der Pfälzer, ob sie lutherisch oder calvinisch waren, sondern an dem Willen ihrer Kurfürsten. Und eben dasselbe gilt für alle deutsche Territorien. Man darf darin nicht Süd- und Norddeutschland einander gegenüber stellen. Der Alt-Würtemberger ist ein guter Lutheraner, der Westphale ein guter Katholik, nicht weil sie selbst oder ihre Vorfahren das so wollen oder gewollt haben, sondern kraft des Spruches cujus regio, ejus religio im sechzehnten Jahrhundert. Aber kehren wir zurück zu der Kurpfalz.

Die calvinische Richtung, das Streben der Negation der bestehenden Rechtsformen in Kirche und Reich, ward bei diesen Kurfürsten dadurch verstärkt, daß diese Formen für sie nicht anwendbar waren. Der Religionsfriede von Augsburg sprach von den Reichsständen der alten Religion, und von denen der Confession von Augsburg: den Calvinismus schloß er aus. Um für sich dasselbe oder mehr zu erlangen, als das, was die lutherischen Fürsten bereits hatten, schlugen die Pfälzer Kurfürsten denselben Weg ein, den früher der Sachse Moritz gewandelt war, denjenigen der Aggressive, und zwar wiederum mit ausländischer Hülfe.

Mit freudiger Gier lauschten damals der Pfälzer Kurfürst und der Landgraf von Hessen-Cassel dem französischen Könige, der seine Plane auf die Zerstückelung des deutschen Reiches und der deutschen Nation in die wohlklingenden Phrasen einer christlichen Republik des ewigen Friedens hüllte, und von der großen Beute diesen seinen Freunden und Dienern einige Stücke abzutreten versprach. Die Voraussetzung dieses Planes war die Vernichtung von Oestreich, oder als Vorstufe dazu das Hinausdrängen von Oestreich aus Deutschland.

Das Mordmesser Ravaillac's zerschnitt diese Plane. Die Partei indessen, nicht wie man häufig sagt, der Protestanten, sondern einiger calvinischen Fürsten in Deutschland, blieb dieselbe, und ihr Ehrgeiz schwoll um so höher, je weniger die Führer in sich eine Besonnenheit oder moralische Kräfte zur Zügelung der Gier verspürten. In dem Kurpfälzer erwuchs der Plan, unter dem Vorgeben der Religion die Formen des Reiches zu vernichten, die noch vorhandenen geistigen Fürstenthümer an sich und seine Freunde auszutheilen, den Kaiser, den dieser selbe Kurfürst eben mit gewählt, dem er eben noch Treue und Lehenseid geschworen, entweder ganz zu verdrängen, oder sich ihm als Führer der protestantischen Macht im Reiche gegenüber zu stellen. Friedrich V. von der Pfalz begann den großen deutschen Krieg.

Die Plane des calvinischen Kurpfälzers stießen auf entschiedenen Widerstand, nicht blos der katholischen Partei im Reiche, sondern auch der lutherischen. Es ist nicht blos der Kurfürst von Sachsen mit seinem Hofprediger. Die Reden der lutherischen Theologen zu Wittenberg athmen glühenden Eifer, glühender als diejenigen der katholischen zu Wien. Und eben so denkt das gesammte Volk. Der Tag, wo die Kunde vom Siege am Weißen-Berge von Prag in Berlin eintrifft, ist dort ein Tag des Jubels und der Freude. Friedrich V. ward auf seiner Flucht bei dem kurfürstlichen Schwager von Brandenburg nicht mit Ehren empfangen und gehalten: Die Volksstimmung von Berlin hätte dem calvinischen Bettelkönige[1]) auch noch wohl ein Härteres zugedacht.

Dasselbe zeigt sich aller Orten. Der deutsche Bürger, der Landmann läßt sich durch das Vorgeben der Religion noch nicht blenden, nicht einmal die calvinischen Pfälzer selbst. Viel weniger denn die Lutheraner. Das Bekenntnis derselben ist mit der Treue gegen den Kaiser, für welchen sie allsonntäglich in der Kirche beten, wohl vereinbar.

Die Bemühungen des Kurpfälzers dauern auch noch fernerhin. Dennoch liegt das Ergebnis offen zu Tage. Der Plan einer politischen Spaltung des Reiches unter dem Vorwande der Religion

[1]) Cosmar: Schwarzenberg S. 399.

und mit Hülfe des Auslandes ist für den Kurpfälzer völlig fehl geschlagen.

Der Plan wird mit energischer Tüchtigkeit und Entschiedenheit wieder aufgenommen von dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Und zwar liegen auch die Umstände für ihn ungleich günstiger.

Der Kaiser Ferdinand hatte sich vertheidigt, sein Recht und das Reich. So ungünstig auch anfangs für ihn die Lage der Dinge erschien, er hatte ausgehalten mit der zähen Kraft, mit der ererbten Festigkeit seines Hauses im Unglücke. Und dann war ihm die Sonne des Glückes wieder aufgegangen. Er war siegreich. War es sein Plan, seine Absicht, auf Kosten der deutschen Fürsten hinauszuschreiten über das kaiserliche Recht wie er es überkommen? — So hat man es oft versichert und hervorgehoben, daß die Gunst der Umstände für diese Plane gesprochen, ja daß sie dazu hätte einladen müssen.

Allein es ist nicht die Weise der Habsburger, etwas an sich zu nehmen auf fremde Kosten. Ferdinand II. eben so wenig wie irgend ein Anderer seines Hauses hat in Deutschland etwas sich angeeignet durch das Schwert. Er wollte es auch nicht. Es liegen seine eigenhändigen Briefe[1]) vor, durch welche er dem Feldherrn Wallenstein, dem die Ausführung solcher Plane zugefallen wäre, kund thut, daß jeder Gedanke an eine unrechtmäßige Erweiterung seiner Gewalt über die deutschen Fürsten ihm fern sei. Ferdinand II. wollte die Anspannung der föderativen Bande des Reiches.

Aber der Kaiser Ferdinand II. beging zwei folgenschwere Fehler. Der eine war sein unmäßiges Vertrauen in den Söldnerfürsten Wallenstein, der niemals ein anderes Ziel verfolgte als die Befriedigung seiner eigenen Habgier und Herrschsucht, der in diesem Streben dem Kaiser die Herzen der Deutschen entfremdete.

Der andere Fehler war der Erlaß des Restitutions-Edictes, die Rückforderung von so und so viel Bisthümern und Abteien. Die Forderung war begründet im positiven Rechte des Religionsfriedens von Augsburg. Sie war mithin oder schien dem conservativen Geiste entsprechend. Aber sie war politisch nicht klug und darum ungerechtfertigt, weil sie im Widerspruche stand mit der Entwickelung

[1]) Hurter: zur Geschichte Wallenstein's S. 259.

der menschlichen Dinge, mit dem thatsächlich gewordenen Zustande, dem in den Augen Vieler die lange Dauer bereits ein Recht oder doch den Schein desselben verliehen hatte. Darum ist es sehr wohl möglich und wahrscheinlich, daß der Cardinal Richelieu mit wohl berechneter Arglist, um den Unfrieden in Deutschland zu nähren, die deutschen Prälaten aufgereizt hatte, die Forderung des Erlasses eines solchen Edictes bei dem Kaiser zu erheben.

Denn dies war ein drittes Moment, welches dem Schwedenkönige für seinen Eroberungskrieg gegen Deutschland zu Hülfe kam: die Gesinnung des damaligen Leiters der französischen Politik.

Man darf nicht sagen: die Gesinnung Frankreichs. Denn wenige Jahre zuvor, als noch der Cardinal Richelieu nicht die Zügel erfaßt, hatten die Umsturzplane des Kurpfälzers Friedrich von Frankreich her entschiedene Misbilligung gefunden. In Frankreich pflegen von jeher in Bezug auf Oestreich und Deutschland zwei Richtungen mit einander zu ringen: die eine diejenige der Freundschaft, des Friedens, des Rechtes; die andere der Feindschaft, des Unfriedens, des Unrechtes. Diese andere hat dort in der Regel die Oberhand gewonnen, und zwar zu nicht geringem Theile durch den Irrthum, den die eine Generation in Frankreich der anderen überlieferte, nämlich daß Oestreich eine aggressive Macht sei oder werden könne, daß es darum im Interesse der politischen Macht Frankreichs liege, die zersetzenden Kräfte in Deutschland gegen Oestreich zu heben und zu kräftigen. Theils aus diesem Irrthume, theils aus der Neigung sich auf Kosten von Deutschland zu bereichern, hat die Mehrzahl der französischen Könige und Staatsmänner seit dreihundert Jahren die Macht von Frankreich gegen Deutschland in einer Weise angewendet, die der deutsche wie der französische Patriot in gleicher Weise beklagen muß. Diese für beide Nationen verderbliche Richtung war in der Person des Cardinals Richelieu zur Herrschaft gekommen. Sie bemühte sich, den Schwedenkönig gegen das so schon aus tausend Wunden blutende Deutschland zu hetzen.

Katholische und protestantische Reichsstände in Deutschland waren in Gährung, jene mehr gegen Wallenstein, diese mehr gegen das Restitutions-Edict. Dazu trat im Nothfalle die Aussicht auf den französischen Sold, eben so wie einst bei Moritz von Sachsen.

Das alles kommt dem Schwedenkönige Gustav Adolf zu statten, und mehr noch als das, die Ueberlegenheit seines Verstandes, die völlige Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel, in Gewalt und List, in Lug und Trug. Dennoch hat Gustav Adolf mit seiner Predigt des Religionskrieges für die ersten fünf Vierteljahre, die er auf deutschem Boden verbringt, unverkennbar keinen nennenswerthen Erfolg. Daheim hatten ihm seine Räthe gesagt: es sei Unrecht, einen wohl geordneten Staat zerstören zu wollen. Als er in Elfsnabben die segelfertige Flotte betritt, schicken der Pommernherzog Bogislav und seine Stände an ihn Gesandte mit der flehenden Bitte: der König möge sie mit seiner Befreiung verschonen.[1]) In derselben Weise geht es auch fernerhin. Wie Niemand den Schwedenkönig gerufen hat, so auch heißt ihn Niemand willkommen. Weder die Pommern, noch die Brandenburger, noch die Mecklenburger thun freiwillig etwas für ihn. Er sieht sich gezwungen, das Angebot des Soldes von Cardinal Richelieu anzunehmen. Dabei predigt er selbst persönlich auf deutschem protestantischem Boden den Religionskrieg, und läßt für Frankreich ein Buch schreiben, welches beweisen soll: die Behauptung, daß er einen Religionskrieg führe, sei eine öſtreichische Lüge wider ihn.[2]) Aber es hilft alles nicht. Noch im Juli 1631 schreibt er klagend heim, daß sein Kriegsvolk bisher sich nähre nur vom unleidlichen Rauben und Plündern.[3])

Erst die Schlacht von Breitenfeld ist der Wendepunkt. Sie gibt dem Rufe des Religionskrieges diejenige Art von Berechtigung, welche der Erfolg verleiht. Und nun erst bringt die Beredtsamkeit des Königs, verbunden mit dem noch viel beredteren stummen Fingerzeige auf seine Kanonen, auch aus den Kehlen der Deutschen, über welche er kommt, den Ruf hervor: es gelte die Religion.

Das Ziel des Schwedenkönigs hat er selbst auf deutschem Boden am klarsten dargelegt in seinen Reden an die Patricier von

---

[1]) Chemnitz: schwed. Krieg I. S. 55.

[2]) Le soldat suédois, à Genève 1633. T. I. im Eingange, und dann öfter wiederholt. Ueber den Verfasser Spanheim und den Auftrag des Königs G. A. an ihn vgl. Bayle: dict. hist. et phil. sub voce Spanheim.

[3]) Geijer: Geschichte Schwedens III. S. 144.

Nürnberg. [1]) Dies Ziel hatte sich ihm nicht erst aus den Erfolgen seiner Waffen entwickelt. Er hatte es mit fester Klarheit, mit einer Sachkunde des deutschen Particularismus, die sich später in Deutschland bei jedem Schritte bewährt, längst zuvor in Stockholm sich ausgedacht. „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein evangelisches Haupt; das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. [2]) Das wesentliche Mittel dazu ist gegeben in der allgemeinen Leitung des Krieges, in der militärischen Führung; denn wer diese hat, der hat, wenn er anders die Gelegenheit recht gebraucht, Alles."

Die Kugeln auf dem Schlachtfelde zu Lützen machten damals diesem Plane einer schwedisch-deutschen Militär-Monarchie ein Ende. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß dem Cardinale Richelieu zuweilen doch gebangt haben mag, ob er nicht durch den Sold, den er dem Schweden gezahlt, auf französische Kosten beitrage zu der Errichtung einer Militär-Monarchie, die dem Wesen nach aggressiv sein und darum für Frankreich selbst ganz andere Gefahren bereiten würde, als das stets defensive Oestreich je gethan. Auch war die Partei des Rechtes und des Friedens in Frankreich nicht stumm. Aus der vollen Kunde der wirklichen Sachlage zeichnete der Bischof Jansenius mit zwingender Logik, mit scharf beredten Worten die Unnatur und die Ungerechtigkeit eines solchen Bündnisses, und verlangte den Frieden und die Freundschaft mit dem conservativen Oestreich. [2])

Die Stimme des französischen Patrioten verhallte. Das Bestreben Richelieus behielt die Oberhand. Es war dasjenige der Erhöhung der Macht von Frankreich und Schweden auf Kosten von Deutschland. Das Mittel dazu war Krieg gegen Oestreich; denn bei dem Particularismus fast aller Anderen, der mit der langen Dauer des Krieges nicht sich minderte, sondern steigerte, war Deutschland nur noch vorhanden im Heerlager Oestreichs. Nur die Vernichtung von Oestreich hätte die völlige Theilung von Deutschland ermöglichen

[1]) Söltl: Religionskrieg Bd. III. S. 275.

[2]) Der volle Titel dieser sehr merkwürdigen, nur leider in späterer Zeit zu wenig beachteten Schrift ist: Alexandri Patricii Armacani, Theologi, Mars Gallicus seu de justitia armorum et foederum regis Galliae libri duo, a. 1636.

können. Im Jahre 1640 sprach Hippolithus a Lapide im Dienste Richelieu's und Oxenstjerna's dies Ziel mit klaren Worten [1]) aus: „Das Mittel Deutschland herzustellen und zu befestigen, ist die Ausrottung des Hauses Oestreich." Der Euphemisnus, daß Hippolithus a Lapide statt des Wortes: theilen, sich der anderen: herstellen und befestigen bedient, entspricht dem in solchen Fällen heute wie damals üblichen Verfahren.

Der Plan indessen der politischen Spaltung des deutschen Reiches durch den Ruf des Religionskrieges und mit ausländischer Hilfe, war mit dem Tode des Königs Gustav Adolf als gescheitert zu betrachten. Er ruhte fortan, bis eine gleich geschickte, dem Schweden ebenbürtige Hand ihn wieder aufnahm.

Es handelte sich für Richelieu und Oxenstjerna nur noch darum, mit dem Gelde, das man in Deutschland erpreßte, deutsche Söldner zu werben, und für deutsches Blut so viele Theile von Deutschland abzureißen, wie immer möglich war, zugleich aber auch die Verfassung des Reiches so abzuändern, daß sie für die Plane neuer Erwerbungen künftighin den Boden vorbereitet fanden.

In diesem Sinne ward der Friede gemacht. Er bezweckte, in wohl berechneter Abschätzung des Werthes derjenigen Bundesgenossenschaft, welche den beiden Kronen aus der Entfesselung des deutschen Particularismus erwuchs, möglichste Lähmung der einigenden Bande des Reiches, möglichste Schwächung der kaiserlichen Gewalt, möglichste Annäherung der Landesfürsten zur völligen Souveränität. Darum wollten die Franzosen und Schweden nicht Frieden schließen ohne die Anwesenheit von Abgeordneten der deutschen Fürsten. Sie setzten es durch. Diese wurden mitberufen. Sie haderten unter einander, jeder für sein Interesse, alle bereit zum Nehmen, keiner zum Geben. Unter dem niederen Gewühl der Gesandten, die damals in Münster und Osnabrück handelten und feilschten, bestachen und sich bestechen ließen, ragt neben wenigen Gleichgesinnten nur eine Gestalt besonders hervor, der Graf Trautmannstorf, seinem Kaiser gleich an Gesinnung, an Kraft des Charakters jedoch und zugleich an Gewandtheit der Führung Allen überlegen. Aber den Particularismus empor zu

*) De ratione Status in Imperio nostro Pars III. cp. 2.

raffen, die Vielen zusammen zu binden zu einer Gemeinschaft, gelang auch ihm nicht, weder bei den katholischen Reichsständen, noch den protestantischen. Denn nur diese Färbung war verschieden, der Grundtypus beider Parteien war derselbe. Auf diesen Grundtypus, der in jedem einzelnen Falle das eigene Particularinteresse höher stellte als das allgemeine des Reiches, rechneten die arglistigen Fremden.

Man sprach den Fürsten das Recht zu, Bündnisse zu schließen nach eigenem Gefallen, nur mit dem dehnbaren Zusatze: nicht gegen Kaiser und Reich, und nicht gegen den Eid, mit welchem sie dem Kaiser verpflichtet seien. Die Befugnisse des Kaisers wurden so weit eingeschränkt, daß von einer eigentlichen Reichsregierung ferner nicht mehr die Rede sein konnte. Die innere Regierung kam gänzlich an die Inhaber der Territorien. Frankreich und Schweden durften hoffen und erwarten, daß die deutschen Fürsten nicht still stehen würden auf dieser ihnen eröffneten Bahn. Sie durften erwarten, daß bei jeder neuen Wahl dem Reichsoberhaupte neue Bedingungen vorgeschrieben würden, Bedingungen, welche diese Fürsten freier machten nach oben und nach unten. Denn das eine Verhältnis stand zu dem anderen in Wechselwirkung. Der Kaiser war der natürliche Schutzherr der Landstände gegen etwaige Uebergriffe der fürstlichen Gewalt. Wenn die letztere sich lösen wollte von dem Kaiser: so mußte sie auch die Landstände erdrücken. Dies war nicht mehr so schwer. In der langen Nacht des dreißigjährigen Söldnerkrieges war die Kraft des selbständigen Lebens verkümmert.

Dennoch hat weder der Friede unmittelbar selbst, noch die Zustände, die aus diesem neuen Grundgesetze des Reiches hervorgingen, einen Dualismus desselben herbeigeführt. Der kirchliche Gegensatz an sich des Katholicismus, des Lutherthums, des Calvinismus, welcher letztere in dem Frieden mit anerkannt wurde, trug mächtig bei das Reich zu lähmen, aber nicht es zu zerreißen. Das furchtbare sogenannte Reformationsrecht, das Recht des cujus regio, ejus religio, war nicht im Principe verneint, aber durch die Festsetzung des Normaljahres 1624 in der Ausübung so beschränkt, daß es nicht wieder den Vorwand zu dauernden Erschütterungen, etwa durch eigenmächtige Säcularisation der Inhaber der noch übrigen geistlichen Fürstenthümer, hergeben konnte. Freilich bildete sich im Reiche ein evange-

lischer Körper mit bestimmten Befugnissen. Kursachsen stand an der Spitze. Man haderte über wichtige Angelegenheiten, und vielleicht noch mehr über unwichtige. Aber diese Zänkereien — denn einen würdigeren Namen verdienen sie nicht — beschränkten sich auf Fürsten und Stände unter einander: sie waren nicht gerichtet gegen das Kaiserhaus. Keineswegs waren die katholischen Kurfürsten und Stände dem Kaiser immer treuer ergeben als die protestantischen. Nach dem Tode Ferdinands III. forderten nicht die katholischen Kurfürsten, sondern Brandenburg und Sachsen die Wahl Leopolds; jene Anderen neigten sich dem französischen Einfluße zu. Brandenburg und Sachsen gewannen die Oberhand, und das Haus Habsburg blieb im Besitze der Kaiserkrone. Wir sehen kurz nachher fünf katholische Fürsten, unter ihnen vier geistliche, die Pflicht übernehmen mit gewaffneter Hand herbei zu eilen, um den lutherischen Schwedenkönig im Besitze der säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden zu schützen.[1]) Diese Bündnisse wechseln. Sie richten sich hierhin, dorthin. Aber wir sehen, daß die kirchliche Verschiedenheit auch damals nicht einen bleibenden politischen Dualismus im Reiche hervorrief.

Ja es kommt sogar dahin, daß zu den Zeiten des Kaisers Leopold I. der Particularismus bei den katholischen Kurfürsten, selbst bei den geistlichen des Rheines durchweg reger ist, als bei den protestantischen, mit Ausnahme des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der unter allen Umständen nur seinem Privatinteresse folgt. Aber der Particularismus der geistlichen Kurfürsten steigert sich mehr als einmal zur Offensive gegen Kaiser und Reich und zwar deshalb, weil Ludwig XIV. auch ihnen das Trugbild des Religionskrieges vormalt, weil er ihnen vorspiegelt, das Haus Habsburg habe von Carl V. an immer geliebäugelt mit den protestantischen Fürsten.[2]) So thue auch Leopold I. In Wahrheit hatte Leopold keine festere Stütze im Reiche als den protestantischen Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Eben darum, eben wegen dieses Eifers, dieser Thätigkeit des Welfen für die Gesammt-

---

[1]) Londorp: Acta publica VIII. p. 417 sqq.

[2]) In dem französischen Kriegsmanifeste von 1688. Leibniz erörtert diese franz. Behauptung in: Werke herausgegeb. v. O. K. Bd. V. S. 603.

heit, gab der Kaiser Leopold ihm die Würde zurück, die ein halbes Jahrtausend zuvor ungerechter Weise seinem Hause entrissen war. Gegen den Rath und Willen der geistlichen Kurfürsten forderte Leopold, daß sie den Welfen aufnehmen sollten in ihr Collegium.

Der Zustand der Dinge in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist nicht erfreulich. Aber er ist derselbe überall. Er ist in der Mark Brandenburg noch nicht wesentlich anders als in Schwaben und am Rheine. Eine Spaltung, ein politischer Dualismus ist nicht vorhanden. Keiner der Reichsfürsten ist so mächtig, daß auch nur der Gedanke in ihm aufsteigen könnte, sich neben das Kaiserhaus stellen zu wollen. Demnach ist noch die Möglichkeit und selbst die Aussicht einer engeren Einigung auf föderativer Grundlage vorhanden.

Denn auch in dieser verkümmerten Gestalt des Reiches blieben noch manche Bande übrig, welche die Deutschen zusammen hielten. Wenn auch noch so viele Bedingungen vorhergingen: so schwuren doch die Fürsten dem Kaiser den Eid der Treue. Noch war der Kaiser die Quelle aller Gerichtsbarkeit, und in der Concurrenz des Reichskammergerichtes und des rein kaiserlichen Reichshofrathes, hatte der letztere Gerichtshof sich an Ansehen und Bedeutung empor geschwungen über jenes. Das Recht des Besitzes eines jeden Deutschen beruhte am letzten Ende auf diesem Eckstein der kaiserlichen Obergerichtsbarkeit. Der Notar, der einen Contract aufnahm, that es kraft Vollmacht des Kaisers. Und bis in die tiefsten Schichten des Volkes ward die Gewöhnung an den kaiserlichen Namen lebendig erhalten durch das sonntägliche Gebet in allen Kirchen aller Bekenntnisse. Der Landmann an den Ufern der Ost- und der Nordsee, wie am Fuße der Alpen betete allsonntäglich mit seinem Geistlichen, gemäß dem Gebote des Apostels, für den Kaiser als seine höchste Obrigkeit, und als die höchste Obrigkeit auf Erden. Denn auch dieser Primat der Ehren ward nach wie vor von allen Mächten Europa's dem römischen Kaiser deutscher Nation zuerkannt. Und selbst die unendlich langen und leeren Förmlichkeiten des Reichstages, die doch nicht blos den Reichstag, sondern die ganze Zeit überhaupt, das Privatleben nicht minder als das öffentliche Leben charakterisirten, dienten dazu, diesen Unterschied hervorzuheben und zur anschaulichen Erkenntniß

zu bringen, wie hoch der Träger der Würde, welche das lockere Reich zusammen band, emporrage über die Glieder.

Es würde ungerecht sein, den Maßstab für das damalige Gefühl der Zusammengehörigkeit nehmen zu wollen aus einer späteren Zeit, welche dies Gefühl nicht mehr besaß. Nur die Zeitgenossen selbst sind darüber zuverlässige Zeugen. Und wir Deutsche haben aus den Tagen der Kaiser Leopold I., Joseph I., und Carl VI. einen Zeitgenossen, dessen Urtheil vollwichtig ist in jeder Beziehung. Es ist Gottfried Wilhelm Leibniz.

Er ward geboren noch vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges, 1646, in Leipzig. Dort wuchs er auf, wie man es richtig ausgedrückt [1]) hat, mit einer Art von Religion für das Ansehen des Kaisers und die Heiligkeit des Reiches. Eben dies ist der Grundzug seiner politischen Lebensanschauung bis an seinen Tod im Jahre 1716. Er hat die Schwächen der Organisation des Reiches nie verkannt. Aber er machte sie nicht denen zum Vorwurf, welche das Reich zu schützen gesucht, sondern denen, welche die Urheber dieser Schwächen waren, überhaupt dem Geiste des Particularismus und der Zersetzung. Sein Urtheil über diejenigen, welche auf ein Hinausdrängen von Oestreich aus Deutschland arbeiteten, welche dazu sich die Sätze des vorberührten Hippolithus a Lapide zum Vorbilde nahmen, faßt Leibniz zusammen in ein einziges Wort über dieses Buch. Er nennt es: pessimus liber [2]). Daß Deutschland bei allem Particularismus seiner Glieder doch noch besteht, das, sagt er nicht gegenüber dem Kaiser, sondern seinem Landesherrn Ernst August, verdanken wir dem Hause Habsburg, welches Gott dazu berufen hat. Deutschland ohne Oestreich, ist ein Rumpf ohne Kopf, sagt er zu einer anderen Zeit [3]). Nicht, als ob er darum principiell gegen Frankreich gewesen wäre. Sein politischer Wunsch, den er als junger Mann von 25 Jahren in seinen Denkschriften für den Wunsch einer französischen Expedition nach Aegypten niederlegt, ist die enge Allianz zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon, zwischen Deutschland und

---

[1]) So Guhrauer in Leibniz deutschen Schriften I. 153 ff.

[2]) Dutens: Leibnitii Opp. omnia. T. IV. P. III. §. 95. p. 225.

[3]) L. Werke herausgegeb. v. O. Klopp V. p. 283.

Frankreich. Die rauhe, harte Wirklichkeit, in welcher die Eroberungsgier des Königs Ludwig XIV. diesem Wunsche entgegen trat, hielt Leibniz nicht ab, denselben immer wieder auf's neue sogar in denjenigen Schriften durchschimmern zu lassen, die er gegen jene Eroberungsgier verfaßte. Daheim wies Leibniz unablässig auf die Mängel hin, welche Deutschland bei allen seinen reichen Mitteln nach außen hin so schwach erscheinen ließen, vor allen auf die Nothwendigkeit eines beständigen Reichsheeres.

Niemals aber stellte sich ihm, der mitten in seiner Zeit stand, der alle ihre Kundgebungen erlauschte, die Wirklichkeit des Zustandes im Reiche und der Nation so trübe dar, wie man in späterer Zeit sie ausgemalt hat. Indem Leibniz seine Deutschen auffordert, ihre Muttersprache zu pflegen, geht er aus von der Würde und der Bedeutung des Reiches. „Die deutsche Nation, sagt er [1]), hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt. Daher gebührt ihm der Vorsitz über andere hohe Häupter und wird ihm zuerkannt. Deswegen haben die Deutschen sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser ihrer Ehre würdig zeigen und es Anderen nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvorthun, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorgehen."

Man hat gesagt, der deutsche Name sei damals in Mißachtung gewesen. Man hat wohl gar gemeint, erst der König Friedrich II. von Preußen habe denselben wieder zu Ehren gebracht. Nicht so urtheilt Leibniz. „Nachdem die Wissenschaft zur Stärke kommen und die Kriegeszucht in Deutschland aufgerichtet worden, hat sich die deutsche Tapferkeit zu unseren Zeiten gegen morgen- und abendländische Feinde durch große, von Gott verliehene Siege wieder gezeigt." Leibniz schrieb diese Worte im Jahre 1697, also vor dem spanischen Erbfolgekriege. Es wird Niemand der Meinung sein, daß später unter der Führung Eugens von Savoyen der Name der Deutschen bei

1) Dutens: L. opp. omnia VI. II. p. 6 ff.

Türken oder Franzosen, an der Theiß und der Donau, am Po, am Rhein und an der Schelde in Mißachtung gekommen sei.

Darum freilich blieb nicht minder der Particularismus und steigerte sich je dann und wann zur Aggressive gegen die gemeinsamen Bande. Aber diese Aggressive haftet nicht an dem Protestantismus, noch an einem protestantischen Fürstenhause. Sie hat sich damals ihren Sitz erkoren im Hause Wittelsbach, welches großwachsen will auf Kosten des Hauses Habsburg. Es gelang ihm nicht.

Dieses Haus Habsburg jedoch stand nur noch auf zwei Augen. Es war der eben gewählte Kaiser Carl VI. Er hatte in eigener schmerzlicher Erfahrung die unendlichen Kriegesdrangsale durchlebt, welche der Tod des letzten Habsburgers von Spanien nach sich gezogen, und sein eigenes gutes Recht dort hatte weichen müssen vor der Gewalt. Darum richtete er die Sorge seines Lebens dahin, daß nicht über seine Erblande ein ähnliches Schicksal komme. Er trat mit diesem Gedanken hervor bald nach seiner Rückkehr von der Krönung in Frankfurt, und zwar sofort mit einer festen Willenserklärung.

Am 19. April 1713 wurden die ersten Würdenträger der Macht Oestreich in den Saal des geheimen Rathes berufen. Dort ließ ihnen der nach mehrjähriger Ehe mit Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg noch kinderlose Kaiser seinen Willen vortragen, wie es gehalten werden solle mit der Erbfolge in den Erblanden seines Hauses. Sein Wille, für den Fall einer weiblichen Erbfolge, war gebaut auf das damals längst wie echt anerkannte Privileg seines Hauses, welches, im Falle des Erlöschens des Mannsstammes, der ältesten Tochter des letzten Mannes das Erbe zuwies. Die Versammlung vernahm schweigend den Willen des Kaisers. Dann entließ er sie [1]).

Der kurze Staatsact scheint ohne alle andere Vorbereitung als diejenige in der Seele des Kaisers selbst gewesen zu sein. Denn das kaiserliche Archiv enthält darüber nichts als das Protokoll. Auch geschah in den nächsten Jahren nichts weiter, auch dann nicht, als dem

---

[1]) Das Protokoll ist oft abgedruckt. Man sehe es z. B. in Ludolf: de jure primogeniturae.

Kaiser erst ein Sohn, der bald wieder starb, und dann die Tochter Maria Theresia und noch zwei Schwestern derselben geboren wurden. Die Unterhandlungen über die Anerkennung der pragmatischen Sanction daheim und nach außen beginnen erst zehn Jahre nach jener ersten Verkündigung derselben.

Zu der Zeit als diese letztere geschah, befand Leibniz sich in Wien, angesehen und beliebt beim Kaiser Carl, der gern sich in die hochfliegenden Entwürfe des an Wissenschaft, Erfahrung und eigener Schöpferkraft gleich reichen Mannes vertiefte.

In einem der politischen Gutachten, welche Leibniz dem Kaiser in diesem selben Jahre 1713 einreichte, finden sich die Worte [1]: „Es müßten die Dinge also gefaßt werden, daß Dänemark, Preußen oder sonst eine Potenz nicht zu mächtig werde, die dermaleinst Frankreich an sich ziehen und durch selbige thun möchte, was es durch Schweden gethan oder hat thun wollen."

Ein Jahr zuvor, im Januar 1712, war zu Berlin ein Prinz geboren, bei welchem auf die Bitte des Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm I., der Kaiser Carl VI. Pathenstelle übernahm. Der Prinz wurde Carl Friedrich getauft. Man nannte ihn Friedrich, als König in Preußen später den zweiten dieses Namens. Leibniz hatte, wie er um seiner einstigen hohen Freundin willen, der Königin Sophie Charlotte, regen Antheil an allen Schicksalen des Hauses Hohenzollern nahm, auch die Geburt dieses Kindes mit Freuden begrüßt. Damals konnte in ihm noch nicht die Ahnung aufsteigen der furchtbaren Wahrheit, welche seine Warnung enthielt.

[1]) Foucher de Careil: Oeuvres de Leibniz T. IV. p. 347.

Zweiter Abschnitt.

Das Haus Hohenzollern.

Die Botschaft an den ersten Habsburger Rudolf, daß die Wahl der Kurfürsten des Reiches einmüthig auf ihn gefallen sei, ward überbracht durch einen Hohenzollern Friedrich. Wir sehen diesen auch fortan treu und eifrig im Kaiserdienste, und Rudolf belehnte ihn dafür mit dem Burggrafenthum bei Nürnberg. Aber die Dinge wechseln. In der Schlacht bei Mühldorf, wo die Repräsentanten der Häuser Habsburg und Wittelsbach, die Vettern Friedrich und Ludwig, beide Enkel Rudolf's mit einander ringen um das Reich, reitet ein Hohenzoller an der Spitze der neuen Schaar heran, die durch ihr rechtzeitiges Eintreffen die Wage des Sieges, zum unendlichen Unheile für Deutschland, zu Gunsten des Wittelsbachers Ludwig sinken läßt. Der Hohenzoller führt den Habsburger als Gefangenen vor den Wittelsbacher.

Das Geschlecht klomm höher empor. Der Luxemburger Carl IV. erhob es in den Stand der Reichsfürsten. Aber Macht und Besitz waren gering. Sie wuchsen durch Friedrich, den nachherigen ersten Markgrafen dieses Hauses von Brandenburg. Er diente erst dem Könige Wenzel. Als es mit diesem sich neigte, ging er zu Ruprecht. Von Ruprecht wandte er sich zu Wenzels Bruder Sigismund. Er war ein guter Haushalter, eifrig und sparsam, und bald in der Lage, seinem Herrn Geld vorzustrecken. Die Summen häuften sich. Sie stiegen so hoch, daß der Kaiser Sigismund für dieselben und zum Danke der bewiesenen Dienste, dem Hohenzollern aus der Erbmacht seines Hauses

Luxemburg die Mark Brandenburg mit der Kurstimme überließ. Wenige deutsche Länder hatten so oft die Besitzer gewechselt wie diese Mark, welche ursprünglich dem Stammesherzogthume Sachsen untergeordnet, dann durch das Haus Askanien davon gelöst war. Der Kaiser Ludwig aus dem Hause Wittelsbach hatte es an seine Söhne vergeben, und von diesen her wieder der Luxemburger Carl IV., der Vater Sigismunds, es an sich zu bringen gewußt.

Mit den Hohenzollern zog ein neuer Geist in dieses halb deutsche, halb slavische Land. Der Adel betrachtete sie als Emporkömmlinge, und es ist bekanntlich nicht blos damals, sondern auch später den Nachkommen Friedrichs sehr schwer geworden, die Eigenthümlichkeiten zu verläugnen, welche dem Emporkömmlinge anzuhaften pflegen. Eine hohe edle Gesinnung war nicht die Mitgabe dieses Geschlechtes. Aber auf der anderen Seite vergaßen die Hohenzollern auch derjenigen Eigenschaften nicht, welche sie bis dahin gefördert hatten, und voraussichtlich noch ferner fördern konnten. Sie waren sparsame Verwalter ihrer Mittel, stets bedacht auf Erwerb, und eifrig im Kaiserdienste, der selten unbelohnt blieb.

Die Bewegung der Reformation fand einen Hohenzollern Albrecht als gewählten Hochmeister des Ordens in Preußen. Albrecht zuerst im Reiche wagte den kühnen Schritt, das durch Wahl ihm übertragene Recht zu verwandeln in sein eigenes, und das Ordensland Preußen an sich zu nehmen als sein erbliches Herzogthum. Die für eine solche Handlungsweise gebührenden Namen wurden ihm auch damals nicht erspart; aber er blieb im Besitze. Er selbst freilich hatte sehr geringe Freude von seiner That. Seinen Vetter Joachim von Brandenburg dagegen trieb in Augsburg sein Eifer für die alte Kirche und den vermeintlichen Dienst des Kaisers zu solchen Drohungen gegen die neue Partei, daß Carl selbst ihn hemmen mußte, und daß diese Drohungen jenen der Anlaß zu Rüstungen wurden. Joachim II. dachte anders. Er ersah, ungeachtet der Gelöbnisse, die der scheidende Vater von ihm gefordert, sehr klar die Vortheile, welche aus der neuen Richtung des cujus regio ejus religio auch für ihn entsprießen würden, und machte sie sich zu nutze. Bis 1540 war Brandenburg bei der alten Kirche verblieben. Von da an ward es, jedoch mit mehr Schonung als anderswo, zum Territorialkirchenthume hinüber geführt.

Eine Theilnahme jedoch an dem aggressiven Vorgehen der Schmalkaldener oder des Moritz von Sachsen lag Joachim fern. Den Sieg des Kaisers über jene verglich der Hofprediger in Berlin mit demjenigen Josuas über die Amalekiter, den Uebergang über die Elbe mit demjenigen über den Jordan. Kurz vor dem Losbruche des Moritz gegen den Kaiser gab Joachim dem Concile zu Trient die Versicherung, daß er alle Beschlüsse desselben aufrichtig halten und vertheidigen werde [1]). Als die Erfolge des Moritz für die reichsrechtliche Anerkennung des Principes des Territorialkirchenthumes entschieden, behielt Joachim II. es bei, wie die Anderen.

Der Kaiser Carl V. war so wenig mit der Haltung des Hauses Hohenzollern unzufrieden, daß er die Bitte desselben um die Verleihung der Anwartschaft auf das Herzogthum Pommern erfüllte. Diese kaiserliche Gnadenverleihung war ein Jahrhundert später für den Kurfürsten Firedrich Wilhelm in Osnabrück die feste Basis seiner Forderung von Pommern und der Entschädigungen dafür.

Wir haben bereits früher bemerkt, daß nach der Erkämpfung des Satzes, auf welchem das lutherische Territorialkirchenthum beruhete, August, der Bruder und Nachfolger des Kurfürsten Moriz, selbst wieder kaiserlich und conservativ wurde. Joachim II. war es immer geblieben. Und ähnlich war es sein Sohn Johann Georg. Elisabeth von England, die für ihre Politik gegen Deutschland wahrlich nicht ein deutsches Lob verdient, suchte auch ihn in aggressive Bündnisse gegen das Haus Habsburg zu verstricken. Sie fand kein Gehör. Er erwiderte, daß er treu festhalten werde am Kaiser und dem löblichen Erzhause Oestreich.

Bei Joachim Friedrich indessen gerieth diese conservative Gesinnung etwas ins Schwanken. Denn es begannen die Händel um die Jülich'sche Erbfolge. Es fragte sich, welcher der Bewerber die mächtigsten Bundesgenossen hatte. Eine der kraftvollsten Mächte war damals die Republik Holland, in welcher der Calvinismus herrschte. Um dieselbe Zeit traf es sich, daß Joachim Friedrich begann, den Calvinismus eifrig zu studiren. Er kam zu keinem Ergebnisse. Sein Sohn Johann Siegmund setzte diese Studien fort, und nahm am

[1]) Raynald ad a. 1551. Nro. 41 und 42.

Weihnachtstage 1613 im Dome zu Berlin das Abendmahl nach calvinischer Weise.

Er hatte davon innerlich und äußerlich eben so geringe Freude, wie ein Jahrhundert zuvor Albrecht von der Verwandlung des Ordenslandes Preußen, das dem Reiche gehörte, in ein lutherisches Herzogthum unter der Oberlehensherrlichkeit von Polen. Aber die Dynastie war abermals um ein Land gewachsen.

Georg Wilhelm übernahm das Erbe, einer der schwächsten Fürsten seines Hauses. Und doch ist es merkwürdig, wie sehr selbst in diesem unentschlossenen Georg Wilhelm der Trieb nach Erwerbung sich regte, der in so eminenter Weise alles Thun und Walten des Hauses Hohenzollern charakterisirt. Nachdem er 1627 den kaiserlichen Feldherrn Wallenstein mit offenen Armen aufgenommen, den Herzog Maximilian von Baiern als Kurfürsten anerkannt, ließ er dem Kaiser noch weitere Anerbietungen thun. Er wolle künftig, sagte er, auf Reichs- und Deputationstagen genau so stimmen, wie der Kaiser es ihm vorschreibe, unter der Bedingung, daß er dafür die Anwartschaft auf die Gebiete seiner Nachbarn erhalte. Die Zahl dieser Nachbarn war nicht gering: es waren fast sämmtliche Fürsten in Norddeutschland. Der Kaiser würdigte das Angebot nach Gebühr. Er befahl es ohne Antwort zu den Acten zu legen. [1])

Statt Neues zu erwerben, wußte Georg Wilhelm nicht zu behalten, was er hatte, oder zu erlangen, was ihm rechtmäßig zukam.

Sein Schwager von Schweden nahm ihm Pillau in Preußen weg. Georg Wilhelm klagte, aber er fügte sich. Gustav Adolf nahm Pommern in Besitz, das beim Tode Bogislavs gemäß der kaiserlichen Anwartschaft und kraft Erbvertrages an Brandenburg fallen mußte. Georg Wilhelm wehrte sich nicht. Sein Nachkomme Friedrich II. bringt auf ihn den Vorwurf, daß der Ahnherr mit einem Heere von 25,000 Mann sich gegen solche Uebergriffe der Gewalt und nicht minder gegen Wallenstein hätte sichern können. Er spottet über die Furcht seines Ahnherrn vor den Kanonen des Schweden.

Aber Friedrich II. verkannte darin die Lage der Dinge. Die Zeit Georg Wilhelms war sehr verschieden von derjenigen Fried-

---

[1]) Hurter: Ferdinand II. Bd. IX. S. 537.

richs II., reichlich ein Jahrhundert später. Denn das eben ist das Charakteristische für den dreißigjährigen Krieg, daß keiner von allen Fürsten eine bereite Kriegsmacht, ein stehendes Heer, oder auch nur die Anfänge dazu besaß. Es war ein reiner Söldnerkrieg. Ein stehendes Heer zu errichten und dann zu erhalten, war bis dahin keinem deutschen Fürsten möglich, weil keiner die Mittel dazu hatte. Die Abneigung, welche zur selben Zeit die Engländer unter dem König Carl I. gegen jegliche Bewilligung für eine stehende Heeresmacht bewiesen, war nicht stärker, als diejenige der Ritter- und Landschaft in der Mark Brandenburg. Als im Jahre 1626 die Dänen und die Schweden zugleich das Land bedrohen, verlangt der Minister Schwarzenberg von den Ständen der Mark die Mittel zur Vertheidigung. Sie bewilligen 3000 Mann zur Sicherung des Landes und der vier Festungen Küstrin, Driesen, Peiz und Spandau, aber nur 100,000 Thlr. auf 6 Monate [1]). Das wurde ihnen indessen bald zu viel. Sie setzen die Zahl der Truppen auf 2000, auf 1500, endlich auf 900 Mann. Auch diese Bewilligungen geschahen nur für kurze Fristen, und jedes Mal erst nach vielfachen und mühsamen Unterhandlungen. Als bald nachher Wallenstein mit dem kaiserlichen Heere kam, erklärten die Stände: von den dänischen Söldnern sei nun nichts mehr zu besorgen; dagegen stehen die Märker in kaiserlicher Majestät Devotion. „Wenn wir darum Kriegsvolk unterhalten wollten, fügen sie hinzu, so müßten wir befürchten, am kaiserlichen Hofe Anstoß zu erregen."

Es kann nicht genug Gewicht auf diese Dinge gelegt werden. Die Märker erkannten eben so wohl wie die Engländer, daß die Bewilligung einer stehenden Kriegsmacht folgerecht zum Absolutismus führen werde. Deshalb verweigerten jene wie diese. Die Engländer konnten beharrlich verweigern, weil sie auf einer Insel wohnten. Und eben aus dem beharrlichen Festhalten dieses Principes der Verweigerung eines stehenden Heeres wuchs bei ihnen der constitutionelle Parlamentarismus hervor, der folgerecht durchgeführt, eben wegen dieser Wurzel und dieses Ursprunges nur auf der Insel England möglich ist. Den Märkern war im Contacte mit den Nachbarländern die dauernde Verweigerung nicht möglich, und ihnen sogar

[1]) Cosmar: Schwarzenberg S. 343. cf. eben dort S. 97.

weniger als den andern deutschen Nachbarn. Denn vermöge der Richtung und des Geistes der Dynastie der Hohenzollern trat diese Forderung an die Märker energischer heran, als an die anderen Deutschen, bei denen nicht minder als bei ihnen die Anfänge eines stehenden Heeres aus den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges datiren.

Bereits ein Jahr nämlich nach jener Ablehnung gelang es dem Minister Schwarzenberg, der Stifter der ersten Schaar Blauröcke zu werden. Es waren etwa 5000 Mann, mit denen Georg Wilhelm nach Preußen zog, um es gegen seinen ruhelosen Schwager Gustav Adolf zu schützen. Sie waren der Stamm der späteren Garde, der Anfang eines brandenburgischen Heeres. Aber der Gedanke, regelmäßig noch mehr Truppen zu halten, wäre, wie damals noch die Dinge lagen, unausführbar gewesen.

Denn man kannte damals nur eine einzige Art des Unterhaltes solcher Heere, die nach Verhältnis ungleich kostspieliger waren als die heutigen. Es war die Contribution. Schon der Name dieser bis zu jenem Kriege unbekannten, schweren directen Steuer erfüllte die Menschen jener Zeit mit Schrecken und Entsetzen. Schwarzenberg erfand ein Auskunftsmittel, dessen Tragweite er vielleicht selbst nicht ahnte. Er schlug statt derselben die indirecte Steuer von der täglichen Nahrung vor: die Accise [1]. Der jugendliche Kurfürst Friedrich Wilhelm ging in die Entwürfe seines ersten Rathes ein. Schwarzenberg erlebte die Durchführung nicht mehr; aber noch in dem Todesjahre dieses Ministers, 1641, gelang es Friedrich Wilhelm, die Zustimmung der Stände für das neue Steuersystem zu erlangen, und zwar wie es heißt: „zur besseren Erreichung des unsere Soldateska betreffenden Unterhaltes und anderer uns auftoßenden hochnöthigen Expensen“.

Ob es damals den Ständen klar war, welchen ungeheuren Schritt sie gethan? Sie hatten durch diese Bewilligung selber den Weg eröffnet zum Absolutismus, zum Militärstaate. Sie wurden fortan nicht wieder gefragt, als etwa der Form wegen, bis auch dieses unterblieb.

---

[1]) a. a. O. S. 340.

Es ist der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge, eines besonderen Staates von Brandenburg, dessen Geschichte bedingt wird durch Heer und Aceise. Die Dimensionen wachsen. Das Princip bleibt dasselbe mit denselben Consequenzen: der militärische Absolutismus.

Im Besitze eines eigenen Heeres, begann Friedrich Wilhelm die eigene Politik nachdrücklicher zu verfolgen, als der Vater es gekonnt. Es ist nicht diejenige der Aggressive gegen den bestehenden Rechtszustand, nicht diejenige, die der Deutsch-Schwede Boguslaw Chemnitz als Hippolithus a Lapide eben damals im Auftrage von Oxenstjerna und Richelieu gepredigt hatte: diejenige der Vernichtung von Oestreich, der Verdrängung dieser erhaltenden Macht aus Deutschland. Friedrich Wilhelm schließt sich nicht den Schweden an, nicht Frankreich. Aber er verläßt den Kaiser und die anderen reichsgetreuen Stände, die, ohne Unterschied der Religion, vereint gegen Frankreich und Schweden als die Reichsfeinde kämpfen. Friedrich Wilhelm bleibt neutral. Es ist die Politik des reinen Particularismus, die abwartet und der Gelegenheit harrt, wo in dem Zusammenstoße der Anderen für sie sich etwas erhaschen lasse.

Und eben diese Politik setzt Friedrich Wilhelm auch fernerhin fort, und zwar mit Energie und Geschick. So namentlich bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück. Dem Particularismus huldigen dort auch die anderen deutschen Fürsten und Stände; aber in der Art und Weise, wie sie es thun, arbeiten sie für Brandenburg, welches durch die Dreistigkeit des Erhebens seiner Ansprüche, durch die zähe Ausdauer im Festhalten derselben, durch zweckmäßig gespendete Geldsummen, geschickter als irgend ein Anderer die Lage der Dinge auszunutzen versteht.

Wenn es moralisch verstattet wäre, einen Vergleich zu ziehen zwischen so sehr verschiedenen Personen, wie dem Kaiser Ferdinand III. und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, oder dem Kaiserhause und diesem emporgekommenen Hause Hohenzollern: so bieten sich hier Momente zur Charakterisirung in auffallender Weise. Frankreich fordert für das Zugeständnis des Friedens die Abtretung des Elsasses, des alten Stammlandes von Habsburg. Um dem gequälten Reiche von dort her den Frieden zu verschaffen, gibt Ferdinand es hin. Er

fordert nicht, daß das Reich gemeinsam diese Einbuße trage, etwa ihn entschädige nach Maßgabe des Antheiles, der auf die Anderen fallen würde. Er gibt es hin von dem Seinen, von seiner Hausmacht, im Interesse des allgemeinen Friedens.

In gleicher Weise wie die Franzosen das Elsaß, fordern die Schweden für das Zugeständnis des Friedens von ihrer Seite das Herzogthum Pommern. Friedrich Wilhelm besitzt Pommern nicht. Er hat Ansprüche darauf. Er verlangt Entschädigung. Die Schweden werden gedrängt, sich mit Vorpommern zu begnügen, und für Hinterpommern, das Friedrich Wilhelm erhalten soll, die ehemaligen Bisthümer Bremen und Verden zu nehmen. Friedrich Wilhelm aber fordert für das Aufgeben von Vorpommern eine Reihe anderer deutscher Länder, die zusammen den dreifachen Werth von Vorpommern ausmachen. Die anderen Reichsstände murren und klagen über diese Dreistigkeit. Aber Friedrich Wilhelm ist nicht minder zäh als dreist. Die Bisthüner Camin, Halberstadt, Magdeburg werden nach einander ihm zuerkannt, und zur guten Stunde für ihn wächst der bairische Particularismus bis zum Abfalle vom Kaiser. Die Frist dieses Abfalles ist kurz, aber sie genügt, um den Kaiser, dem jeder einzelne Fürst und Stand des Reiches, ob katholisch ob protestantisch, nur seine Forderungen, keiner eine Bereitwilligkeit zur That und Hilfe entgegen bringt, auch noch zur Bewilligung von Minden an Brandenburg zu vermögen.

Friedrich Wilhelm hatte für den Verzicht auf Vorpommern, das er nie besessen, vier Bisthümer erlangt. Aber er behielt dabei Vorpommern stets im Gedächtnisse als ein Eigenthum, das ihm entrissen sei und wieder gewonnen werden müsse.

Diese Gesinnung prägte sich je nach den Umständen in energischer Feindschaft aus. „Denn die Schweden sind Räuber und Zerstörer des menschlichen Geschlechtes“, rufen die Räthe von Brandenburg einige Jahre später den deutschen Kirchenfürsten zu, welche mit den Schweden damals im Bunde waren, „sie sind Betrüger und glaubensvergessene Verächter des Rechtes, gegen die der ganze Erdkreis sich erheben sollte“ [1]).

[1]) Orlich: Geschichte des preuß. Staates II. 66.

Allein darum doch beherrschten solche Stimmungen die Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht. Leibniz charakterisirt dieselbe von einer anderen Seite. „Als Schweden in Polen in Noth war", sagt er [1]), „marchandirte Brandenburg: Wer mir das Meiste gibt, dem adhärire ich". Dies bezieht sich auf die einmalige Stellung der Dinge. Einige Jahre später spricht Leibniz über den Kurfürsten Friedrich Wilhelm dasselbe Urtheil aus, mit dem Zusatze: „nach seiner Gewohnheit" [2]).

Es ist ein merkwürdiger Zug dieses Particularismus, und, man darf vielleicht sagen, ein Beweis der inneren Kraft desselben, daß er das, was er für sich selber thut, ansieht, als sei es für das Ganze gethan. Friedrich Wilhelm nimmt an dem großen französisch-holländischen Kriege von 1672 Theil, schließt Frieden, und nimmt dann wieder aufs neue Theil, nicht um des Reiches willen, sondern wie es seinem Interesse entspricht. Ludwig XIV. hetzt, um seine Gegner zu trennen, die Schweden wider ihn. Friedrich Wilhelm verläßt das gemeinsame Interesse gegen Frankreich, um sich gegen den nächsten eigenen Feind zu wenden. Niemand wird dies an sich tadeln. Aber Ludwig XIV. erreicht dennoch seinen Zweck. Holland und Spanien werden nach dem Abzuge des energischen Brandenburgers des Krieges müde, und neigen sich zum Frieden. Kaiser und Reich folgen. Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm schwindet dadurch der gehoffte Lohn seiner Siege über die Schweden: er kann Vorpommern nicht behalten. Den Verdruß darüber wendet Friedrich Wilhelm nicht gegen Frankreich, nicht gegen Holland oder Spanien, sondern — gegen den Kaiser.

Leibniz hat diese, wie er schon im Jahre 1683 sagt, bis zum Ekel wiederholten Klagen des Kurfürsten kurz und bündig widerlegt. [3]) Sie hörten darum nicht auf. Als später in Brandenburg-Preußen das Princip des Particularismus auswuchs zu demjenigen der Aggressive gegen die bestehenden Rechtsformen, ward die grundlose Anklage dahin erweitert, daß der Kaiser Leopold aus Neid gegen

[1]) Die Werke von Leibniz herausgegeb. v. O. Klopp I. S. 169.

[2]) a. a. O. Bd. II. S. 63: de more licitante.

[3]) a. a. O. Bd. V. S. 165 u. f.

Friedrich Wilhelm demselben Pommern nicht habe lassen wollen. Leibniz hat auch dieser Anklage im voraus den Boden weggenommen. Er sagt, daß nach seiner Ansicht der Kaiser Leopold das ganze Pommern lieber bei Brandenburg sehen würde als bei Schweden.

Aber Friedrich Wilhelm blieb nicht stehen bei den Vorwürfen, die aus seinem übereifrigen Particularismus entsprangen. Diese Vorwürfe, die er erhob, dienten ihm zugleich als Grund oder Vorwand, um dem französischen Könige näher zu treten. Und leider zeigten sich die Folgen dieses Verhältnisses bald in einer für Deutschland sehr nachtheiligen Weise.

Man weiß, wie der französische König Ludwig XIV. sich in den Besitz von Straßburg setzte. Der Kaiser Leopold legte den Reichsständen dringend ans Herz, mit ihm für die Rettung der Stadt einzustehen. Sein Wort fand lebhaften Widerhall bei Ernst August von Hannover. Nicht jedoch bei Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Das Votum [1]) desselben als Herzog von Magdeburg im Fürstenrathe lautete dahin, daß man sich in die Zeit schicken müsse, auch mit dem Verluste von Straßburg. „Die Menschen, sagte er, lassen sich, um ihren Leib am Leben zu erhalten, Finger, Füße und Hände ablösen, und thun recht daran; denn sie bleiben in Substanz was sie gewesen sind u. s. w."

Die Widerwilligkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm war die Stütze für den Particularismus der Kleinen. Das Reich hat für Straßburg nichts gethan.

Leibniz erhob danach den Vorwurf, daß der Kurfürst durch sein magdeburgisches Votum und so viele andere Unterhandlungen mit Frankreich alle energischen Beschlüsse des Reiches hindere.[2]) Dies Urtheil von Leibniz wird bestätigt durch dasjenige Wilhelms von Oranien, des nachherigen Königs Wilhelm III.[3])

Es ist dies einer der Punkte, auf welche man bei den Schilderungen der Schwäche des damaligen Reiches bisher allzu wenig geachtet hat. Friedrich Wilhelm ging, wir wiederholen es, nicht

---

[1]) Lünig: Europäische Staats-Consilia. Bd. II. S. 986 u. f.

[2]) Die Werke von Leibniz herausgegeb. v. O. Klopp. Bd. V. S. 166.

[3]) Lünig: E. Staats-Consilia Bd. II. S. 1061.

aggressiv gegen das Reich vor. Er handelte nicht nach den Principien des Hippolithus a Lapide. Er ging nicht darauf aus, die Macht Oestreich zu vernichten, es wäre denn, daß die aufhetzenden Briefe, die man von Brandenburg und Baiern her zur Zeit des Aufstandes von 1670 bei den Ungarn fand [1]), diese Tragweite hätten haben sollen.

Allein Friedrich Wilhelm betheiligte sich für die allgemeinen Angelegenheiten der Gesammtheit nur da, wo es seinem besonderen Interesse förderlich war. Er hinderte jeglichen Versuch zum Wiedergewinne von Straßburg. Das Reichsheer zog hin zum Entsatze des bedrohten Wien gegen die Türken als für eine allgemeine deutsche Sache, für eine Sache der Christenheit. Die Brandenburger blieben daheim.

Dort erdrückte Friedrich Wilhelm jegliche keimende Regung der Kraft der alten Landstände, nicht ohne Gewalt und Blut. Er hatte für sein Herzogthum Preußen die Unabhängigkeit von Polen gewonnen; aber diese Unabhängigkeit, diese Souveränität kam nur ihm persönlich zu Gute. Wie er hier die ständische Freiheit niederdrückte: so leistete er, um in Ostfriesland an der Nordsee Eingang zu gewinnen, den Uebergriffen der dortigen Stände Vorschub gegen ihre Regierung, selbst mit bewaffneter Macht.

Das einzige Princip, welches wir ihn verfolgen sehen, ist dasjenige seines Vortheiles. Er verfolgt es mit Geschick und Energie, wenig bekümmert um die Wahl der Mittel, um die Grundsätze von Recht und Patriotismus, aber doch auch wieder nicht durch einen flagranten Bruch der Bande des Reiches. Die Nachbarn im Reich fürchteten und haßten seine ruhelose Thätigkeit, die bald hier bald dort, diesem oder jenem etwas abzuzwacken suchte. Aber, obwohl Friedrich Wilhelm das überkommene Erbe um so ansehnliche Länder vermehrt hatte, so lag ihm doch der Gedanke der Schaffung eines zweiten Schwerpunktes im Reiche, der Gedanke einer Nebenstellung seines Hauses mit dem Kaiserhause noch völlig fern. Er nahm für sich nicht Rechte in Anspruch, die innerhalb des Reiches allein dem Kaiser gebührten. Um seinen getreuen Derfflinger zu belohnen, bat er den Kaiser für ihn um die Erhebung in den Freiherrnstand. Der klarste Beweis für jenes Ur-

[1]) Die Werke von Leibniz u. s. w. Bd. I. S. 169.

theil indessen liegt darin, daß Friedrich Wilhelm über die definitive Einführung der Primogenitur in sich selber nie zum völligen Abschlusse kam. Die persönlichen Gründe dieses Schwankens zu untersuchen liegt uns fern. Wir constatiren nur die Thatsache des Schwankens.

Seine letztwillige Verfügung ist Entwurf geblieben. Sein ältester Sohn Friedrich übernahm allein das ganze Erbe.

Friedrichs kleiner Geist ist glücklich in dem Gedanken, ein möglichst getreues Abbild der Aeußerlichkeiten des französischen Ludwig zu werden, und Versailles in den Sand der Spree zu verpflanzen. Es gelingt, und das arme gequälte Land seufzt schwer unter dem Drucke der Diamantknöpfe und Juwelen. Allein wo es auf eine That, eine politische Kundgebung ernsterer Art ankommt, da finden wir Friedrich, nicht ohne den entsprechenden Lohn, in der Regel bei dem Kaiser. Denn ja nur dort, bei dem Oberhaupte nicht blos des Reiches, sondern dem Namen und der Würde nach noch der gesammten Christenheit, ist die Befriedigung des liebsten Wunsches zu erlangen. Der kalte gemessene Vetter von Oranien, der Dutch-William, wie die Engländer mismuthig ihren neuen König nennen, beansprucht in Friedrichs Gegenwart einen höhern Stuhl als dieser Kurfürst. Zugleich erfreut sich bereits der Kursachse in dem zerwühlten Polen des hohlen Schalles einer Majestät. Diesem nachstehen zu müssen, ist hart. Nur der Kaiser vermag den Titel zu geben, und um solchen Preis ist Friedrich bereit, nicht blos seine Reichspflicht zu thun, sondern noch darüber hinaus, im allgemeinen Interesse des Kaisers und Reiches, etwas zu leisten. Friedrich Wilhelm hat für das Herzogthum Preußen, das einst Albrecht dem Reiche entfremdet, um es unter polnischer Lehensherrlichkeit zu besitzen, die Freiheit von dieser Lehensherrlichkeit erstritten. Der Kaiser gibt diesem Herzogthume den Namen eines Königreiches, und macht den Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg zum Könige **in** Preußen, nicht im Reiche.

Friedrich selbst, bevor er nach Königsberg zur Krönung abreiste, that am 13. December 1700 dieses seinen Reichsunterthanen kund. „Se. Kf. Durchlaucht“, heißt es in dieser Bekanntmachung, „beanspruchen diese königliche Würde keineswegs in Bezug auf ihr Kurfürstenthum und die anderen Länder, die vom Röm. Reiche

abhangen, sondern lediglich in Bezug auf das souveräne bisherige Herzogthum Preußen. Und weil daher in Betreff der Länder, die dem Reiche angehören, dadurch nicht die geringste Aenderung geschieht, sondern Alles und Jedes im bisherigen Stande verbleibt, sowohl in Betreff der Abhängigkeit vom Reiche, als auch des Sitzes und Ranges bei Wahl-, Reichs- und Kreistagen, und überhaupt allen Versammlungen, die das Reich betreffen —: so ist nicht abzusehen, in welcher Weise ein Kurfürst, Fürst oder anderer Stand des Reiches sich beklagen könne über eine Angelegenheit, die das Reich nicht angeht und mit demselben nicht die geringste Gemeinschaft hat."

Es war eine seltsame Doppelstellung, damals freilich bei dem Zustande des Reiches nicht mehr ohne Beispiel. Wenige Jahre später tragen gar drei Kurfürsten des Reiches, von Hannover, von Sachsen, von Brandenburg, zugleich auswärtige Königskronen. Alle die betreffenden Länder hatten staatsrechtlich keine andere Verbindung als die der reinen Personal-Union.

Allein thatsächlich war doch ein großer Unterschied. England und damals auch Polen waren mächtige Reiche, deren Besitz einen wirklichen Königstitel verbürgte. Preußen war klein. England und Polen berührten Hannover und Kursachsen nicht. Die Interessen der Länder konnten sich in der Person des Regenten nahe treten: eins mit einander konnten sie niemals werden. Anders war es mit Brandenburg und Preußen. Sie lagen einander nicht fern. Eine räumliche Verbindung war nicht unmöglich, nicht unwahrscheinlich. Es hätte die Besorgnis aufkeimen müssen, daß ein König in Preußen streben würde dies Preußen nach Brandenburg zu tragen, in Brandenburg eben so souverän und unumschränkt zu werden, wie er es in Preußen war. Wie war es, wenn es dem Kaiserhause nicht mehr gelang, unter den verschiedenen Reichsfürsten diejenige Art von Gleichgewicht zu erhalten, welche für das Haus Habsburg die Oberhoheit sicherte, und darum auch für den geringen Bruchtheil der Deutschen, welcher weiter hinaus zu blicken wagte, noch die Möglichkeit einer festeren Einigung des Reiches auf föderativer Grundlage in Aussicht stellte? Wie war es, wenn ein Reichsfürst unter den Anderen sich empor hob als ein König nicht blos in Preußen, sondern auch in Brandenburg? Seit zwei Jahrhunderten hatte die Erfahrung gelehrt, daß ein solches

Emporheben eines Reichsfürsten im Reiche begann in einem Bunde desselben mit dem Auslande, am liebsten mit dem französischen Könige. Also hatte es einst der Landgraf Philipp von Hessen gethan, also Moritz von Sachsen, also Friedrich von der Pfalz, also vor allem die fremden Könige selbst, der Däne und der Schwede, die sämmtlich unter dem Vorwande der Religions- und Gewissensfreiheit das Reich zu zerspalten bezweckt hatten. Durfte man sicher sein, daß nicht auch in der Mark Brandenburg einmal solche Gedanken aufwuchern würden? Durfte man dies, nachdem das Verhalten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zur Zeit des Raubes von Straßburg noch in frischem Andenken sein mußte? Und was konnte mehr zu solchen Unternehmungen stacheln, als das dem Menschen natürliche Streben, die Wirklichkeit in Einklang zu bringen mit dem hohlen Schalle des Namens, den weiten Raum auszufüllen, der nach den Anschauungen jener Zeiten die Wirklichkeit trennte von der Idee? Denn was doch war in den Augen der Menschen ein König in Preußen, einem Lande, das eben noch ein mäßiges Herzogthum gewesen war?

Allerdings hatte der Kaiser das Wort, die feste Zusicherung des neuen Königs, daß er die Befugnisse, welche er außerhalb des Reiches in Preußen habe, niemals auf die Länder im Reiche übertragen wolle. Es war gewiß und unzweifelhaft, daß der neue König dies nach allen Seiten öffentlich und mit seiner Namensunterschrift versprochen hatte.

Allein welchen Werth hatte, auch nach den damaligen Erfahrungen, das Versprechen eines Hohenzollern für den Fall, daß ihm das Brechen vortheilhafter erschien als das Halten?

Man erwiedert, daß doch auch Leibniz für diese neue Königskrone gesprochen und gewirkt habe. Er würde das nicht gethan haben, meint man, wenn es nicht im Interesse der Gesammtheit gewesen wäre.

Allein Leibniz hatte auch persönliche Gründe. Er war der Freund der neuen Königin Sophie Charlotte. Eben damals erfüllte die Gründung der Societät der Wissenschaften in Berlin alle seine Gedanken. Und ferner und vor allen Dingen spricht er mit großem Nachdrucke die Hoffnung und Erwartung aus, daß die neue Königskrone das Haus Hohenzollern fest an das Kaiserhaus knüpfen werde.

So im Jahre 1701. Er hat im Jahre 1713 diesen Irrthum dadurch gut gemacht, daß er dem Kaiser Carl VI. direct selbst die Warnung aussprach, die wir oben (S. 27) gelesen haben.

Betrachte man darum die Sache wie man wolle: es gibt sich hier derselbe Hang zur Sorglosigkeit und einem nicht begründeten Vertrauen kund, der von dem Hause Habsburg und seiner Politik seit jeher untrennbar erscheint. Die Fälle, in denen das Haus Habsburg dadurch zu Schaden gekommen ist, daß es die eigene ritterliche Ehrenhaftigkeit auch denen zutraut, die erfahrungsmäßig dem eigenen Interesse jede andere Rücksicht hintansetzen, sind reichlich an der Zahl. Namentlich dem Hause Hohenzollern gegenüber war dies Zugeständnis der Königskrone für das Herzogthum Preußen weder der erste Fall, noch der letzte.

Auch dem neuen Könige Friedrich gelang es, Erwerbungen für sein Haus zu machen. Und zwar widerlegt er durch die erste derselben thatsächlich die Ansicht, daß an jeder Erwerbung des Hauses Hohenzollern Unrecht und Unehre klebe. Denn die Stücke der oranischen Erbschaft, die Grafschaft Lingen u. s. w. fielen rechtmäßig ihm zu. Anders stand es um die zweite Erwerbung, diejenige von Geldern. Er erhielt sie als Lohn dafür, daß er die gemeinsame Sache des Kaisers und Reiches verließ und für sich dem Frieden von Utrecht beitrat.

Friedrich trug die Krone als erster König **in** Preußen. Für das deutsche Reich war er Markgraf von Brandenburg und Kurfürst. Also wiederum auch sein Sohn Friedrich Wilhelm. Selten hat man solche Gegensätze neben einander gesehen, wie den Vater, die Mutter und den Sohn. Des Vaters kleine Seele, das infiniment petit, wird ausgefüllt von Festen und Ceremoniell. Er genießt den Ruhm, daß nur noch ein anderer Kronenträger, derjenige von Polen, in der Kunde des Ceremoniells mit ihm wetteifere. Selbst das öffentliche Gebet für die Kirchen seines Landes nach seiner Salbung und Krönung verfaßt er mit eigener Hand [1]), und bringt es auf eine Länge von vierzehn Seiten. Die Mutter ist eine der edlen Frauen, mit denen der Himmel nicht häufig die Throne der Erde schmückt, Freundin

[1]) Oeuvres de Frédéric le Grand. I. 124. n. a.

von Leibniz, ihr Geist dem des Philosophen ebenbürtig. Der Sohn Friedrich Wilhelm ist ein abgesagter Feind aller Pracht, alles Aufwandes für Ceremoniell, und eben derselbe Friedrich Wilhelm setzt seinen Hofnarren Gundling als Nachfolger von Leibniz auf den Präsidentenstuhl der Akademie. Der Vater Friedrich sinnt in unnahbarer Entfernung von seinem Volke auf neue Feste, neue Gelegenheiten, um mit Krone und Scepter zugleich die hohe Würde seines Königthumes und sein erstaunliches Talent zu offenbaren. Der Sohn Friedrich Wilhelm ist praktisch und nur praktisch. Man sieht ihn oft allein einherwandern. Auch er führt in der Hand seinen Scepter, von Weißdorn oder ähnlichem gutem Holze, und die Gegenstände des allerhöchsten Misfallens wußten zu berichten, daß der König nicht mit leichter Hand seinen Scepter schwinge.

Die Regierung Friedrich Wilhelm's begann in vollem Maße charakteristisch. Als sein Vater in den letzten Zügen lag, vermochte der Prinz kaum sich hindurch zu drängen durch die dichten Schaaren der Hofleute, die mit Angst und Bangen in den Vorzimmern ihres Geschickes harrten. Friedrich I. schloß die Augen. Seine Söhne huldigen sofort dem Aeltesten unter ihnen. Einige Augenblicke weiht der neue König der Trauer über den Vater. Dann ändert sich die Scene. Auf seinen Befehl tritt der Oberhofmarschall herein mit der Liste des königlichen Hofstaates. Friedrich Wilhelm I. überschaut das Papier mit flüchtigem Blicke. Dann ergreift er eine Feder, tunkt sie ein und zieht vor den Augen des entsetzten Oberhofmarschalles einen langen schwarzen Strich von oben bis unten. Der Mann war auf Vieles gefaßt gewesen, doch nicht auf solchen Schlag. Er tritt zurück in den Vorsaal, wo die Blicke Aller auf ihn sich heften, um Leben oder Tod aus seinem Munde zu empfangen. Der schreckensbleiche Mund ist sprachlos, die Zunge wie gelähmt. Ein Anderer reißt ihm das Papier aus der Hand, erkennt sofort aus dem Striche die Wahrheit und ruft: „Meine Herren! Unser guter Herr ist todt und der neue König schickt euch Alle zum Teufel!“ [1])

Indessen war dies nicht die volle Wahrheit. Friedrich Wilhelm bot statt des Kammerherrnschlüssels den Degen, statt des Gallakleides

[1]) Vergl. Förster: Friedrich Wilhelm. I. Bd. I. S. 174.

den blauen Rock. Die Meisten waren klug genug den Tausch anzunehmen. Nur einmal noch wetteifert der Sohn in der Entwicklung unerhörter Pracht mit dem hingeschiedenen Vater. Es ist beim Leichenbegängnisse, welches der Sohn in kindlicher Pietät veranstaltet gemäß den Wünschen des Sterbenden. Dann war Alles vorbei.

Denn das Soldatenwesen füllte die ganze Seele des jungen Königs. Nach dem an sich sehr wahrscheinlichen Berichte Friedrichs II., hatte auf diese Neigung, um sie zu einem Entschlusse zu bringen, sie zur Grundlage einer ganzen Lebensrichtung zu machen, wesentlich eingewirkt ein Vorfall in den flandrischen Feldzügen [1]. Friedrich Wilhelm machte dieselben als Kronprinz mit, und die Kriegsgeschichte nennt die Leistung der Reichstruppen von Brandenburg in der mörderischen Schlacht von Malplaquet mit großen Ehren. Der Prinz war zugegen bei der Belagerung von Tournai. Dort fand er zwei englische Generale in lebhaftem Streite. Der Eine behauptete, daß der König von Preußen ohne Subsidien Mühe haben würde 15,000 Mann Soldaten zu halten. Der Andere entgegnete: dieser König könne 20,000 Mann bezahlen. Der junge Prinz gerieth in Eifer und sagte: „Der König, mein Vater, kann 30,000 Mann halten, wenn er nur will." Die Engländer nahmen lächelnd die Worte für einen Ausfall des Ehrgeizes des jungen Mannes.

Wir haben keinen Grund die Wahrheit dieser Anekdote anzuzweifeln. Wir haben ebenso wenig Grund die Bedeutsamkeit der Erregung des Ehrgeizes bei dem Prinzen in dieser Richtung herabsetzen zu wollen. Denn Friedrich Wilhelm I. war in hervorragendem Sinne ein persönlicher König. „Ich stabilire die Souveränität wie einen rocher de bronze," war sein stolzes Wort an den Adel des neuen Königreiches Preußen. Er übte dasselbe Wort auf deutschem Boden aus. Dem herab gekommenen Geschlechte gegenüber, welches noch äußerlich siechte an den Wunden des dreißigjährigen Krieges, an den Wunden, welchen weder die neuen Kriege Friedrich Wilhelms des Kurfürsten, noch die Diamantknöpfe und Juwelen Friedrichs I. und seiner Schranzen die Vernarbung gestattet hatten, einem solchen Geschlechte gegenüber, das im Ringen gegen die materielle Noth an eine geistige Freiheit

[1]) Oeuv. de Frédéric le Grand. I. 127.

nicht zu denken wagte, hatte ein solches Wort Wahrheit und Begründung: der Widerspruch verhallte machtlos. Friedrich Wilhelm unterhielt nicht blos 30,000 Mann, wie er einst scheinbar allzu kühn geäußert. Er brachte es auf reichlich 83,000.[1]) Er brachte es dahin, daß von den sieben Millionen Einkünfte seines Staates nahe an sechs auf das Heer verwendet wurden, daß die Militärlast für den Kopf der Bevölkerung 2.66 Rthlr., das ist achtzig heutige Groschen, austrug, daß sieben und zwanzig Menschen in seinen Ländern einen Soldaten unterhalten mußten, mochte derselbe einheimisch oder in der Fremde geworben sein. Es war die Folge der Accise, die ein Jahrhundert zuvor mit Freuden begrüßt war, weil man dadurch der schwer lastenden Contribution ledig wurde. Hatten auch diese Vorfahren bedacht, was sie thaten? Ich wiederhole es. Im Jahre 1626 hatten die damaligen Stände der Mark dem Minister Schwarzenberg die Bewilligung für nur 900 Mann nach kurzer Frist aufgekündigt. Im Jahre 1726 näherte sich der König Friedrich Wilhelm seiner Zahl von 83,000 Mann, nicht für einmal, für kurze Frist, sondern als stehender Heeresmacht. Man fand das nicht süß, nicht leicht; aber man gehorchte, denn: „Ich stabilire die Souveränität wie einen rocher de bronze." Die menschliche Geschichte kennt kaum irgendwo sonst ein ähnliches Beispiel einer solchen Verknechtung, als die Entwickelung dieses militärischen Absolutismus binnen hundert Jahren. Selbst die heutige Militärlast im Staate der Hohenzollern, die schwerste die es mit Ausnahme vielleicht von Italien gibt, beträgt für den Kopf der Bevölkerung nur etwa siebenzig Groschen. Dabei ist der ungleich geringere Werth des Silbers in Anschlag zu bringen.

Wozu dies unverhältnismäßige Heer? Wozu der ungeheuere Druck des Landes, um Soldaten und immer mehr Soldaten anzuschaffen? Also fragten die Minister des Kaisers, wie die benachbarten Fürsten. Der Verdacht einer bösen Absicht, einer Ruhestörung, einer Eroberung, eines unversehenen Einbruches in friedliche Länder, lag gar zu nahe. Allmählich jedoch beruhigte der Charakter dieser neuen soldatischen Macht über feindselige Absichten im Großen. Man erkannte im Laufe der Jahre, daß dies sonderbare Heer nicht zusam-

[1]) Oeuv. de Fr. II. p. 1. mit den Noten des Herausgebers.

mengebracht werde, um als Mittel zu irgend einem anderen Zwecke zu dienen, sondern daß das Heer in sich selbst Zweck, Ziel und Ende sei. Friedrich Wilhelm hatte seine Freude an den Gliederpuppen. Er drillte sie ein. Das schien sein höchster Lebenszweck zu sein, und die Spottreden seiner Nachbarn über den gekrönten Unteroffizier hatten kein Ende. Friedrich Wilhelm scheute den Krieg. Es bedurfte selbst wiederholter Reizungen des störrigen Schweden Karl XII., um Friedrich Wilhelm zu Angriffen auf Stettin zu bewegen. Wenn er seiner Reichspflicht gemäß sein Contingent stellen mußte, so trug er zärtliche Sorge, damit seine lieben Blauen nicht Schaden litten. Er verlangte, daß sie täglich nicht mehr als zwei, höchstens drei Meilen marschirten, an jedem vierten Tage sich ausruhten, in keine Festung gelegt würden, die muthmaßlich eine Belagerung auszuhalten hätte, und im Winter sechs Monate lang eine gute Verpflegung genößen.

Die Nachbarn im Reiche haßten und fürchteten den neuen König bald nicht mehr wegen der Gefahr im Großen, die ihnen seine unverhältnißmäßige Kriegsmacht zu drohen schien, sondern wegen der unendlichen Reiberei im Kleinen [1]). Vor den Werbern von Brandenburg war in den kleinen Staaten Niemand sicher in seinem eigenen Hause. Mit List, mit Gewalt, durch Raub auf den Heerstraßen, durch nächtlichen Einbruch führten preußische Werber starke, gesunde und vor Allen lang gewachsene Männer aller Lebensstände über ihre Grenzen, ließen sie einkleiden und einschreiben. Den wieder erlangten Deserteur erwarteten Spießruthen und Gassenlaufen bis zum Tode. Als Beschwerden und Bitten fruchtlos blieben, griff Hannover zum Schutze seiner Unterthanen zu den Waffen. Gütliche Vermittlung verhinderte den Ausbruch; aber auch nachher blieb die Sache wie früher.

Dennoch lag es in der Natur der Sache, daß sich die politische Frage wieder hervordrängen mußte. Eugen von Savoyen legte sie dem Gesandten in Wien unverhohlen vor [2]). „Was will der König mit den Truppen?“ fragte er, „die so unermeßlich viel kosten. Wenn er damit ins Feld rücken will, so wird unfehlbar mehr als der dritte

[1]) Förster: Friedr. Wilh. I. Bd. II. Urkundenbuch 73.
[2]) a. a. O. S. 46.

Theil davonlaufen." Im Geheimen mochte die Furcht aufdämmern, daß diese Militärmacht dennoch einmal die Ruhe erfolgreich stören könne. Der kaiserliche Gesandte Seckendorf in Berlin suchte den Prinzen bei solchen keimenden Besorgnissen zu beruhigen[1]. „Es ist von Berlin", meint er, „weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten. Weder der König, noch die Minister haben einen festen Plan ihres Thuns und Lassens. Etwas Sicheres mit ihnen abzuschließen, ist nicht möglich. Es steht nicht zu erwarten, daß der König jemals sich mit fremden Potentaten in Bündnisse gegen Kaiser und Reich einlassen werde; aber ebenso wenig kann man jemals auf seine Hilfe und seinen Beistand bauen. Das Bestreben des Königs und seiner Minister geht dahin, sich allen Mächten gegenüber so zu benehmen, daß man meinen sollte, er wäre sehr bereit, sich in ein vertrauliches Bündnis einzulassen. So benimmt man sich jetzt Frankreich gegenüber, um an anderen Orten die Meinung und den Glauben zu erwecken, man stehe eben im Begriff, mit Frankreich abzuschließen. Das soll denn dahin zielen, am kaiserlichen Hofe mehr zu imponiren. Auf gleiche Weise hängt man sich von Berlin aus bald an Moskau, bald an England, bald an andere Mächte; aber niemals kommt es zu einem festen Entschlusse."

Es ist die Signatur der Berliner Politik vom Jahre 1725. Allein eben dieselbe Signatur ist durchweg passend. Es ist eine längere Umschreibung des vorher (S. 36) berührten Wortes von Leibniz über das Marchandiren: Wer mir das Meiste gibt, dem adhärire ich.

Seckendorf fügt hinzu, daß er nichts fürchte von dem Vertrage zwischen dem Kurfürsten-Könige und England, der damals im Werke war und gefährlich erschien. Der Kaiser und Spanien hatten zu Wien ein enges Bündnis geschlossen. Diesem sollte ein englisch-französisches Bündnis entgegengestellt werden, und die fremden Mächte benutzten die Stimmung Friedrich Wilhelms, um auch ihn herbeizuziehen. Dieser König war damals sehr gereizt[2]. Er erklärte, daß er es nicht gegen den Kaiser sei. Dieser sei zu gerecht und großmüthig, um ihn zu hassen oder ihn zu kränken; aber der Reichshofrath thue ihm Böses an. Die Entscheidungen dieses Gerichtshofes

[1] a. a. O. S. 41. — [2] a. a. O. S. 20.

gegen ihn seien ungerecht. Dies betraf besonders seinen Streit mit der Ritterschaft von Magdeburg[1]). Sie sollte zur Ablösung der Lehenschaft je 40 Thaler bezahlen, mit ausdrücklichem Verstatten Friedrich Wilhelms, daß sie diese Summe auf ihre Unterthanen schlagen könne. Acht Ritter weigerten sich. Der Reichshofrath entschied gegen den König, und gebrauchte gegen ihn die üblichen Formalitäten bis zur Androhung von Execution. Das war für Friedrich Wilhelm allzu schwer. Man habe, sagte er, seinen Respect vor seinen Unterthanen geschmälert. „Wenn ich wider den Kaiser den Degen gezogen, und mit den Feinden des Kaisers und des Reiches ein offenbares Complot gemacht: so könnte man nicht härter und grausamer mit mir umgehen." Die Entgegnung, daß es die Pflicht des Reichsgerichtes sei, die Niederen ebenso wohl zu schützen, wie die Hohen, machte bei dem gereizten Könige keinen Eindruck. Das Gericht seinerseits führte die Klage, daß es mit dem gesammten Reiche nicht so viele verdrießliche Händel habe, als mit dem Berliner Hofe allein, der kein Gesetz und Recht über seine Willkür erkennen wolle[2]).

Wie war doch auch das die unvermeidliche Folge des Zwitterzustandes! In dem kleinen Königreiche Preußen stabilirte Friedrich Wilhelm den dortigen Ständen gegenüber die Souveränität wie einen rocher de bronze, und auf dem Boden des deutschen Reiches sollte er Recht nehmen und geben wie ein Unterthan! Er wollte nun einmal kein Unrecht haben, und sah die rechtliche Entscheidung des Gerichtes als eine persönliche Kränkung an. In diesem Gemüthszustande fanden ihn die Lockungen Frankreichs und Englands. Dazu arbeitete seine Frau auf einen Heirathsplan zwischen ihren Kindern und den englischen. Friedrich Wilhelm folgte im Sommer 1725 der Einladung nach Hannover. Er unterschrieb dort den Vertrag von Herrenhausen.

Der Vertrag war gerichtet gegen Kaiser und Reich. Es ward in den geheimen Artikeln ausdrücklich gesagt, daß wenn etwa das deutsche Reich dem französischen Könige den Krieg ankündige: so sollen die beiden anderen Könige ihr Reichs-Contingent nicht stellen, sondern

---

[1]) a. a. S. 30. ff. — [2]) a. a. O. S. 36.

vielmehr mit dem Könige von Frankreich ein gleiches Verfahren beobachten bis zum Frieden [1]).

Friedrich Wilhelm hatte kaum unterzeichnet, als er sofort zu bereuen begann. Der französische Gesandte Rothenburg in Berlin rieth ihm sogleich zu Felde zu ziehen und von Schlesien Besitz zu ergreifen. [2]) Es ist derselbe Rothenburg, der nach dem Tode Friedrich Wilhelms in die Dienste des Nachfolgers tritt. Er versprach Friedrich Wilhelm, daß sogleich nach solchem Losbruche 50,000 Franzosen und 20,000 Engländer eine Diversion in Brabant machen würden. Sein Rath fand nicht mehr einen günstigen Boden. „Ich sehe nicht ein," erwiderte der König, „warum und wozu man den Kaiser über den Haufen werfen will. Ich habe mit dem Kaiser keinen Streit. Verfährt gleich der Reichshofrath hart mit mir: so darf mich das nicht bewegen den Kaiser angreifen zu wollen. Meine Absicht bei dem hannover'schen Vertrage ging nur auf die Abwehr des Prätendenten von England und auf den Schutz der deutschen Länder dieses Königs."

Diese Antwort Friedrich Wilhelms ist von großer Wichtigkeit. Es ist das einzige Mal, daß unter ihm von einer Besitzergreifung Schlesiens die Rede ist. Von einem Rechte auf dies Land, wie es unter solchen Umständen hätte zur Sprache kommen müssen, von einem Anspruche, dessen Tradition in fürstlichen Häusern nicht unterzugehen pflegt, auch wenn man die Beweise für einen solchen Anspruch im Einzelnen nicht kennt, wußte Friedrich Wilhelm nichts. Selbst angenommen auch, daß solche Ansprüche ursprünglich irgend welche Begründung gehabt hätten: so hatte das Haus Hohenzollern sie vergessen, und dieser König Friedrich Wilhelm hatte durch die Nichterwähnung derselben bei einer solchen Gelegenheit, sowohl vor dem französischen als dem kaiserlichen Gesandten, moralisch stillschweigend darauf verzichtet.

Denn im Gefühle des begangenen Unrechts theilte er Seckendorf das Vorgefallene mit. Er bat ihn dem Prinzen Eugen zu schreiben, daß man ihn mit dem Tractate zu Herrenhausen übereilt. Man habe ihn dort getäuscht, ihm andere Dinge vorgespiegelt. [3])

---

[1]) Förster: Friedr. Wilh. I. Bd. II. Urkundbuch 53. ff.

[2]) a. a. O. S. 60. — [3]) a. a. O. S. 61.

Er sei bereit dem Kaiser näher zu treten. Er entschuldigte sich, daß er nicht sofort die Urtheile des Reichshofrathes befolgt. Es liege an seinen Räthen, die ihm gesagt, das Recht sei auf seiner Seite. Das Gericht könne seinen Gang gehen, wenn nur das Reich in Ruhe bleibe. Aber er bat, daß man ihn fortan nicht geringer tractiren wolle als andere Könige und ihm manierlicher schreiben möge als zuvor.

Hier schlug abermals die Doppelstellung herdurch. Friedrich Wilhelm, der im deutschen Reiche nicht König, sondern Markgraf und Kurfürst von Brandenburg war, der als solcher dem Kaiser und dem Reiche den Eid der Treue schwor, wollte im Reich behandelt werden, wie ein souveräner König. Wenn auch in seinem Kopfe diese Vorstellungen sich kreuzten und wirr durcheinander liefen: wie durfte ein Gleiches erwartet werden von richterlichen und anderen Behörden, wo die Form mit dem Wesen so innig verwachsen ist, wo die Form damals häufig an die Stelle des letzteren zu treten schien? Aber Friedrich Wilhelm ging so weit auf dieser Bahn, daß er das ehemalige Herzogthum Preußen mit England gleichzustellen suchte [1]). Man wolle ihn doch als König von Preußen nicht geringer behandeln, verlangte er, als die Krone England. Er könne dem durchlauchtigsten Kaiserhause hoffentlich eben so gute und noch bessere Dienste thun, als England erweise. Und wenn es nur endlich, sagte dieser neue König, der eben die letzten Reste der einstigen Kriegsflotte seines Großvaters verkauft hatte, wenn es nur endlich auf Schiffe und Flotten ankäme, würden sich bei ihm auch Mittel finden dergleichen anzuschaffen. Ob Friedrich Wilhelm nach seiner Knabenzeit jemals wieder in die Lage gekommen ein Kriegsschiff auch nur zu sehen, wissen wir nicht anzugeben.

Prinz Eugen bemüht sich diese Gesinnung zu erhalten, ohne dem Kaiser und Reiche etwas zu vergeben. Er erinnert den König, wie scharf die Wahlbedingung von dem Kaiser die Rechtspflege fordere. Er erinnert daran, daß diese Gerichtsbarkeit des Kaisers das hauptsächliche Band des Reiches sei, und daß die Meinungen der eigenen Räthe nicht der Maßstab sein können für gerichtliche Ent-

[1]) Förster a. a. O. S 63.

scheidungen nach den Gesetzen des Reiches. Der König hat die Erbfolge in Jülich und Berg als Bedingung eines engeren Bündnisses gefordert; denn diese Erbfolge haben auch Frankreich und England zu Hannover ihm zugesichert. Eugen erwiedert, der Kaiser werde thun, was er könne, ohne zu vergessen, daß als oberstem Richter des Reiches ihm eine Entscheidung vorher nicht zustehe. Er läßt es deutlich durchblicken, daß die Ansprüche von Pfalz-Sulzbach begründeter seien, als diejenigen Friedrich Wilhelms [1]).

Obwohl der König bei seiner Forderung beharrte, nahm sein Eifer für den Kaiser rasch und warm zu. Von England aus war er neuerdings gekränkt: man hatte die Heirath des Prinzen Friedrich von Wales mit der preußischen Prinzessin unter nichtigem Vorwande hinausgeschoben [2]).

Das brachte den König so auf, daß er das Schreiben von dort in Stücke zerriß. Es drängte ihn sich auszusprechen, seine kaiserlich deutsche Gesinnung an den Tag zu legen. Er beschied Seckendorf nach dem Gute eines Land-Edelmannes, im Juni 1726. Nur wenige Begleiter durften dahin folgen. Die Diener mußten abtreten. Dann erklärte der König denjenigen, der etwas ausplaudern würde, für unehrlich. Also des Geheimnisses sicher, erneuerte er das Bekenntnis seiner Uebereilung in Hannover. Er habe dort sich mündlich anheischig gemacht nach seinen Kräften beizutragen, um die allerhöchste Autorität des Kaisers zu schwächen, derselben Gesetze vorzuschreiben und ihre Macht zu vermindern. Ja man habe dort ein Project verabredet den Kaiser unversehens zu überfallen, von allen Seiten anzugreifen und über den Haufen zu werfen. Weiter erzählte der König: nach dem Schluße und Unterzeichnung der Tractate habe er zu wissen verlangt, was denn England und Frankreich besonders verabredet hätten. Das habe man ihm nicht sagen wollen. Vielmehr sehe er nun, daß er die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Das wolle er nicht. Er wolle mit Frankreich und England nichts mehr zu schaffen haben. Wenn der Kaiser ihn nicht angreife: so wolle er des Kaisers guter Freund sein, die Erbfolge verbürgen, wie es nicht mehr als billig sei. Denn ein römischer Kaiser deutscher Nation müsse sein. Der

[1]) a. a. O. S. 69. ff. — [2]) a. a. O. S. 87.

König beharrte dabei, daß Jülich und Berg beim Todesfalle ihm gebührten; aber er wolle es nicht Frankreich und England verdanken, sondern der Vermittelung des Kaisers. Er wolle nicht mehr sein im Reiche, als andere Kurfürsten, wolle sicherlich auch gehorsamer und freundlicher sein, als viele Andere, wenn man ihn auch nur besser behandle. [1])

„Meine Blauröcke", fuhr er fort, „stehen dem Kaiser alle zu Diensten. Die russische Freundschaft habe ich allezeit für vortheilhaft gehalten. Darum ist es gut, daß der kaiserliche Hof dem russischen näher treten will. Ich erbiete mich auf billige Bedingungen zum dritten Mann, und dann wollen wir sehen, wer uns Dreien etwas thun will." Es kam mehr Wein. Der König ward eifriger. „Ich erbiete mich in kaiserliche Dienste zu gehen, die Heere anzuführen, die Finanzen zu ordnen und alles so einzurichten, daß der Kaiser 200,000 Mann halten kann." Seckendorf nahm alle solche Worte dankend auf, und erinnerte den König nur daran, daß der Kaiser als Oberrichter des Reiches in der Erbfolge von Jülich und Berg der Freiheit und den Gesetzen des Reiches im Voraus nichts vergeben könne. Das störte den König nicht. Noch am selben Abend mußte sein Minister Ilgen die Punkte aufsetzen, auf welche hin der König sich dem Kaiser ganz anschließen wolle.

In dem französischen Plane, diesen König zu einem Angriffe auf Schlesien zu reizen, tauchte offenbar der alte Entwurf der Spaltung des deutschen Reiches wieder empor. Man wollte Kaiser und Reich lähmen, indem man einen Reichsfürsten so weit wachsen ließ, daß er sich nicht mehr unterordnen würde. Friedrich Wilhelm schrak davor zurück, weil das alte Gefühl der Pietät in ihm erwachte und sich kräftig regte. Er beschloß zurückzukehren auf die Bahn seiner Pflicht. Aber es ist dann doch wieder ein charakteristischer Zug des Hohenzollern, daß der König für diese seine Rückkehr zu seiner Pflicht Gegenleistungen fordert. Der Vertrag von Herrenhausen, auch ohne alle weitere Thätlichkeit, ging hinaus über das Maß dessen, was durch den westfälischen Frieden den Fürsten des Reiches gestattet war. Der Friede gestattete Bündnisse, nur nicht gegen Kaiser und Reich.

---

[1]) a. a. O. S. 89.

Das Bündnis von Herrenhausen war gerichtet gegen Kaiser und Reich. Indem Friedrich Wilhelm bereute und zurückzulenken suchte in die alte Bahn der Politik, die zugleich diejenige der beschwornen Pflicht war, forderte er dies, forderte er jenes, Billiges und Unbilliges, insofern unbillig, weil es die Rechte Dritter gefährdete. Im Wesentlichen indessen war die Meinung unverkennbar. Der König berief seine Minister. Sie fanden einstimmig, daß es das Beste sei festzuhalten am Kaiser. Der König selbst war unermüdlich in seinen Betheuerungen. Er hätte sich bald bereden lassen, sagte er, des Kaisers Feind zu werden; aber dafür wolle er nun auch der beste Freund sein. Die Bedingungen wurden aufgesetzt. Der Kaiser Carl VI. verpflichtete sich den König in Allem zu befriedigen, was nur immer sein kaiserliches Amt und die Reichsgesetze zuließen.

Für eine kurze Zeit gerieth der König wieder ins Schwanken.[1]) Er machte im August eine Reise nach Cleve und Holland. Man wußte dort ihn zu bearbeiten. Frankreich und England, hieß es, versprechen ihm Jülich und Berg ganz, und der Kaiser nur mit Bedingung. Nach seiner Rückkehr war er lauer. Seckendorf fühlte es und mahnte in Wien zur Uebersendung von Rekruten.[2]) „Mit der Uebersendung einiger unnützen großen Kerle, sie mögen von Nation sein, wie sie wollen, ist mehr auszurichten, als mit den bündigsten Beweisen." Von der anderen Seite fehlte es nicht an solchen Argumenten. Auch hob man andere hervor, alle auf den König persönlich berechnet. Die Doppelheirat trat lebhaft wieder in den Vordergrund, und um dieser willen sprach die Königin eifrig für das Festhalten am Bündnisse zu Hannover.

Dennoch gelang es im October 1726, den König zur Unterzeichnung des Vertrages von Wusterhausen[3]) zu bewegen. Der Vertrag war nur erst vorläufig. Friedrich Wilhelm machte alles davon abhängig, daß der Kaiser ihm Jülich-Berg verschaffe. Carl VI versprach in den nächsten sechs Monaten einen gütlichen Vergleich zu vermitteln, mit Vorbehalt jedoch der Reichsgesetze. Wenn auch der Vertrag noch nichts Bestimmtes festsetzte: so war doch viel er-

---

[1]) a. a. O. S. 127. — [2]) a. a. O. S. 143. — [3]) a. a. O. S. 159.

reicht. Der für Kaiser und Reich so höchst gefährliche Bund von Hannover war mittelbar gesprengt.

Und nun ließ Friedrich Wilhelm seiner Loyalität freien Lauf. Er bat Seckendorf [1]) dem Kaiser und dem Prinzen Eugen zu melden, wie getreu patriotisch er gesinnt sei. „Ich habe Geld und Truppen," sagte er, „wenn nur der Kaiser mich als einen Bundesgenossen behandeln will: so soll er finden, daß ich von den patriotischen Gedanken meiner Vorfahren niemals abgegangen bin. Ein deutscher Kaiser soll und muß bleiben. Die deutschen Fürsten sind mit dem Hause Oestreich wohlgefahren. Ich will keinen Franzosen noch Engländer ins Reich lassen, und wenn ich auch alles dabei aufsetzen sollte." Der König bat den kaiserlichen Gesandten, dies doch ja recht an den Prinzen Eugen zu schreiben. Dann hoffe er, daß dieser wieder sein guter Freund würde, wie er es ehedem gewesen. Er wolle Gut und Blut für den Kaiser und das Erzhaus aufsetzen. Er wolle auch seinen Kindern, besonders dem Kronprinzen diese gute Gesinnung einzuflößen niemals unterlassen.

Der Prinz Eugen schätzte diese Gesinnung gerade so hoch wie sie werth war. Seckendorf berichtete ihm, daß der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau das kaiserliche Interesse in Berlin nachdrücklich unterstütze. Der Fürst Leopold habe ihm anbefohlen in Wien zu versichern, daß dessen ungeachtet der König Friedrich Wilhelm nur dann mit dem Kaiser gehen werde, wenn er etwas Reelles dafür habe; denn seine Liebe zum Gelde sei der ganzen Welt bekannt. Eugen erwiderte, daß beide Regentenhäuser in einer engen Allianz ihre Sicherheit fänden. Der Unterschied bestehe darin, daß das Haus Habsburg behalte was ihm gehöre, während für Brandenburg ein beträchtlicher Zuwachs in Aussicht stehe.

Auf dieser Grundlage, die den Kern des Charakters der beiden Regentenhäuser widerspiegelt, kam der geheime Berliner Vertrag [2]) vom 23. December 1728 zu Stande. Der Kaiser und der König verbürgten einander den Besitz ihrer Länder für sich und ihre Erben, und zwar in Betreff des Kaisers für die Nachkommen beiderlei Geschlechtes. Wenn ein Anspruch von Seiten Brandenburgs auf irgend

[1]) a. a. O. S. 153. — [2]) a. a. O. S. 215.

ein kaiserliches Erbland noch vorhanden gewesen wäre: so hätte er hier geltend gemacht oder erwähnt werden müssen. Es geschah nicht. Wegen der streitigen Erbfolge in Jülich und Berg verpflichtete sich der Kaiser zur Abtretung seiner eigenen Ansprüche, und zur gütlichen Auseinandersetzung, jedoch mit Vorbehalt seines höchsten und uneingeschränkten Amtes als des obersten Richters im Reiche.

Wir sehen, wie Friedrich Wilhelm bemüht ist seine Stellung so weit hinaufzuschrauben, daß er von dem Kaiser auf dem Fuße einiger Gleichheit behandelt werde. Um diesen Preis, mit der Aussicht auf Vergrößerung, zumal wenn noch einige lange Kerle ihm zukamen, war er ein aufrichtig deutsch gesinnter Mann und beharrte in der Ergebenheit seines Hauses für den Kaiser.

Er betheuerte diese nach wie vor sehr oft. „Versichern Sie dem Prinzen Eugen, sagte er zu Seckendorf, daß ich keine Unruhe machen will im römischen Reiche, und daß ich mich immer freundlich mit Ihnen vertragen will, so weit es meine Ehre leidet, die ich lieber habe als mein Leben." Eugen erwiderte an Seckendorf: „Im Vertrauen zu melden, mache ich keinen Staat auf solche Herren, die von einem Tage zum anderen sich ändern."

So der König Friedrich Wilhelm, der Vater Friedrichs. Dieser letztere war damals siebzehn Jahre alt. Wir haben die Persönlichkeit desselben ins Auge zu fassen.

Dritter Abschnitt.

Der Kronprinz Friedrich von Preußen.

Die Geburt des Kronprinzen Friedrich im Januar 1712 warf noch einen letzten Schimmer wahrer Freude in das prachtvoll öde Leben Friedrichs I. Er starb mit der Beruhigung, daß der männliche Stamm seines Hauses gesichert war. Friedrich Wilhelm sorgte mit väterlicher Zucht nach seiner Art für die Erziehung seines Thronerben. Es war nicht die Art, welche dem Naturell des Knaben zusagte, und sehr bald wandten sich die Gemüther von einander ab. Um so härter ward die Behandlung, welche der Prinz erfuhr. Das elterliche Haus ward zerrüttet durch Zwietracht. Auf der einen Seite stand die Königin mit ihren beiden ältesten Kindern, auf der anderen der König, geneigt zu Mistrauen und Argwohn und auflodernd im grimmen Jähzorn.

Das älteste dieser Kinder, die Markgräfin von Baireuth, hat später die Erlebnisse dieser Jugend aufgezeichnet. Es ist nicht ein Buch voll Blut und Mord, und dennoch widert es uns an, daß jemals ein Kind in solcher Weise das Walten und Thun des Vaters beschreiben könne, Jahre lang nach seinem Tode. An der Stelle kindlicher Pietät herrscht dort Bitterkeit und Haß. Man hat gesagt und vielleicht mit Recht, daß wenn auch nur die Hälfte des Erzählten durchaus wahr und begründet sei, schon diese Hälfte das Haus des Tage-

löhners, der im treuen Vereine mit der Gefährtin seines Lebens still und fleißig sein trockenes Brod für sich und seine Kinder erwirbt, als ein Paradies erscheinen lasse gegen diesen königlichen Palast. Es ist möglich. Allein indem wir uns nur darauf beziehen wollen, was unumstößlich wahr und sicher aus unmittelbaren Quellen entspringt, thun wir besser daran diesen Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth, obwohl man sie die Lieblingsschwester des nachherigen Königs nennt, für unseren Zweck der geschichtlichen Wahrheit völlig zu entsagen.

Nur so viel steht auch ohne jene Einzelheiten fest aus allen Berichten: die Jugend Friedrichs war sehr hart. Man hat darin einen Vortheil finden wollen für die Entwickelung zum Manne. Man hat auf ihn das Wort der Schrift angewendet: es ist dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Es würde dabei wichtig sein zunächst zu erörtern, was unter diesem Joche verstanden werde, und ob deshalb diese Worte hier zutreffen. Der Gärtner wünscht für seine zarten Pflanzen milden Regen und warmen Sonnenschein. Auch ein Unwetter dann und wann ist ihm nicht unlieb: es reinigt und es säubert. Aber Sturm und Unwetter erziehen seine Pflanze nicht: ihre häufige Wiederkehr bringt Verderben und Verunstaltung. Der Stamm, der früh gebogen sich hat krümmen müssen, bleibt krumm, und wenn seine Wipfel ragten gleich denen der Cedern des Libanon. Wie bei der Pflanze, ähnlich entscheidet auch bei dem Menschen die Jugend über das Leben. Die Erinnerung an eine Jugend voll Licht und Sonnenschein, voll milden Regens, und zuweilen nicht völlig ohne Sturm, ist die Stütze in den Kämpfen des Mannes und der Trost des Greises. Diese Erinnerung taucht hervor in den Tagen des Unglückes, um den Schmerz zu lindern und zur neuen Hoffnung zu erheben. Sie wirft sich, wenn sie schmerzlich ist, mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Unglücklichen, um sein Schicksal noch schwärzer zu malen. So hat es vor allen Friedrich empfunden. Am Abend nach dem Finkenfange bei Maxen bricht der unumschränkt waltende König gegen seinen Vorleser in die schmerzlichsten Klagen aus. Worüber? Ueber den eben erst erlittenen Verlust von Maxen hebt sich als tieferer, dunklerer Schatten empor das traurige Schicksal seiner Jugend, und der 47jährige Mann läßt nicht ab zu er-

zählen, was damals, was er als Knabe erlitten, und wie man dann ihn behandelt habe in Küstrin [1]).

Die allzu harte Zucht entwickelt einen eigenwilligen, nicht einen selbständigen, festen Charakter. Das Gefühl des Rechtes und Unrechtes ist niemals stärker als bei einem Kinde. Jeder Schlag zu viel schlägt einen Pflock in das zarte kindliche Gemüth zur Verstockung und Verhärtung. Die Waffe des Schwachen dem Starken gegenüber ist allzu oft List, Verschlagenheit, Unwahrheit, Lüge. Diese Unwahrheit tritt früh hervor. Der Brief des sechszehnjährigen Prinzen [2]) an seinen Vater vom 11. September 1728, zeigt uns das unkindliche Verhältnis voll Trotz und Unwahrheit. Die Antwort des Vaters ist herb und scharf. Der Prinz sagt: „Nach langem Nachdenken zeigt mir mein Gewissen nicht das Mindeste auf, was ich mir vorzuwerfen hätte.“ Der Vater erwiedert: „Du thust in nichts meinen Willen, als nur mit Zwang angehalten. Du bist eigensinnig und liebst deinen Vater nicht.“

Das Verhältnis wird trüber von Jahr zu Jahr und von Monat zu Monat. Die Neigungen gehen weit auseinader. Der Prinz steht unter dem Einfluße französischer Lehrer und französischer Literatur. Es ekelt ihn vor dem Qualme und den rohen Späßen des Tabaks-Collegiums, welches dem derben Vater zum täglichen Bedürfnisse geworden. Der endlose Camaschendienst ist ihm zuwider. Aber Friedrich Wilhelm ahnt oder weiß auch andere Dinge. Der sittlich strenge Mann sieht mit Kummer und Zorn seinen Sohn die Bahn des Lasters betreten. Und dazu taucht in seinem zu Mistrauen und Argwohn geneigten Gemüthe eine andere Furcht empor, eine Furcht, die als ein Erbübel seines Hauses erscheinen mußte.

Hundert Jahre zuvor hatte Georg Wilhelm seinem Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm nicht getraut [3]). Die eindringlichsten Vorstellungen des Ministers Schwarzenberg, daß der Kurfürst seinen Sohn und Erben mit Anstand und Wohlwollen behandeln möge, hatten nur mit Mühe vermocht ein leidlich gutes Verhältnis herzu-

[1]) Oeuvres de F. Tom. XXVII. 3. p. XII.

[2]) a. a. O. p. 9.

[3]) Cosmar: Schwarzenberg. S. 363.

stellen. Dieselbe Stellung zwischen Vater und Sohn kehrt wieder zwischen Friedrich Wilhelm und Friedrich, dem späteren ersten Könige. Immerhin mochte die Stiefmutter daran einen guten Theil der Schuld tragen. Dasselbe Verhältnis kehrt wieder zwischen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Auch diesmal liefen die Neigungen auseinander. Wiederum sehen wir Friedrich Wilhelm I. erbittert gegen seinen Sohn. Freilich, auch dies Mal schlugen Vater und Sohn so ganz verschiedene Wege ein.

Im August 1730 versuchte Friedrich zu fliehen. Er ward angehalten. Was dann weiter geschah, ist bekannt. Das Kriegsgericht erkannte gegen den Mithelfer Katt die Festungsstrafe. Der König war damit nicht zufrieden. Er verschärfte das Urtheil zur Todesstrafe, und fügte die Gründe der Verschärfung hinzu. Der hauptsächlichste und erste dieser Gründe [1]) ist: „Weil dieser Katt mit der künftigen Sonne tramirt" u. s. w. Er hat nach allen Rechten verdient mit glühenden Zangen zerrissen und aufgehängt zu werden, meint der König, und will es als eine Gnade angesehen wissen, daß er den Katt nur zum Schwerte verurtheile.

Warum ist Friedrich geflohen und was hat er gewollt? Es ist das eine Frage, für welche bis heute die Antwort nicht offen liegt. Friedrich schreibt aus seinem Arreste an seinen Vater und bittet um Entledigung [2]). Er versichert, daß alle seine gemachten Aussagen wahr seien. Er behauptet, daß, wo noch weiterer Verdacht gegen ihn sei, die Zeit die Richtigkeit desselben erweisen werde. Er betheuert, daß er eine solche böse Intention, wie gemeint werde, nie gehabt habe. Welches war diese Intention, die man ihm zur Last legte? Sie ist nicht zu erfahren. Friedrich selber hat als König sich die Acten seines Processes geben lassen und sie versiegelt zurückgestellt. Dieses Siegel ist seitdem nicht gebrochen [3]).

---

[1]) Preuß: Friedrich der Große. I. 43.

[2]) Oeuv. d. F. Tom. XXVII. 3. p. 11.

[3]) Preuß a. a. O. I. 43. u. f. Man vgl. damit das Buch desselben Verfassers: Jugend und Thronbesteigung S. 154. Herr Preuß gebraucht dort die naive Wendung: „Friedrich sendet die Acten — als Quelle der Geschichte ins Archiv zurück." Der tiefere Sinn dieser Worte ist: man hat nicht einmal gewagt, dem Herrn Preuß, dessen Idololatrie für Friedrich über allen Zweifel erhaben ist, die Einsicht in diese Papiere zu verstatten.

Das Kriegsgericht, welches Friedrich Wilhelm über seinen Sohn niedersetzte, wollte aller königlichen Befehle ungeachtet ein Urtheil nicht sprechen. Das Urtheil, welches Friedrich Wilhelm forderte, muß, da die Einsicht der im Archiv zu Berlin aufbewahrten Acten seit dem Könige Friedrich II. keinem Menschen mehr verstattet ist, aus der Sachlage errathen werden. Der Zorn eines schwer beleidigten Vaters spricht aus jedem Worte des Königs in dieser Sache, und hätte demnach zu schlimmen Folgen führen können, wenn nicht eine wirksame Fürbitte dazwischen gekommen wäre.

Diese Fürbitte kam von dem römischen Kaiser Carl VI.

Längst hatte man in Wien diese Spannung zwischen Vater und Sohn mit sorgendem Auge beobachtet. Der Prinz Eugen gab dem Gesandten Seckendorf oft die Weisung, Alles aufzubieten, um ein gutes Verhältnis anzubahnen. Seckendorf war einmal, im October 1728, so glücklich gewesen, sie einander so nahe zu bringen, daß Beide ihm nachher ihren Dank aussprachen, ebenso die Königin. Friedrich erhielt damals von seinem Vater nur 1200 Thlr. jährlich. Er klagte es Seckendorf. Dieser meldete es heim, und in Folge dessen gewährte der Kaiser ihm einen Gehalt von 1000 Ducaten. Nach der Katastrophe des Fluchtversuches gab der Prinz Eugen an Seckendorf den Auftrag, sich seines ganzen Einflusses zu bedienen, um den König von übertriebener Strenge gegen den Prinzen abzuhalten und seinen Ingrimm zu beschwichtigen. Dagegen solle er, so viel immer möglich, suchen, dem Prinzen beizustehen und in der Bedrängnis behilflich zu sein. Eugen sprach dem Gesandten seine Absicht offen aus, daß er hoffe, dadurch die Erkenntlichkeit des Prinzen für den Kaiser zu gewinnen. Seckendorf that wie ihm geheißen war; allein zugleich warnte er: das sehr falsche, heimtückische Gemüth des Kronprinzen gebe ihm wenig Hoffnung zur Beständigkeit [1]).

Eben dies ist ja auch die stets wiederkehrende Klage des Vaters über seinen Sohn: derselbe sei falsch und unwahr.

Als nun nach dem Fluchtversuche der Zorn des Königs in so heftiger Weise ausbrach, entschloß sich der Kaiser Carl VI., für sein Pathenkind einen besonderen Schritt zu thun. Mit Vorwissen des

---

[1]) Arneth: Prinz Eugen Bd. III. S. 274

Prinzen Eugen und weniger Anderen, nicht jedoch eines anderen Ministers, schrieb er am 11. October 1730 an den König die dringende Bitte, Gnade für Recht ergehen zu lassen[1]). „Vielleicht“, sagt der Kaiser, „ist der Kurprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn und das gesammte königliche Haus bis jetzt nicht überzeugt. Ich hoffe, daß er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es auch mit ihm meine. Denn ich glaube, daß die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen innigen Vertraulichkeit und engen Freundschaft meines Erzhauses mit dem königlichen Kurhause Brandenburg abhangt. Ich vertraue ganz auf E. L. Freundschaft und patriotisches Gemüth, und verbleibe dagegen mit aufrichtig deutschem Herzen, mit wahrer Freundschaft, Liebe und Neigung E. L. für allezeit aufrichtig zugethan.“

Der treuherzig wohlmeinende Brief des Kaisers übte auf den König eine eindringliche Wirkung, stärker als die anderen Verwendungen, die bereits zahlreich eingekommen waren. Man sagt[2]), Friedrich Wilhelm habe zuerst dem Gesandten Seckendorf geantwortet: „Sie wissen nicht, was Sie erbitten. Sie werden es einmal sehen, was Sie an ihm haben werden.“ Dann jedoch behielten andere Gefühle die Oberhand. Friedrich Wilhelm schildert[3]) dem Kaiser seinen Kummer über das Betragen seines Sohnes. Er meint, er habe wohl Ursache, diesen den väterlichen Zorn auch fernerhin empfinden zu lassen. Doch will er ihn zunächst begnadigen. „Ewr. Kaiserlichen Majestät lediglich“, fährt der König fort, „hat er es in gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß Sie Dero Fürwort ihm haben angedeihen lassen wollen; denn nur dadurch bin ich bewogen worden, ihm zu verzeihen. Ich will wünschen und hoffen, daß dies einen solchen Eindruck in sein Herz machen möge, daß er dadurch ganz geändert werde und recht erkennen lerne, wie sehr er Ewr. Kaiserl. Majestät für Dero bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung ver-

[1]) Preuß I. 440.

[2]) Mirabeau und Mauvillon: preuß Monarchie. (deutsche Ueberſ.) I. 70. Bekanntlich haben die Verfasser in dieser zweiten deutschen Ausgabe die Ausstellungen gegen die erste berücksichtigt.

[3]) Preuß: Urkundbuch zur Lebensgeschichte Fr. d. G. II. 169.

bunden bleibe. Wie ich denn auch selbst niemals die besonderen Kennzeichen von Dero aufrichtigen Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen, sondern jederzeit vielmehr mit äußersten Kräften mich dahin bestreben werde, Ewr. Kaiserl. Majestät hinwider wahre Proben meiner Hochachtung und Ergebenheit abzulegen, und zu zeigen, daß mir nichts lieber ist, als mit Ewr. Kaiserl. Majestät und Dero Erzhause in einer beständigen Vertraulichkeit und immerwährenden Freundschaft verknüpft zu sein und solche immer mehr befestigt zu sehen. Der ich gleichfalls mit aufrichtig deutschem Herzen und dabei auch mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe" u. s. w.

Die Briefe sind nicht von Ministern mit unterzeichnet. Sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, um auf die Meinung der Menschen in irgend einer Weise einzuwirken. Es sind persönliche, eigenhändige Mittheilungen der beiden fürstlichen Häupter an einander, und darum nach Maßgabe menschlicher Dinge so weit wahr, wie überhaupt zwei befreundete Menschen sich unter einander aussprechen. Doch ist den Umständen nach anzunehmen, daß der kaiserliche Gesandte Seckendorf lebhaften Einfluß auf den König geäußert; denn Friedrich Wilhelm folgt in der ferneren Behandlung seines Sohnes hauptsächlich den Vorschlägen Seckendorf's [1]).

Friedrich Wilhelm eröffnete seinem Sohne, weshalb er ihm verziehen. Auch Friedrich schrieb demgemäß an den Kaiser seinen Dank für die Fürbitte, welcher allein er die wiedererlangte Gnade des Königs beizumessen habe. Er versprach, sich sein Lebelang auf das kräftigste zu befleißen, um dem Kaiser aufrichtige und überzeugende Proben seiner schuldigen und erkenntlichsten Ergebenheit, seines wahrhaftigen deutschen und patriotischen Eifers für das kaiserliche Haus zu geben [2]).

Demgemäß leistete Friedrich seinem Vater Abbitte [3]) in den Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit und Unterthänigkeit, mit Anklängen an Gesangbuchsverse, an die Sprüche Salomonis. „Ich kann nicht genugsam", sagt der Prinz, „Gottes Wege hier auch in Füh-

[1]) Förster: F. W. I. Bd. I. 374.

[2]) a. a. O. 381.

[3]) Oeuvres de F. l. G. XXVII. 3. p. 12.

rung meines Unglückes erkennen, da er mich zwar durch manchen sauern und rauhen Tritt geführt, aber auch gewiß sich einen guten Zweck vorbehält, und bin gewiß, daß er es ausführen wird zu seiner Ehre und so, daß Sie dabei vollkommen von meiner Submission versichert sein können." Keiner dieser Briefe, die in der That nicht das Gepräge innerer Wahrheit tragen, machte auf den König den Eindruck einer ernstlichen Reue. Es ist in den Briefen des Königs an seinen Sohn eine eigenthümliche Mischung von Mistrauen und Vatergefühl. Was Friedrich Wilhelm auch thut und schreibt, er handelt in gutem Glauben und in voller Ueberzeugung, daß er nur das Beste seines Sohnes im Auge habe. Dazu soll der lange Arrest dienen. Derselbe soll mit Hilfe theologischen Zuspruches den Prinzen namentlich von der Prädestinationslehre abbringen. Friedrich Wilhelm ergeht sich über dieselbe in scharfen Ausdrücken. Der Prinz soll dahin kommen, meint er, die verdammten gottlosen prädestinatianischen Sentiments aus seinem bösen Herzen mit Christi Blut abzuwaschen.

Der Abrede mit Seckendorf gemäß, schickt der König seinen Sohn nach Küstrin, damit er dort praktisch an der Verwaltung Antheil nehmen lerne. Der Prinz bemüht sich, auf die Gedanken seines Vaters einzugehen, und Friedrich Wilhelm wendet sich mehr und mehr ihm wieder zu. „Hätte ich nicht die Erkenntnis einer solchen unverdienten Gnade", schreibt der Prinz [1]), „so wäre ich nicht werth, ein Mensch zu heißen." Man muß bei diesen Briefen des Prinzen die Unterwürfigkeit der Ausdrücke jenes Zeitalters zum vollen mit in Anschlag bringen; aber selbst auch mit dieser Rücksicht sind sie sehr wenig erfreulich. Auch üben sie nur sehr langsam ihre Wirkung. Der Vorwurf der Falschheit klingt von dem Vater her immer wieder durch. Auf die Bitte des Sohnes, ihm wieder den blauen Rock anzuziehen, entgegnet der Vater: „Das soll lediglich Schmeichelei für mich sein. Die Grenadiere sind in deinen Augen canaille; aber Petit-Maitres, Franzosen, Französinnen und Komödianten: das ist etwas Nobleres, das ist digne d'un Prince. Das sind deine innersten Herzensgedanken, die dir von Jugend auf von Schelmen und H.... beigebracht sind" [2]).

[1]) a. a. O. S. 15. — [2]) a. a. O. S. 15.

Aber der Prinz ist nun auf gutem Wege. Der König verspricht ihn wieder zum Soldaten zu machen, sobald er seinen eigenen Haushalt zu führen verstehe. Von da an ist jeder Brief des Prinzen auf die wirthschaftlichen Neigungen des Königs berechnet. Friedrich spricht von Wirthschaft und Menage, rühmt indirect die Verbesserungen, die der König angelegt. Er erzählt von der Jagd, die der König leidenschaftlich liebt, und die dem Prinzen von ganzer Seele zuwider ist. Er berichtet über die Beschaffenheit des Bodens. Er spricht von Urbarmachung wüster Plätze, von Holzcultur und Schäferei. Das erfreut den Vater. Er geht darauf ein, erörtert mit dem Sohne Wiesenwachs und Landvermessung. Der Prinz macht Anschläge und Contracte zu Glashütten und Vorwerken. Er arbeitet überall auf Plus, wie er sagt. Je zufriedener der Vater wird, desto mehr betheuert der Prinz mit den stärksten Versicherungen seine Unterthänigkeit. „Nach unserem Herrgott erkenne ich keinen anderen Herrn, wie meinen allergnädigsten Vater, und ist kein Anderer als Sie, dem ich die unterthänigste Treue und Gehorsam leisten muß. Ich versichere meinen allergnädigsten Vater, daß ich darauf leben und sterben werde, und finden Sie eine falsche Ader an mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben ist: so thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen.“ [1])

Bei diesen Erörterungen kommt auch einmal Schlesien zur Sprache, und zwar, so viel von dem schriftlichen und mündlichen Verkehre zwischen Vater und Sohn bekannt ist, nur dies eine Mal. Wenn in dem Vater Friedrich Wilhelm irgend ein Anspruch auf Schlesien, irgend ein Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Anspruches, irgend eine Erinnerung eines verübten Unrechtes gegen sein Haus in Betreff Schlesiens lebendig gewesen wäre: so dürften wir erwarten, daß in diesem Verkehre zwischen Vater und Sohn ein Wort davon fallen müsse. Ein solches Wort ist nicht vorhanden. Nicht darum handelt es sich. Vater und Sohn sehen mit Verdruß, daß schlesische Kaufleute unmittelbar mit Hamburg in Verbindung stehen, und erörtern, ob es nicht ein Mittel gebe, zu Gunsten der Brandenburger diese Verbindung zu stören. Es findet sich keines; denn die Benutzung des Canals: neuer Graben, ist den Schlesiern vertrags-

[1]) a. a. O. S. 33.

mäßig zugesichert. Solchem Vertrage darf man nicht offen zuwider handeln, meint der Prinz; nur mittelbar muß man die schlesischen Kaufleute stören und hindern. [1])

Sollte der Prinz damals in tiefster Seele noch nichts Anderes in Bezug auf Schlesien gedacht haben, als Störung des schlesischen Handels? Niemand gibt davon Kunde. Der Vertrag von Herrenhausen, in welchem Frankreich und England dem preußischen Könige Schlesien als Lockspeise vorhielten, ähnlich wie 80 Jahre später der Kaiser Napoleon I. den König Friedrich Wilhelm III. mit dem Lande Hannover köderte, jener Vertrag stand in inniger Verbindung mit den Planen der Mutter auf die Doppelheirath ihrer beiden Kinder mit den englischen. Es ist fast mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Prinz Friedrich durch seine Mutter von jenem Vertrage Kenntnis erhalten habe. Wenn dies, wie wir annehmen dürfen, geschehen ist: so schlummerte noch der Gedanke in seiner Seele. Nicht freilich, als ob er an Eroberung überhaupt nicht gedacht habe. Während er seinem Vater Berichte macht über Glashütten und Vorwerke, über neue Culturen und über sein Bestreben in der Einnahme des Amtes Ruppin ein Plus zu erzielen, bewegt der 19jährige Prinz bei sich andere Gedanken in Betreff seiner Nachbarn. [2]) Zuerst ist er für den Frieden. „Ein König von Preußen," sagte er, indem er diesen Namen im Voraus auf die deutschen Länder des Hauses Brandenburg überträgt, „ein König von Preußen muß für jetzt wegen der Lage seiner Staaten, die Europa diagonal durchschneiden, gute Freundschaft mit allen seinen Nachbarn halten, mit den Königen, dem Kaiser und allen Kurfürsten; denn ein Krieg kann ihm nicht leicht vortheilhaft sein." So der friedliche Beginn. Allein er fährt fort. „Es wäre eine sehr schlechte Politik, das System eines Menschen ohne alle schaffende Kraft und Erfindung, dabei stehen bleiben zu wollen. Denn wer nicht vorwärts geht, weicht zurück. Es ist vielmehr nöthig die einzelnen Theile zu nähern, die Stücke, die natürlich zu unserem Besitzthume gehören, wieder zusammen zu bringen. Da ist zuerst das polnische Preußen, welches jederzeit zum Königreiche gehört hat und

[1]) a. a. O. S. 37.

[2]) Oeuvres de Fr. le gr. XVI. p. 1. an Natzmer.

nur abgetrennt ist in Folge der Kriege, welche die Polen mit dem deutschen Orden hatten. Dann ist da das schwedische Pommern, von welchem wir nur durch die Peene getrennt sind. Es eröffnet sich dann der Weg zu einer neuen Eroberung, die sich ganz natürlich darbietet, nämlich Mecklenburg. Man hat nur das Aussterben der herzoglichen Linie geduldig zu erwarten, um ohne Weiteres Besitz zu nehmen. Ich schreite von Eroberung zu Eroberung, und setze mir vor, wie Alexander, eine neue Welt zu gewinnen. Die Länder Jülich-Berg zu erwerben, ist durchaus nothwendig, um sich von dieser Seite zu vergrößern und Cleve und Mark nicht ohne Gesellschaft zu lassen. Durch diese Erwerbung bahnt man sich den Weg zu vielen Gegenständen, um necken und chicaniren zu können, wie das ja bei den häufigen Streitigkeiten auf den Grenzen niemals fehlt. Der Nutzen dieser Erwerbungen ist mithin einleuchtend."

„Es ist die politische Nothwendigkeit, die ich hervorhebe," sagt er. Man beachte dieses in der Geschichte des Wachsthums des Hohenzollern-Staates sehr merkwürdige Wort der Nothwendigkeit. Es ist das für die Bezeichnung der Begierde nach fremdem Eigenthume ein Euphemismus, der im Blute der Familie zu liegen scheint. Aber der Prinz Friedrich findet auch noch andere Bezeichnungen für diese Neigung. „Ich meine auch," fährt er fort, „daß das, was ich sage, sehr vernünftig ist. Denn wenn die Dinge so weit sind: so würde der König von Preußen unter den Großen der Erde eine hübsche Figur machen."

Wie sich erwarten läßt, ist nicht gemeine Habgier der Grund dieses politischen Strebens. Wer auch hätte jemals das von sich gesagt? — „Ich wünsche diesem Hause von Preußen," fährt der Prinz fort, „daß es sich völlig aus dem Staube erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in Europa und im Reiche blühend mache, damit es der Schutz der Betrübten, die Stütze der Wittwen und Waisen, die Zuflucht der Armen sei." „Aber wenn es sich ändert," setzt er dann in gleich frommer Salbung hinzu, „wenn Ungerechtigkeit, Lauheit gegen die Religion, Parteilichkeit und Laster die Oberhand erhielten: so wünsche ich, daß es zu Grunde gehe."

Es sind die Eroberungsplane des Prinzen vom Jahre 1731. Schlesien ist damals noch darin nicht aufgenommen. Da der Prinz

aus seinen anderen unfriedlichen Gedanken so wenig ein Hehl macht: so ist kaum anzunehmen, daß dies Verschweigen ein willkürliches ist. Der Grund muß ein anderer sein. Entweder dachte er nicht daran, oder die Pietät gegen den Kaiser, der drei Monate zuvor ihm das Leben gerettet, drängte den Gedanken noch zurück.

Aber zugleich hatte er damals noch ganz andere Gedanken. Er wollte die Erzherzogin Maria Theresia heirathen, und dann auf Preußen verzichten. Der Prinz Eugen erkannte die Falschheit dieses Planes. Um so eifriger bestrebte er sich, auf die volle Aussöhnung von Vater und Sohn hinzuwirken. Friedrich schien diese Bemühungen anzuerkennen. Im August 1731 ließ er ihm durch Seckendorf melden: er verdiene zwar die Freundschaft des Prinzen Eugen nicht, wolle dieselbe aber in Ewigkeit nicht vergessen. Dagegen bat er: der Prinz Eugen möge die wegen seines Betragens vielleicht nicht ohne Grund gegen ihn gefaßte üble Meinung fahren lassen. Er wolle hoffentlich in Zukunft vor den Augen des Kaisers und des ganzen deutschen Vaterlandes darthun, daß ein junger deutscher Fürst zwar irren könne, aber doch durch gute vernünftige Vorstellungen mit der Zeit begreife, daß außer der Freundschaft mit dem Kaiser keine Ruhe noch Sicherheit, und besonders nicht in der Verbindung mit ausländischen Mächten zu hoffen sei.

Der Vater Friedrich Wilhelm war unterdessen auf seine Weise beflissen für seinen Sohn zu sorgen. Er sah sich nach einer Frau für ihn um, und es gelang ihm eine solche nach seiner Ansicht [1]) passende zu finden. Der Kaiserhof begünstigte den Gedanken und die Wahl. Es war die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, Bruderstochter der Kaiserin Elisabeth.

Um Mitternacht am 4. Februar 1732 klopft eine Stafette an die Thür des Kronprinzen in Küstrin. [2]) Sie überbringt die Meldung der ausgesuchten Braut. Der Brief ist eine seltsame Mischung von patriarchalischer Ehrlichkeit und Derbheit. Der Prinz mochte verwundert diese neue väterliche Gnadengabe anschauen, die also wie vom Himmel ihm zufiel. Aber es galt hier nicht langes Besinnen. Noch

[1]) Oeuvres XXVII. 3. p. 53.

[2]) Preuß. Urkundbuch II. 206. Nro. 97.

in derselben Stunde ging die Antwort des Prinzen ab, mit der Versicherung seines blinden Gehorsams.

Die Umstände dieser Heirath sind wichtig, einestheils um das Verhältnis darzulegen, in welchem Friedrich zu Manneswort und Ehre stand, andererseits wegen der Anklage, die er später wegen dieser Heirath gegen den Kaiser bei der Nachwelt erhoben hat.

Es ist zunächst die Frage, ob es nach Friedrich's eigener Anschauung — denn nur diese kann ja in Frage kommen, nicht etwa ein menschliches und sittliches Recht — ob es in Friedrich's Augen selbst seinem Vater zustand, ohne Zuthun des Sohnes, eine Frau für ihn zu wählen und Gehorsam von ihm zu fordern.

Friedrich hat einige Jahre später gegenüber seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, seine Ansicht entwickelt. Der preußische General Marwitz wollte 1744 seine Tochter verheirathen nach seinem Willen. Die Tochter weigerte sich. Sie fand Schutz bei der Markgräfin von Baireuth. Der König Friedrich II. verwies das seiner Schwester. Er schrieb ihr am 9. April 1744 [1]): „Sie wissen, daß die erste und wesentlichste Pflicht der Kinder besteht im Gehorsame gegen die Befehle derer, welchen sie das Leben verdanken, und daß die Eltern das Recht haben, über das Schicksal ihrer Kinder zu verfügen."

Er selbst hat in ähnlichem Falle eben so gehandelt, nicht etwa für einen Sohn, den er ja nicht hatte, sondern als Haupt des Hauses für seine anderen Angehörigen. Im Mai 1769 wählt er Friederike von Hessen-Darmstadt für den Prinzen von Preußen als Gemahlin [2]).

Mithin war thatsächlich nach Friedrich's Anschauung — und nur von dieser, wir wiederholen es, kann hier die Rede sein — auch der Vater völlig befugt zu dieser Wahl und zu diesem Gebote für seinen Sohn. Demgemäß hatte der Prinz noch in derselben nächtlichen Stunde, in welcher er den Befehl des Vaters erhielt, an beide Eltern seine Bereitwilligkeit zum Gehorsam gemeldet, freilich zunächst nur in allgemeinen Ausdrücken.

Er beharrt in dieser Bereitwilligkeit; aber man sieht seinen Kampf. Die einzige Persönlichkeit, gegen die er sich näher ausläßt,

[1]) Oeuvres XXVII. 1 p. 29.

[2]) Oeuvres XXVII. 2 p. 136.

ist Grumbkow [1]), und die Briefe an diesen tragen mehr als andere den Stempel der Aufrichtigkeit, wenn auch oft nur das Bestreben, diesen Stempel darzulegen. Der Prinz hält die ihm bestimmte Braut für dumm. Dies ist das schwerste Hindernis. „Wenn ich durch Gehorsam", sagt der Prinz, „mir die Gnade des Königs sichern kann: so bin ich bereit, Alles zu thun, was in meiner Macht ist. Aber ich verlange, daß das corpus delicti bei der Großmutter erzogen wird. Denn ich will lieber cocu sein, oder unter dem Reifrocke meiner Zukünftigen dienen, als eine bête zu haben, die mich durch Dummheit in Zorn bringt und die ich nur mit Scham produciren könnte." Die dann folgenden Worte möge der Leser sich selbst deutsch wiedergeben. „Je vous prie de travailler à cette affaire; car, quand on hait tant que je le fais les héroïnes de romans, alors on craint les vertus farouches, et j'aimerais mieux la plus grande p...... de Berlin qu'une dévote qui aura une demi-douzaine de cagots à ses mines." „Wenn es noch möglich ist, so muß sie reformirt werden" [2]).

Es scheint mithin, daß der Prinz damals auch persönlich für sich noch einigen Werth auf positive Kirchenformen gelegt habe. Tief begründet ist indessen diese Neigung nicht; denn im selben Athem verlangt er, daß die ihm bestimmte Braut die école des maris et des femmes auswendig lerne. Das, meint er, ist besser als Johann Arndt's wahres Christenthum. „Si encore elle voulait danser sur un pied, apprendre la musique, et devenir plutôt trop libre que trop vertueuse, oui alors, mon cher général, alors je me sentirais du penchant pour elle, et un éternel ayant épousé une éternelle, le couple serait accordant." „Aber wenn sie dumm ist", fährt der Prinz fort, „so entsage ich ihr und dem Teufel. Man sagt, sie habe eine Schwester, die wenigstens Menschenverstand besitzt. Warum soll ich denn die Aeltere nehmen? Die Jüngere ist doch eben so viel, und dem Könige kann es einerlei sein." Er versichert dem Grumbkow, daß er sich gegen den Herzog und die ganze Familie mit dem größten Anstande betragen wolle, obwohl er sie hasse wie die Pest, sie und ihre ganze Brut.

[1]) Oeuvres XVI. p. 37 vom 11. Febr. 1732. — [2]) Oeuvres XVI. p. 43.

Friedrich hatte damals die Braut noch nicht gesehen. Man hat ihn später zu entschuldigen gesucht, wenn auch nicht wegen der obigen Ausdrücke, bei denen doch jeder Versuch dieser Art unmöglich sein würde, aber wegen seiner Abneigung gegen den Zwang in einer Sache, welche durch ihr Wesen selbst die Freiheit des Individuums fordert. In so weit hat diese Entschuldigung Grund. Allein es ist, wie vorher dargethan, dabei festzuhalten, daß Friedrich später im ähnlichen Falle gegen seinen Neffen eben so gehandelt hat wie sein Vater gegen ihn.

Grumbkow ist für den Prinzen thätig. Er unternimmt es, dem Könige Einwendungen zu machen. Friedrich Wilhelm legt seine Gründe dar. Der Minister kann nicht umhin, sie anzuerkennen; aber er bittet den König, dem Prinzen Zeit zu lassen, ihn nicht zu drängen, ihn nicht blos als Sohn, sondern als Freund zu behandeln. Der König sagt zu. Also am 18. Februar, und mithin scheint Alles auf gutem Wege.

Zwei Tage nachher speist Grumbkow beim Könige. Ueber Tische reicht ihm der König einen Brief seines Sohnes vom 19. Februar[1]). Der Brief lautet wie folgt: „Allergnädigster Vater! Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will: so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all' in unterthänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue, die Gnade zu haben, meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respectire. Uebrigens empfehle ich mich in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade, und versichere, daß nichts in der Welt ist, was mich davon abwenden kann, indem ich bis an mein Ende mit allem unterthänigsten Respecte und Submission verharre“ u. s. w.

Als Grumbkow diesen Brief gelesen[2]), fragt ihn der König: „Was sagen Sie davon?“ Grumbkow schiebt die Frage zurück. Der

[1]) O. XXVII. 3. p. 58. — [2]) O. XVI. p. 43.

König entgegnet mit Thränen in den Augen: „Es ist der glückseligste Tag meines Lebens.“ Er geht fort mit dem Herzoge von Braunschweig-Bevern in das Nebenzimmer. Sie umarmen sich viel. Grumbkow hat den König nie so zufrieden gesehen. Es ist augenscheinlich, daß der Plan der Heirath durchaus dem innersten Wesen und der persönlichen Neigung des Königs entstammte. Schon malt Grumbkow sich aus, daß Alles gut gehen werde. Er hat absichtlich die Schönheit der Prinzessin nicht loben wollen, damit der Prinz durch ihren Anblick, weil er sie sich geringer vorgestellt, angenehm überrascht würde. Aber nun meint er, die Prinzessin habe sich sehr zu ihrem Vortheile verändert. Je öfter man sie sieht, desto mehr findet man sie hübsch.

In dieser frohen Hoffnung, daß nun Alles erledigt sei, kehrt Grumbkow heim in seine Wohnung und legt sich nieder. Beim Erwachen am anderen Morgen wird auch ihm ein Brief des Prinzen überreicht, vom selben Datum wie derjenige an den Vater. Er scheint also dasselbe enthalten zu müssen, und Grumbkow erbricht ihn. Der Brief betrifft allerdings denselben Gegenstand, die Heirath und die Prinzessin von Braunschweig. Aber der Inhalt ist sehr verschieden [1].

„Urtheilen Sie selbst“, schreibt der Prinz, „mein lieber General, ob ich sehr erfreut sein kann durch Ihre Beschreibung von dem abscheulichen Gegenstande meiner Wünsche. Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können dem Herzoge auf irgend eine Weise zu wissen thun: was auch davon komme, ich will sie nicht. Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben: man muß sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch noch habe ich Hilfsquellen: ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen.“

Der Kaiser Carl VI. scheint damals die Schritte seiner Schwägerin, der Herzogin von Braunschweig-Bevern, für die Heirath mis-

[1] O. XVI. 41.

billigt zu haben. Denn Friedrich bricht in Lob für den Kaiser aus. „Ich billige sehr die Stafette des Kaisers, durch welche er das unsinnige Betragen seiner Schwägerin verwirft. Wie lächerlich macht sich diese Frau vor der Welt, und wie fällt das auf ihre Tochter zurück!" In wie weit diese Worte des leidenschaftlich erregten Prinzen gegen die Herzogin Wahrheit haben, liegt nicht vor; aber es ist nach dem Benehmen des Königs eine unverkennbare Thatsache, daß die Heirath sein persönlicher, eifriger Wunsch war. Auch erkennt der Prinz diese Sachlage sehr wohl. „Was denn beabsichtigt der König?" sagt er. „Will er sich meiner versichern, so ist das nicht das Mittel. Eine Andere könnte es thun, aber nicht eine bête, und es ist moralisch unmöglich, den Urheber unseres Unglückes zu lieben." Er drängt und fordert: „Wenn es rechtschaffene Leute in der Welt gibt: so müssen sie denken, mich zu retten aus der gefährlichsten Lage, in welcher ich je gewesen bin!"

Es ist möglich, daß ein Mensch, der an einem und demselben Tage zwei solche Briefe über denselben Gegenstand schreibt, viele vortreffliche Eigenschaften des Verstandes habe, Feldherrntalente besitze und dergleichen; allein seine Ansprüche auf männlichen Muth und männliche Würde, auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen als Individuums sind offenbar sehr gering. In diesem Sinne antwortet Grumbkow. „Wie," ruft er aus, „während Sie selbst vor dem Könige in alles einwilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich mich auf meine Gefahr in diese Angelegenheiten mischen soll!" In der That scheint die kalte Glätte des Hofmannes mit diesem Abweisen nichts zu thun zu haben: es ist die moralische Entrüstung des ehrlichen Mannes, welche dem Prinzen erwiedert, wie er es verdient. Denn Grumbkow glaubt herauszufühlen, daß der Prinz ihn für sich voran ins Feuer schicken will, ob es vielleicht etwas hülfe, und doch zugleich im Falle des Fehlschlagens eines solchen Voranschickens beflissen ist, sich selber durch seinen eigenen Brief an den Vater zu decken. Dieser Plan, wie Grumbkow ihn auffaßt und dem Prinzen vorhält, ward vereitelt dadurch, daß Grumbkow den Brief des Prinzen an den König eher las, als den Brief an ihn selbst. Aber er leiht seinem Unmuthe scharfe Worte. Er erzählt dem Prinzen, in welcher

Weise der König zu Wusterhausen in jener Zeit mit ihm geredet, als der Prinz in Küstrin im Arreste saß. „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle. Gott gebe, daß ich nicht wahr rede; aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme." Also habe es ihm der König zweimal wiederholt, und Grumbkow betheuert mit feierlichem Schwure, daß dieß die Wahrheit sei. „Ich weiß," setzt er hinzu, „daß nach Allem, was ich schreibe, ich die Gnade E. K. H. verliere; aber ich bin darauf gefaßt, und Sie werden mir erlauben mich ganz und gar von Ihren Angelegenheiten zurückzuziehen.

Der Prinz vertheidigt sich am 22. Februar. Er sucht sich herauszuwinden. Er schiebt Grumbkow die Schuld zu: „Warum haben Sie mir ein so häßliches Bild von der Prinzessin gemacht?" Er fragt weiter ganz verwundert, was er denn gethan, daß Grumbkow also in Zorn gegen ihn ausgebrochen. „Ich weiß doch gar nicht," fügt der Prinz hinzu, „daß ich dem Könige so bestimmt versprochen habe die Prinzessin zu heirathen." Grumbkow schwieg. Da der Prinz außer ihm keinen Anderen fand, den er als Vorkämpfer für sich in die Gefahr voran schicken konnte: so blieb sein unbedingter Gehorsam in Kraft. Acht Tage später wurde er zum Obersten ernannt. Grumbkow schwieg.

Der Prinz sucht ihn wieder, und es gelingt.[1]) Grumbkow erstattet Bericht aus der Umgebung des Königs. Was auch komme, der Kronpriz Friedrich vertraut auf den Kaiser. „Wenn nur der Kaiser uns nicht verläßt," meint er: „so ist zu hoffen, daß nichts zu fürchten ist." Der Prinz erörtert sein ganzes Verhältnis zu dem Vater mit Grumbkow. Eben damals wünscht Friedrich Wilhelm seine loyale Gesinnung gegen den Kaiser persönlich zu bethätigen. Es geschieht. Sie kommen in Prag zusammen. Dort befragt der Kaiser den König über das Benehmen des Prinzen.[2]) Friedrich Wilhelm hatte nie getraut, und das aufflackernde Feuer seiner Freude über den Gehorsam des Sohnes hatte doch bald wieder einer ruhigen Erwägung der Thatsachen weichen müssen. Friedrich Wilhelm entgegnete, daß er seinem Sohne nicht traue, und sprach dieselben

[1]) Oeuv. XVI. p. 50. — [2]) a. a. O. p. 51.

Worte nach der Rückkehr dem Prinzen offen aus. Dieser freilich ist abermals gehorsam. Der Vater befiehlt ihm häufiger an seine Braut zu schreiben, und er gehorcht.

Anders redet er zu Grumbkow. „Ich sage Ihnen meine Ansichten," schreibt der 21jährige Prinz, „wie ich sie denke vor Gott." Mithin ist er nach seiner eigenen Versicherung aufrichtig. Bereits ist ihm die Aussicht heller aufgegangen; denn die Heirath macht ihn selbständig im eigenen Hause. Er hofft, daß der König sich dann nicht mehr in seine Angelegenheiten mischen werde. Wenn er es thut, so gehen die Dinge schlecht und die Prinzessin muß darunter leiden. Warum denn die Prinzessin? Was denn hatte diese gegen ihn verbrochen? „Ich will mich nicht durch Weiber regieren lassen," sagt er. „Sie mag thun, was ihr gefällt, und ich thue, was mir beliebt. Es lebe die Freiheit!" Er legt seine Anschauung über die Frauen dar. „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß und dann verachte ich es."

Das war die Anschauung, wir wiederholen es, des 21jährigen Jünglings. Mögen die deutschen Frauen, denen man leider allzu häufig ein anderes Bild dieser so früh schon bis auf den Grund sittlich verkommenen Persönlichkeit gemalt hat, solche Worte beachten und erwägen, was die Consequenz einer solchen Lebensanschauung eines Jünglings sein muß! Denn es handelt sich hier nicht um eine einmalige Aeußerung eines — wenn man so will — jugendlichen Uebermuthes: es handelt sich um den Ausdruck einer Lebensrichtung, die constant dieselbe bleibt. Was der Jüngling, vielleicht damals noch halb leichtsinnig, aussprach, daran hat der Mann fest gehalten. Ihm fehlt die Grundlage des sittlichen Sinnes des Mannes; er hat Frauenehre und Frauenliebe nie gekannt noch gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz der Zuneigung einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend und belebend in das Leben dieses Mannes gefallen. Es war und blieb öde und liebeleer. Die Schuld lag an seinem Willen. Denn auch da, wo ein solcher warmer Blick die Eisesriegel zu sprengen suchte, die ihn trennten von jedem wahren und warmen menschlichen Gefühle, da schob er neue rasch und eilig vor.

Es ist ein unendlicher Abstand zwischen dem Charakter dieses Prinzen, des späteren Königs Friedrich, und demjenigen, den einst

der Römer Tacitus den Deutschen zuspricht. „Sie ehren die Frauen, sagt der Römer; denn es wohnt nach ihrer Meinung in den Frauen etwas Heiliges und Erhabenes.“ Es ist derselbe Charakterzug, dem die Deutschen zu allen Zeiten treu geblieben sind, den Walther von der Vogelweide zu seiner Zeit preist, den der deutsche Auswanderer unserer Tage als die beste Mitgabe seiner Heimat mit sich hinweg trägt über den Ocean. Es ist der Grund, weshalb dort unter gleichen Verhältnissen die Ansiedelung einer deutschen Familie vor derjenigen aus einer anderen Nation gedeiht.

Friedrich stand, und zwar nicht durch fremde Schuld, sondern durch eigene, im Gegensatze zu diesem Grundzuge unseres deutschen Charakters.

Mögen denn, ich wiederhole es, die deutschen Frauen, denen man leider allzu häufig ein anderes Bild von diesem Fürsten gezeichnet hat, es bedenken und erwägen, daß diese Persönlichkeit, öde und liebeleer, aber von eminenter geistiger Begabung, ein halbes Jahrhundert lang die Seele des Staates gewesen ist, den sie zusammengeschmiedet hatte mit der eisernen Klammer des Despotismus! — Es bedarf nicht des Nachweises im Einzelnen: schon diese einfachen Thatsachen genügen zur Beantwortung der Frage, ob die eminenten Eigenschaften des Verstandes, die Niemand je bestritten hat, angewendet sein können zur Förderung von Menschenwohl und Menschenglück.

Friedrich hegte damals noch die Hoffnung, daß es nicht zur Heirath komme. Dem Kaiser ist die beabsichtigte Heirath, obwohl er zuerst selbst sie gewollt, nicht mehr genehm: er arbeitet entgegen und wünscht bei den veränderten politischen Umständen eine Verbindung der Königsfamilie von England und Preußen.[1]) Ob Carl VI. lediglich ein politisches Interesse dabei hatte oder auch Rücksicht für sein Pathenkind, ist wesentlich einerlei; es kommt für uns hier nur darauf an, wie Friedrich dies Bestreben des Kaisers auffaßt. Eben damals hat der Kaiser dem einstigen Lehrer des Prinzen, dem Duhan, Wohlthaten zugewendet. Der Prinz ergießt sich in feurigen Ausdrücken für den Kaiser.[2]) „Dieser Fürst,“ ruft er aus, „der

[1]) Förster: F. W. I. Bd. II. S. 148. — [2]) Oeuv. XVI. 73.

die Bewunderung Europa's ist, hat sich gegen mich nur durch großmüthige Handlungen zu erkennen gegeben. Ich bringe ihm jede Erkenntlichkeit dar, die meine Pflicht mir zu haben gestattet, und ich kann dem Grafen Seckendorf versichern, daß ich mehr Verehrung für den Kaiser habe wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten, als wegen seines Ranges. Ich bin unglücklich genug, nicht alle Sorgfalt meiner Freunde durch meine guten Absichten vergelten zu können; aber ich hoffe, daß ich nicht prädestinirt sein werde ihnen Kummer zu machen."

Die Bemühungen des Kaisers gingen so weit, daß Friedrich Wilhelm im Ernste darüber aufgebracht wurde.[1]) Er hatte sein Wort gegeben. Daß man ihm zutrauen könne, dasselbe zurückzunehmen, erregte in ihm heftigen Zorn. Friedrich dagegen zürnt nicht, auch widersetzt er sich nicht. Wir suchen in seinen Briefen, ob er denn nicht einmal gewagt hat, seinem Vater gegenüber sein natürliches menschliches Recht zu verfechten, auch nur einmal anzudeuten, daß in einer solchen Angelegenheit die menschliche Individualität das Recht habe, gehört zu werden. Es ist vergeblich. In den Briefen Friedrichs finden sich nur Worte der allerunterthänigsten Submission; auch nicht ein einziges Mal seine wahre Meinung. Er spricht sie zu Grumbkow und Anderen aus, aber in besonderer Form. Wie dem Vater gegenüber seine Briefe nur Feigheit und Falschheit athmen, so sind die andern an jene Vertraute voll grausamen Hohnes und rohen Spottes über die unglückliche Braut, die in jugendlicher Unbefangenheit, mit sorglos heiterem Vertrauen dem trüben Schicksale ihres Lebens entgegeneilt.[2]) Dort, in dem Verhalten bei dieser rein individuellen Angelegenheit, erschließt sich der Charakter dieser Persönlichkeit, die keinen Menschen liebte, und von keinem Menschen geliebt wurde.

„Ich studiere," meldet er im Januar 1733, „die Complimente für Braunschweig und ich gehe auf die Eberjagd, um sie zu lernen; car entre Westphalien et porc il n'y a pas grande différence." Er spricht weiter in verächtlichen Ausdrücken von seiner Braut, und schließt: „Um aber von einer ernsthafteren Sache zu reden und die mich mehr

---

[1]) Förster II. S. 148. — [2]) Oeuv. XVI. 79.

interessirt: so versichere ich Sie, mein sehr theurer Freund, daß ich bis in's Grab aufrichtig Ihnen zugethan sein werde."

Es ist ein merkwürdiges Verhältnis des Prinzen zu dem General Grumbkow. Jener betheuert unablässig seine Dankbarkeit. Er versichert abermals und abermals auf seine Ehre, daß er es den Kindern des Generals vergelten wolle. Diese Dankbarkeit bezog sich allem Anscheine nach auf die Geldhilfen, die Grumbkow ihm zu Theile werden ließ; denn es war eine der übelsten Seiten der übertriebenen Sparsamkeit Friedrich Wilhelms, daß seine Kinder Mangel litten für Ausgaben, die in ihrer Stellung unvermeidlich waren. Wenn der Prinz des Anstandes wegen ein Geschenk an seine Braut schicken wollte: so mußte er selbst es erst von dem Vater erbitten. [1]) Der Vater befiehlt ihm im Januar 1733 einen Besuch in Braunschweig zu machen. Selbst dazu erhielt er kein Geld. Die Freunde halfen aus und streckten vor. Namentlich war es auch hier wieder Seckendorf; denn der kaiserliche Hof war fortdauernd bemüht, die Zuneigung des Prinzen dadurch zu sichern, daß man ihn persönlich zur Dankbarkeit verpflichtete. Der Prinz kommt dem entgegen. „Ich will mich lieber an Sie wenden," sagt er zu Seckendorf, [2]) „als an einen Anderen, weil ich Sie als meinen treuesten Freund kenne." Eben so sind seine Ausdrücke voll Anhänglichkeit und hoher Verehrung für den Kaiser. Das erfreut Carl VI., und er läßt gern diese Freude dem Prinzen aussprechen. „Die Einigung und das vollkommene Einverständnis", läßt der Kaiser dem Prinzen melden, „zwischen den Häusern Oestreich und Brandenburg seit länger als zehn Jahren haben beiden wesentliche Vortheile verschafft. Der König Friedrich Wilhelm hat seit einigen Jahren wirkliche Beweise seiner Freundschaft für den Kaiser gegeben, und deshalb hört der Kaiser gern, daß der Prinz sich bestrebt in dieselben Ansichten einzugehen."

Ging der Prinz wirklich in die Ansichten seines Vaters ein? — Zwischen beiden gähnte ein Abgrund des Mistrauens und der Furcht, welcher verdeckt und verschleiert, jedoch nie geschlossen werden konnte. Friedrich Wilhelm hatte kein Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit seines Sohnes. Der Sohn redet nie zu seinem Vater,

[1]) Oeuv. XXVII. 3. p. 71. — [2]) Oeuv. XVI. p. 80.

sondern nur zu seinem allergnädigsten Könige und Vater. Der Vater betheuert Jedem gegenüber, der ihm verdächtig ist, mit seinem Sohne zu halten: so lange er lebe, sei er der Herr, und dabei zeigt er auf das nahe Spandau.[1]) Der Sohn hat sein Wort gegeben zu heirathen nach des Vaters Willen; aber mit banger Besorgnis sieht der Vater ihn nach Braunschweig reisen, weil doch der Sohn einen Streich spielen könne. Der Prinz dagegen haßt das Tabaks-Collegium, wo man ihn dem Vater als einen Atheisten male. „Ich kenne die Verdienste des rothen Zimmers" sagt er, „und der Tabakswolken, welche die Regionen desselben erfüllen. Und dennoch weilt dort ein Senat, in welchem häufig über uns andere Sterbliche das Schicksalsloos geworfen wird. Der Senat der Römer ward wegen des ernsten, würdevollen Schweigens der Senatoren für eine Versammlung von Göttern gehalten; derjenige von Berlin, anstatt Göttern vergleichbar zu sein, sinkt herab zu einer Rauch- und Trinkstube. Dennoch liegt mir nichts daran. Wenn nur keine Zunge voll Galle und Bitterkeit ihren raschen Schlag auf meine Kosten übte, wenn nur ihre Bosheit mich nicht hier in meiner Einsamkeit erreichte: so mögen sie immerhin so viel Lärm machen wie sie wollen."

Es war indessen die große Frage, ob das Benehmen des Prinzen bei aller Loyalität, in die seine Briefe an den Vater sich zu hüllen schienen, jemals diesem einen sichern Grund des Vertrauens darbot. Wenn der Prinz sich wehrte gegen den Namen des Atheisten: so durchdrang doch seine Bemerkungen schon früh der ätzende höhnende Spott gegen alles positive Kirchenthum, der in den Augen des ängstlichen Vaters mit wirklichem Atheismus unter einem Dache wohnte. Wie sollte auch ein Mann des praktischen Lebens, der nach seiner Erziehung, nach seiner Anschauungsweise, Orthodoxie und Religion für gleichbedeutend hielt, es versuchen, scharfe Grenzlinien ziehen zu wollen zwischen diesen Gebieten? Philosophiren war nicht die Beschäftigung des Tabaks-Collegiums. Wenn man Friedrich Wilhelm sagte, daß sein Sohn ein Atheist sei: so hieß das in den Augen des Vaters so viel, daß der Sohn den Grundlagen aller Sitte und Moral entsagt habe. War das Benehmen des Prinzen

[1]) Oeuv. XVI. p. 80.

geeignet, diesen Verdacht als unbegründet darzulegen? Daß der Lebenswandel des Prinzen nicht lauter sei,[1]) namentlich das Verhältniß zu der Frau von Wreech, blieb kein Geheimnis vor dem Vater, dem selbst die scharfe Feder der eigenen Tochter die Anerkennung des sittlich strengen Lebens nicht versagt. Friedrich hatte sein Wort gegeben zu heirathen nach dem Befehle des Vaters. Aber im Lebensalter von 22 Jahren verdeckt man schwer die wahre Herzensmeinung. Wenn es dem Eingeweihten nicht anders als offenkundig sein konnte, wie der Prinz hier sein Wort zu halten oder nicht zu halten gedenke: was denn hatte der Vater von den Versicherungen des Gehorsams bei demselben Prinzen zu erwarten? —

Friedrich verhehlte nicht seine Gesinnung, noch seine Entschlüsse. Er theilt sie Grumbkow offen mit.[2]) „Nach der Heirath," sagt er, „bin ich Herr mit der Erlaubnis dann und wann der sposa einen Besuch abzustatten. — Man wird sich dann mit dem Vater auf einen guten Fuß setzen und wird sich bestreben ihm zu zeigen, daß man weiß, was man ist, und nicht dazu gemacht sein will sich von Jedermann anführen zu lassen." Solche Briefe tragen nicht das Gepräge, daß Friedrich eine Mittheilung derselben an den König durch Grumbkow befürchtet, oder gar absichtlich sie darauf einrichtet. Vielmehr fühlt er sehr wohl und tief, daß der König ihm aus anderen Gründen nicht traue. „Ich thue alles was ich kann, dem Könige zu Gefallen, lasse exerciren vom Morgen bis Abend, schaffe Recruten an, so viele ich zu bezahlen vermag, mache Berechnungen und Kostenanschläge: es hilft alles nichts." Freilich das Mistrauen in der Seele des Königs hat allzu tiefe Wurzeln geschlagen, und wiederum saugen diese Wurzeln allzu reichliche Nahrung.

Der Tag der Heirath rückt heran. Der König treibt dazu. Es scheint allerdings der Zweck des freilich sehr strengen, aber doch in dieser Beziehung gewiß ehrlichen Vaters gewesen zu sein, durch das Element edler Weiblichkeit, welches die Mitwelt an der Prinzessin nicht verkannte, welches die Nachwelt aus den würdevollen und doch so milden, sanften Briefen der tief gekränkten Frau unmittelbar fühlt, sänftigend, versöhnend auf den starren, unwahren Sinn

---

[1]) Oeuv. XVI. 69. — [2]) a. a. O. p. 85.

des Sohnes zu wirken. Dieser verwahrt sich. Er erklärt seiner Schwester:[1] „Ich liebe die Prinzessin nicht. Ich habe Widerwillen gegen sie, und unsere Heirath bedeutet nichts; denn es kann weder Freundschaft, noch Einigung zwischen uns statt haben. Davon abgesehen mishandelt mich der König nicht; aber er mistraut mir, und diese verfluchte Heirath ist die Ursache alles meines Kummers."

Auf solche Art läßt er seinen Unmuth und seinen Widerwillen aus. Und der Mann, der so gesinnt ist, wagt auch da noch nicht offen und entschieden seinem Vater gegenüber das Recht seiner menschlichen Persönlichkeit auszusprechen. Er wagt, ich wiederhole es, nicht einmal es zu sagen, daß es das individuelle Recht des Menschen sei zu einem solchen Schritte nicht gezwungen zu werden. Er ist gehorsam. Aber dieser Gehorsam ist der Gehorsam eines Sclaven. Indem er sich zum Opfer zu bringen scheint, hat er statt dessen ein anderes Opfer ersehen. Es ist das Lebensglück der Armen, die mit dem offenen Vertrauen der Unschuld ihm entgegen tritt. Er schwört den Eid der Treue. Indem seine Lippen das verhängnisvolle Ja aussprechen, macht er den Act des Gehorsams zu demjenigen des freien Willens, und die Verantwortlichkeit lastet nur noch auf ihm selber allein. Im Juni 1733 wird auf dem Schlosse zu Salzdahlum die Trauung vollzogen. Kaum ist sie geschehen, so schreibt der Prinz seiner Schwester: „Eben endigt die ganze Ceremonie, und Gott sei gelobt, daß alles vorüber ist. Ich hoffe, daß du es als ein Zeichen meiner Freundschaft ansehen wirst, daß ich dir die erste Nachricht mittheile."

Fortan lebt das Paar zusammen unter einem Dache, so lange als die Furcht vor dem Vater das Band soweit in Kraft erhält.

[1] Oeuv. XXVII. 1. p. 8.

Vierter Abschnitt.

Die letzten Jahre des Königs Friedrich Wilhelm I.

Die Persönlichkeiten der Mächtigen allein bestimmen in jener Zeit die Schicksale der Deutschen. Das römische Reich deutscher Nation besteht. Aber die einzelnen Stämme desselben kennen sich unter einander kaum dem Namen nach. Sie sind verschieden; aber sie haben keine Neigung, noch Abneigung gegen einander, die politisch irgendwie ins Gewicht fiele. Es haben auch in früheren Zeiten Deutsche gegen einander gestritten, zumal im dreißigjährigen Kriege. Aber nicht ein Stamm zieht damals gegen den anderen ins Feld. Deutsche Fürsten, vor allen die jüngeren Söhne, die das versagte Erbtheil mit dem Degen erstreiten wollen, erheben die Werbefahne. Aber die Schaaren des Herzogs Bernhard von Weimar sind nicht Thüringer, vielleicht nicht einmal vorzugsweise. Die Haufen, durch welche die Landgräfin Amalie von Hessen Jahre lang im Solde Frankreichs und der Generalstaaten die umliegenden Länder brandschatzt, sind nicht Hessen. Die Listen der schwedischen Regimenter, die nach dem Abschluße des Friedens endlich abgeführt oder entlassen wurden, zeigen nur zum dritten Theile Schweden auf. Die Anderen waren Deutsche, oder Angehörige anderer Nationen, Söldner insgesammt. Die Noth und der Jammer waren gemeinsam und gleich: kein deutscher Mann hatte Grund und Recht zum Vorwurfe oder gar zum dauernden Hasse gegen den anderen.

Auch die Verschiedenheit der Religion trennte die Deutschen nicht wesentlich. Der westphälische Friede hatte die positiven Rechte festgestellt. Das Normaljahr 1624 entschied, welche Partei in dieser Stadt, diesem Dorfe eine Kirche besitze. Derselbe Friede, der für Bayern das Tridentinum verbürgte, sicherte für Sachsen die Concordienformel, auch wenn es der Landesherr vorzog für sich in die Messe zu gehen. Ja sogar blieb dieser selbst katholische Landesherr das Haupt des evangelischen Reichskörpers, bis die wesentliche Bedeutung dieser Führerschaft auf den folgerechteren Nachbar von Brandenburg überging. Aber diese Stellung brachte dem Verhältnisse zum Reiche nicht einen wesentlichen Eintrag. Friedrich Wilhelm hielt, wie er für sich wenigstens überzeugt war, streng auf Rechtgläubigkeit. Wenn es nur von seinem raschen Spruche abgehangen hätte: so würde ein Sozinianer eingemauert sein. Aber der Gedanke rechtlich bestehende kirchliche Verhältnisse zu ändern, lag seiner Seele fern. Als der Erzbischof Firmian die Salzburger austrieb, lud Friedrich Wilhelm die Ausziehenden ein in seine Länder; aber es fiel ihm nicht ein den Buchstaben zu bestreiten, nach welchem dieser Erzbischof gehandelt. Noch weniger hatte die Verschiedenheit der Religion irgend welchen Einfluß auf ihn in seinem Verhältnisse zum Kaiser. Diese Interessen berührten sich nicht. Sie liefen neben einander in wohl geschiedenen Strombetten. Der Sohn mochte früh diese Verschiedenheit in den Kreis seiner Berechnung ziehen. Der Vater that es nicht.

Seit dem geheimen Berliner Tractate von 1728 verfolgte die Politik Friedrich Wilhelms die darin vorgeschriebene Bahn. Er war kaiserlich gesinnt. Darum drang er auf die Zusammenkunft in Böhmen 1732. Man hat sich bemüht das Ceremoniell von kaiserlicher Seite auszumalen, als wenn Das, was für unsere Zeiten auffallend erscheint, auch damals bei Friedrich Wilhelm Anstoß erregt hätte. Dem war nicht so. Der König kehrte sehr befriedigt und sehr kaiserlich gesinnt von Prag zurück. Eher hätte ein wirklicher Misgriff des Königs nachher Unzufriedenheit erregen können. Der König fand dort auf seinem Tische in einer goldenen Dose die Eventualbelehnung mit Ostfriesland.[1]) Er war sehr eilig Titel und Wappen

[1]) Förster: F. W. Bd. II. S. 113.

des Ländchens anzunehmen, und aller Welt das kund zu thun. Nicht so hatte es der Kaiser gemeint, der als Oberrichter des Reiches nicht die Rechte und Ansprüche Dritter aufheben und Länder verschenken durfte nach eigenem Gefallen. Seckendorf bat im Namen des Kaisers, der König möge das unterlassen. Friedrich Wilhelm entschuldigte sich sehr. Es that ihm nur leid, daß der Kaiser ungnädig sei. Er bat Seckendorf es wieder in Ordnung zu bringen, daß er mit seinem lieben Kaiser gut bleibe. Als nächstes Mittel dieser guten Einigkeit hätte es nahe gelegen, die voreilig angemaßten Titel und Wappen abzuschaffen. So weit indessen ging weder der Gehorsam, noch die Uneigennützigkeit des Königs, und der Kaiser drückte um des lieben Freundes willen ein Auge darüber zu.

Die freundliche Gesinnung dauert fort. Sie bethätigt sich namentlich und vor allen Dingen am Reichstage bei der Abstimmung über die pragmatische Sanction. Das Votum [1]), welches der König Friedrich Wilhelm als Herzog von Magdeburg im Fürstenrathe abgab, ist denkwürdig durch seine Worte. Darum möge es ganz hier folgen.

„Es gereicht zum unsterblichen Ruhme des Kaisers," läßt Friedrich Wilhelm seinen Gesandten sagen, „daß er bei seiner weisen und höchst beglückten Regierung seine unermüdliche Sorgfalt auch auf die Zukunft erstreckt. Es ist seine Absicht, durch die Befestigung der Erbfolge, die er am 19. April 1713 erklärt hat, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten. Er will auf das kräftigste vorbauen der vielfältigen unglückseligen Zerrüttung, dem Kriege und dem Blutvergießen, welche aus einer Trennung und Zergliederung der Länder des Erzhauses Oestreich entstehen würden. Dieser Jammer würde insbesondere das werthe deutsche Vaterland treffen, würde dasselbe in Feuer und Flammen setzen. Darum muß jeder deutsch und patriotisch gesinnte Kurfürst, Fürst, und Stand des Reiches diese reichsväterliche Fürsorge des Kaisers mit dem allerverbindlichsten Danke anerkennen, und keiner darf einen Anstand noch Bedenken hegen, sowohl im Interesse seiner selbst als desjenigen des Reiches, die Garantie auf sich zu nehmen, die der Kaiser verlangt. In diesem Sinne

[1]) Ludolf: de introductione juris primogeniturae. Appendix p. 32.

gibt der König in Preußen sein Votum von ganzem und willigem Herzen, und erklärt ferner, daß er, wenn diese Garantie durch die That geleistet werden muß, als ein getreuer Reichsstand und getreuester Freund Sr. K. K. Majestät und des durchlauchtigsten Erzhauses, nicht ermangeln wird, mit willigster Darsetzung von Gut und Blut dazu beizutragen."

So Friedrich Wilhelm, König in Preußen und Markgraf von Brandenburg, am 18. December 1732. Eine Bedingung irgend welcher Art ist dabei nicht gemacht.

Es bedarf nicht der Ausführung, daß die Worte des Vaters auch den Sohn verbinden. Friedrich stand damals im Lebensalter von 21 Jahren.

Friedrich Wilhelm beharrt bei solchen Ausdrücken.

Als 1733 wegen der Königswahl in Polen eine Verwirrung unter den Mächten Europa's auszubrechen droht, hält Friedrich Wilhelm zum Kaiser. [1]) „Ich werde bei allen Gelegenheiten beweisen," ruft er dem Gesandten zu, „wie aufrichtig ich es mit dem Kaiser meine. Ich will für das kaiserliche Haus mich selbst, mein Blut und Gut und meine Länder mit Vergnügen opfern. Meine Feinde mögen thun, was sie wollen: so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit Füßen abstoßen. Wo er das nicht thut, so bin ich mit Treu und Blut der Seinige bis in mein Grab."

Man wird solche Worte richtig abzuwägen haben. Die Erfahrung der Geschichte hätte zeigen können, welchen Werth das Versprechen eines Hohenzollern habe, wenn es in Conflict trat mit dem eigenen Interesse. Jedenfalls zeigte dem Kaiser Carl VI. die Erfahrung von 1725, daß dieser Reichsfürst und souveräne König fremder Lockung nach Umständen nicht unzugänglich war. Indessen schien doch so viel gewiß, daß nur große Vortheile von feindlicher oder grobe Misgriffe von kaiserlicher Seite diesen damals treuen Reichsfürsten und Bundesgenossen wieder entfernen konnten. Dabei war nur die Schwierigkeit der scharfen Unterscheidung, was in den Augen dieses Königs Misgriffe und Beleidigungen gegen ihn seien. Seine Doppelstellung als Reichsfürst und souveräner König ließ die

[1]) Förster: a. a. O. S. 123.

Grenzen seiner Befugnisse in seinen Gedanken wirr durch einander fließen. Mecklenburg war in Unruhe. Friedrich Wilhelm ließ eigenmächtig und ohne Auftrag des Kaisers drei Regimenter hineinmarschiren.[1]) Denn, meinte er, der Kaiser hat mich nöthig und nicht das Herz mich seine Unzufriedenheit merken zu lassen. Das war wenige Monate nach jener Erklärung. Die Franzosen gingen im Interesse der Polen über den Rhein, und nahmen Kehl auf dem Boden des Reiches weg. Der Kaiser forderte die Erklärung des Reichskrieges.[2]) Schon war der König bereit für die Sache des Rechts und der Ehre also zu stimmen. Inzwischen hatte dennoch der Kaiser die Eigenmacht des Königs in Mecklenburg übel aufgenommen und ihm geboten, seine Regimenter zurück zu ziehen. Darüber ward der König aufgebracht. „Ich gebe kein Votum," rief er aus, „ohne zu wissen warum. Ich muß etwas dafür haben. Ich gebe weder Mann noch Geld. Ich muß erst wissen woher und wohin." Wir sehen hier wieder dieselbe alte Politik des Particularismus durchschlagen, an welchem nicht blos die Hohenzollern, sondern fast sämmtliche deutsche Fürstengeschlechter, nur freilich jene in hervorragender Weise leiden, daß sie nämlich für die Pflicht der Abwehr des gemeinsamen Feindes von dem Schützer des Reiches erst besondere Bezahlung für sich fordern. Wenn die Kleineren sämmtlich gehorsam ihrer Pflicht nachkamen: so blieb dem Kaiser in solchem Falle nichts übrig, als zu Gunsten des sperrigen Großen, der für die Erfüllung seiner Pflicht zuvor eine Belohnung verlangte, einen der gehorsamen Kleinen mit Gewalt des Seinigen zu berauben. Und doch war der Rechtstitel des Kurfürsten von Brandenburg um nichts fester begründet, als derjenige etwa der Fürsten von Anhalt, welche Friedrich Wilhelm gern die Fürsten von Zipfel-Zerbst zu nennen pflegte. Die Rechtstitel Aller beruhten am letzten Ende nur auf dem Kaiser als dem Schlußsteine der Verfassung des Reiches.

Dennoch bewogen die Vorstellungen der Räthe den sich sträubenden König seiner Pflicht nachzukommen. Im Mai 1734 setzte endlich das Contingent sich in Bewegung und zog, einem verheerenden Strome gleich, durch Würzburg und Bamberg.[3]) Die Mishandlungen,

[1]) a. a. O. S. 137. — [2]) a. a. O. S. 139. — [3]) a. a. O. S. 141.

welche diese Schaaren verübten, waren nicht wider des Königs Willen. Auf die schweren Klagen erwiederte er: „Die Würzburger haben früher meine Werber ebenfalls unmanierlich behandelt und ihnen ihr Geld abgenommen." Er weigerte jede Genugthuung und Bestrafung. Zugleich nahm sich Friedrich Wilhelm' des vertriebenen Königs Stanislaus an, wozu er als Reichsstand nach dem Urtheile des Kaisers nicht befugt war.

Ein solches Betragen nach den früheren Worten erschien dem Kaiser allzu stark. „Aus dem ganzen Verhalten ist zu ersehen," schrieb er, „daß man nur so lange angenehme Versicherungen von preußischer Standhaftigkeit zu hören hat, als man des wirklichen Beistandes nicht bedarf. Bei mislichen Umständen ist dagegen auf diese Freundschaft nicht zu bauen, vielmehr muß sie dann theuer erkauft werden."

Man hatte in Wien gar Verdacht auf den König, daß er es heimlich mit den Franzosen halte. Der französische Gesandte blieb nämlich in Berlin auch während des Reichskrieges.[1] In Wahrheit lag der Grund nur in dem seltsamen Ehrgeize dieses Königs. „Ich will nicht geringer sein, als England," meinte er. „Dort hat man den Gesandten behalten, und der Kaiser hat nichts darüber gesagt." Daß die Verhältnisse sehr verschieden lagen, ob der Kurfürst von Hannover, der nur als solcher und nicht als König von England Theil nahm am Kriege, den französischen Gesandten in London beibehielt, oder ob Friedrich Wilhelm einen solchen Gesandten in Berlin auf dem Boden des Reichs bei sich sah, ward dem Ehrgeize des Königs nicht klar. Er suchte es auf andere Weise gut zu machen. „Was," rief er, „ich soll ein Franzose sein? Ich kann die Kerle kaum ansehen. Da stehen einige herum. Ich mag nicht einmal fragen, wie sie heißen, und ich spucke immer aus, so oft ich einen Franzosen sehe." Damit das nicht leere Worte seien, machte er sie sofort zur That.

Indessen häuften sich noch mehr Beschwerden über den König. Die Länder, in welchen seine Truppen die Winterquartiere bezogen, schrieen zum Kaiser um Schutz und Hülfe gegen diese Schaaren.

[1]) a. a. O. S. 145.

Der Prinz Eugen als Oberfeldherr bat um diese Zeit den Kaiser, das in den Tractaten vorbehaltene Recht zur Ausführung zu bringen, nämlich, wenn die Generale des Königs in Preußen seine Befehle in Betreff der Mannszucht nicht ausführten, innerhalb 24 Stunden über sie Standrecht zu halten.[1]) Der kaiserliche Minister Starhemberg hielt wegen dieses gewaltthätigen Auftretens der preußischen Truppen ihre Hülfe eher für schädlich als nützlich. Der Kaiser nannte das Betragen der Officiere des Königs grausam, geldgierig, menschenräuberisch.[2]) Er ordnete strenge Maßregeln an. Er verbot in seinen Ländern preußische Werbungen und ließ die Werber hinausschaffen. Das griff den König in die Seele. Nur die Vorstellungen seiner Räthe bewogen ihn, seinen Gesandten Gotter von Wien nicht abzuberufen.

Die Folge dieses Unwillens, welchen der Kaiser als der berufene Schützer der Schwachen und Wehrlosen im Reiche gegen die Gewalt des Königs aussprechen mußte, war unvermeidlich die, daß der Kaiser denselben nicht mit der früheren Rücksicht behandelte. Friedrich Wilhelm empfand das tief. Eines Tages, 2. Mai 1736, entfielen ihm zu Potsdam, indem er auf den Kronprinzen zeigte, die schweren Worte: „Da steht Einer, der mich rächen wird.“ [3])

Diese Worte fordern deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil man auf sie sehr viel Gewicht gelegt hat. Wir haben zu erörtern, ob das mit Recht geschehen sei. Friedrich Wilhelm, aufbrausend und jähzornig, wie er war, hat viele Worte gesprochen, die er bei ruhiger Ueberlegung wohl nicht immer selbst verantwortet haben würde. Deshalb erscheint es uns nicht ganz billig, eine einzelne Aeußerung der Leidenschaft besonders zu pressen, wenn nicht derselben andere Worte gleichen Sinnes zur Seite stehen, die aus ruhigeren Stimmungen seines Gemüthes geflossen sind. So nämlich verhält es sich mit seinen Ausdrücken der Devotion gegen den Kaiser. Wir haben auf dieselben deshalb Gewicht zu legen, weil Friedrich Wilhelm sie nicht blos vielfach gesprochen, sondern auch niedergeschrieben hat,

---

[1]) Arneth: Prinz Eugen, Bd. III. S. 439, 456.

[2]) a. a. O. S. 149.

[3]) Förster II. 152. Dort die ganze Stelle aus dem Journal secret.

weil also diese Ausdrücke auf eine constante Richtung seiner Seele hinzudeuten scheinen.

Immerhin hat nun doch Friedrich Wilhelm das Wort gesprochen, und wäre es auch nur für dies eine Mal gewesen. Es erhebt sich mithin die Frage, welches war der Anlaß, daß er es gesprochen. Derselbe Bericht, der uns das Wort überliefert, gibt uns auch die Gründe an. Der Kaiser unterhandelt mit Frankreich über die Friedenspräliminarien, ohne den König herbei zu ziehen. Aber es war ein Reichskrieg, und dem Rechte nach durfte der Kurfürst von Brandenburg nicht höhere Rücksichten beanspruchen, als jeder andere Kurfürst, welcher der Pflicht gemäß sein Contingent stellte. Es mochte von dem Kaiser eine Unhöflichkeit sein nicht diesem bedeutenden Reichsfürsten Kunde zu geben: ein Unrecht war es nicht, weder moralisch noch staatsrechtlich.

Ferner hatte der Kaiser damals seine Tochter mit dem Herzoge von Lothringen vermählt, ohne es dem Könige anzuzeigen. Auch das mochte unhöflich sein. Ein Verbrechen gegen irgend welche andere Rechte und Ansprüche scheint nicht darin zu liegen.

Zu diesen beiden Punkten, die hervorgehoben werden, kamen andere Vernachlässigungen des Kaiserhofes gegen den König. Da sie neben jenen nicht genannt werden, darf man sie als geringer ansehen. Fassen wir Alles zusammen, so ist das Benehmen des Wiener Hofes nach dem Auftreten des Königs gegen die Mindermächtigen und Schwachen im Reiche nicht unerklärlich. Und nicht minder begreiflich ist nach der Gemüthsart des Königs seine Aufwallung über das, was er selbst verschuldet.

Dieses Wort, welches nach solchen Vorgängen und unter solchen Umständen gesprochen wurde, haben eifrige Fridericianer der Neuzeit als ein Wort bezeichnet „von schicksalsvoller Bedeutung". Sie haben gesagt, daß dies Wort für den Kronprinzen Friedrich ein heiliges Vermächtnis gewesen sei. Sie haben gefragt, wer ihn anklagen dürfe, daß er mit dem Schwerte in der Hand für solche Begegnung von Oesterreich Genugthuung gefordert habe.[1])

---

[1]) Förster: S. 152. Andere sind den Meinungen des Herrn Förster darin gefolgt.

Erörtern wir die Sachlage, und geben zu, was zuzugeben billig ist. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Sohn die wahre oder vermeinte Beleidigung, die dem Vater angethan wird, tiefer empfindet, als dieser selbst, daß es in solchem Falle für den Sohn nicht des Spornes eines besonderen Wortes bedarf, um ihn seiner Zeit zur Rache zu treiben an dem Beleidiger. Tritt noch ein solches Wort hinzu: so scheint daraus allerdings die Pflicht eines Vermächtnisses zu erwachsen, durch welche der Sohn angefeuert wird zu seinem Thun. Wir sind nun glücklicher Weise bei Friedrich in dem besonderen Falle, daß er selber für die Nachwelt die Beweggründe seines Thuns nach seiner Auffassung sorgfältig zusammengestellt hat.[1]) Er hat alles gesammelt, was von ihm und dem Hause Hohenzollern mit Recht oder Unrecht gegen den Kaiser Carl VI. vorgebracht werden konnte. Er geht darin so weit der Nachwelt zu berichten, daß der König Friedrich Wilhelm, ungeachtet so mancher Anlässe zum Misvergnügen, dem Kaiserhause zu Gefallen, seinen ältesten Sohn mit einer Nichte der Kaiserin, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern verheirathet habe. Mit diesen kurzen Worten macht er die ganze, tief einschneidende Angelegenheit in dem Leben seines Vaters ab. Wir haben gesehen, wie es darum stand, in welchem Maße die Heirath der eigene Wille des Königs Friedrich Wilhelm war. Wo aber Friedrich wissentlich die Thatsachen zu Ungunsten seines eigenen Vaters entstellt, nur um durch diese Unwahrheit eine Anklage mehr gegen das Kaiserhaus zu gewinnen: da darf man erwarten, daß jene Worte, die einem pietätvollen Sohne allerdings ein gewisses subjectives Recht gegeben hätten, nicht fehlen würden. Wir suchen mithin nach jenen Worten bei Friedrich. Es ist vergeblich. Weder dort, noch anderswo erwähnt er derselben. Er hat sie also nicht gekannt. Auch liegt in dem Berichte, der diese Worte gebracht hat, keine Andeutung, daß Friedrich sie vernommen habe. Vielmehr scheint aus der Fassung desselben hervor zu gehen, daß Friedrich sie nicht habe hören können.

Um so ungerechtfertigter und unwahrhafter handeln diejenigen welche trotzdem, daß ihnen dieser Sachverhalt vorgelegt ist und sie

[1]) Oeuvres Tom. I. p. 163.

die Wahrheit desselben haben anerkennen müssen, dennoch wieder dieses Wort als einen Entschuldigungsgrund für das rechtlose Verfahren Friedrich II. gegen das Kaiserhaus anführen.

Wir haben nur auf diejenigen Worte Friedrich Wilhelms an seinen Sohn Gewicht zu legen, welche der Vater über sein Verhältnis zum Kaiser ganz unzweifelhaft dem Sohne gegenüber ausgesprochen hat. Die einzige Erwähnung des Verhältnisses im warnenden Sinne — denn ein eigentlich feindseliger Ausdruck gegen den Kaiser kommt in den Briefen des Vaters an den Sohn niemals vor — finden wir in einem Briefe des Vaters im Februar 1736.[1] Gerade damals hatte der Kaiser nach den Excessen, die Friedrich Wilhelm seinen Truppen in friedlichen Ländern gestattete, preußische Werbungen in den östreichischen Erblanden verboten. Der Prinz meint, dies Verbot würde seinem Regimente einen schweren Stoß versetzen, da er seine besten Leute aus den kaiserlichen Erblanden habe. Der Vater stimmt zu. „Daß das Verbot der Werbung in den Erblanden dem Regimente nicht vortheilhaft sei," sagt er, „dessen bin ich selbst versichert. Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und für alle Deferenz, die ich für den Kaiser gehabt. Daraus könnt ihr sehen, daß es nichts hilft, wenn man sich für denselben auch sacrificirt. So lange man uns nöthig hat, so lange flattirt man. Sobald man aber glaubt der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so zieht man die Maske ab, und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, die euch dabei einfallen müssen, können euch Gelegenheit geben, euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten" u. s. w. Damit schließt der König seinen Brief. Dann fällt ihm ein, daß er noch eine Klage gegen den Kaiser habe, die er seinem Sohne und Nachfolger bei dieser Gelegenheit mittheilen müsse. Es geschieht. Er fügt hinzu: „Die lumpigen zwei Monat Winterquartiergelder werden auch nicht gezahlet."

Die Thatsachen erledigen sich leicht. Die 10,000 Mann waren das Contingent, welches Friedrich Wilhelm als Fürst des Reiches zur Vertheidigung desselben gegen die Franzosen zu stellen schuldig war. In Betreff der Forderung der Gelder für Winterquartiere

[1] Oeuvres XXVII. 3. p. 102.

hatte der Kaiser eine höhere Gegenrechnung. [1]) Demgemäß zahlte bald nachher nicht der Kaiser an den König, sondern der König an den Kaiser.

Wie dem aber auch sei: diese Worte im Februar 1736 sind die härtesten, welche von Friedrich Wilhelm schriftlich an seinen Sohn gegen den Kaiser gerichtet uns aufbewahrt sind. Ein Vermächtnis einer Feindseligkeit, eine Aufforderung gar zu einer solchen, scheint in denselben nicht enthalten zu sein.

Fortan treten nicht wieder bedeutende politische Verwickelungen ein. Auch liegt sonst nicht ein Zeugnis vor, daß in den Anschauungen Friedrich Wilhelms dem Kaiser gegenüber eine wesentliche Aenderung eingetreten sei. Er lebte fort in der Ueberzeugung, daß dem Kaiser als Reichsoberhaupte die schuldige Rücksicht gebühre, daß jedoch der Kaiser als Haupt des Hauses Oestreich einer Vergrößerung des Hauses Brandenburg eher hinderlich als förderlich sein würde. Diese Ueberzeugung war begründet; denn sie lag in der Natur der Sache. Eben so wenig sah der Kaiser die Vergrößerung der Macht irgend eines anderen Fürstenhauses im Reiche gern; denn jede Vergrößerung dieser Art trieb einen neuen Keil in die morschen Fugen des Reiches, welches nur in möglichster Einigkeit unter dem einen Oberhaupte die Kraft besaß, jeglichem Andrange von West und Ost mit Erfolg zu widerstehen. Auch Friedrich Wilhelm fühlte das tief. Der Gedanke eines eigentlichen Dualismus kam nicht in seine Seele. Denn es war ja sein Wort: „Einen Kaiser müssen wir haben, und da ist es besser, wir bleiben beim Hause Oestreich."

Es ist die Frage, wie der Sohn sich in den letzten Jahren zu seinem Vater und den Anschauungen desselben stellte.

Das Verhältnis der beiden war bleibend gestört. Friedrich ersah sich andere Personen, denen er sein Vertrauen widmete. Eine Zeitlang war es Grumbkow. „Nach Gott", sagt er [2]) diesem, im Jahre 1737, „setze ich mein Vertrauen auf Sie, denn ich habe keinen andern Freund, auf den ich mich verlassen könnte, und ich bitte Sie zu glauben, daß ich Ihnen eben so getreu bin, wie Sie es mir

[1]) Förster: II. 150. — [2]) Oeuv. XVI. 94.

sein können.“ In Wahrheit leistet Grumbkow ihm wesentliche Dienste. Der Prinz hat seinen Wunsch ausgesprochen, in möglichster Abgeschiedenheit zu leben. Grumbkow vermittelt es, daß der König seinem Sohne das Schloß Reinsberg gibt. Der Prinz kümmert sich nicht um Politik. „Die traurige Erfahrung zeigt mir“, sagt er, „daß die beste Politik für mich ist, die Dinge in der Welt gehen zu lassen, wie es Gott und dem Könige gefällt, und an nichts zu denken, als an mein Vergnügen. Was also sollte ich dem Könige anvertrauen? Ich will zur Stunde sterben, wenn ich mir einen Plan ausgedacht, den ich nach seinem Tode ausführen wollte.“

Wir dürfen annehmen, daß der Prinz hier die Wahrheit redet, wenigstens insofern, daß seine Gedanken auf Eroberung sich noch nicht ein bestimmtes Ziel ersehen hatten. Daß er mit solchen Gedanken im Allgemeinen schon früher umging, haben wir bereits von ihm selbst erfahren. Aber der Zeitpunkt einer Möglichkeit der Ausführung schien ja damals noch sehr fern zu liegen.

Darum begrüßt er mit Freude seine Uebersiedlung nach Reinsberg. Er schildert seiner Schwester die närrischen Launen des Königs, und fügt hinzu: [1]) „Urtheilen Sie, welche Freude es mir macht aus dieser schimpflichen Lage heraus zu kommen.“ Er erhält die Erlaubnis den Feldzug am Rheine mitzumachen, 1734. Aber der König ist mit anwesend, und das Gewicht desselben liegt lähmend auf ihm. „Wir stehen so,“ meldet er der Markgräfin, „daß unser rechter Flügel nur durch den Rhein von Mainz getrennt ist. Ich werde die Gelegenheit benutzen, sobald Serenissimus fort ist. Da er Postpferde nach Wesel bestellt hat: so dürfen Sie darauf rechnen von seinem Besuche verschont zu bleiben.“ Der Vater reist ab und kommt krank nach Wesel. Es ist von Interesse hier den Herzensergießungen des Geschwisterpaares zu folgen.

Nachdem der Prinz zuerst allerlei Geschichten aus dem Lager gemeldet, fährt er fort: [2]) „Die Nachrichten, die wir von dem Könige haben, sind sehr schlecht. Er ist in einer traurigen Lage, und man stellt ihm nicht mehr ein langes Leben in Aussicht. Nun, ich

[1]) Oeuv. XXVII. 1. p. 14. 2. Jul. 1734. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. p. 20. Sept. 1734.

habe meinen Entschluß gefaßt mich zu trösten über alles, was vorfällt; denn au bout du compte bin ich stark überzeugt, daß ich, so lange er lebt, keine gute Zeit haben werde, und ich glaube, daß ich hundert Gründe gegen einen finden werde, um Sie ihn eben so schnell vergessen zu machen. Denn was Sie so weich gegen ihn macht, meine liebe Schwester, das ist, daß Sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Aber wenn Sie ihn wieder sähen, so glaube ich, würden Sie ihn in Frieden ruhen lassen, ohne Sich um ihn zu betrüben. Wir wollen uns mit einander trösten, meine Theure."

Die Nachrichten werden schlimmer. Der Prinz schreibt wieder: „Ich kann Ihnen offen sagen, meine Schwester, daß es mit dem Könige zu Ende geht, und daß er das Ende dieses Jahres schwerlich überleben wird. Man muß darauf gefaßt sein, meine Theure, und obwohl mein Herz auf eine gewisse Weise leidet: so bin ich zum Ersatze dafür doch sehr froh, dann im Stande zu sein Ihnen zu dienen und Beweise meines guten Willens und meiner Achtung geben zu können. Aber, meine liebe Schwester, gestatten Sie mir trotz alledem Ihnen zu sagen, daß mein Glück und mein Leben in Ihrer Hand ist. Sie wissen, daß ich nicht würde leben können ohne Sie. Erlauben Sie mir also auf den Knieen Sie um die Gnade anzuflehen, daß Sie zu mir kommen. Wenn Sie mir das abschlagen, so sterbe ich vor Kummer."

Die Markgräfin erwiederte ihm: „Die Gnade, welche Sie mir erweisen, daß Sie mir erlauben wollen im Falle einer Veränderung bei Ihnen zu weilen, würde mir sehr angenehm sein. Man sagt mir, der König befinde sich besser; aber er schreibt mir mit eigener Hand, daß er sich noch sehr schlecht befinde. Um die Wahrheit zu sagen, wünsche ich nicht, daß Sie noch einmal wieder in diese Lage zurückkehren. [1]) Denn ich fürchte sehr seine schlimme Laune, indem er seinen Tod noch nicht als so nahe ansieht, und diese Krankheit, wie mir scheint, eher sich hinschleppt, als entscheidend ist. Die Königin ist außer sich, es wird ein harter Schlag für sie sein; obwohl sie in Wahrheit dadurch nur glücklicher sein wird. In diesem Augenblicke

[1]) a. a. O. S. 22. A dire la vérité, je ne souhaite pas que vous retourniez encore dans ces conjonctures.

kommt der Courier. Gott gebe, daß die Nachricht von Ihrer Ankunft hier wahr sei, und daß man Sie hier lasse bis zum Beginne der großen Epoche."

So nahe freilich war diese große Epoche noch nicht. Der König ist im Stande die Reise von Wesel nach Potsdam zu machen. Dorthin kommt der Prinz zu ihm. Der Freiherr von Seckendorf berichtet über die Haltung des Prinzen. [1]) Er meint: „Der Prinz ist über die Lage des Königs wahrhaft gerührt. Die Augen stehen ihm immer voll Wasser, und er hat sie sich fast aus dem Kopfe geweint. Er hat nachgesonnen, wie er dem Könige ein bequemes Bett schaffen könnte. Er hat nicht von Potsdam weggehen wollen. Der König hat ihn gezwungen, er soll erst nach einigen Tagen wiederkommen. Der Prinz sagt: wenn der König mich nach meinem Gefallen leben läßt, so würde ich einen Arm hergeben, um sein Leben noch zwanzig Jahre zu verlängern. Der König nennt ihn beständig: Fritzchen. Er sagt ihm: Wenn du es nicht recht anfängst, so werde ich im Grabe über dich lachen."

Wenn der Prinz nicht anwesend ist, so meldet ihm der Vater den Gang der Krankheit. Statt besserer Nachrichten, die der Prinz hofft, kommen schlimmere. Er beklagt es tief. „Ich wünsche nur," schreibt er dem Vater, „daß wir einmal gute Zeitung von meines allergnädigsten Vaters Krankheit hören: es werden ja so vieler Leute inbrünstiges Gebet und Wünsche bei unserem Herrgotte etwas ausrichten. Wollte Gott, ich könnte meinem allergnädigsten Vater helfen: ich wollte gern mein Leben für ihn lassen." [2])

Anders schreibt er an die Markgräfin. Er selbst meldet dieser, daß der König ihn von Potsdam fortgeschickt habe nach Ruppin. Es befremdet ihn sehr, weshalb der König das thue zu einer Zeit, wo er dem Tode nahe sei. Er verspricht seiner Schwester: „Im Falle, daß sich ein Unglück ereignet: so werden Sie zuerst Nachricht erhalten. Was mich betrifft: so habe ich nichts zu fürchten, und bin völlig in Ruhe."

Allein der König hat noch gar keine Lust zu sterben. Vielmehr wenden sich die Dinge. Am 10. Januar 1735 schreibt der Prinz: „Ich

[1]) Förster: II. 142. — [2]) Oeuv XXVII. 3. p. 88. Nov. 1734.

muß mit dem größten Erstaunen von der Welt anzeigen, daß der König sich besser befindet. Er fängt an zu gehen, er befindet sich besser als ich, und ißt und trinkt für vier." Der erregbare, unruhige Gemüthszustand des Königs bereitet seiner völligen Herstellung allerlei Hindernisse; aber das Mistrauen des Prinzen, der sich getäuscht glaubt, wächst nun recht empor. Der Markgräfin geht die Geduld aus. „Ich erwarte mit Ungeduld," schreibt sie, „die Entfaltung der großen Epoche. Da Sie mir darüber nichts melden, so glaube ich, que cela va mieux." [1]) Der Prinz dagegen schreibt in denselben Tagen seiner Schwester: „Die Krankheit des Königs ist nur Politik." — Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, was der Prinz hier unter dem Worte Politik versteht. — Er fährt fort: „Er befindet sich besser, sobald er dazu Lust hat, und macht sich kränker, wenn er es für geeignet hält. Ich bin im Anfange getäuscht; aber jetzt komme ich hinter das Geheimnis. Sie können darauf rechnen, meine liebe Schwester, daß er, Dank sei Gott, die Natur eines Türken hat, und daß er die künftige Nachwelt überleben wird, wenn er nur Lust dazu hat und sich schonen will. Was die Königin anbetrifft, so kennen Sie ihr gutes Herz. Ich habe keine Ursache mich über sie zu beklagen." [2])

Und dann schießt die Philosophie des 23jährigen Prinzen empor. „Angeekelt von der Welt auf allen Seiten, wie ich es bin, ergebe ich mich völlig dem Nachdenken, welches mich mehr und mehr erkennen läßt, daß hienieden kein beständiges und dauerndes Glück zu finden ist, und daß, je mehr man die Welt erkennt, desto mehr man sich daran ekelt." Er faßt den Entschluß nach vollendeter Gleichgültigkeit zu sterben.

Aeußerlich stehen die Dinge besser. Die Revue des prinzlichen Regimentes geht glücklich von Statten. Der König umarmt den Sohn vor der Fronte und macht ihn zum Generalmajor. Aber Generalmajor und König: welch ein Abstand zwischen Wirklichkeit und Traum!

Bei allem Streben nach vollendeter Gleichgültigkeit ist es doch nicht möglich die wahren Gefühle so völlig zu verleugnen, daß sie

---

[1]) Oeuv. XXVII. 1. p. 29. — [2]) a. a. O.

dem Haufen der Späher und Auflaurer nicht einmal offenbar würden. Der König erlaubt dem Sohne erst in allgemeinen Ausdrücken den Feldzug mitzumachen; dann schlägt er jede Bitte ab. Auch die dringlich flehende Bitte der Kronprinzessin für den Prinzen findet bei dem Vater kein Gehör. Der Prinz hat nur einen Ort, wo er seinen Kummer ausläßt. Er wendet sich an die Markgräfin.[1] „Der König täuscht mich; denn nachdem er mir alles versprochen, was ich wünschen konnte, hält er mir durchaus gar nichts, und zwar auf die leichteste Art von der Welt. Denn er weiß ja wohl, daß ich ihn nicht zwingen kann sein Wort zu halten. Er befindet sich besser als je, und wenn Sie ihn wiedersehen, so bin ich überzeugt, Sie werden sagen, daß Sie ihn in 10 Jahren nicht so wohl gefunden. Morgen muß ich nun nach Wusterhausen, um mich wieder in der jammervollsten und unerträglichsten Lage der Welt zu befinden. Denken Sie sich, ich sei im Fegefeuer und bitten Sie für mich, daß ich herauskomme."

Er erneuert seine Bitte den Feldzug mitmachen zu dürfen und abermals wird sie abgeschlagen. Dann schreibt er dem Vater:[2] „Ich bin versichert, daß mein allergnädigster Vater seine Ursachen hat zu der Verweigerung und bescheide mich deswegen in aller Unterthänigkeit, indem ich weiß, daß ich zum Gehorsam geboren bin. Und möchte ich eher sterben, als darin im geringsten fehlen, ungeachtet es mir sehr nahe gehen würde, wenn am Rheine etwas vorfiele, wobei Ehre und Reputation zu gewinnen wäre. Ich sacrifiire meinem allergnädigsten Vater alles, und kann er aus diesem gewiß schließen, daß er mir nichts befehlen könnte, worin ich ihm nicht gehorsamen würde. Meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben werde wie Gold verwahren, um künftiges Frühjahr an sein gnädiges Versprechen erinnern zu können mich den Feldzug künftiges Jahr thun zu lassen. Ich danke meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst dafür und bin versichert, unser Herrgott wird es ihm tausendfältig mit Segen und Gesundheit belohnen. Nun erhalte ich die traurige Nachricht, daß mein Schwiegervater gestorben sei. Ich habe gedacht, ich würde den Tod vor Schrecken

[1]) a. a. O. p. 32. — [2]) Oeuv. XXVII. 3. p. 96.

haben, indem man nicht gewußt, daß er krank war. Ich glaube, meine Frau wird sehr betrübt darüber sein. Ich wollte meinen allergnädigsten Vater bitten, ob er erlauben wollte, daß ich nach Berlin dürfte, um sie zu trösten, und wollte unterthänigst fragen, auf was Art die Trauer bei uns sein sollte" u. s. w.

Also der Prinz an seinen Vater. Und dann setzt er sich abermals hin und schreibt an seine Schwester: [1]) „Mein Gott, wie bin ich entzückt über das Benehmen des Herzogs von Braunschweig! Er hat die Höflichkeit gehabt als ein gefälliger Mann zu sterben, um seinem Sohne Vergnügen zu machen. Ich finde, daß er die Größe dieser Welt nicht misbraucht hat."

Die Markgräfin antwortet im gleichen Geiste und Sinne. Um ihm den Grad ihrer Zuneigung kund zu thun, sagt sie: „Ich möchte wünschen in Wusterhausen zu sein, und das Vergnügen haben Sie dort zu sprechen. Sie sehen, wie weit meine Liebe zu Ihnen geht." Dann wiederum philosophirt das Geschwisterpaar, ob oder ob nicht die Welt habe entstehen können aus runden und viereckigen Atomen, unterhält sich über Voltaires Pucelle und dergleichen Dinge mehr.

In Ermangelung eines Besseren hat sich der Prinz schon seit Jahren religions-philosophischen Fragen zugewendet. Ein Geistlicher hatte ihm früh die Prädestinationslehre eingeflößt. So sehr der Vater durch eigene Mahnung, durch Geistliche, namentlich während des Arrestes zu Küstrin an der Erschütterung dieser Meinungen arbeitete: so bildete doch der Prinz in sich diese Lehre zum vollständigen Fatalismus weiter. Er hielt daran fest, so lange sein Vater lebte, aus praktischen Gründen. „Es liegt ein Trost darin," meint er, [2]) „daß das Schicksal waltet nach unabänderlichen Gesetzen. Wenn jeder Mensch der Schmied seines eigenen Glückes wäre: so würde jeder Mensch glücklich sein." Zu anderen Zeiten hebt er sich höher. Er erörtert, wie gut es wäre, wenn die Philosophie dem Menschen die Leidenschaften nähme, besonders den stachelnden Ehrgeiz, den glühenden Durst des Habens, diese Quellen der blutigsten Kriege, welche Europa verheeren [3]). Er selbst fühlte freilich, daß die Philo-

[1]) Oeuv. XXVII. 1. p. 36. — [2]) Oeuv. XVI. p. 276. Jul. 1736. — [3]) a. a. O. S. 280.

sophie, am wenigsten das, was man damals so nannte, dieses nicht vermöge.

Indessen schien es ihm Ernst zu sein, über die wichtigen Fragen des menschlichen Daseins zur Klarheit zu kommen. Er hielt viel auf Achard, einen Geistlichen der französisch-reformirten Gemeinde in Berlin. Er sprach demselben eine Eigenschaft zu, welche ihm zu allen Zeiten bei allen denkenden Menschen allgemeine Billigung erwecken würde, nämlich Bescheidenheit [1]). Der Prinz erwählte für Achard im März 1736 schwierige Stellen der Schrift als Themata zu Predigten. Achard soll predigen über 1 Tim. 3, 16. „Diese Worte sind uns von Gott gegeben". Er soll erörtern, was es heiße: „das Kreuz Christi ist den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Thorheit". Der Prinz zeichnet vor, welche Gedanken er in Predigten dieser Art dargethan zu sehen wünsche. Er erörtert ferner mit dem Geistlichen die Unsterblichkeit der Seele. Von Achard nicht befriedigt, wendet er sich zu der Wolfischen Philosophie. Aber wollte er von Achard befriedigt sein? Es verlohnt sich der Mühe dies näher zu betrachten.

Friedrich vermag nicht die Werke von Wolf in deutscher Sprache zu lesen. Suhm übersetzt ihm die Metaphysik dieses Philosophen in's Französische [2]). Der Prinz liest, und eine neue Welt scheint sich ihm zu eröffnen. „Endlich beginne ich," ruft er aus, „die Morgenröthe eines Tages wahrzunehmen, der noch nicht völlig meinen Augen erglänzt. Ich sehe, daß es in der Möglichkeit der Wesen ist, daß ich eine Seele habe, und selbst daß sie unsterblich ist. Achard sendet mir über diesen Gegenstand ein langes Räsonnement, das als Ergänzung zu seinen Predigten von diesem Winter dienen soll. Er bittet mich die Stellen anzumerken, die ich für die schwächsten hielte. Aber ich will mich hüten. Denn obwohl die Mehrzahl der Gründe, die er anführt, eher Sophismen sind, als Argumente: so werde ich mich nicht darein mischen, in die Schranken zu treten mit Personen, welche studiert haben und welche unendlich mehr davon wissen als ich. Ich halte mich an Wolf, und wenn er mir beweist, daß mein untheilbares Wesen unsterblich sei: so will ich zufrieden und ruhig leben."

[1]) Oeuv. XVI. 116. — [2]) Oeuv. XVI. 255.

Es dürfte die Frage sein, wo hier aufrichtiger Wahrheitsdrang und der Hang zum platten Räsonniren sich von einander scheiden. Der Prinz fügt weiter für Suhm hinzu: „Mein Dank für Sie wird darin bestehen, daß meine Seele nach Gott sich Ihnen allein verpflichtet fühlen wird für ihre Existenz." Suhm erwiedert mit einer ähnlichen Art von Höflichkeit, welche derjenigen des Prinzen völlig würdig ist: „Wie wird die Unsterblichkeit meiner Seele mir theuer durch die Versicherung, welche E. K. H. mir so eben geben."

Um dieselbe Zeit tritt der Prinz mit Voltaire in Verbindung. Man hat gesagt, daß die inhaltsleeren, armen Blätter, die der Prinz an seinen Vater schreibt, fast einer andern Person anzugehören scheinen, als die von Geist und Witz erfüllten Briefe an Andere, namentlich an Voltaire. Es scheint uns doch ein Familienzug hindurch zu gehen, der sie alle als Kinder eines und desselben Geistes bethätigt. Dieser Zug ist die Berechnung und dieser gemäß der Mangel an Offenheit, oder welchen stärkeren Ausdruck man dafür wählen wolle. Der Prinz Friedrich bringt dem Franzosen, dem ersten Schriftsteller der Zeit, seine Huldigungen dar in den ungemessensten Ausdrücken, um von diesem ersten Schriftsteller der Zeit gleiche Huldigungen wieder zu empfangen. Der Prinz preist den Voltaire als den ersten Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen. Er wünscht für sich dasselbe und noch etwas mehr. Er selbst will alles dies sein und König zugleich: Aristoteles und Alexander in einer Person. Darum diese Lobeserhebungen, deren Maßlosigkeit sowohl dem Urheber wie dem Empfänger Bürge war für die Unwahrheit. Sie beschränken sich nicht einmal auf die Person des Voltaire. Dieser lebt mit einer französischen Marquise du Chatelet, seiner Freundin: mithin muß auch diese gepriesen werden. Sie ist gelehrt in den Naturwissenschaften, sie schreibt ein Buch über das Feuer. Der Prinz nennt sie dafür die göttliche Emilie, die Newton-Venus, und zur schuldigen Erwiederung beräuchert sie ihn im gleichen Maße, wie er sie. Das hindert den Prinzen nicht daheim im Freundeskreise seiner Spottlust über die gelehrte Dame freien Lauf zu lassen, nur mit Verachtung von ihr zu reden; aber einstweilen bedarf er ihrer guten Freundschaft und guten Dienste, um von dem Könige der Philosophen u. s. w. seiner Zeit würdig unter dieselben eingeführt zu

werden. Beide Philosophen helfen einander fortan den Tempel des eigenen Ruhmes erbauen, bis dann freilich später bei näherer, persönlicher Bekanntschaft Wendungen eintreten, wo beide Philosophen sich gegenseitig den Spiegel vorhalten, wo beide sich bemühen, der eine dem andern ein wahres Porträt mit etwas brennenden Farben zu malen. Wir werden darauf zurückkommen müssen.

Nur ein besonderes Verhältnis fordert schon hier unsere Aufmerksamkeit. Von den ersten beiden Briefen an, die sie im Sommer des Jahres 1736 austauschen, stimmen die beiden Häupter überein in ihrer Abneigung, ihrem Hasse gegen die Diener aller positiven Religion. Voltaire schlägt diese Saite an, und sofort hallt dieselbe bei Friedrich laut tönend wieder.[1]) Er ist rasch fertig mit dem Urtheile. „Die Theologen," sagt er, „scheinen mir einander alle zu gleichen, von welcher Religion oder Nation sie auch sein mögen. Ihre Absicht ist beständig sich eine despotische Autorität über die Gewissen anzumaßen. Das reicht hin, um sie zu eifrigen Verfolgern aller derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer bewaffnet mit dem Blitz des Bannfluches, um das erträumte Trugbild der Irreligion nieder zu schmettern. Sie bekämpfen dasselbe ihrem Vorgeben nach unaufhörlich, und suchen unter diesem Namen in der That nur die Gegner ihrer Wuth und ihres Ehrgeizes. Sie predigen Demuth, wie sie sagen, und haben niemals diese Tugend geübt. Sie nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, und dienen ihm mit einem Herzen voll Haß und Ehrsucht. Ihr Betragen allein, das so wenig zu ihrer Moral stimmt, reicht nach meiner Ansicht schon hin ihre Lehre zu entwerthen."

Indem der Prinz so die Zufälligkeit der Gebrechen Einzelner oder Vieler zum Wesen des ganzen Standes macht, ist er sich dessen wohl bewußt, was er sagt. Wie ein französischer Satiriker zu Paris drei Frauen ausnimmt, die durch ihre Tugend gegen seine Pfeile gesichert seien: so will auch der Prinz in den Staaten seines Vaters die Ausnahmen von seiner Schilderung aufzählen. Es sind ihrer nämlich zwei, Geistliche in Berlin. Unter diesen beiden ist der Name

[1]) Oeuv. XXI. 7. ff.

Achard nicht. Kannte dieser Prinz die anderen Geistlichen außer Berlin, Protestanten oder Katholiken, die in stiller Abgeschiedenheit auf ihren Dörfern dem Volke die Lehren des Christenthums verkündeten? Welches Recht hatte er zu seinem schneidig schroffen Urtheile?

Wir haben danach zu ermessen, wie der Prinz im Herzen sich stellt gegen alle positiven Religionsformen selbst. Aber er weiß, daß er zum Gehorsam geboren ist, und sacrificirt ja seinem allergnädigsten Vater alles. Friedrich Wilhelm will diese Formen und Gebräuche, und Friedrich ist gehorsam. „Ich bin im Gefolge des Königs und in Gesellschaft meines Bruders darauf aus gewesen, auf das Wort eines Geistlichen mich der Last meiner Sünden zu entledigen, die mich nicht schwer drückten. Man nennt mich jetzt derselben entladen" [1]). Und auch das war Philosophie? Aber um alles in der Welt darf diese Philosophie auch nicht in geschlossenem Briefe nach Wusterhausen kommen. Er wagt nicht dahin dem Camas dies zu schreiben.

Sein Skeptizismus wächst, bis er selbst für Voltaire bedenklich zu werden scheint [2]). Der Prinz beruhigt ihn. „Glauben Sie nicht," sagt er, „daß ich meinen Skeptizismus auf das äußerste treibe. Es gibt Wahrheiten die ich für erwiesen halte, und an denen meine Vernunft mir zu zweifeln nicht gestattet. Ich glaube z. B., daß es in der Welt nur einen Gott und einen Voltaire gibt. Ich glaube ferner, daß dieser Gott für unser Zeitalter eines Voltaire bedurfte, um es liebenswürdig zu machen." Was auch war für Voltaire auf solchen Glauben noch zu erwiedern? — Es war in Wahrheit ein Glaube, der Berge versetzte. —

Wir sehen den jugendlichen Mann nach und nach sich lösen von allen Banden, welche den Menschen mit der Menschheit einen. Er hat einen Vater. Aber dieser Vater ist ihm der Mann des Zornes und des Schreckens, gegen den er kindliche Zuneigung nie gefühlt. Der Vater selbst ist der Alp, der drückend auf seinem Leben liegt. Monat vergeht auf Monat, und Jahr auf Jahr, und noch immer will dieser Vater dem Sohne nicht den Gefallen thun

---

[1]) Oeuv. XVI. 143. Sept. 1737. — [2]) Oeuv. XXI. 245. Nov. 1738.

zu sterben [1]). Noch immer muß der Sohn vor ihm sich beugen in unwürdiger, knechtischer Heuchelei. Er hat eine Mutter. Er hat später sie beklagt, als sie starb; aber ein voller Herzensklang kindlicher Zuneigung gegen sie ist nicht auf uns gekommen. Er hat Geschwister, unter ihnen eine Schwester, deren Seelenstimmung der seinigen nahe steht. Er tauscht mit ihr Briefe über dies, über jenes. Er meldet ihr, daß noch immer der Vater nicht sterben wolle, und sie erwiedert diese seine Offenheit mit Wünschen, wie sie solcher Offenheit entsprechen. Aber wie dies Verhältnis nicht auf gegenseitiger Achtung beruhen kann: so ist es morsch in sich, und ein leiser Hauch, das Wagnis der Schwester ihrer Hofdame zu erlauben, daß diese sich einen Gatten wählt nach eigenem Gefallen, genügt später, das Band der Geschwister zu zerreißen, und der Schwester die spitzig scharfe Feder in die Hand zu drücken gegen den Bruder.

Er hat eine Frau. Sie beide weilen unter einem Dache. Aber nur die Furcht vor dem Zorne des grimmigen Vaters läßt ihn die Gefährtin seines Lebens dort dulden. Indem er seiner Schwester die Mitglieder des Kreises nennt, der zu Reinsberg ihn umgibt, läßt er nur eine aus: die Kronprinzessin selbst [2]). Warum auch soll er ihrer erwähnen, die ihm nichts ist und nichts sein soll?

Er ist religiös, kirchlich erzogen. Er hat das von sich geworfen. Abermals ist es nur die Furcht vor dem Vater, welche öffentlich ihn Dinge bekennen läßt, die er heimlich verfolgt mit Spott und Hohn. Er hat es nicht gewagt, dem gründlichen Achard mit Gründen gegenüber zu treten. Indem er den positiven Boden verläßt, hat er nicht das Bestreben einen anderen sicheren Hafen zu erreichen, der ihm, wenn er doch nicht genügt, die Rückkehr verstattet, sondern zieht es vor hinauszusteuern auf das seichte Meer des flachen Räsonnirens, umherzuirren von einer Sandbank zur anderen und diejenigen mit Spott und Hohn zu verfolgen, die nicht ein Gleiches thun.

[1]) Es dürfte nicht überflüssig sein zu bemerken, daß dieser Ausdruck unsererseits nur statthaft ist, weil ihn der Prinz (Oeuv. XXVII. 1. p. 35) mittelbar sehr deutlich selbst gebraucht hat.

[2]) Oeuv. XXVII. 1. p. 46.

Er lebt zu Reinsberg. Wenn nicht das Gebot des Vaters ihn in das Fegefeuer von Wusterhausen oder Potsdam bescheidet: so weilt er dort, umgeben von einem Kreise von Freunden. Wie wäre es auch dem Erben einer Krone schwer einen Kreis von Freunden zu finden, und in ihnen die eigenen Anschauungen des Lebens sich wieder spiegeln zu lassen! Der Prinz ist ausgestattet mit reichen Gaben der Natur. Er hat Wunsch und Streben sie auszubilden. Er bemüht sich um Kenntnisse. Er sucht nachzuholen, was er versäumt. Aber seine Vorbilder sind auch hier wieder die Meister der glatten Oberfläche. Das Bild des Hofnarren Grundling hat ihm deutsche Wissenschaft und deutsche Art für immer verleidet. Darum sind es die Franzosen und ihre Sprache, die ihm alles vermitteln. Auch der Glanz des classischen Alterthums gelangt nur durch dieses französische Medium gebrochen in sein Auge. Dennoch ist es immer das seltene Beispiel, daß ein Prinz, ein Thronerbe seine Zuflucht sucht in Wissenschaft und Kunst.

Nur zuweilen blitzt durch dies friedliche Treiben das Wetterleuchten des schwarzen Gewölkes der Ruhmgier. „Wie doch ist es möglich," schreibt er dem neugierigen Voltaire, im April 1737, „daß mein Regiment ihre Neugier hat erregen können? Ich wünschte, es wäre bekannt durch seine Tapferkeit und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Aufzug, durch Putz und Flitter auszeichnen. Ganz andere Krieger führte Alexander, als er Griechenland unterwarf und Asien eroberte." Als der König im nächsten Jahre abermals das Regiment des Prinzen lobt, sagt Friedrich nicht zum Könige, sondern zu Camas: „Ich wünsche nichts sehnlicher als diese selbe Genugthuung, die ich jetzt empfinde, zu fühlen beim Ausgange einer Schlacht, nachdem ich die Feinde geworfen" [1]). Man fragte von Wien aus, ob auch der Prinz das Militär liebe [2]). „Freilich," antwortete Seckendorf, „und zwar solider als sein Vater. Es ist sein Grundsatz zu beginnen mit einem Schlage, der Aufsehen macht. Sein Günstling Schulenburg räth es ihm ab."

Wenn auch immerhin der Kaiser und seine Minister in Wien diesen Bericht erwägen mochten: so konnte es ihnen nicht in den

---

1) Oeuv. XVI. p. 151. — 2) Preuß. I. 105.

Sinn kommen, daß das Ziel eines solchen Schlages das Kaiserhaus sein könne. Es lag außerhalb des Kreises menschlicher Berechnung, daß jemals von einem Fürstenhause, welches der Regel nach seinen Vortheil in der Treue gegen den Kaiser gesucht, welches eben noch dem Kaiser durch neue Verträge sich verbunden hatte, dessen Erbfolger persönlich dem Kaiser die Rettung vor dem heftigen Zorne des Vaters verdankte, dem Hause desselben irgend welche Gefahr erwachsen konnte. Und selbst wenn irgendwo eine Besorgnis sich erhoben hätte: so half in Wien selbst der traditionelle Hang zur Sorglosigkeit über dieselbe am ehesten hinweg.

Auch deutet keines der uns erhaltenen Worte des Prinzen damals bestimmt auf eine solche Absicht hin. Wohl hat er im Reichskriege 1734 am Rheine im österreichischen Heere und Lager reiche Nahrung für seinen Hang zum Spotte gefunden. Aber wir haben nicht das Recht daraus zu schließen, daß er in Rücksicht auf diese Schwäche schon damals seinen Eroberungsplan gefaßt. Im Jahre 1736 erörtert er den politischen Zustand von Europa. Die Hauptfrage dabei für ihn ist die, was die französische Politik thue, um zur Universalmonarchie zu gelangen. Er vergleicht das Benehmen des Hofes von Versailles mit der Politik Philipps von Macedonien gegen Griechenland. „Elsaß und Lothringen," meint er, „sind einst die Thermopylen und das Bollwerk von Deutschland gewesen." Es scheint daraus zu folgen, daß er damals nicht Willens gewesen sei selbst mitzuhelfen, daß sie in französischen Händen blieben.

Die Begierde nach dem, was man Ruhm nennt, ist indessen im Steigen. Er vernimmt die Nachrichten von den Siegen Münnichs über die Türken. „Ich gestehe Ihnen," meldet er an Suhm,[1]) „daß ich zu den Personen gehöre, welche gern den Ruhm Anderer theilen möchten, und daß ich ohne meine Philosophie nur mit Unruhe so große Dinge ohne mein Zuthun vollbringen sehe. Der Graf Münnich scheint der Alexander dieses Zeitalters sein zu wollen. Er gewinnt Schlachten, wie man Kartenhäuser umwirft, und versteht es Provinzen eben so schnell zu erobern, wie Andere sie durchreisen. Es ist doch ein Glück zur rechten Zeit in die Welt zu kom-

[1]) Oeuv. XVI. 335.

men; denn ohne das richtet man nie etwas aus." Suhm erwiedert sehr geschickt: „Es ist richtig, man muß zur rechten Zeit in die Welt kommen. Das dürfte den Helden trösten, von welchem E. K. H. eine so hohe Meinung haben, wenn er nämlich Philosophie besitzt. Für meinen Helden bin ich nicht besorgt. Er wird den Vortheil der überlegenen Geister haben, d. h. er wird sich zum Meister der Umstände machen. Er wird sie hervorrufen. Er wird sie leiten nach seinem Willen, durch seine Weisheit und Festigkeit, seine Mäßigung oder seine Bravour, wie der Fall und das Bedürfnis es mit sich bringen."

Irren wir nicht, so sind diese Worte von Bedeutung für den Prinzen geworden. Sie lassen sich kürzer zusammendrängen: wenn die Gelegenheit zum Kriege nicht da ist, so wird ein großer Geist sie machen.

Aber freilich, abermals und abermals trat die rosige Zukunft des Kriegführens und Ruhmgewinnens zurück vor der düsteren Wirklichkeit. Wenn sein Vater ihn ruft: so muß er erscheinen. Das Verhältnis ist ein allgemein bekanntes. Der Prinz selbst bespricht es in Briefen an seine Geschwister, sogar an die ihm angetraute Prinzessin. Aber er selbst schildert auch die fast unglaubliche Weise, wie er sich dabei benimmt. Er schreibt es an Camas [1]: „Der König ist so bitter, sein Haß gegen mich zeigt sich in so verschiedener Gestalt, daß wenn ich nicht wäre, der ich bin, ich seit langem meinen Abschied gefordert haben würde. Ich würde tausendmal lieber mein Brod ehrenhaft erbetteln, als von dem Kummer leben, den ich hier verschlucken muß. Alle Welt ist dessen Zeuge, und alle Welt spricht davon, und ich weiß doch mein Verbrechen nicht, wenn es nicht dasjenige ist, daß ich sein Erbe bin. Ich lasse mir die härtesten Dinge sagen, ohne das Gesicht zu verziehen, ohne mich zu rühren, und fange nach solchen Beschimpfungen Gespräche an, als hätte ich nichts gehört."

Wir wiederholen, daß der Prinz selbst sich, nicht ein Anderer ihn also schildert. Diese Schilderung wird nicht widerlegt. Es ist keine Nachricht auf uns gekommen, daß der Prinz gegen eine solche

[1]) Oeuv. XVI. 159.

unwürdige Behandlung auch nur ein einziges Mal mit männlicher Würde aufgetreten sei. Er sagt selbst, daß Furcht und Respect ihm den Mund verschließen. Er ist darauf gefaßt mit dem Könige niemals in Frieden zu leben. Er betrachtet seinen Vater als den grausamsten Feind, der ihn unaufhörlich belauert, um den Augenblick zu finden, wo er ihm den Nickfang geben könne. „Ich muß auf meiner Hut sein," sagt er. „Der geringste falsche Schritt reicht hin zu meiner Verurtheilung. Man verfolgt mich mit Erbitterung. Man macht mich gehässig auf alle Weise. Ich denke tausendmal an das italienische Wort: Dulde und schweige. Es ist schwer diesen Grundsatz auszuführen. Man kann sich dem unwiderruflichen Gesetze des Schicksals nicht entziehen. Gegen die Nothwendigkeit, gegen das, was von Ewigkeit her bestimmt ist, sich widersetzen zu wollen, ist Thorheit." — Wir Andere nennen dies Benehmen anders. Gewiß wird niemand dasjenige des Vaters Friedrich Wilhelm rechtfertigen wollen; aber der Ingrimm desselben findet doch eine gewisse Entschuldigung in der heuchlerischen Unterwürfigkeit des Sohnes, die unter dem Sklavengewande innerlich den Despoten großzog.

Und dann wieder schreibt der 27jährige Mann in denselben Tagen, März 1739 [1]): „Es ist mir sehr erfreulich zu vernehmen, daß meines allergnädigsten Vaters Gesundheit sich Gottlob bessert. Ich wünsche, daß ich, so lange ich lebe, solche erfreuliche Zeitung von meines allergnädigsten Vaters Gesundheit hören möge, worüber sich alle redlich gesinnten Leute freuen müssen."

Allein es ist nicht genug mit frommen Wünschen, um das Wohlwollen des Vaters zu erlangen. Der König hat gern Geschenke, und wären es auch nur Erdbeeren, Lachs und Honig. Aber er verlangt stillschweigend auch Anderes. Es müssen Recruten geschafft werden, je länger gewachsen, desto besser. Diese sind theuer und die Mittel des Prinzen sehr beschränkt. Er versucht es einmal auf andere Weise. Er hat die Werbepatente studiert. „Ich habe daraus ersehen," schreibt er seinem Vater [2]), „daß wenn Officiere große Kerle wissen, die über 6 Fuß haben, sie solche angeben sollen, wenn sie nicht mit Güte zu überreden sind. Hier unweit von Perleberg hält sich im

[1]) Oeuv. XXVII. 3. 114. — [2]) Preuß. Urkundenbuch II. p. 209.

Mecklenburgischen ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewiß halten soll. In Güte ist nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schafe hütet, so ist er allein auf dem Felde, und mit einigen Officieren und tüchtigen Unteroffizieren könnte man ihn schon kriegen. Es ist derselbe, nach welchem schon einmal die Husaren ausgeschickt sind. Ich habe hier Officiere, die dort schon bekannt sind. Deshalb wollte ich fragen, ob mein allergnädigster Vater befiehlt, daß man ihn aufheben soll oder nicht." — Es scheint, daß Friedrich Wilhelm sich geschämt habe, so unmittelbar persönlich in diesen Menschenraub verwickelt zu werden. Sein System war, in solchen Fällen die Augen zuzudrücken und nicht zu bestrafen. Der Vorschlag des Sohnes war ihm zu stark. Er erwidert ihm: „Ihr sollt mir berichten, unter welchem Edelmanne er steht und wer seine Obrigkeit ist: alsdann will ich weitere Befehle geben."

Für gewöhnlich indessen mußte der Prinz Recruten kaufen. Aber er hat kein Geld. Die Cabinetsordre, durch welche ihn sein Vater creditlos gemacht, ist niemals aufgehoben. Der Prinz kann nur mit großer Mühe Geld bekommen, und wird dann von seinen Gläubigern unablässig gedrängt. Der Kaiser gab ihm einen Jahrgehalt von 2500 Dukaten. Das reichte nicht. Der Prinz ist fast schlimmer daran, als ein überschuldeter Privatmann. Es ist jämmerlich zugleich und komisch, wie er sich winden muß, um durch den sächsischen Gesandten Suhm in Rußland von dort Geld geliehen zu bekommen. Sie dürfen die Sache nicht beim rechten Namen nennen. Sie reden von Bibliotheken, von guten Büchern, die so rar sind; aber die Sache ist, daß ein Band so und so viel tausend Reichsthaler bedeutet [1]). „Ich habe neue Bücher geliehen," sagt der Prinz, „weil ich glaubte sie bezahlen zu können. Nun, da ich den Stand meiner Angelegenheiten prüfe, bin ich genöthigt, sie den rechten Eigenthümern wieder zuzustellen. Nun habe ich alle meine alten Bücher ausgelesen und bin ohne alle Lectüre. Das ist sehr unangenehm, wenn man Lust hat sich zu unterrichten. Ich rechne auf Sie. Sie, der Sie mir das Chaos der Metaphysik von Wolf entwirrt haben, Sie werden mir auch einige Bände aus der seltenen Biblio-

[1]) Oeuv. XVI. 261.

thek dort verschaffen können." Der Darleiher ist dem Namen nach der Herzog von Kurland, in Wahrheit die russische Kaiserin. In Chiffern fügt dann der Prinz hinzu: „Der König befindet sich schlecht. Das möge zum Sporn dienen mir auf den nächsten Sommer eine gute Summe zu verschaffen; aber wahrlich, wenn man mich verpflichten will, so muß man sich beeilen." So im März 1739.

Auch da noch stirbt der König nicht. Er schenkt sogar dem Prinzen im August 1739 die Einkünfte der Gestüte zu Trakehnen. Das Geschenk ist bedeutend; aber es reicht nicht. „Wenn Sie mir nicht Bücher aus Rußland schicken," meldet der Prinz im September 1739, „so geht der Plan meiner Studien in Rauch auf. Ich finde diese Lectüre sehr instructiv. Die Wahrheiten, welche sie enthalten, sind merkwürdig genau auf die Praxis anwendbar." Suhm sucht diese Art von Lectüre anzuschaffen. Aber die Ansprüche des Prinzen steigen. Er gibt im November 1739 der Kaiserin von Rußland durch Suhm zu verstehen, daß er jährlich 80,000 Thaler haben müsse [1]). Suhm betreibt die Sache mit rastlosem Eifer, bis zum März 1740. Dann stellt er seine Schritte nach Erlangung neuer Lectüre dieser Art ein, „in der Erwartung des großen Ereignisses, welches sie überflüssig machen muß." Der Prinz nämlich sagt mit voller Bestimmtheit vorher, daß in kurzer Zeit, in einigen Wochen die Sache sich entscheiden werde. „Nous sommes ici sûrs du crinoménon," drückt er am 13. April 1740 sich aus: „il ne s'agit que du critérion" [2]). Indem Friedrich mit solcher Sicherheit das Ende kommen sieht, weiß er sich zu fassen. „Mein Inneres ist ruhig," schreibt er an Suhm, „und ich kann Ihnen versichern, daß ich niemals mehr Philosoph gewesen bin, als bei dieser Gelegenheit."

In gleicher Weise berichtet er an seine Schwester in Baireuth [3]). Er meldet am 21. März: „Der König befindet sich schlechter. Machen Sie Sich über seine Genesung keine Hoffnungen; denn er hat Entzündung in der Lunge und kann unmöglich wieder aufkommen. Machen Sie Sich gefaßt täglich die Nachricht von seinem Tode zu erhalten." In der Markgräfin scheinen bei solchen Nachrichten dennoch wieder kindliche Gefühle zu erwachen. „Der Zustand des

[1]) Oeuv. XVI. 384. ff. — [2]) a. a. O. S. 390. — [3]) Oeuv. XXVII. 1. p. 67.

Königs macht mich sehr bekümmert. Die Natur spricht, und er hat mir en dernier lieu tausendfache Gnade erwiesen." Sie wünscht nach Berlin zu kommen. Der Bruder verweist es ihr, am 10. April 1740: „Ich begreife nicht, wie es möglich ist sich hierher zu sehnen. Der König ist unter den gegenwärtigen Umständen in der That sehr schlimm; aber das Leben in Berlin wird Ihnen nicht zusagen. Seit acht Jahren sind Sie nicht hier gewesen, und vielleicht hat das die Erinnerungen von tausend Kleinigkeiten ausgelöscht, die eine Anwesenheit von zwei Tagen in Berlin auf Ihre Kosten auffrischen würde." Er selbst ist damals in Ruppin. Er fügt hinzu: „Ich reise übermorgen ab, um auf die Galeere zurückzukehren. Fürchten Sie nichts weder für die Standhaftigkeit der Königin, noch für meinen Stoizismus. Wir beide werden uns kein Dementi geben, und Sie werden es sehen, si le cas arrive."

Weiter berichtet der Prinz aus Ruppin am 3. Mai: „Der König ist in seinem Zustande nach Potsdam gegangen. Es ist schlimmer mit ihm als je. Wir rechnen nicht mehr nach Monaten, sondern nach Wochen. Das Exercieren hat mich aus der Galeere gezogen; aber ich glaube, es wird nicht lange mehr dauern. Ich athme die Freiheit mit Lust; denn vielleicht muß ich ihr auf lange Zeit entsagen. Sie können leicht über meine Lage urtheilen, da Sie die Umstände kennen." [1])

Er trifft bereits damals seine Anstalten, um vor der Welt zugleich als Schriftsteller und als König aufzutreten. Für den ersten Zweck hat er sich den Fürsten des Machiavelli erkoren. Seit mehreren Jahren schon war dieser Politiker ein Gegenstand besonderer Auf-

[1]) Je merkwürdiger es ist diese Briefe zu lesen, um so mehr ist es zu bedauern, daß sie nicht vollständig sind. Der Prinz sagt seiner Schwester p. 81, daß er keine Woche vergehen lasse, ohne an sie zu schreiben. Nun aber sind für die 28 Wochen vom 15. November 1739 bis zum 1. Juni 1740 nur sieben Briefe an die Markgräfin gedruckt. Mithin wäre danach anzunehmen, daß die anderen 21 verloren sind. Aber wie reimt sich mit diesem Thatbestande, daß nur ein Viertheil der Zahl der Briefe gegeben ist, die gemäß der Aeußerung Friedrichs hätte gegeben werden können, die Bemerkung des Herausgebers Tom. XXVII p. XIII, daß fast kein Brief dieser Correspondenz fehle, weil beide Personen dieselbe sorgfältig bewahrten? — Der Herausgeber der Oeuvres hat die Pflicht, weil er selbst jene Aussage der Vollständigkeit gethan, diese Sache aufzuklären.

merksamkeit des Prinzen gewesen. Er bedauerte es 1738, daß Voltaire diesen Namen unter diejenigen der großen Männer setze; denn Machiavelli sei nicht ein redlicher Mann. Voltaire nahm sein Urtheil zurück. Der Prinz war hocherfreut und schrieb den 17. Mai 1738: „So ist also Machiavelli von der Liste der großen Männer gestrichen, und Ihre Feder bedauert sich mit seinem Namen besudelt zu haben." Der Prinz nahm sich vor mehr zu leisten, als die Verneinung des Anspruches auf einen großen Namen. Er beschloß Machiavelli zu widerlegen. Was auch konnte geeigneter erscheinen? Machiavellis Buch vom Fürsten galt damals schon seit zweihundert Jahren als der Inbegriff alles dessen, was an einem Fürsten moralisch häßlich und abscheulich ist. Man kannte damals wie heute keinen schlimmeren Vorwurf für einen Fürsten, als denjenigen des Machiavellismus. Es hat viele Leute gegeben, und zwar scheint Friedrich als Prinz mit zu ihnen zu gehören, welche der Meinung sind, daß die Grundsätze des Machiavelli vor ihm nicht da waren, wenigstens nicht in dieser Weise. Die Geschichte der Menschen beweist auf jedem Blatte, sei es bei den Rothhäuten Amerikas, welche täglich ihre Nahrung erjagen, sei es unter den Zelten der Nomaden des Ostens, sei es endlich in den Staaten Europa's, die hochgebildet prangen mit Christenthum und geordneter Verfassung, daß die Lehren Machiavellis geübt worden sind und geübt werden zu allen Zeiten, so lange es Menschen auf dieser Erde gibt. Machiavelli hat das Verdienst, diejenigen Sätze in ein kunstgerechtes System gebracht zu haben, nach welchen mehr oder minder folgerecht viele derjenigen handeln, die als Herrscher einen hohen Ruhm sich hinterlassen haben.

Nur hat man Machiavelli zu viel gethan. Er war ein Patriot für die Einheit Italiens. Er hoffte dieselbe hergestellt zu sehen durch einen italienischen Fürsten, und zu solchem Zwecke widmete er diesem seine Schrift. Zu solchem Zwecke schlug er mit tiefer Menschenkenntnis diesem Fürsten eine Reihe von Mitteln vor, moralisch schlechte in großer Zahl, ein Verfahren ohne Treue und Glauben, aber zugleich auch solche, welche die Erfahrung neuerer Zeiten als die feste und sichere Grundlage der Staaten anerkannt hat. Machia-

velli ist ein beredter Prediger gegen das Söldnerthum [1]). Ihm liegt die Erfahrung vor Augen. „Das Söldnerwesen hat das blühende Italien in Sklaverei und Schande gestürzt," ruft er aus. Darum verlangt er die Bildung eines nationalen Heeres. „Keine Herrschaft steht fest ohne eigene Waffen. Eigene Waffen aber sind solche, die von Unterthanen oder Bürgern geführt werden."

Ein solcher Zug allein reicht hin um darzuthun, daß es Machiavelli nicht etwa um eine Ironie zu thun war, sondern daß er es ernstlich meinte. Seine Rathschläge betreffen nur den Fürsten, dem er seine Schrift widmet, den er für geeignet hält zur Durchführung derselben. Es ist eine Gelegenheitsschrift mit classischem Gepräge der Form. Aber sie ist augenscheinlich von Machiavelli selbst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Denn ein solches Oeffentlichwerden hätte sie vereitelt. Derjenige, dem der Rath gegeben wird sein Wort zu brechen nach den Umständen, der selber dann es verstattet, daß Jedermann den ihm ertheilten Rath lese und kenne, darf schwerlich hoffen Glauben zu finden. In Wahrheit liegt so die Sache. Mag immerhin das Buch Machiavellis vom Fürsten in Abschriften verbreitet gewesen sein: es ist Thatsache, daß es erst nach seinem Tode, im Jahre 1532, zum ersten Male gedruckt worden ist. Machiavelli hatte bei seinem Buche den bestimmt ausgesprochenen Zweck für seine Zeit, für die damaligen Verhältnisse Italiens, für den Fürsten, an den er seine Schrift richtet. Ein Lehrbuch des Verhaltens für Fürsten im Allgemeinen hat er nicht schreiben wollen.

So indessen wurde es später aufgefaßt, und demgemäß Machiavelli beurtheilt. Darum war sein Name ein Inbegriff des Schreckens für den friedlichen Bürger und den Gefühlsmenschen. Eben darum hat eine energische Bekämpfung der Grundsätze, die Machiavelli vorträgt, die sichere Aussicht auf allgemeinen Beifall, um so mehr, wenn diese Bekämpfung ausging von einem Prinzen, der im Begriffe stand, einen Thron zu besteigen.

In diesem Sinne, wohl vorbedacht, wohl überlegt handelte der Prinz Friedrich. Er trat auf als Vertheidiger der Menschheit, die Machiavelli zu Gunsten der Fürsten antaste in heiligen Rechten [2]).

[1]) Il Principe cp. 11. 12. 13. — [2]) Oeuv. I. 62.

„Der Fürst des Machiavelli“ sagt er, „ist in der Moral dasselbe, was das Werk des Spinoza in den Angelegenheiten des Glaubens.“ Es ist merkwürdig, Spinoza auf diese Weise hier eingeführt zu sehen. Es möchte fraglich sein, ob Spinoza jemals so wegwerfend über alle positive Religion sich ausgesprochen, wie es damals bereits Friedrich II. gegen Voltaire gethan. Das freilich war in Briefen geschehen, die damals nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Der Anti-Machiavelli dagegen war für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es lag noch nicht in dem Plane des jungen Mannes öffentlich als Freigeist aufzutreten, zumal da er das Buch noch bei Lebzeiten des Vaters, im letzten Winter verfaßt hatte. Damals noch schrieb er an Voltaire [1]): „Es ist höchst schrecklich in dem Verdachte der Irreligion zu stehen.“ Mithin konnte ihm zur öffentlichen Ablehnung dieses Verdachtes ein solcher Vergleich des Spinoza mit einem moralisch gebrandmarkten Politiker sehr dienlich sein. Deshalb fuhr Friedrich fort: „Spinoza untergrub die Fundamente des Glaubens und strebte die Religion zu stürzen. Machiavelli verdarb die Politik und untergrub die Grundsätze der gesunden Moral. Gegen Spinoza haben die Theologen die Lärmglocke gezogen. Den Machiavelli haben nur einige Moralisten angetastet, und trotz seiner verderblichen Moral sitzt er nach wie vor auf dem Lehrstuhle der Politik.“ Was will demnach der Prinz? — „Ich wage es,“ sagt er, „die Vertheidigung der Menschheit gegen dieses Ungeheuer zu unternehmen, das sie zu zerstören gedenkt. Ich wage es Vernunft und Gerechtigkeit dem Sophisma und dem Verbrechen gegenüberzustellen, damit das Gegengift sich unmittelbar bei dem Gifte befinde. Ich habe immer das Buch des Machiavelli als eines der gefährlichsten Werke angesehen, die in der Welt verbreitet sind.“ Sollte es wohl? Gefährlicher vielleicht, als Voltaires Pucelle, über die Friedrich II. mit seiner Schwester correspondirte? — „Es ist ein Buch, welches unvermeidlich in die Hände der Fürsten kommt und aller derjenigen, welche Geschmack haben für die Politik. Es ist nur zu leicht, daß ein junger ehrgeiziger Mensch, dessen Herz und Urtheil noch nicht genügend gebildet sind, um das Gute vom Schlechten unterscheiden

[1]) 16. Mai 1739 in Oeuv. XXI.

zu können, durch solche Grundsätze verdorben wird, weil sie seiner Leidenschaft schmeicheln. Aber wenn es schon schlecht ist die Unschuld eines Privatmenschen zu verführen, dessen Einfluß auf die ihn umgebende Welt gering ist: so ist es um so schlechter Fürsten zu verkehren, welche Völker regieren, Gerechtigkeit verwalten, ihren Unterthanen ein Beispiel geben sollen, welche ferner berufen sind durch Geist, Großmuth und Mitleid lebende Abbilder der Gottheit zu sein." Und darum wendet er sich in heftigem Ingrimme gegen Machiavelli. „Ueberschwemmung, Erdbeben, Pest und alle andere himmlische Geißeln sind nicht so schlimm, wie der Fürst des Machiavelli."

Nach solchem Beginne fällt denn die Beurtheilung des merkwürdigen Buches aus. Sie besteht aus einem Gewebe allgemeiner Sätze von Recht und Menschlichkeit, heftiger Ausfälle gegen den Charlatan der Politik, den Lehrer des Verbrechens, das Ungeheuer der Moral. Eine Widerlegung solcher Art hätte, wie es scheint, nicht gerade einer prinzlichen Feder bedurft. Jeder Land-Pastor hätte dasselbe geleistet. Aber es schien gut der Welt zu zeigen, was sie von einem solchen Prinzen zu erwarten hätte. In denselben Tagen, als Friedrich Wilhelm I. sich seiner Auflösung näherte, brachte Voltaire die Schrift seines prinzlichen Freundes in Holland zum Drucke. Es trug nicht den Namen des Prinzen. „Obgleich ich meinen Namen nicht vor das Werk setzen will: so wünschte ich doch, daß es mir nicht nachtheilig sein könnte, wenn etwa das Publikum den Verfasser vermuthete." [1]) Der Wink war deutlich.

Die Schriftstellerei ist die eine Seite der Thätigkeit, durch welche Friedrich beim ersten Auftreten sich einen Namen erwerben wollte. Darum hatte er sich ein Thema erwählt, das der Natur der Sache nach ihm Popularität erwerben mußte. Aber zur selben Zeit, wo er daran arbeitete, dem Machiavelli gegenüber sich den Ruhm eines Schriftstellers zu erwerben als Vertreter der Gerechtigkeit und Menschlichkeit — zur selben Zeit war er nicht minder eifrig die Vorbereitungen zu treffen für die Erwerbung einer ganz anderen Art von Ruhm. Monate lang, bevor noch der Vater Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, ist der Prinz Friedrich rastlos

[1]) 6. Nov. 1739.

thätig, beim Eintritte dieses Ereignisses über eine bereit stehende Streitmacht unbedingt verfügen zu können.

Indem man sich es nicht versagen kann dieser ungeheuren Thatkraft, dieser alles vorher berechnenden Umsicht die volle Bewunderung zu zollen, die sie verdienen, wird man um so schmerzlicher von dem Gedanken ergriffen, daß die Zwecke, auf welche diese Thatkraft und diese Umsicht hinarbeiteten, im Widerspruche stehen mit allen Grundsätzen des Rechtes und der Ehre.

Der Vater hat das Heer auf 83,000 Mann gebracht. Je 27 Menschen in seinen Ländern ernähren einen Soldaten, und das Heer verschlingt $^6/_7$ der Einnahmen des Staates. Es ist tiefer Friede ringsum. Doch die Zahl genügt nicht mehr. Monatelang vor dem Tode des Vaters verlangt der Prinz neue Soldaten von seinen Verwandten und Nachbarn.[1]) Er wendet sich zuerst an seinen Schwager von Braunschweig. Dieser sträubt sich. Er ahnt, was im Werke sein könne. Auch scheint er es nicht verschwiegen zu haben; denn der Prinz erwiedert halb drohend: „Ich weiß nicht, wer Ihnen nützlicher sein kann, ein ruinirter Kaiser, dessen Tod Europa in einen blutigen Krieg stürzen wird, oder ein benachbarter Schwager, mächtig im Reich, dessen Bündnis Ihnen bei mehr als einer Gelegenheit nützlich sein kann." Der neue König schickt eine goldene Dose. Das macht noch den Herzog nicht willfährig. Er versteckt sich dahinter, daß er nicht ein geübtes, gekleidetes und bewaffnetes Regiment hergeben könne. Das ist nicht die Absicht des Prinzen. Es handelt sich nur um die Zahl von Männern, die ein Regiment ausmachen. Die Kleidung und alle anderen Kosten nimmt er auf sich. Er fragt, wie der Herzog ihm das abschlagen könne. Da er viele Menschen in seinem Lande hat und vollzählige Regimenter: so ist es eine Kleinigkeit für ihn 1300 Mann auszuheben und diese Zahl dem künftigen Könige abzutreten. Aber wozu? wofür? Was ist die Absicht des Prinzen? Wofür sollen diese Braunschweiger Blut und Leben lassen? — Für diejenigen selbst, die damals Blut und Leben lassen sollten, wäre diese Frage eine überflüssige gewesen.

---

[1]) Oeuv. XXVI. p. 11. — Oeuv. XXVII. 2. 36. ff. Die Note a zu XXVII. 2. Seite 38 läßt errathen, daß dem Herausgeber hier mehr Briefe vorgelegen haben, als er mittheilt. Warum hat er die einen weggelassen, die anderen gegeben?

Aber sie war es nicht für den Herzog selbst. Er zögerte und widerstrebte, so lange er konnte. Auf seine Frage und bestimmte Angabe des Zweckes erhält er die Antwort: „Sie werden in Kurzem die Gründe erfahren. Unterdessen mögen Sie überzeugt sein, daß sie gültig sind." Wie auch vermochte der Kleine dem Großen auf die Dauer zu widerstreben? — Im Juli 1740 fügte sich der Herzog und warb in seinem Lande ein Regiment für den Dienst des neuen Königs.

Es ist uns über die Werbungen in den Ländern der Reichsfürsten für fremden Dienst ein Urtheil des späteren Königs erhalten. Einige Jahre später verlangten und erhielten die Holländer für gutes Geld Truppen in Braunschweig. Friedrich verglich die Käufer mit den Metzgern, die nach Podolien wandern, um dort schwere Ochsen einzuhandeln. That denn er etwas Anderes? — Aber, hält man uns entgegen, die Holländer verwendeten diese Truppen gegen die wilden Völker in dem mörderischen Klima Ostindiens. Wir wissen nicht zu entscheiden, ob es schlimmer ist, Deutsche auf die Schlachtbank wilder Völker zu führen, oder sie für die Interessen eines fürstlichen Hauses, das ihnen fremd ist, gegen andere Angehörige ihrer eigenen Nation sich verbluten zu lassen. Wesentlich dürfte der Unterschied nicht sein.

Während der Prinz diese Dinge betrieb, näherte sich der Vater dem Tode. Wir dürfen annehmen, daß Friedrich, gemäß den Worten an seine Schwester, sich äußerlich kein Dementi gegeben. Er beharrt vor seinem allergnädigsten Vater in der allerunterthänigsten Submission, die alles sich gefallen läßt. Allein diese Art von Devotion täuschte den Kranken eben so wenig, wie sie vorher den Gesunden getäuscht hatte. „Es ist mir gar nicht leid," sagt einige Monate vor seinem Tode Friedrich Wilhelm, [1] „daß ich sterben muß; denn wer sich vor dem Tode fürchtet, ist ein H........ Was mir aber vom Herzen leid thut, das ist, daß ich einen solchen Unmenschen wie meinen Sohn zum Nachfolger haben soll."

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. Und über Nacht war aus dem Sklaven ein Despot geworden.

[1] Weber: Aus vier Jahrhunderten. Neue Folge. I. 143.

Fünfter Abschnitt.

Der neue König Friedrich II. und sein erster Eroberungskrieg.

Der neue König Friedrich II. berichtet das Ereignis des Todes seines Vaters an die verschiedenen Personen in der Weise, wie er es seinem Verhältnisse zu denselben für angemessen hält. Bekannt ist seine Schilderung an Voltaire. Er wußte genau, an wen er schrieb. Seine anderen Berichte sind kürzer, vor allen derjenige an die eigene Gemahlin.[1] Schon hatte er niedergeschrieben: Le roi vient de —; doch dann streicht er diese Worte aus und schreibt statt dessen: „Gott hat heute Nachmittag um $3^1/_2$ Uhr über den König verfügt.“ Er setzt noch einige Worte über den Tod hinzu. Dann folgen Befehle. Der nächste Brief enthält nur Befehle. Er hat bis dahin am Schluße sich der Phrase bedient: tout à vous. Das hört auf. Höchstens folgt noch am Schlusse des Briefes: Je suis avec bien de l'estime u. s. w. Wozu auch noch länger den Zwang sich auferlegen? Fortan erhält die edle Frau nur dann noch einen etwas freundlicheren Brief,[2] wenn sie auf ihre Verwandten, namentlich diejenigen in Rußland, zu Gunsten des neuen Königs politisch einwirken soll. In diesem Falle kommt selbst drei Vierteljahre nach dem Tode des Vaters noch einmal das tout à vous vor. Von da an werden die Briefe durchaus herb und schroff. Die Briefe der

[1]) Oeuv. XXVI. 12. — [2]) a. a. O. S. 18.

Königin dagegen sind schüchtern, voll Rücksicht zugleich und dennoch würdig.

Die Markgräfin von Baireuth erwiedert in derselben hohlen Weise, wie der neue König ihr geschrieben. Sie sagt: [1]) „Der Tod eines Vaters kann nicht anders als empfindlich sein für Kinder, welche jederzeit sich der Achtung ihrer Eltern erfreut haben. Allein da das Uebel ohne Heilmittel ist, so wende ich alle meine Gedanken dahin Ewr. Majestät Heil und Glück für Ihre Regierung zu wünschen." Es dient zur Charakteristik dieser Frau, daß, während aus den ersten Tagen drei Briefe des neuen Königs an sie vorliegen, sie später in ihre Denkwürdigkeiten niederlegt: ihr Bruder habe ihr seine Thronbesteigung Monatelang nicht kund gethan.

Eine neue Welt schien nun zu erblühen. Der Vater hatte alle Wissenschaft und Kunst als unpraktisch verachtet. Der Sohn erstrebte Ruhm auf allem und jedem Gebiete des Lebens. Er trug sich mit der Hoffnung in Berlin alles zu versammeln, was die Zeit an Koryphäen der Wissenschaft aufweise. [2]) Der Vater hatte die Akademie geduldet, aber unter dem Vorsitze von Gundling. Friedrich berief den berühmten Franzosen Maupertuis als Präsidenten zur Neugestaltung dieser Akademie. [3]) Friedrich strich vom Budget der Akademie die Ausgabe für die königlichen Hofnarren. Er bemühte sich um den Philosophen Wolf, um den Mathematiker Euler. Sie kamen. Andere zeigten geringere Neigung. Der neue König wagte sogar, gegen den Rath der Minister, die Presse frei zu geben. [4]) Obwohl die Bedeutung eines solchen Schrittes in damaliger Zeit auch nicht entfernt in Vergleich zu bringen ist mit der Wichtigkeit, welche derselbe in unseren Tagen haben würde: so erregte er doch sicher allgemeine Ueberraschung. Es dauerte freilich, der Natur der Sache nach, nur sehr kurze Zeit. Friedrich verkündete ferner, daß in seinen Staaten ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Und nun gar die Erwartung des Anti-Machiavelli? Denn obwohl der Name vor dem Buche nicht genannt werden sollte: so war es doch ein öffentliches Geheimnis, daß es erscheinen werde.

[1]) Oeuv. XXVII. 1. 82. — [2]) a. a. O. S. 88. — [3]) Oeuv. XVI. 335. — [4]) Preuß. III. 251.

Freilich blieb sowohl für die eigenen Unterthanen, wie für alle Deutsche der ungeheure Druck des Militärwesens von diesem Staate aus. Wenn auch das Jagen nach den Riesen für die Potsdamer Garde aufhörte: so waren doch gesunde junge Männer ihrer persönlichen Freiheit daheim und auf den öffentlichen Heerstraßen eben so wenig sicher, wie zuvor. Sie waren nur noch unsicherer. Der neue König bedurfte fünfzehn neue Bataillone, und die entsprechende Zahl von Reiterei. Woher sollte er sie nehmen? Seine Schwäger von Braunschweig, von Baireuth, von Ansbach mußten werben und ausheben, und erhielten für den Kopf 10 Rthl. Das reichte nicht. Es mußten mehr geschafft werden. Woher die Obersten, die Hauptleute die neue Mannschaft nahmen: das war ihre Sache.

Bangend mochten sich die Nachbarn im Reiche fragen, was von dem neuen Könige zu erwarten sei. An die Kriegsmacht des Vaters hatte man sich gewöhnt. Man wußte, daß es das höchste Ziel seines Ehrgeizes sei, daß beim Feuern keines seiner blauen Kinder plackere. Hatte er ja doch für sein Leichenbegängnis diesen letzten Wunsch seinem Nachfolger dringend empfohlen. Wenn es damals nicht anders ging, ertrug man mit widerwilligem Murren die endlosen Quälereien der preußischen Werber. Wo man es vermochte, zog man sie zur schweren Rechenschaft. Man wußte doch einmal, daß es nicht zum Aeußersten kam. Friedrich Wilhelm, hieß es, spanne beständig den Hahn, drücke aber nicht los, sondern spanne ihn dann wieder ab.[1]) Was aber war von dem Nachfolger zu erwarten? Schon im ersten Monate deutete er an, daß er in Reichssachen keine andere Entscheidung anerkenne, als die Gewalt. Die Grafschaft Hanau fiel an Hessen-Cassel; aber der Kurfürst von Mainz erhob Ansprüche auf Rumpenheim. Der Landgraf wandte sich an den neuen König, für welchen auch er Mannschaft stellte. Der König erklärte dem Kurfürsten: er werde den Landgrafen mit Gewalt schützen.

Dann trat eine andere Thatsache hervor. Herstall an der Maas war Friedrich Wilhelm aus der oranischen Erbschaft zugefallen. Der Bischof von Lüttich war Lehensherr und besaß einige Rechte der Landeshoheit. Dies Verhältnis und der Unfug der Werber

[1]) Dohms Denkwürdigkeiten m. Z. IV. 135.

des Königs auf dem Gebiete des Bischofs führte zum Streite. „Ein armseliger Bischof von Lüttich," berichtet Friedrich II., [1]) „suchte eine Ehre darin dem verstorbenen Könige Kränkungen anzuthun."

Der Schwache sucht den Starken zu kränken? Friedrich schöpft daraus, wie er sagt, die Lehre, daß Mäßigung eine Tugend ist, welche wegen der Verderbnis der Zeiten die Staatsmänner nicht immer strenge ausüben können. Als die Bewohner von Herstall Schwierigkeit machen ihm zu huldigen, erhebt der König gegen den Bischof den Vorwurf des Mitwissens und der heimlichen Theilnahme, und läßt Truppen in das Gebiet desselben einrücken. Der Bischof klagte über Landfriedensbruch und brachte die Sache an den Kaiser. Bis die Sache dort entschieden wurde, konnte es lange dauern. Friedrich zwang durch drückende Einquartierung den Bischof das Land Herstall zu dem Preise anzukaufen, welchen er dem Gequälten setzte.

Hatte er damals, im Sommer 1740, andere, bestimmte Plane?

Er selbst ist einige Jahre später als Geschichtschreiber seines Vollbringens für die Nachwelt aufgetreten, und darum ist er selbst zunächst zu hören, wie er nach dem Gelingen seines Unternehmens seine Lage vor demselben von der Nachwelt aufgefaßt wissen wollte. [2])

Es waren damals vierzig Jahre verflossen, daß der Kurfürst und Markgraf Friedrich, vor seiner Abreise von Berlin nach Königsberg zur Krönung, ausdrücklich seinen deutschen Unterthauen hatte erklären lassen, daß die neue Krone nur auf Preußen beruhe, daß sie das Rechtsverhältnis seiner Unterthanen im Reiche auf keine Weise ändern solle. Wir haben diese Proclamation hervorgehoben (S. 39 u. f.) Wir haben darauf hingewiesen, welchen geringen Werth jederzeit das Versprechen eines Hohenzollern gehabt habe, wenn ihm das Brechen vortheilhafter erschien, als das Halten. Die beiden ersten Könige hatten das Versprechen nicht offen gebrochen. Friedrich Wilhelm betrachtete den Rechtsschutz, den die Reichsgerichte seinen Unterthanen im Reiche gegen seine Eigenmacht und Willkür verliehen, mehrmals als eine Kränkung seiner Person. Aber dann fügte er sich.

[1]) Histoire de mon temps. Zu Anfang. — [2]) Oeuv. II. 46 hist de mon temps

Mit dem Auftreten Friedrichs II. ward das anders. Jenes Versprechen seines Großvaters existirte für ihn nicht mehr. Er spricht nicht mehr von den einzelnen Ländern, die er dem Rechte nach unter sehr verschiedenen Verhältnissen regiert, sondern alle diese einzelnen Theile faßt er zusammen als einen einzigen Staat Preußen, dessen Verfassung besteht im militärischen Absolutismus, concentrirt in seiner Person.

Die Deutschen, welchen es beschieden war, diesem Herrscherhause der Hohenzollern unterthan zu sein, mußten fortan es über sich ergehen lassen, genannt zu werden mit dem Namen eines vergessenen Volksstammes, der im äußersten Nordosten einst vor den Waffen des deutschen Ordens untergegangen war. Friedrich II. selbst ging persönlich darin noch erheblich weiter. Er redet nicht blos von einem preußischen Staate, sondern auch von einer nation prussienne. Das Wort ist ein Unding, heute wie damals, und war der Natur der Sache nach nur berechnet auf halb wissende, aber tonangebende Franzosen.

Friedrich II. selbst legt später die Lage seines Staates Preußen bei seiner Thronbesteigung in solcher Weise dar, daß die Darlegung nur verständlich wird durch seine stillschweigend eingebrachte Voraussetzung der Nothwendigkeit eines Angriffskrieges gegen Oestreich. Wir geben seine eigenen Worte wieder und begleiten sie nebenher mit unseren Bemerkungen.

„Es war sehr unangenehm," sagt er,[1] „daß der Staat keine regelmäßige Abrundung hatte. Lang gestreckte, schmale, verstreute Provinzen dehnten sich von Kurland bis Brabant. Diese Lage mehrte die Zahl der Nachbarn, ohne Consistenz zu geben."

So war es in der That. Das Haus Hohenzollern hatte durch die Energie seines Sonderstrebens, durch Gewalt und List und Mittel aller Art, eine Menge einzelner Länder zusammen gebracht. Diese Länder sämmtlich, bis auf das eine durch Kirchenraub erlangte Preußen, gehörten dem Körper des Reiches an, waren von der gemeinsamen Verfassung desselben umschlossen, eben so wie die Nachbarn, deren Friedrich gedenkt. Diese waren ohne alle Gefahr für ihn, wenn nicht er selbst sie angriff.

[1]) Oeuvres II. 46.

„Diese Lage bewirkte, daß man im Falle des Krieges mehr Feinde zu fürchten hatte, als wenn der Staat arrondirt wäre. Preußen konnte nur handeln, indem es sich an Frankreich oder England lehnte."

Handeln? Dies Handeln heißt offenbar einen Offensiv-Krieg führen. Warum? Gegen wen?

„Man konnte mit Frankreich gehen, welchem die Erniedrigung des Hauses Oestreich sehr am Herzen lag."

Also hier wird sofort und ehe man sich dessen versieht, Oestreich als der Feind eingebracht, gegen den er handeln will. Um sich dies völlig klar zu machen, muß man sich die Lage der Dinge im Sommer 1740 vergegenwärtigen, wo das Kaiserhaus von einer Möglichkeit einer solchen Feindschaft noch keine Ahnung, wo Friedrich II. öffentlich auch nicht das leiseste Zeichen von sich gegeben hatte, daß er demnächst über seinen friedlichen Nachbarn herfallen wolle. Er fahrt fort:

„Von den Engländern konnte man Subsidien nur dann haben, wenn diese ihrem eigenen Interesse dienten. Der Einfluß von Rußland ging nur auf Schweden und Polen. Was die Türkei betrifft: so hatte die Politik der Zeit begründet, daß, wenn die Franzosen sie gegen Oestreich oder Rußland hetzten, diese beiden Mächte wieder den Chan der Tartaren aufreizten, der sie durch eine Diversion von den Türken befreite."

Das heißt also: das Mittel der Aufhetzung der Türken war unpraktisch, weil es von Oestreich auf solche Weise paralysirt zu werden pflegte.

„Das war der gewöhnliche Gang der Dinge. Es gab Ausnahmen. Aber nicht diese haben wir zu betrachten, sondern was die gesunde Politik des Staates forderte."

Es ist eine sonderbar gesunde Politik, die stillschweigend von dem Gedanken der Nothwendigkeit eines Eroberungskrieges ausgeht.

„Der Gegenstand, der damals Europa am meisten interessirte, war die Erbfolge in Oesterreich. Carl VI. hatte eine pragmatische Sanction gemacht für seine Tochter Maria Theresia. Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen, das römische Reich hatten diese pragmatische Sanction verbürgt. Ja sogar der verstorbene König Friedrich Wilhelm hatte sie gewährleistet" —

Warum denn dieses: Ja sogar? Friedrich Wilhelm hatte niemals auf östreichische Erblande auch nur den mindesten Anspruch geäußert, der ihm diese Zustimmung hätte schwieriger machen können, als einem Anderen. Ferner hatte Friedrich Wilhelm nicht für seine Person diese Bürgschaft geleistet, sondern als Oberhaupt seines Staates, und mithin ging diese Gewähr in gleicher Kraft über auf seinen Nachfolger.

„Unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm die Erbfolge in Jülich und Berg zusicherte. Der Kaiser versprach den eventuellen Besitz und erfüllte das Versprechen nicht. Das dispensirte den König von der Bürgschaft der pragmatischen Sanction, zu welcher der verstorbene König sich bedingungsweise verpflichtet hatte."

So der König Friedrich II.; aber nicht so lag die Sache. Der Kaiser hatte gegen Friedrich Wilhelm keine Verpflichtung eingegangen als mit dem ausdrücklichem Vorbehalte [1]) seines höchsten und uneingeschränkten oberrichterlichen Rechtes im Reiche, und mit dieser Bedingung hatte König Friedrich Wilhelm und demgemäß auch sein Nachfolger die Erbfolge der kaiserlichen Tochter in den Ländern des Vaters verbürgt. Man wolle ferner das Votum wieder nachlesen (oben S. 83 u. f.), durch welches Friedrich Wilhelm sich am Reichstage für die Gewährleistung der pragmatischen Sanction durch das Reich ausgesprochen hatte.

„Die Erbfolge von Jülich und Berg war damals wichtig für die Politik des Hauses Brandenburg. Der König ließ in Wien, in Paris, in London anfühlen, wie man in Bezug auf sein Interesse gesinnt sei. Er fand sie alle gleich kalt. Frankreich wollte in Wahrheit einen Streifen zusichern. Das war zu wenig um die Wünsche eines ehrgeizigen jungen Königs zu befriedigen, der alles oder nichts wollte."

Wir sehen, Friedrich II. fordert das ihm nach seiner Behauptung Versprochene nicht blos von dem Oberhaupte des Reiches, sondern auch von einer fremden Macht. Er erkennt demnach mittelbar an, daß das Versprechen des Kaisers, wenn dasselbe dem Wortlaute des Berliner Vertrages nach so genannt werden darf, ein sehr bedingtes war.

[1]) Förster: II. 223. Artik. IX.

„Nun hatte Carl VI. das Herzogthum Berg nicht blos an Preußen verbürgt, sondern er hatte es auch dem Könige von Polen versprochen. Er hatte ein ähnliches Versprechen dem Pfalzgrafen von Sulzbach gegeben."

Wenn auch das, was Friedrich II. hier versprochen nennt, nicht urkundlich vorliegt: so ist der ganzen Sachlage nach, ferner dem Berliner Vertrage gemäß, mit Sicherheit anzunehmen, daß der Kaiser jedem Versprechen dieser Art, wenn er es gegeben, seinen ausdrücklichen Vorbehalt als Oberrichter des Reiches, und ohne Nachtheil der Rechte eines Dritten, hinzugefügt habe.

„Sollte man sich nun der Perfidie des Wiener Hofes opfern?"

Wo war denn hier die Perfidie? Wo das Opfer?

„Sollte man sich mit dem Striche begnügen, den Frankreich versprach? Oder sollte man die Waffen ergreifen, um selber sich Recht zu verschaffen?"

Recht? Worauf? Es ist von Berg die Rede, von nichts Anderem.

„In dieser Krisis" —

Warum denn Krisis? Alle Länder waren friedlich und ruhig.

„entschloß sich der König sich aller Hülfsmittel zu bedienen, um sich in eine furchtbarere Stellung zu setzen. Er führte es ohne Aufschub aus."

Wir haben gesehen, daß und durch welche Mittel er schon vor dem Tode des Vaters sich neue Truppen verschaffte, und zwar, wie sich auch aus den wenigen von den Briefen entnehmen läßt, die man von Berlin aus der Oeffentlichkeit übergeben hat, in der voraus berechneten Absicht, das nicht gerüstete Oestreich beim Tode des Kaisers Carl VI. zu überfallen.

„Vermittelst einer guten Sparsamkeit hob er fünfzehn neue Bataillone aus, und erwartete in dieser Stellung die Ereignisse, die es dem Schicksal gefallen würde ihm zu verleihen, um sich selbst die Gerechtigkeit zu verschaffen, welche Andere ihm versagten."

Wie künstlich ist alles das! Wenn es das Recht des neuen Königs war von dem Kaiser Carl VI., seinem Wohlthäter, Rechenschaft zu fordern, daß derselbe sein Versprechen in Bezug auf Berg nicht erfüllte: warum denn wartete er, bis dieser Kaiser todt war? Für die Versprechungen, die Carl VI. als Reichsoberhaupt gemacht,

konnte Niemand einstehen, als das Reichsoberhaupt selbst. Nur an dieses konnte und durfte der König sich halten, und nicht an die Erbin seiner Länder, nicht an die Fürstin, welche nicht Reichsoberhaupt war. Warum denn führte Friedrich II. nicht Beschwerde bei diesem Reichsoberhaupte, so lange es lebte, daß von daher seinem Vater oder ihm Unrecht geschehen sei? — Nichts von alle dem. Er wollte Krieg, er wollte erobern, und zwar von der Erbschaft des Kaiserhauses. Das ist der einzige wahre Gedanke, der sich hinter alle seine Sophismen verbirgt. Wir haben genug derselben angedeutet. Die ferneren sind alle von gleichem Schlage.

Und zwar liegt hier der große Unterschied des neuen Königs von seinen Vorfahren. Das politische Princip derselben war stets der scharf ausgeprägte Particularismus, das Marchandiren, wie Leibniz es benennt: „wer mir das meiste gibt, dem adhärire ich." Aber sie hatten so nur gehandelt je nach den Umständen, die ihnen entgegen traten, nach der Sachlage, die durch Andere geschaffen war, um für sich diese Sachlage thunlichst auszunutzen und auszubeuten. Sie hatten nicht aus sich die Initiative der Eroberung, der Aggressive gegen das bestehende Recht ergriffen. Diesen Fortschritt machte erst Friedrich II. Und auch die Art und Weise, in welcher er es that, ist in hohem Grade bemerkenswerth. Er bereitet den Angriff vor, Monate lang, ja man darf fast sagen, Jahre lang, bevor derjenige, auf den sein Raubanfall zielt, es auch nur zu ahnen vermag. Ob Friedrich II. sich über die Consequenzen seines Thuns von Anfang an völlig klar war, wissen wir nicht. Aber es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß das Gelingen eines solchen Unternehmens dem Urheber für immer den Charakter aufprägt, den er dann nicht wieder aufgeben kann. Das Gelingen des einmaligen Actes machte das Streben der Wiederholung desselben zur bleibenden Richtschnur der Politik, zunächst der Person, dann aber auch des durch ihn in dieser Art neu constituirten Staates. Darin liegt die unendliche Bedeutung des Verfahrens von Friedrich II. im Jahre 1740 für Deutschland und für Mittel-Europa. Denn die Consequenz bleibt nicht etwa stehen bei der Nationalität. Die That Friedrichs II. im Jahre 1740 ist die fruchtbare Saat nicht eines Krieges, sondern einer langen Kette von Kriegen, deren Ende auch für uns Spätere,

nach hundert und zwanzig Jahren, noch unabsehbar, oder erst recht unabsehbar ist. Der Typus aller dieser Kriege ist vorbildlich gegeben durch denjenigen, welchen Friedrich II. im Jahre 1740 begann. Sie sind verschieden in Einzelnheiten, nicht im Wesen. Dies Wesen des Staates der Hohenzollern ist nach außen die Gier der Eroberung durch lang vorbereitete, und dann schnell und energisch durchgeführte Aggressive, nach innen diesem Principe entsprechend der militärische Absolutismus, nach beiden Seiten hin verdeckt durch Falschheit und Unwahrheit.

Der Kaiser Carl VI. starb am 20. October 1740. Es gab außer Friedrich selbst wenigstens noch einen Mann, der wußte oder ahnte, was nun kommen werde. Es war Suhm, der sächsische Gesandte in Rußland, der dem Prinzen Friedrich von dort her das besorgt hatte, was Friedrich die Bücher für seine Bibliothek nannte, und der bei dem Beginne der neuen Epoche sofort sich bemühte, in den Dienst des Freundes zu treten. Suhm beeilte sich dem neuen Könige zu schreiben:[1] „Mein lebhaftes Interesse an dem Glanze und Glücke der Regierung, welche Sie Ihren theueren Unterthanen verheißen, erlaubt mir nicht von diesem Ereignisse zu sprechen, ohne im Voraus Ewr. Majestät Glück zu wünschen wegen der großen Conjuncturen, welche Ihnen nun die Gelegenheit darbieten Ihren Ruhm zu vermehren, indem Sie arbeiten für die Interessen und das Glück Ihrer Staaten."

In denselben Tagen erschien, zur Bethörung des großen Haufens, der Antimachiavelli gedruckt. Er begann friedlich und freundlich mit folgenden Worten:[2] „In früheren Zeiten zog man den traurigen Ruhm der Eroberer, die glänzenden Thaten, welche durch ihre Größe einen gewissen Respect einflößen, der Sanftmuth, der Billigkeit und aller Tugend vor. In unseren Tagen sehe ich, daß man die Menschlichkeit höher preist, als alle Thaten eines Eroberers. Man begeht nicht mehr den Unsinn durch Lobreden die grausamen Leidenschaften zu ermuthigen, welche den Umsturz geordneter Zustände bezwecken. Ich frage, was kann einen Menschen dahin bringen seine Macht vergrößern zu wollen? Was für Ansprüche hat er, kraft deren er seine Macht bauen will auf das Elend und die Zerstörung anderer Menschen?

[1]) Oeuvres XVI. p. 402. — [2]) Oeuvres VIII p. 69.

Wie kann er glauben, daß er sich bereichert machen will, indem er nur Unglück über seine Mitmenschen bringt? Die neuen Eroberungen eines Souveräns machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, nicht wohlhabender. Seine Völker haben davon keinen Nutzen. Wenn er glaubt, daß er selbst dadurch glücklicher werde, täuscht er sich sehr; denn nicht die Größe des Landes, welches ein Fürst beherrscht, verschafft ihm wahren Ruhm, nicht einige Quadratmeilen Landes mehr dienen zu seiner Herrlichkeit."

Die erstaunte Welt las solche Worte eines Prinzen, eines Königs mit innerstem Behagen. Es gab damals wie in unseren Tagen menschenfreundliche Thoren, welche träumten von goldenen Zeiten eines ewigen Friedens der Menschen. Wo solche Worte vom Throne hernieder klangen, da schienen sich die Pforten der neuen Zeit für die friedebedürftige Menschheit aufzuthun. Mit beredter Zunge pries der gute Abbé Bernardin von St. Pierre den Messias des Friedens, und dachte nicht, wie bald er seine Worte öffentlich und feierlich widerrufen würde.

Denn während noch solche Thoren schwelgten in dem Genusse der hohlen Worte, die der Schriftsteller Friedrich als die Boten seines Ruhmes auf diesem Gebiete hatte ausgehen lassen, bereitete er schon die Wirklichkeit vor, die im schneidenden Gegensatze stand zu diesem Phrasenthume.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers trifft den neuen König fieberkrank in Reinsberg. Er hat keine Zeit noch krank zu sein. Die Aerzte wollen ihm nicht so viel Chinin verordnen, als er für nöthig hält. [1]) Er nimmt es auf eigene Verantwortung; denn die Zeit drängt. „Ich werde nicht nach Berlin gehen," meldet er an Algarotti den 28. October, also unmittelbar nach der Nachricht. „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe." Anders spricht er sich gegen Voltaire aus. „Der Tod des Kaisers," sagt er, „zerstört alle meine friedlichen Ideen." Der Widerspruch beider Briefe löst sich durch die Ver-

[1]) Preuß: Fr. d. G. I. 163.

schiedenheit der Adressen. Der Eine, Algarotti, kannte die Sachlage. Der Andere, Voltaire, kannte sie nicht. Darum will Friedrich diesem tonangebenden Schriftsteller von Frankreich den seit Monaten vorbereiteten Krieg erscheinen lassen als hervorgerufen durch andere Umstände, nicht durch seinen Willen. In diesem Sinne konnte denn Voltaire in Frankreich für den Verfasser des Anti-Machiavelli die Vertheidigung übernehmen, und den Widerspruch zwischen Wort und That desselben zu verdecken suchen.

Indessen mußte der König doch auch andere zu Rathe ziehen. Er berief zu diesem Zwecke den Feldmarschall Schwerin und den Minister Podewils [1]). Die beiden von ihm berufenen Männer riethen dringend ab. Die Gründe ihres Abrathens sind, so viel wir wissen, nicht bekannt geworden. Aber sie liegen ja an sich nahe genug. Es können nur diejenigen des Rechts und der Ehre gewesen sein.

Denn fassen wir hier noch einmal die Lage der Dinge zusammen. Angenommen selbst, daß das Haus Hohenzollern irgend welche Ansprüche gegen das Kaiserhaus hatte: so waren dieselben dadurch vergessen, daß Friedrich Wilhelm ihrer nie Erwähnung gethan, weder im Guten, noch im Bösen, weder gegen den Kaiser, noch gegen seinen Nachfolger. Die Ansprüche waren ferner förmlich und feierlich beseitigt durch den geheimen Berliner Tractat vom December 1728. Immerhin mochte Friedrich Advokaten finden, welche seine Ansprüche juristisch deducirten. Auch Ludwig XIV. hatte Reunionskammern gefunden, welche bewiesen, daß dies Land und jene Stadt ihm rechtlich zukomme. Auch Ludwig XIV. hatte diesen juristischen Deductionen durch die Gewalt zu rechtlicher Anerkennung verholfen. Waren sie darum ein Recht geworden? —

Von allen Unterthanen, welche Friedrich II. gehorchten, von allen denen, welche er die nation prussienne nennt, war außer einem juristischen Professor zu Frankfurt a/O. vielleicht auch nicht Einem bekannt, daß dies Haus Hohenzollern Ansprüche auf einige Fürstenthümer in Schlesien habe; viel weniger durften sie ahnen, daß jemals ihr Fürst und Landesherr sie in einen blutigen Krieg stürzen werde, um diese Ansprüche, die er auf gütlichem Wege nicht hatte erheben wollen,

[1]) Dohm: Denkwürdigkeiten I. 4.

mit Gewalt zu ertrotzen. Nur zwei seiner Unterthanen hatte dieser neue König zu Rathe gezogen über sein längst beschlossenes Vorhaben, weil er von diesen beiden die Billigung zu erlangen hoffte. Diese beiden hatten verneint. Was war von den Gedanken der Anderen zu erwarten, die mit Gut und Blut den Krieg zu bezahlen hatten, die unendlich mehr davon litten, als ein Feldmarschall und ein Minister? —

In dem Volke, in allen diesen verschiedenen Ländern, Pommern, Brandenburg und was sonst dem Könige unterthan war, lebte auch nicht der leiseste Gegensatz gegen diejenigen Deutschen und die anderen Volksstämme, welche dem Erzhause von Oestreich unmittelbar gehorchten. Zwischen dem Deutschen und dem Franzosen, dem Deutschen und dem Russen, ist ein natürlicher Gegensatz. Die in unserer Zeit bestehende Abneigung der Pommern, der Brandenburger gegen den Steiermärker, den Tyroler, ist nicht eine natürliche, sondern eine gemachte, freilich durch Blut gedüngte, durch das Blut, welches Friedrich II hat vergießen lassen.

Denn daß wir es kurz und mit einem Worte sagen: der König Friedrich II. hat nicht blos das tausendjährige Reich zertrümmert: er hat den Frieden der Deutschen unter sich unmöglich gemacht. Nicht die Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts hat das vermochte, nicht der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede. Sie konnten das Reich lockern. Der entsetzliche Krieg und der traurige Friede konnten Wohlstand und bürgerliche Freiheit vernichten, die Stände und Corporationen dem Willen der Territorialfürsten opfern, das Recht und die Macht des obersten Richters im Reiche verkümmern; aber noch blieben die Formen, die unter günstigeren Umständen ein neu erwachender Geist wieder erfüllen und beleben konnte. Mit dem Auftreten Friedrichs II. war das vorbei. Was von einem deutschen Reiche noch vorhanden war, das opferte dieser Mann, dessen Seele früh sich gelöst hatte von allen heiligen Banden der Pietät, dem Phantome seines hohlen Ruhmes. Er allein. Er zerspaltete das Reich. Er schuf den Dualismus. Er schuf denselben, nicht etwa um dabei stehen zu bleiben, sondern um den Anfang zu machen einer neuen Zeit, deren Ziel ist das Anwachsen des Staates der Hohenzollern um jeden Preis und durch jedes Mittel. Das nächste Object des An-

griffes war und blieb immer Oestreich als diejenige Macht, welche durch die Natur ihres Entstehens und ihrer Geschichte berufen ist, den Rechtszustand zu schützen. Demnach mußte consequenter Weise das Ziel Friedrichs II. und des von ihm constituirten Staates sein, die Wiederaufnahme der einstigen Gedanken des Hippolithus a Lapide, die genau ein Jahrhundert zuvor ans Licht getreten waren: der Gedanke der Vernichtung Oestreichs, und als die Vorstufe dazu derjenige der Verdrängung dieser Macht aus Deutschland.

Friedrich II. handelte so aus sich und allein. Die Entwickelung der Dinge hat, wie wir nach menschlicher Kenntnis sagen müssen, leider seinem Thun das Siegel des Erfolges aufgedrückt, und dadurch viele Menschen bewogen, später und nach dem Erfolge das zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, was sie vorher misbilligt hatten. Sie lernten dann als eine Nothwendigkeit das anzuerkennen, was sie vorher ein Verbrechen nannten. Aber es ist das hohe Vorrecht der Wissenschaft der Geschichte vor dem Urtheile der großen Menge, daß jene sich nicht blenden läßt von dem Erfolge. Sie hat die Verpflichtung, bei großen geschichtlichen Krisen die Urtheile der Kundigen aufzusuchen und nachzuweisen, bevor diese Urtheile sich gerichtet, sich geändert, sich modificirt hatten nach dem Erfolge.

Und hier nun tritt uns die Thatsache entgegen, daß, so viele Stimmen wir aus jener Zeit in Friedrichs Ländern selbst vernehmen können, keine, auch nicht eine, die unerhörte That gebilligt hat. Der sicherste Zeuge dafür ist der König Friedrich II. selbst. Er kann sich die allgemeine Misstimmung nicht verhehlen. Er spricht nicht von irgend einem Beifalle: er erörtert nur den Tadel, und findet Beweggründe für denselben von seltsamer Art. Es gibt Tadelsüchtige überall in jedem Lande, meinte er. Diese beneideten dem Staate die Vergrößerung, deren er fähig war. Und das sollten die eigenen Unterthanen thun? Er knüpft den Tadel insbesondere an die Person des alten Generals Leopold von Anhalt-Dessau [1]). Er schreibt den Eifer desselben dem Verdruße darüber zu, daß der Plan nicht von ihm selbst ausgegangen. Darum prophezeit er, meint der König, über Preußen lauter Unheil, wie Jonas über Ninive. Hatte der alte Mann

[1]) Oeuv. II. 58.

denn in Wahrheit keine anderen Gründe? Friedrich erörtert auch diese. Leopold von Dessau, sagt er, betrachtete das kaiserliche Heer als seine Wiege. Er hatte Gefühle der Dankbarkeit gegen den Kaiser Carl VI., weil dieser der nicht ebenbürtigen Frau des Dessauers ein Fürstendiplom geschenkt. Er fürchtete die Vergrößerung des Königs, durch welche ein Nachbar, wie der Fürst von Anhalt, zum nichts heruntergesetzt ward. Freilich war ja dies Gefühl der Furcht vor dem Aufwachsen des neuen Königs, der sich nicht wie der Kaiser, durch Pflichten und durch Worte gegen jede Verletzung der Rechte Anderer binden ließ, allen deutschen Fürsten gemeinsam. Aus diesem Grunde, sagt Friedrich weiter, säete der alte General von Dessau in alle Gemüther den Samen des Mistrauens und des Schreckens, und selbst die Officiere des Heeres wurden davon angesteckt. Der König arbeitete entgegen durch eine Rede. Der einzige Sporn, den er darin kennt und anwendet, ist der Ruhm.

Andere murrende Stimmen wurden leichter zur Ruhe gebracht. Die freie Presse starb nach einem kurzen Scheinleben eines jähen Todes. Sie misbrauchte ihre Freiheit, sagt der König. Es ist merkwürdig, wie er dennoch an einer anderen Stelle dem scharfen Worte der Wahrheit nicht entging. Er trat in die Werderkirche, wo sein ehemaliger Freund Achard predigte. Es geschah zur guten Stunde, wenn nämlich das möglich war. Achard zeichnete in kräftigen Zügen das Bild des Eroberers, der über Millionen Elend und Jammer bringt um seines Ruhmes willen [1]). Er fügte die Worte ein, welche die Scythen bei Curtius zu Alexander sprechen: „Du, der du dich rühmst die Räuber auszurotten, bist selber der größte Räuber der Erde; denn du beraubst und plünderst alle Nationen, welche Du unterjochst. Wenn Du ein Gott bist: so mußt du auf das Wohl der Sterblichen sinnen, und nicht ihnen rauben was sie haben. Wenn du ein Mensch bist: so denke immer an das, was du bist." Der König wurde über diesen Ausfall sehr betroffen und erzürnt. Im Weggehen äußerte er sich: „Wohinein mischt sich Achard? Steht es ihm zu von diesen Dingen zu reden?

[1]) Oeuv. XVI. p. XVIII.

Auch nachher, als der Krieg schon begonnen, kannte der König sehr wohl die Stimmung der Berliner, über welche Jordan ihm berichten mußte. Dieser wagte sogar dem Könige zu schreiben, daß es Leute gäbe, welche den Antimachiavelli und den Angriff auf Schlesien nicht zu reimen wüßten. Aber was vermochte die Meinung der Schwachen über den Willen des Gewaltigen, der allein einen Willen haben durfte? „Laß die Neider und Ignoranten reden," erwiderte er, „sie sollen niemals Einfluß auf meine Plane bekommen, sondern lediglich der Ruhm. Ich bin mehr als jemals ganz von ihm durchdrungen" [1]. „Ich liebe den Krieg nur um des Ruhmes willen," sagt der neue Alexander [2]; „aber wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein." In der That, es war ein sonderbarer Philosoph.

Ganz ähnlich spricht er sich demselben Jordan gegenüber ein anderes Mal aus. „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst, um Dir nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinct haben mich der angenehmen Ruhe, der ich genoß, entrissen, und das Vergnügen meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt."

Das waren die Beweggründe, welche nach Friedrichs eigener Aussage ihn bewogen, den Kriegsbrand in Europa hinein zu schleudern. Es geschah mit der vollendeten Meisterschaft arglistiger Berechnung.

Sehen wir, wie er selbst die Verhältnisse abwog [3]. Seine Vortheile waren ein starkes marschfertiges Heer, ein gefüllter Schatz, ein einheitlicher, absoluter Wille in seiner Person. In Oestreich dagegen waren die Finanzen zerrüttet, das Kriegsheer verfallen, entmuthigt durch die Unfälle des letzten Türkenkrieges, die Minister uneinig, an der Spitze dieser Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung.

Aber nicht darauf allein baute Friedrich II.; denn man darf seine Macht und seine Stellung nicht überschätzen. Er konnte den Krieg anfangen, und, nach der Lage der Dinge, war ihm für den

[1]) an Jordan 19. Dezbr. 1740. — [2]) an dens. 24. Febr. 1741. — [3]) Oeuv. II. hist. de mon temps.

Beginn desselben der Erfolg sicher. Er konnte tief eindringen in die östreichischen Erbländer, selbst ohne Gegenwehr zu finden; denn in Wien hatte man, wie wir nachher sehen werden, auch nicht die leiseste Ahnung eines solchen Raubanfalles, und darum auch nicht die geringste Maßregel zur Vertheidigung dagegen getroffen. Dennoch fragte es sich, ob Oestreich, wenn der Angreifer allein blieb, nicht durch die Sammlung seiner Kräfte desselben doch Herr wurde. Friedrich II. hoffte nicht allein zu bleiben. Zwar hatten fast alle Mächte Europa's die pragmatische Sanction garantirt. Keine von ihnen außer Friedrich II. hatte zur Zeit seines Angriffes Vorbereitungen getroffen, um diese Verpflichtungen zu brechen. Aber Friedrich II. hoffte und speculirte darauf, daß sie es thun würden. Er speculirte vor allen andern Mächten auf Frankreich. Er hoffte, daß dort, obwohl Frankreich seit Jahren mit Oestreich in Freundschaft war, bei einer so günstigen Gelegenheit die Politik des Cardinals Richelieu wieder erwachen und daß, im Falle dies geschähe, ihm dadurch die Möglichkeit gegeben würde, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Bei seinem Losbruche hatte er kein Bündnis mit Frankreich. Aber in der festen Erwartung, daß Frankreich thun würde, was er hoffte, sprach er beim Hinausritte aus Berlin zu dem französischen Gesandten die Worte: Je vais, je crois, jouer votre jeu: si les as me viennent, nous partagerons.

Und ferner, im Vollbewußtsein dessen, was er gethan, schrieb er später darüber die inhaltschweren Worte nieder: „So war das Signal zum Kriege für Europa gegeben."

Man hat auf den Kaiser Carl VI. oft den Vorwurf gebracht, daß er dies hätte vorhersehen müssen. Man hat gesagt, er habe fast sein ganzes Leben damit zugebracht, daß er unerhörte Opfer aufgewendet, um die Erbfolge seiner Tochter zu sichern, und bei dem allen doch das nöthigste versäumt, was mehr genutzt haben würde als alle Pergamente und Siegel: die Bereithaltung eines kräftigen Heeres.

Diese Anklagen sind begründet, aber doch nur in so weit, als sie die Macht Oestreich überhaupt treffen, nicht jedoch in so weit sie dem Kaiser Carl VI. persönlich einen größeren Mangel an Staatsklugheit beimessen als seinem Hause überhaupt. Mit der Tradition

des Hauses Habsburg und seiner Politik selber festzuhalten an dem Rechte der Verträge, steht in enger und vielleicht untrennbarer Verbindung das Vertrauen, daß auch Andere in gleicher Weise handeln werden. Dies Vertrauen wächst aus zu einer gewissen Sorglosigkeit. Es ist derselbe Zug, der in der Geschichte Oestreichs immer wiederkehrt, und mehr als einmal und nicht blos zur Zeit Carls VI. und nach seinem Tode, große Gefahren über Oestreich gebracht hat. Es ist diejenige Seite der Politik von Oestreich, auf welche damals Friedrich II., auf welche später die von ihm geschaffene Politik des Staates der Hohenzollern, der Fridericianismus, immer und in der Regel mit Glück speculirt hat.

Immerhin also ist dies eine schwache Seite der Politik der Macht Oestreich. Diese schwache Seite wurde noch schwächer durch das Unglück der letzten Jahre des Kaisers Carl VI. Wir wollen nicht ein Urtheil fällen über die Frage, in wie weit eigene Verschuldung zu dem traurigen Ausgange des letzten Türkenkrieges mitwirkte. Als unzweifelhaft dürfte feststehen, daß der Kummer über den Frieden von Belgrad das frühe Lebensende Carls VI. beschleunigt hat. In einer solchen trüben Zeit ist man geneigt, die nicht unmittelbar nothwendigen Ausgaben noch mehr zu vermeiden als sonst. Unmittelbar nothwendig aber erschienen größere Ausgaben für das Heer nicht. Nur von der Türkei oder von Frankreich her wäre nach der bisherigen Erfahrung eine Offensive zu fürchten gewesen. Aber mit der Türkei hatte man den Frieden geschlossen. Mit Frankreich hatte man sogar ein gewisses freundschaftliches Verhältnis. Ja Frankreich war anfangs so wenig geneigt dasselbe zu brechen und die Erwartung Friedrich's II. zu erfüllen, daß der östreichische Gesandte Wasner noch am 7. Februar 1741, volle sechs Wochen nach dem Losbruche Friedrichs, nach Wien berichtete[1]): „Es ist gewis, daß nicht allein der Hof, sondern auch die ganze französische Nation von dem preußischen Unternehmen und dem ganzen preußischen Betragen nur mit Abscheu spricht. Der König selbst hat sich die Worte entfallen lassen: ce roi de Prusse est un fou. Der Cardinal Fleury hat sich geäußert: C'est un mal-honnête homme et un

[1]) Arneth: Maria Theresia I. 389.

fourbe." Erst allmählich und langsam wandelten sich in Paris die Dinge durch den Einfluß der Agenten Friedrichs II.

Darum darf man mit Sicherheit sagen, daß, wenn nicht diese Persönlichkeit, Friedrich II., gewesen wäre, Maria Theresia das Erbe ihres Vaters ruhig und friedlich angetreten hätte.

In Friedrich II. aber eine solche Persönlichkeit zu vermuthen als welche er sich wirklich nachher zeigte, dazu lag für den sterbenden Kaiser Carl VI. nicht ein ausreichender Grund vor. Immerhin wußte man, daß der neue König falsch und heimtückisch sei. Aber daß diese Falschheit, diese Heimtücke einen so außerordentlichen Grad erreichen, daß Friedrich II. in solcher Weise jede Schranke der Ehre und des Rechtes durchbrechen würde, das konnte vorher Niemand wissen, darauf nicht gefaßt sein.

Aber man übertrieb dann freilich wieder das Vertrauen bis zur Sorglosigkeit. Denn als nun doch im Spätherbste die Rüstungen des Königs Friedrich II. immer sichtlicher hervortraten, als der österreichische Gesandte von Berlin aus heimwärts meldete: es ziehe sich ein Gewitter zusammen, welches sehr leicht gegen Schlesien losbrechen könne, ging der Geheimerath der jungen Königin auf diese Warnung gar nicht ein. Wir haben dafür unseren Zeugen an Friedrich II. selbst. Er erzählt [1]), daß die Antwort von Wien aus gelautet habe: „Wir können und wollen den von Ihnen gemeldeten Nachrichten keinen Glauben beimessen." So Friedrich selbst, der die Bedeutung dieser Worte gegen ihn nicht zum vollen gewürdigt zu haben scheint. Im anderen Falle hätte er wohl kaum dies inhaltsschwere Zeugnis gegen sich selbst der Nachwelt überliefert.

In der That verfuhr aber auch Friedrich II., um die Staatsmänner in Wien zu täuschen, mit einer staunenswerthen Meisterschaft der Falschheit. Am 5. November 1740 betheuert er in einem Schreiben an den Großherzog Franz, den Gemahl der jungen Königin Maria Theresia, seine freundschaftliche Gesinnung für sie. Er erbot sich zu bewaffneter Hilfe wider diejenigen, die sich etwa beikommen lassen möchten, ihr Thronfolgerecht anzutasten [2]). Auch Maria Theresia persönlich dachte nicht an eine Gefahr von dort her. Sie schrieb am

---

[1]) Oeuvres II. 57. — [2]) Arneth: Maria Theresia I. S. 101.

9. November an Friedrich, um ihn für die Wahl ihres Gemahles zum römischen Kaiser zu stimmen. Sie werde ihm, sagt sie, für eine so große Gefälligkeit zu unvergeßlichem Danke verpflichtet sein [1]). Am 6. December berichtete Botta aus Berlin, daß Friedrich II. sich geäußert: er erachte sich nicht zu dem verbunden, was sein verstorbener Vater auf sich genommen. Am selben Tage, dem 6. December 1740, schrieb Friedrich eigenhändige Briefe an Maria Theresia und ihren Gemahl und versicherte Beide darin der pureté de ses bonnes intentions [1]).

Dieselbe Tücke entwickelte er nach allen Seiten zugleich. In Wien bot er alles auf, um die Lage der Dinge als gefährlich darzustellen, zu einer Zeit, wo noch Niemand sich regte als er. Bei den andern Mächten verfuhr er je nach Bedarf, um Mistrauen auszusäen. In Frankreich versicherte er: Maria Theresia sei mit den Seemächten einig gegen Frankreich. In England, Holland und Rußland ließ er versichern, Maria Theresia sei mit Frankreich einig, und sein Einmarsch in Schlesien bezwecke nur, dies Bündnis zu sprengen [2]).

Hören wir für das Folgende Friedrich selbst [3]).

„Obwohl der König fest entschlossen war für den einmal gefaßten Plan, hielt er es doch für schicklich Versuche der gütlichen Ausgleichung bei dem Hofe von Wien zu machen. In dieser Ansicht schickte er den Grafen Gotter dahin. Er sollte der Königin von Ungarn erklären, daß wenn sie die Rechte des Königs auf Schlesien anerkenne, dieser Fürst ihr seine Hülfe anbiete gegen alle offenen und versteckten Feinde, welche die Erbfolge Carls VI. bestreiten würden, und ferner seine Stimme auf dem Wahltage für ihren Gemahl, den Großherzog von Toscana."

Also der König. Er forderte indessen von Maria Theresia nicht blos die vier Fürstenthümer in Schlesien, auf welche seine Staatsjuristen längst vergessene Ansprüche deducirten, sondern er forderte ganz Schlesien. Andere Feinde der Erbfolge Carls VI. gab es damals noch nicht. Friedrich selbst war der Einzige.

„Da zu vermuthen stand, daß dieses Anerbieten zurückgewiesen würde, so hatte in diesem Falle der Graf Gotter die Vollmacht der

[1]) Arneth: Maria Theresia I. S. 113 u. f. — [2]) a. a O. — [3]) Oeuv. II. p. 57.

Kriegserklärung. Das Heer war eifriger als der Graf Gotter. Es betrat Schlesien zwei Tage vor der Ankunft des Grafen Gotter in Wien."

Das heißt mit andern Worten kurz und bündig dargelegt: der König wollte den Krieg um jeden Preis.

Noch einmal, bevor der König selber abreiste, trat der Marquis Botta mahnend und warnend zu ihm. „Sire," rief er aus, „Sie werden das Haus Oestreich zu Grunde richten und stürzen sich zugleich selbst in den Abgrund." — „Es hangt blos von der Königin ab," erwiderte Friedrich II., „die ihr gethanen Vorschläge anzunehmen." Botta würdigte diese Worte keiner Entgegnung. Er bemerkte ironisch: „Ihre Truppen sind schön, Sire, ich gestehe es. Die Unsrigen haben nicht das Aeußere; aber sie haben den Wolf gesehen. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen." Der König erwiederte ungeduldig: „Sie finden, daß meine Truppen schön sind. Bald sollen Sie gestehen, daß sie auch gut sind."

Damals waren die Berichte nach Wien von allen andern Seiten noch befriedigend. Der Großherzog Franz zeichnet [1]) selbst die Lage der Dinge am 15. December 1740, dem Tage vor dem Einmarsche von Friedrich in Schlesien: „Alles ist friedlich und ruhig und wird so bleiben, wenn der König nicht mit Waffengewalt in ein befreundetes Land einfallen wollte." Baiern hatte allerdings Forderungen erhoben. „Aber," sagt der Großherzog, „es wird nichts mit Gewalt unternehmen. Der König von Polen hat seine Versicherungen erneut. Frankreich beharrt in der Haltung, die uns durchaus zufrieden stellt. Es will die Bewahrung des Friedens. England und Holland sind bekannt. Der König von Dänemark ist im Bündnisse mit uns. Die Pforte wird in Schach gehalten durch Persien."

Am 16. December 1740 betrat der König Friedrich II. das Herzogthum Schlesien. Er fand keine Gegenwehr. Wie auch war das möglich, wo Niemand einen Ueberfall dieser Art geahnt hatte? Aber auch die Schlesier sollten über seinen eigentlichen Zweck getäuscht werden. Er ließ ein Manifest ausstreuen, des Inhalts, daß es seine Absicht sei diese Provinz in Besitz zu nehmen, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern. Er verkündete den Schlesiern, daß

[1]) Arneth: Maria Theresia I. 376 u. 15.

er im Einverständnisse mit ihrer Königin handele. Nach seiner Ansicht, wie er sie später aussprach, zeigte dies Manifest deutlich genug, daß er das Land nicht gutwillig wieder räumen werde. Für damals aber sollten der Adel und das Volk von Schlesien daraus entnehmen, daß dieser Angriff nicht ein feindlicher Ueberfall sei, sondern ein gefälliger Beistand, den ein Bundesgenosse seinem Nachbar leiste. Und freilich mochte auch ja dem bürgerlichen Menschenverstande der Gedanke des wirklichen ungeheuren Frevels allzu unerhört erscheinen, als daß er einen Glauben an die Absicht einer bleibenden Eroberung fassen konnte.

Und dann verwendete der philosophische König, im Interesse seines Eroberungsplanes den kirchlichen Eifer seiner protestantischen Geistlichen. Die Religion war ja doch nun einmal nach seinem Ausdrucke das geheiligte Vorurtheil des Volkes: es konnte hier sehr nützlich ausgebeutet werden. „Zwei Drittel von Schlesien," erzählt er, „bestehen aus Protestanten, welche lange durch den östreichischen Fanatismus unterdrückt, den König wie einen vom Himmel gesandten Heiland ansahen."

Es ist abermals und immer bei jedem Worte dieses Königs die Frage, ob und in wie weit es Wahrheit war. Die größte und wichtigste Stadt in Schlesien war Breslau. Sie stand nicht da wie eine freie Stadt des deutschen Reiches, die nur den Kaiser als Oberherrn erkannte: sie erkannte über sich den Kaiser als Herzog von Schlesien, seine Tochter Maria Theresia mithin als Herzogin. In dieser Stadt Breslau war der Rath protestantisch. Er duldete keinen Katholiken als Mitglied. Es ist möglich, daß in andern Orten des Landes die Protestanten nicht gleiche Rechte mit katholischen Einwohnern hatten; allein es fällt uns schwer, an einen Fanatismus des Landesherrn da zu glauben, wo die Obrigkeit einer Stadt den Bekennern der Religion ihres Landesherrn eben wegen dieses Bekenntnisses nicht gleichen Antheil an den bürgerlichen Rechten verstattet, und dieses Ausschließen eben so wie ihre gesammten anderen Privilegien unangefochten aufrecht hält.

Ja es kam dahin, daß die Achtung des Wiener Hofes vor den Privilegien, die er anerkannt hatte, für ihn den Verlust der Stadt Breslau nach sich zog.

In Wien ward nämlich bei dem Herannahen des Königs Friedrich die Frage erhoben, ob Breslau mit einer Besatzung zu versehen sei. Der alte Minister Starhemberg bejahte die Frage und hielt sie für äußerst wichtig. Aber die Privilegien der Stadt standen entgegen. Als der Rath versicherte, sich schon selbst vertheidigen zu wollen, ließ die Regierung von ihrer Forderung ab. Friedrich II. machte es anders. Er lullte die Stadt durch sein Königswort in Sicherheit. Er versprach sie nie zu besetzen. Als dies geschehen, ließ er sie unversehens überrumpeln, besetzte sie, und erzwang auf diese Weise die Huldigung. Der Rath fügte sich widerwillig dem Zwange; denn er war im Herzen gut östreichisch gesinnt.

In diesem Verluste der Stadt Breslau für Oestreich, dem Gewinne derselben für den Fridericianismus, charakterisirt sich kurz und schlagend der Gegensatz der Principien beider Mächte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Mittel der Predigt des Religionskrieges bei den Protestanten in Schlesien Wirkung gethan habe. Der König schickte Schaaren von Geistlichen dahin, die von dem beschränkten Standpunkte ihrer Weltanschauung aus, vielleicht glauben mochten: sie thäten durch ihre Predigt gegen das katholische Oestreich vor den Unterthanen dieser Macht, Gott und ihrer Kirche einen Dienst. Es ist die traurigste Seite der Vereinigung der kirchlichen und weltlichen Gewalt in der Person des Landesfürsten, daß er, im Falle eines ungerechten Eroberungskrieges, in diesem Falle gar eines eigentlichen Raubanfalles, die kirchliche Gewalt nicht minder verwenden kann als die weltliche. Friedrich, der selber nur Spott und Hohn bewies für jede positive Religion, begründete dies System, welches dann dem Staate der Hohenzollern verblieb und weiter ausgebildet wurde.

Dasselbe Mittel der Entfesselung des Fanatismus ward demgemäß von Friedrich II. als dem geborenen Oberbischofe seiner Landeskirche auch in den Kirchen der Mark Brandenburg, in Pommern u. s. w. angewendet. Es wirkte zum Beweise der Ansprüche des Königs auf Schlesien bei den Geistlichen und dem armen bethörten Volke besser als juristische Deductionen. So berichtet [1]) es Jordan,

[1]) Dezbr. 1742.

obwohl, wie sich aus seinen späteren Briefen ergibt, mit starker Uebertreibung.

„In allen Kirchen flehet man zum Himmel die Waffen Ewr. Majestät zu segnen, und gibt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Bei diesen Worten erwacht der fromme Eifer des Volkes. Man preist Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat, und entrüstet sich, daß man es wagen konnte ihm Gleichgiltigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man, ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Ewr. Majestät unwidersprechlich sind." Und vergnügt über den trefflichen Erfolg des Manövers jubelt dann dieser Philosoph: „In der That ein herrlicher Staatsstreich!"

Zugleich indessen waren auch die Bundesgenossen wach geworden. Für das ruhige Zusehen von Rußland hatte Friedrich zeitig gesorgt. Der Graf Münnich war die eigentliche Seele des halbbarbarischen Staates, und sein Schwiegersohn Winterfeldt aus Pommern war ein brauchbares Werkzeug in Diensten Friedrichs. Winterfeldt überbrachte seiner Schwiegermutter einen Diamantring zum Werthe von 6000 Rubeln, seinem Schwager, dem Sohne des Feldmarschalls Münnich, 15,000 Rthlr. baar und die Schenkungs-Urkunde des preußischen Amtes Biegen. Das schlug durch. Der pommer'sche gesunde Menschenverstand, sagt Friedrich II., siegte über den österreichischen Marquis Botta [1]). Rußland verhielt sich ruhig.

In Frankreich jedoch wandelten sich die Dinge. Nach und nach erhoben sich beim Vordringen Friedrichs verschiedene Stimmen, daß man die günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen lassen dürfe. Sie wurden stärker. Die Gegner verstummten. Der Führer dieser Richtung war der französische Marschall Belleisle. Er entwarf eine Denkschrift, deren Ziel war, daß die Größe Frankreichs erbaut werden müsse auf die Vernichtung von Oestreich. Sein Plan theilte die einzelnen Länder aus: die Niederlande an Frankreich, Schlesien an Preußen, Böhmen und die Kaiserkrone an Baiern, die Lombardei an Sardinien u. s. w.

[1]) Preuß. I. 172.

Die Schlacht von Mollwitz im April 1741, in welcher, um mit Napoleon I. zu reden, der junge König Friedrich II. vor seinem Siege floh, schien dem unerhörten Wagestücke die Weihe des Erfolges aufzudrücken. Der Sieg zerstreute in Frankreich alle Bedenken.

Was half es da noch, daß der östreichische Gesandte Wasner dem Cardinal Fleury ins Angesicht sagte: er werde durch den Friedensbruch am Abende eines langen ehrenhaften Lebens seinen guten Namen schänden? — Fleury erwiderte, daß Frankreich sich an die pragmatische Sanction nicht mehr gebunden halte. Noch vor dem Ablaufe des Monates Mai schloß er mit Baiern und Spanien den Nymphenburger Tractat zum Zwecke der Theilung von Oestreich.

Wir müssen hier anerkennen, daß die französische Geschichtschreibung über diesen Act ihrer Regierung ein gerechtes Urtheil gefällt hat. „Die Verletzung der pragmatischen Sanction durch den Hof von Versailles, sagt der Historiker Flassan, [1]) ist ein Flecken auf dem Gedächtnisse Ludwigs XV. und seines Cabinets. Der Vertrag mit Baiern vom Mai 1741 war in seinem Wesen ungerecht, weil er einen heiligeren Vertrag vernichtete, und weil er bezweckte, ohne allen Grund Maria Theresia ihres Erbes zu berauben. Dieses Verfahren schadete ungemein der Achtung, die man bis dahin in Europa für Frankreich hegte, und es verlor von diesem Augenblicke an die Stellung eines Schiedsrichters von Europa, weil man kein Vertrauen mehr in seine Gerechtigkeit hatte.“ Ja er geht darin noch weiter. „Man hat mit Recht gesagt,“ fügt er später hinzu [2]), „daß der Hof von Versailles diesen Krieg unternahm wider die Verträge, wider die Ehre und wider die gesunde Politik.“

Man sieht, daß ein weiter Abstand ist zwischen einer solchen Geschichtschreibung eines französischen Patrioten und dem Servilismus preußischer Professoren, der es für seine Aufgabe hält, nicht blos die thatsächliche, unbestreitbare Fähigkeit Friedrich II. zur Action anzuerkennen, sondern auch die Handlungsweise dieses Königs zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, und welcher dadurch die Geschichtschreibung hinabwürdigt zu einer Dienerin der Gewalt und der Lüge.

[1]) Histoire de la diplomatie française. Tom. V. p. 130. — [2]) Flassan. V. 168.

Von allen Mächten Europa's stand nur England-Hannover zu Oestreich. Der englische Gesandte bot im Auftrage der Königin Maria Theresia dem preußischen Könige Limburg und Geldern an, und zwei Millionen Thaler, wenn er Frieden machen wolle. Friedrich hielt eine pathetische Rede. Nur ein ehrloser Fürst, rief er, könne das annehmen. „Wie!“ rief er aus, „sollte ich an einem einzigen Tage die Gefühle der Ehre und der Rechtschaffenheit verläugnen, mit denen ich auf die Welt gekommen bin? Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich glauben zu sehen, wie die Gräber meiner Vorfahren sich öffneten. Sie würden heraufsteigen und mir zurufen: Nein, Du gehörst nicht zu unserem Blute u. s. w.“ Indem der König diese Rede erzählt, fügt er hinzu, daß er sie gehalten, weil das Pathos des englischen Gesandten ihm lächerlich erschienen sei, und er ihm deshalb im selben Tone habe antworten wollen.

Er hatte Recht. Denn ebenso wie die ehrenhaft und ernst gemeinten Worte des englischen Gesandten ihm lächerlich erschienen waren, so mußten einem ernsten Manne die Worte: Ehre und Rechtschaffenheit, in Friedrichs Munde noch mehr als lächerlich erscheinen. Zu Anderen redete indessen Friedrich mit mehr Wahrheit. Er schrieb [1]) eben damals an seinen Minister Podewils: S'il y a à gagner d'être honnête homme, nous le serons; et s'il faut duper, soyons donc fourbes. Man beachte, daß die Steigerung, welche das alte Hohenzollern'sche Princip: wer mir das meiste gibt, dem adhärire ich, in der Persönlichkeit Friedrichs II. erfahren, durch diese Worte richtig ausgedrückt ist.

Es entsprach diesem Grundsatze Friedrichs, daß man damals in der Berliner Zeitung las, daß der Großherzog Franz, der Gemahl Maria Theresias, dem Könige Friedrich II. durch Meuchelmörder nach dem Leben stehe. Friedrich begnügte sich nicht mit der Zeitung. Seine Gesandten erhielten den Auftrag, dies bei den fremden Höfen auszusprechen. Die Gesandten Maria Theresias erwiderten: man bedürfe nicht der Vertheidigung gegen eine Anschuldigung, die nur Verachtung verdiene. Friedrich II. ließ darauf die Sache dem übergroßen Eifer seiner Beamten aufbürden [2]).

[1]) Arneth: Maria Theresia I. p. 415. — [2]) a. a. O. S. 205.

Wenden wir uns hinweg von dieser Persönlichkeit, deren geistige Begabung die Abneigung gegen ihre moralische Verworfenheit nur noch steigert, zu einer anderen, die als das edelste Bild weiblicher Tugend, königlicher Würde und energischer Kraft des Charakters, groß und herrlich durch alle Zeiten leuchten wird.

Während von allen Seiten täglich die Boten die Zeichen des beginnenden Abfalles und des beginnenden Verrathes der politischen Mächte meldeten, hatte Maria Theresia am 13. März 1741 durch die Geburt ihres ersehnten Sohnes die Erbfolge in männlicher Linie wieder gesichert. Um so energischer hielt sie fest an ihrem Rechte der pragmatischen Sanction, und vertraute auf die Liebe und Treue ihrer Völker. Waren auch anfangs manche ihr nicht günstige Neigungen verlautet, so erstarben diese bald vor der Wahrheit der Worte, die Maria Theresia selber sprach: „Ich bin nur eine arme Königin; aber ich habe das Herz eines Königs."

Die Ungarn luden sie zur Krönung ein. Am Abend des 20. Juni 1741 zog sie ein in Preßburg unter dem Rufe: Vivat Domina et rex noster! — Allein die Ungarn bewiesen damals nicht gleich die Willfährigkeit, die man später oft ihnen beigemessen hat. Sie forderten ihrerseits mehr, als Maria Theresia gewähren konnte und durfte.

Und inzwischen kamen immer erneute Boten des Unglücks. Im Juni schloß Friedrich II. sein Bündnis mit Frankreich, welches ihm den Besitz von Schlesien verbürgte, während er versprach dem Kurfürsten Carl Albrecht von Baiern seine Stimme zum römischen Kaiser zu geben. Der englische Gesandte brachte die Kunde in das Rathszimmer selbst, wo Maria Theresia mit ihren Ministern Sitzung hielt. Den alten Männern verschloß der Schrecken den Mund: nur Ein Herz blieb standhaft, die junge Königin. Sie hielt an ihrem Rechte. Sie wollte keine Abtretung.

Und wieder wandte sie sich an die Ungarn, mit denen die Verhandlungen herb und schroff zu werden drohten. Am 11. September redete sie selbst vom Throne zu der Versammlung beider Tafeln. „Es handelt sich," sprach sie, „um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Von Allen verlassen flüchten wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer

altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände in dieser äußersten Gefahr für unsere Person, unsere Kinder, die Krone und das Reich werkthätig Sorge zu tragen." Diesmal schlugen die Worte der Königin durch. Der Primas erwiderte im Namen der Versammlung, daß Ungarn einstehe für seine Königin, und die Versammlung stimmte jauchzend in den Ruf: Vitam nostram et sanguinem consecramus!

Der moralische Eindruck dieses Landtages von Ungarn war von unendlicher Wichtigkeit. Der materielle Erfolg indessen wird häufig überschätzt. Denn die anderen Erbländer standen den Ungarn in keiner Weise an Willfährigkeit nach. Die Treue aller insgesammt rettete die Monarchie aus der entsetzlichen Lage. „Hätte damals, sagte später einer der Getreuen Maria Theresias, Jemand Hoffnung gegeben, daß man sich aus so großen Drangsalen noch herauswinden könne, wie es nachher doch wirklich geschehen ist: so würde er sicher verlacht worden sein." Oestreich hat sich aber herausgewunden. Daß es sich hat herauswinden können, verdankt es einerseits der treuen Hingebung seiner Völker, anderseits aber der sittlichen Kraft der einen Persönlichkeit, welche allein unter Allen nie verzagte, welche durch ihre eigene Standhaftigkeit auch den Muth der Anderen erweckte und belebte, und welche diese hingebende Treue an sich band als den Mittelpunkt. „Mein Entschluß," sagte sie damals in ihrer tiefsten Bedrängnis, „ist gefaßt. Ich weiß, daß ich alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lassen muß, um die Länder zu erhalten, hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun. Jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid" [1]).

Durch solche Mittel, die wahrhaft moralischen, wurde Maria Theresia die Gründerin des neuen Oestreich, auf dem Fundamente ihres Rechtes, der pragmatischen Sanction. Und indem sie Oestreich neu gründete, rettete sie Deutschland vor der damals aufsteigenden Gefahr, nach und nach in Material verwandelt zu werden für den militärischen Despotismus und die Eroberungsgier des Fridericianismus.

Nur Schlesien konnte sie davor nicht retten.

Am 9. October 1741 schloß der Lord Hyndford zu Klein-Schnellendorf im Auftrage der Königin Maria Theresia mit Fried-

[1]) Arneth S. 346.

rich II. einen Vertrag, der wie ein Vorbote des Friedens erschien. Maria Theresia gab Schlesien hin mit Neisse. Die Feindseligkeiten sollten nur noch pro forma ausgeübt werden, der Vertrag aber geheim sein.

Der Zweck Maria Theresia's bei diesem Opfer war, das Heer unter Neipperg frei zu machen für den Schutz von Wien gegen Baiern. Friedrich II. dagegen hatte den doppelten Vortheil der Zusicherung von Schlesien und der Ruhe für sein Heer, jenen Vortheil auf Kosten des Feindes, diesen auf Kosten des Freundes. Er erneuerte dies falsche Spiel, dies Mal gegen Maria Theresia allein, am 4. November. Er schloß nämlich mit dem Kurfürsten von Baiern einen neuen Vertrag, in welchem dieser ihm die Grafschaft Glatz verbürgte, Friedrich jenem die deutschen Erbländer Oestreichs. Das Heer Neippergs war abgezogen. Friedrich brach in das nicht geschützte Mähren ein, und berannte Brünn. Zurückgeschlagen, wandte er sich nach Böhmen.

Die Franzosen begriffen das sonderbare Benehmen dieses Verbündeten nicht. Sie lernten ihn bald noch anders kennen.

Das Siegesglück wandte sich der gerechten Sache zu. Die Franzosen, die Baiern wurden wiederholt geschlagen. Friedrich begann auch für seine Eroberung Besorgnis zu hegen. Maria Theresia aber war erbötig, sie ihm um den Preis des Friedens zu belassen. Am 11. Juni 1742 ließ er durch Podewils zu Breslau die Präliminarien unterzeichnen. Nachdem er die sichere Kunde dessen erhalten, ließ er den französischen Gesandten vor sich kommen, und stellte ihm die Lage der französischen Armee als verzweifelt dar. Er habe schon genug Menschenblut vergießen lassen, sagte er, und wolle nun nicht mehr wagen. Man müsse an den Frieden denken.

Die Franzosen nannten das einen Abfall. Sie bezeichneten den König Friedrich II. als einen Mann, der die Heilighaltung der Verträge und jeder Verpflichtung seinem Privatinteresse unterordne [1]. Es war die unzweifelhafte Wahrheit. Aber welches Recht hatten die Franzosen, vorher eine andere Meinung von ihm zu hegen?

Die Orientalen haben ein Sprichwort, daß, wenn Löwe und Tiger sich streiten, der Schakal kommt und die Beute für sich selber

[1]) Flassan. p. 156 u. 160.

in das Dickicht zerrt. So hatte es Friedrich II. gemacht. Er hatte in richtiger Berechnung der einen Richtung der französischen Politik den Kampf der beiden Großmächte heraufbeschworen, um für sich allein den Vortheil davon zu ziehen. Die Franzosen mußten selber sich gestehen, daß er sie ausgenutzt hatte für sich.

Und Friedrich war ungeachtet des Friedens, den er eben geschlossen, noch keineswegs Willens dies Verfahren aufzugeben. Man könnte denken, daß es um den Preis von Schlesien, den er erhalten, nun seine Absicht gewesen sei, das deutsche Interesse aufzunehmen, und, mit Oestreich und Georg II. von England-Hannover vereint, die Franzosen wieder aus Deutschland zu jagen. Nicht das war sein Ziel. Seine Kassen waren leer. Er wollte erst wieder Geld sammeln und abwarten. Bei der Erbitterung zwischen Oestreich und Frankreich sah er voraus, daß diese Mächte sich noch lange nicht vertragen würden. Inzwischen konnte für ihn eine günstige Wendung eintreten, die ihm es möglich machte, noch einmal wieder die Rolle des Schakals zu spielen. Zu diesem Zwecke war es nöthig, daß die Franzosen nicht unterlägen und mehr noch, daß es den Deutschen nicht gelänge, diese Feinde aus dem Reiche zu schlagen. Dies zu verhindern, nachdem er selbst Frieden geschlossen hatte, stellte sich dieser deutsche Reichsfürst zur Aufgabe, während er selber sich vorbereitete zur rechten Zeit mit neu gestärkten Kräften dann wieder aufzutreten, wenn die Anderen gegenseitig sich matt und kraftlos geschlagen hatten, wenn namentlich Oestreich nicht mehr mit Nachdruck den Krieg führen konnte.

Das Volk wußte das nicht und sollte es auch nicht wissen. Es sollte vielmehr die Mäßigung des Königs bewundern, der Frieden machte zu rechter Zeit. Auch der Freund und Philosoph Jordan sollte das glauben, und konnte dann um so lauter den Ruhm des Königs verkünden. „Ich schätze den Beifall,“ schrieb ihm Friedrich [1]), „den Sie meinem Betragen geben, und hoffe, das leichtsinnige, flatterhafte und unüberlegte Volk werde wenigstens nun anfangen einiges Vertrauen in mich zu setzen, und mich nicht mehr für so unsinnig halten, wie im Anfange des Krieges.“

[1]) 24. Juni 1742.

Diese Gesinnung des Volkes war doch wesentlich dieselbe geblieben. Noch wenige Tage vorher hatte Jordan[1]) dem Könige berichtet, wie Jedermann sich beeifere die Zeitungen zu lesen. „Aber diese lügen beständig," setzte der Philosoph hinzu „und sind uns, ich weiß nicht warum, niemals günstig." Wußte Jordan in der That das nicht? Aber der König hatte nun ja offen vor der Welt den Frieden geschlossen. Er durfte mithin hoffen auf die einstweilige Bewunderung seiner Mäßigung.

Schlesien erfuhr sofort die Wohlthat der neuen Regierung. Die Provinz ward in Rücksicht der Steuerlast anders regiert, als die anderen Provinzen des Königs. Nur in Schlesien war die Grundsteuer allgemein, und der König nahm selbst die Domänen nicht aus[2]). Diese, ferner die Güter der Prinzen, des Adels, der Pfarren und Schulen zahlten $28\frac{1}{2}$ Procent des Reinertrages, die Bauerngüter 34 Procent, die Güter der geistlichen und militärischen Orden 40 Procent, die Güter des Bischofs von Breslau, des Domcapitels und aller Klöster 50 Procent des Reinertrages. Das Cataster war indessen nach mäßiger Schätzung abgefaßt, so daß man rechnete: der Edelmann und der Bauer bezahlten kaum fünf und zwanzig Procent von dem reinen Ertrage. Nach dieser Rechnung von etwa zwei Dritteln des nominellen Ansatzes würde die Grundsteuer der hohen katholischen Geistlichkeit und der Klöster sich auf beinahe $33\frac{1}{3}$ Procent ermäßigen.

[1]) 1. Mai 1742. — [2]) Mirabeau und Mauvillon: preußische Monarchie. Thl. II. S. 268.

Sechster Abschnitt.

Der zweite Eroberungskrieg.

In späterer Zeit, als eine lange Gewöhnung die Erinnerung an den einstigen Rechtszustand im Reiche getrübt hatte, hat sich einer der ehrenwerthesten Anhänger [1]) des Königs Friedrich geäußert: nur bei dem ersten schlesischen Kriege könne man dem Könige Eroberungsgier vorwerfen. Wir unsererseits verlangen zunächst nicht mehr als dieses eine Zugeständnis. Es wird dann unsere Aufgabe sein darzuthun, daß an dieser einen That der Eroberungsgier alle anderen hangen, wie die Glieder einer Kette an dem ersten. Wir werden nachzuweisen haben, daß

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Die Stimmung der Berliner und der Deutschen überhaupt, die dem Könige Friedrich gehorchten, läßt sich auch aus den matten Streiflichtern, die der vorsichtige Philosoph Jordan vor seinem Herrn darauf wirft, dennoch wohl erkennen. Der König vertheidigt sich vor Jordan in langen Reden, weshalb er das Bündnis mit den Franzosen und dem neuen Kaiser Carl VII., seinem und der Franzosen Geschöpfe, gebrochen um seines Vortheiles willen. Bedurfte es dieser Vertheidigung? Jordan erwiedert ihm, daß über seinen Losbruch gegen das

[1]) Dohm V. 303.

Haus Oestreich Jedermann erschrocken gewesen sei. Er erwiedert ihm weiter, daß der Brief, der den Treubruch gegen Frankreich und den Kaiser Carl VII. entschuldige, verdiene in Erz gegraben zu werden [1]). Er ist der Meinung, daß auch der strengste Casuist den Gründen des Königs nicht etwas Vernünftiges entgegen setzen könne. Aber Jordan hat dies Mal einen festen Halt hinter sich. Das Volk freut sich über den Frieden, vorzüglich aber darüber, daß die Plane der Franzosen vereitelt sind. Hierüber, sagt Jordan, spricht man nur aus einem Munde.

Freilich, so dachten die Unterthanen des Königs, in denen das deutsche Rechtsgefühl sich regte gegen das schmähliche Hereinziehen der Franzosen in das Reich. Wir haben schon angedeutet, daß die Gedanken des Königs auch dies Mal wieder anders waren, als diejenigen seines Volkes. Indem er öffentlich das Bündnis mit den Franzosen aufgab, war es seine Absicht ihnen heimlich nach Kräften nützlich zu sein.

Die Gelegenheit kam sehr bald. Georg II. von England und Hannover wurde eifriger für Maria Theresia. Er wollte seine Truppen aus Flandern in's Reich führen, um mit den Oestreichern vereint die Franzosen aus Deutschland zu schlagen. Das erschien sehr gefährlich. Friedrich II. drohte [2]) in Hannover einzufallen, wenn Georg wagen würde ohne Einwilligung der deutschen Reichsstände fremde Truppen auf deutschen Boden zu führen. Derselbe deutsche Reichsfürst drohte dies, der die Franzosen auf deutschem Boden willkommen geheißen, mit ihnen sich verbündet hatte! Er drohte es einem Fürsten, dessen Heer zu zwei Dritteln aus Deutschen bestand, der dies Heer anwenden wollte zur Rettung des Reichsbodens von eingedrungenen Feinden! Solche Dinge mochten doch geeignet sein den Jubel der Brandenburger über das Fehlschlagen der französischen Entwürfe zu dämpfen.

Georg II. beharrte bei seinem Entschlusse. Friedrich gebrauchte nach seiner Behauptung [3]) alle die Gründe, welche einem deutschen Fürsten geziemen, den der Eifer für das Wohl seines Vaterlandes und für die freie Reichsverfassung beseelt. Er wiederholte in milderen Worten seine Reden vom deutschen Reichsboden, den Niemand ver-

[1]) Der Brief Jordans im Mai 1742. — [2]) Oeuv. II. hist d. m. temps. p. 140. — [3]) Oeuv. III. S. 13.

letzen dürfe. Er beschwor diesen Kurfürsten von Hannover: er wolle doch nicht ohne die wichtigsten Ursachen das deutsche Reich zum Schauplatze seines Krieges machen.

Also die eigenen Worte des Königs Friedrich. Wie war das so patriotisch, wenn man nur diese Worte ansieht? Dennoch hütete er sich, seine frühere Drohung gegen Hannover in's Werk zu setzen. Nicht eher wieder wollte er losbrechen, als sich mit dem Losbruche die wahrscheinliche Aussicht des Erfolges verband. Er dachte daran einstweilen einen, wie er es nannte, neutralen Bund der Reichsfürsten zu Stande zu bringen. Seine Absicht mislang, wegen der Stimmung derselben, die er als knechtische Furcht vor dem Hause Oestreich bezeichnet. Hatte denn einer der deutschen Reichsfürsten Vertrauen zu ihm? Er warf ihnen Mangel an den Gefühlen der Ehre und Pflicht vor, daß sie den Kaiser Carl VII. im Stiche ließen. Und doch sagt eben derselbe Mann, daß dieser Kaiser ein Geschöpf des französischen Cardinals Fleury war! Und doch hatte eben dieser selbe Friedrich, der mit den Franzosen dieses Geschöpf gemacht, selber zuerst es verlassen! Wie konnten die Anderen nach dem gewöhnlichen Laufe der menschlichen Dinge ahnen, daß Friedrich II. den Frieden von Breslau nur in der Absicht geschlossen, um ihn unter günstigeren Umständen so bald wie möglich wieder brechen zu können?

Deshalb, weil dies seine Absicht war, erstrebte Friedrich II. nicht eine wahre Aussöhnung mit der Erbin von Oestreich. Eine solche wäre möglich gewesen, wenn er um den Preis von Schlesien, welches sie ja doch nun einmal abgetreten, ihr seine Hülfe anbot zur Rettung des Reiches und zur Herbeiführung des Friedens. Allein nicht gegen die Franzosen konnte er feindlich sein, sondern nur gegen Oestreich. Weil ihn das böse Gewissen mahnte an das, was er gethan: so stand es ihm fest [1]), daß die Königin von Ungarn die Abtretung Schlesiens als erzwungen ansehe, daß sie in besseren Verhältnissen ihre unfreiwillige Genehmigung auf die Noth und die drückenden Umstände schieben werde. Er hatte für diese Annahme auch nicht den leisesten positiven Anhalt. Aber er glaubte es, und demgemäß handelte er. Nicht Frieden und Aussöhnung mit Oestreich

[1]) Oeuv. III. 7.

durfte er nach seiner Meinung erstreben, sondern jedes andere Bündnis mit jedem Anderen, der ihn gegen Oestreich schützen könne. Mit Ludwig XV. war er für eine Weile wegen des Friedens von Breslau etwas gespannt. Aber früher oder später, so lange Ludwig XV. diese falsche Politik des Unrechtes und der Unehre verfolgte, mußte die Gleichartigkeit der Interessen gegen Oestreich und Deutschland beide Könige wieder zusammen führen. Und zugleich mußte man sich anderswo umsehen nach Bündnissen, nämlich in Rußland.

Friedrich II. verkannte nicht die Gefährlichkeit dieser neuen Macht. Er selbst nennt sie geradezu die gefährlichste, insbesondere für Preußen. Darum hielt er es für seine Aufgabe, nicht etwa einträchtig mit Deutschland, und vor allen Dingen mit Oestreich zusammen zu stehen gegen dieses barbarische Reich, sondern er hielt es für nöthig, sich um die Freundschaft des russischen Hofes zu bewerben gegen Oestreich. Das Mittel war eigenthümlich. Es war eine Heirath. Die Kaiserin Elisabeth suchte eine Frau für ihren Neffen Peter. Sie hätte eine solche aus dem Hause von Kursachsen haben können, und dies Haus schien willig. Aber Friedrich II. kam dazwischen. Er scheute sich, eine Prinzessin seines Hauses anzubieten, weil es, wie er sagt, wider alles natürliche Gefühl war, eine kursächsische Prinzessin durch eine Tochter aus königlichem Geblüte ausstechen zu lassen. Er war nun eine andere nicht verlegen. In seinem Heere dienten die Fürsten von Anhalt. Unter ihnen hatte derjenige von Zerbst eine geeignete Tochter, Namens Sophie. Es kostete mehr Mühe, dies Geschäft zu Stande zu bringen, sagt der König[1], als wenn es die wichtigste Sache von der Welt gewesen wäre. In der

[1]) Oeuv. III. 29. ff. — Ich erwähne hiebei eines Gerüchtes über den Ursprung der Prinzessin Sophie, das ich auf seinem Werthe oder Unwerthe beruhen lassen muß. In der Revue des deux mondes, Tom. 49 p. 846 findet sich in einem Aufsatze von H. A Geffroy, daß der Graf Werthern, sächs. Gesandter in Paris, am 16. September 1780 an den Grafen Sacken, Minister der a. A. in Dresden, einen Brief geschrieben, der folgende Worte enthält: On n'ignore pas que l'impératrice de Russie passe pour être la fille du roi de Prusse qui, lorsqu'il s'échappa de la cour de Berlin (en 1729, il avait 17 ans) alla à celle de la princesse d'Anhalt, et s'y trouva précisément neuf mois avant la naissance de la Sémiramis du Nord. — Das Schreiben soll sich im kön. Archive in Dresden befinden.

That aber war dies Geschäft durch seine späteren Consequenzen eins der wichtigsten im Leben Friedrichs II.

Es hatte allerdings seine Hindernisse, und man sieht dem Berichte des Königs von damals sowie seinem späteren Spotte über dieselbe Sache die Verachtung an über die Möglichkeit solcher Hindernisse. Die Grundbedingung nämlich war diejenige der Annahme der griechischen Religion. Es ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß dies das erste Beispiel in der langen Reihe derjenigen war, welche den deutschen Fürstentöchtern, die dazu sich willig finden ließen, weder daheim noch auswärts Achtung und Ehre erworben hat. Derjenige deutsche Fürst aber, der sowohl in diesem ersten Falle, wie nachher in dem zweiten und dritten, bestimmend und entscheidend einwirkte, um sich dafür die Gunst des Czarenhofes zu gewinnen, war der König Friedrich II. von Preußen. Die Hindernisse, von denen er spricht, fand er bei dem Vater der Prinzessin. Der Vater nämlich, sagt der König, war ein echter Lutheraner, so echt, wie man es nur in den Zeiten der Reformation sein konnte. Er wollte nicht zugeben, daß seine Tochter abfiele von den Lehren seiner und ihrer Jugend. Dieser Vater mochte vielleicht auch daran denken, daß man eben noch das arme Volk zum blutigen Kriege gelockt und bethört hatte durch das Vorgeben des Protestantismus. Er mochte vielleicht selbst glauben, daß es damals ernstlich so gemeint gewesen sei, und mithin sehr tief noch stehen unter den lichten Höhen der Philosophie. Die Schwierigkeit war groß. Sie schien unübersteiglich, bis Friedrich II. endlich, wie er sagt, einen Geistlichen fand, der dem gewissenhaften Vater bewies, daß die griechische Religion so ungefähr das nämliche Ding sei, wie das Lutherthum. Das wirkte und der Vater gab nach. Ungeachtet alles dessen war die Sache so geheim und vorsichtig betrieben, daß alle Welt erstaunte, als auf einmal die Prinzessin Sophie von Zerbst in Petersburg als Großfürstin Katharina auftrat. Wir werden den König Friedrich später noch mehr als einmal in derselben Weise thätig sehen. Er selbst nennt diese Thätigkeit seine maquerellage [1]). Die Richtigkeit dieses Ausdruckes dürfte nicht zu bestreiten sein.

[1]) Oeuv. XXVII. 2. p. 142 ff.

Während er dort im fernen Nordosten Europa's sich bestrebte, die Grundlage zukünftiger Bündnisse zu legen, bot sich ihm im Nordwesten des deutschen Reiches Gelegenheit zu neuer Erwerbung. Es war das Fürstenthum Ostfriesland, zu dessen Erlangung bereits der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Vorbereitung gemacht. Die Stände dieses Landes hatten ausgedehnte Rechte, und zwar aus einem sonderbaren Ursprunge. Zur Zeit des Kampfes der Niederländer um die Unabhängigkeit gegen Spanien waren die Landesherren dort gleich allen lutherischen Fürsten des Reiches durchweg spanisch gesinnt. Sie lagen im Streite mit den Ständen. Dies benutzten die Generalstaaten, um sich als Vermittler anzubieten und aufzudrängen. Sie umschnürten den Landesherrn mit den Fesseln einer drückenden Verfassung, deren Gewähr sie übernahmen. Als die Macht der Generalstaaten abnahm und dennoch diese Verfassung bestehen blieb, schwoll der Muth der Fürsten empor die verhaßten Bande zu brechen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der in seinen eigenen Ländern alles ständische Wesen zu Boden trat, bot hier, gemäß der Politik der freien Hand und des doppelten Maßes für das eigene Recht und für das fremde, den Ständen seine hülfreiche Hand gegen den Landesherrn. Er hatte weit hinaus blickende Plane auf Welthandel und Kriegsflotten, und dazu sollten ihm die vortrefflichen Häfen von Ostfriesland dienen. Er suchte und erhielt sogar vom Kaiser eine Anwartschaft auf das Land, beim Aussterben des fürstlichen Hauses. Tief beleidigt trat dieses dafür dem Welfenhause näher und schloß mit demselben eine Erbverbrüderung.

Die Nachfolger jenes Kurfürsten vergaßen seine hochstrebenden Plane, nur nicht die Absicht auf Erwerbung des Landes. Die Garnison der Brandenburger in Emden blieb. Unter Friedrich II. entwickelten die Dinge sich rascher [1]. Sofort in den ersten Monaten nach seiner Thronbesteigung knüpfte er heimlich ein Einverständnis mit dem Magistrate in Emden an, und verlangte für die Zusicherung aller Privilegien das Versprechen der Huldigung sofort nach dem Tode des Fürsten.

Der Fürst Carl Eduard war damals erst 24 Jahre alt, ein starker, kräftiger Mann, aber noch söhnelos. Die geheimen Unterhandlungen

[1] m. vgl. meine Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751. S. 560 ff.

schleppten sich vier Jahre hin. Zur selben Zeit war der Fürst, den, obwohl er jene geheimen Unterhandlungen nicht ahnte, doch die fortdauernde Anwesenheit einer preußischen Besatzung in seinem eigenen Lande tief verdroß, eifrig beflissen, die Erbverbrüderung mit dem Welfenhause auf alle Weise zu sichern. Aber jene andern Verhandlungen schritten fort und kamen zum Abschlusse. Am 13. Mai 1744 wurden auf dem Rathhause zu Emden die Ratificationen der Urkunden ausgewechselt.

Um Mitternacht des 24. Mai 1744 starb der junge Fürst in Aurich. Man sagte: er sei an Krämpfen gestorben. Im Volke gingen böse Gerüchte. Eine Untersuchung hat nicht stattgefunden.

In der Morgenfrühe des 25. Mai huldigte der Magistrat von Emden dem Könige Friedrich II. Noch am selben Tage zog die Garnison des Preußenkönigs von Emden aus durch das Land, schlug überall den preußischen Adler und die königlichen Besitzergreifungspatente an, die der Commandant in Emden für diesen Fall längst in Bereitschaft hatte, und verlangte und erhielt von den erstaunten Einwohnern die Huldigung. Friedrich II. beschränkte sich nicht auf das eigentliche Ostfriesland, auf welches er kraft der kaiserlichen Anwartschaft einen Anspruch d a n n hätte erheben können, wenn kein berechtigter Erbe mehr da war. Er nahm dazu das reiche Harlingerland, ein besonderes Allod der fürstlichen Familie, welches in der Urkunde der Anwartschaft für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm ausdrücklich ausgeschlossen war.

Friedrich II. ließ die Leiche des letzten Cirksena in der Fürstengruft in Aurich beisetzen.

Der Verfasser dieses Buches hat in jener Fürstengruft an dem schweren Metallsarge des letzten einheimischen Fürsten seiner Heimath gestanden und bei sich die Frage erwogen, ob dieser Sarg das Verbrechen eines Mordes umhülle. Die Sache ist, wenigstens auf ostfriesischem Boden, nicht aufzuklären; denn eben so wie keine Untersuchung statt gefunden, so ist auch in dem ehemals fürstlichen Archive kein Blatt vorhanden, welches Aufschluß gäbe über die Krankheit und den Tod dieses letzten Sprossen seines Hauses. Der Sarg ist stumm.

Und dennoch redet dieser stumme Sarg in anderer Weise mit Friedrichs eigenen Worten. Friedrich II. hat in lateinischer Sprache eine In-

schrift eingraben lassen, des Inhalts: daß der letzte Fürst Carl Edzard, nachdem er die Tage seines Lebens im Unglück sich abgemüht, sich einen Erben zu ernennen, erst nach seinem Tode glücklich darin gewesen sei, daß er als alleinigen Erben hinterlassen habe Friedrich II. König von Preußen.

Diese Inschrift auf diesem Sarge ist, moralisch betrachtet, kaum geringer, als jenes Verbrechen, wenn es verübt wäre, es sein würde. Es ist ein empörender Hohn auf einen Todten, an welchem Friedrich II. jedenfalls das Verbrechen der Verleitung seiner Unterthanen zum Hoch- und Landesverrath begangen hatte, und der, wie Friedrich II. sehr wohl wußte, jeden Anderen auf der Welt lieber zum Erben eingesetzt hätte, als ein Mitglied des Hauses Hohenzollern, von welchem er und seine Vorfahren seit sechszig Jahren Gewalt und Unrecht hatten erleiden müssen.

Friedrich II. nahm das Land. Er nahm es durch seine Gewalt. Alle anderen Bewerber kamen zu spät. Sie forderten Entscheidung der Sache vor den Reichsgerichten, voran Georg II. von England-Hannover, und der damalige Graf Kaunitz-Rietberg und das Haus Liechtenstein, die Ansprüche auf das Harlingerland erhoben. Was kümmerte Friedrich II. sich um die Reichsgerichte? Er war stark und die Reichsgerichte waren schwach.

Schon riefen ihn neue Sorgen. Der Sieg band sich an Oestreichs Fahnen. Er wußte, daß Oestreich, Sachsen, England-Hannover bald nach dem Breslauer Frieden Verabredung zu einem Bündnisse getroffen [1]). Es ward ausdrücklich darin gesagt, daß das Bündnis dem Breslauer Frieden nicht zuwider sein solle, weil man Friedrich II. nicht reizen wollte. Bedurfte es für ihn einer solchen Reizung? Er hatte abermals die Mittel gesammelt zu einem Kriege für zwei Jahre. Er wollte losbrechen und eröffnete seinen Ministern diesen Entschluß. Er fand bei ihnen dieselbe Stimmung, wie vier Jahre zuvor [2]). Sie baten und mahnten dringend es nicht zu thun. Sie nannten es einen verkehrten politischen Grundsatz Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden. Der König erwiederte ihnen, daß ihre Furchtsamkeit sie verblende. Sollen wir es abwarten, fragt er, bis die

[1]) Oeuv. III. 29. — Dohm IV. 194. — [2]) Oeuv. III. 34.

Königin von Ungarn sich aus aller ihrer Verlegenheit gezogen, mit den Franzosen Frieden geschlossen hat und sich aller ihrer Macht gegen uns bedienen kann? Er fragt: was anderes reizt die Königin die Franzosen mit so vieler Hitze in die Enge zu treiben, als die Hoffnung Elsaß und Lothringen wieder zu erobern.

Das ja freilich durfte ein deutscher Reichsfürst nicht geschehen lassen.

Und eben so, meint er, wie Maria Theresia jene Provinzen wieder haben will, eben so wird sie auch Schlesien wieder haben wollen. Man sage nicht, fährt er fort, es sei unmöglich, daß sie uns angreifen werde. Auch in Wien hat man vor vier Jahren gesagt: Unmöglich kann uns der König von Preußen angreifen; denn keiner seiner Vorfahren hat je Krieg wider uns geführt? Hatte man denn damals mit solchen Worten Recht? fragt dieser König. Viel richtiger, meint er, ist der Satz: alles was möglich ist, kann auch wirklich werden.

Und um dieses Satzes willen eröffnete der junge König abermals die Schleußen des grauenvollen Krieges?

Wir glauben, eine solche Ansicht würde ihn und seine Plane unterschätzen. Er hatte doch andere Dinge im Sinne, und that sie den Franzosen kund. Derselbe Mann, der kurz zuvor protestirt hatte, daß der Kurfürst von Hannover neben seinen deutschen Truppen auch Engländer benutze, um die Franzosen aus Deutschland zu schlagen, der sich zu diesem Zwecke berufen hatte auf die Reichsverfassung und das patriotische Gefühl, verlangte nun, daß die Franzosen sich auf Hannover stürzten, die Schweden auf das Herzogthum Bremen. Er verlangte ferner, daß das Land Böhmen dem Hause Oestreich genommen und ein Theil desselben für ihn zu Schlesien gelegt werde. Er forderte, und zwar ist dies merkwürdig, daß keine Macht einen besonderen Frieden schließe, sondern alle mit vereinten Kräften dahin streben sollten, das Haus Oestreich zu demüthigen. Wir sehen, er ist weiter gekommen als früher. Damals, als er zuerst den Frieden der Völker brach, hatte er des Herkommens wegen sich bemüht, auf Schlesien einige längst vergessene Ansprüche aus dem Staube der Archive hervorzuziehen. Dies Mal hielt er das nicht mehr für nöthig. Er wollte Böhmen haben, ganz oder

zum Theil: das war sein Grund [1]). Die Anträge gingen von ihm aus. Es ist darum ungerechtfertigt, den Krieg, der nun entbrannte, den zweiten schlesischen Krieg zu nennen, deshalb ungerechtfertigt, weil Friedrich selber sagt, daß es ein Eroberungskrieg um Böhmen gewesen sei, und zwar, wie wir nachher wieder mit seinen eigenen Worten [2]) hören werden, ein solcher, der sich im günstigen Falle auf Böhmen nicht beschränkt hätte. Er fügt hinzu: Es war der Klugheit gemäß, sich im Voraus über eine Theilung zu vergleichen, welche in der Folge die Bundesgenossen hätte entzweien können.

Also mochte es der Klugheit gemäß sein; allein es war eben so wahr, daß man das Fell des Bären nicht eher theilen soll, bis man ihn hat.

Die Mittel waren des Zweckes würdig. Die Vorschläge an Ludwig XV. gingen besonders durch die Herzogin von Chateauroux, die damalige Maitresse des Königs.

Dieser Person vor Allem widmet der preußische König, der selber Briefe an sie schrieb, in seinem Geschichtswerke über diese Zeit eine Lobrede, die von seinem Standpunkte aus vielleicht für feurig gelten sollte, die in jedem Anderen nur das Gefühl des Ekels und des Widerwillens erregt [3]). „Eine Frau," sagt er, „unternahm es, aus Liebe zum Vaterlande, Ludwig XV. aus dem müßigen Leben zu reißen, welches er führte, ihn zu bewegen, daß er sich an die Spitze seiner Heere stelle. Sie opferte für Frankreich die Interessen ihres Herzens und ihres Glückes. Das war die Frau von Chateauroux. Sie sprach mit solcher Kraft, sie rieth zu, sie drängte den König so lebhaft, daß er sich zur Reise ins Lager entschloß. Eine so großmüthige und selbst heroische That verdient um so mehr in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnet zu werden, als die Maitressen, welche dieser Frau vorangingen, ihren Einfluß nur zum Unheile des Königreiches angewendet haben."

Dieser selben Anschauung gemäß nennt der König Friedrich den Bischof von Soissons, der seinem Berufe und den Pflichten seines

[1]) Oeuv. III. 38. — [2]) Oeuv. III. 75. — [3]) Oeuv. III. 44.

Amtes getreu, dem kranken Ludwig die Sakramente abschlägt, wenn er nicht zuvor jene Person entlasse, darum einen fanatique imbécille [1]).

Nach dem Abschlusse des neuen Bündnisses sagte Friedrich II. dem französischen Gesandten: „Ich bin sehr erfreut die Schweden zu ersetzen, welche ehemals die begünstigten Bundesgenossen von Frankreich waren. Jetzt ist das ein Körper ohne Seele. Ich aber habe eine solche, und man wird mit mir zufrieden sein" [2]).

Wir erinnern uns bei diesen Worten von Friedrich II. an diejenigen, welche Leibniz dreißig Jahre zuvor an den Kaiser Carl VI. richtete: „Es wären die Dinge dahin zu richten, daß nicht Preußen eine solche Macht würde, durch welche Frankreich das ausrichtete, was es früher durch die Schweden gethan oder gewollt hat." Friedrich II. kannte diese Worte von Leibniz nicht.

Dieser Anschauung ferner gemäß kündigt der preußische König Friedrich II. den Franzosen an, daß er am 17. August losbrechen werde, mit 100,000 Mann, zum Vortheile der Franzosen im Elsaß. Mit Verdruß sieht er, daß die Franzosen gleich zu Anfang seine Erwartungen nicht erfüllen: sie vernichten weder das deutsche Heer des Herzogs von Lothringen, noch brechen sie in Westphalen ein. Welch ein Schmerz für einen preußischen König!

Friedrich II. hat nicht blos dem Könige von Frankreich vorgegeben, daß es seine Absicht sei in Böhmen zu Gunsten der Franzosen in Elsaß zu wirken. Er legt es selbst ausdrücklich in seinem Geschichtsbuch für die Nachwelt nieder, daß er in Böhmen eingerückt sei, um Maria Theresia zu zwingen, ihre Truppen aus dem Elsaß zurück zu rufen. Er forderte zu diesem Zwecke den Durchmarsch durch das Kurfürstenthum Sachsen. Aber indem er forderte, standen die preußischen Truppen schon auf sächsischem Boden. Es kommt dem Könige sonderbar vor, daß die Sachsen protestirten. Sie schrieen wider ein Verfahren, sagte er, dessen Hauptzweck dahin ging, das Reich vor der Beschimpfung zu bewahren, seinen Kaiser unterdrückt und entthront zu sehen. Die ganze Ausführung der Sachsen, sagt er, zeigte ihren bösen Willen. Freilich, er meinte es so gut mit ihnen. Sie

[1]) Oeuv. III. 49. Flassan V. p. 221.

[2]) Flassan: histoire de la diplomatie fr. T. V. p. 228.

sollten nur die Kosten seines Kriegszuges bezahlen. Und dann verkündete er, daß er seinen Krieg unternähme zur Aufrechthaltung der deutschen Freiheit und zum Schutze des Reichsoberhauptes. Was doch konnte ein deutscher Patriot mehr wollen als dies?

Dies Mal indessen war der Feldzug nicht so glücklich. Einer der wesentlichsten Gründe, weshalb der König im Jahre 1744 nichts gewinnen konnte, scheint die allgemeine Abneigung der Böhmen gewesen zu sein. Sie hatten ja schon einmal die Art und Weise der Kriegführung der Preußen kennen gelernt. Diese fanden die Dörfer verlassen; die Einwohner verbargen sich mit ihren Lebensmitteln in Wälder und Schluchten. Sie unterrichteten das Heer ihrer Königin über alles. Die Preußen erfuhren nichts. Ihre Lage ward gefährlich, und der König entschloß sich mit Verlust Böhmen zu räumen. Für dies Mal war der Eroberungszug gescheitert. Dieses große Heer, sagt der König, welches Böhmen verschlingen und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Armada Philipps II. [1]).

Und dachten etwa die Deutschen anders als die Böhmen? Der Philosoph Jordan konnte es sich gar nicht erklären, wie es doch komme, daß die Berichte der Zeitungen niemals günstig „für uns" seien. Der König war sehr empfindlich gegen den Tadel, der ihm von dieser Seite kam. Seine, wie man sagt, von ihm geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, beging damals gegen ihn das Versehen eine Hofdame zu verheirathen ohne seine Einwilligung, und gar an einen Oestreicher [2]). Die Fürstin hatte dazu den sehr persönlichen Grund, daß sie einen Liebeshandel zwischen ihrem Gemahle und dieser Dame abschneiden wollte. Aber der Bruder nahm es ihr sehr übel. Dazu kam der Verdruß über eine Zeitung in Erlangen. „Ich weiß nicht," sagt der König, „wie ich die Ungnade dieses Zeitungsschreibers verdient habe; aber ich weiß wohl, daß ich in meinem Lande so nicht über meine Verwandten würde reden lassen. Dieser Zeitungsschreiber wagt es unverschämt gekrönte Häupter zu beleidigen." Der König berührt die Sache in jedem Briefe. Die Markgräfin gibt so weit nach, daß sie den armen Redacteur einsperren läßt [3]). Desungeachtet wächst die Spannung. Indem der König seiner Schwester später ihre beiden

[1]) Oeuv. III. 75. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. p. 129. — [3]) a. a. O. 142.

Vergehen wider ihn vorhält, klagt er sie an, daß sie diesen Zeitungsschreiber, anstatt ihn zu bestrafen, habe entrinnen lassen.

Dieses thatsächliche Verhältnis, wie es in den officiell herausgegebenen Briefen des Königs vorliegt, gibt einen sicheren Anhalt, wie Friedrich über jede freie Meinungsäußerung selbst derjenigen dachte, über welche ihm keine Gewalt zustand. Dies ist besonders hervorzuheben gegenüber den vielen Irrthümern, die sich im Grunde schon durch die Qualität der Persönlichkeit selbst widerlegen, nämlich als ob Friedrich II. ein freies Wort in irgend einer Form jemals habe dulden können oder wollen. Wir werden später auf die Sache zurückkommen, und namentlich Lessings Ansicht im Jahre 1769 darüber hören.

Die Markgräfin hatte allerdings jenen Zeitungsschreiber entrinnen lassen. Dies führt uns auf den Kern der Sache. Die Markgräfin nicht minder, als fast alle anderen deutschen Fürsten und die ganze Nation, misbilligte die ungerecht und frevelhaft gegen das Haus Oesterreich unternommenen Eroberungskriege. Jener Zeitungsschreiber von Erlangen sprach nur aus, was die Markgräfin selber dachte. „Sie haben," redet der erzürnte Bruder sie an, „offenbare Parteilichkeit für alles, was östreichisch ist. Sie haben meiner grausamsten Feindin, der Königin von Ungarn, tausend Unterwürfigkeiten erwiesen zu einer Zeit, wo sie über meinen Untergang nachsann." Man beachte die Ausdrucksweise dieses letzten Satzes von Seiten des Angreifers gegen den Angegriffenen. Sie ist charakteristisch für Friedrich II. persönlich, so wie für das ganze System des preußischen Staates, welches nach ihm den Namen führt, und hat durch die Beharrlichkeit in der Wiederholung mehr als einmal Unkundige und Thoren geblendet.

Friedrich fährt fort in dieser Weise gegen seine Schwester. Er nannte die Truppen des Kaiserhauses nur die Oestreicher. „Wir haben eben die Oestreicher geschlagen," meldet er im October 1745 seiner Schwester, „oder wenn Sie es vorziehen, die Kaiserlichen. Es wird in Ihrem Belieben stehen, sie auch ferner so zu nennen."

Das Jahr 1744 war so übel abgelaufen, daß Friedrich II. an Frieden dachte. Er erinnerte Ludwig XV. an die Versprechungen. Er betheuerte abermals vor diesem französischen Könige, und vor

der Nachwelt, daß er den böhmischen Krieg nur unternommen, um das Elsaß zu retten. Pour sauver l'Alsace, also lauten die Worte des Königs[1]). Es geschah von Frankreich aus nichts. Ludwig XV. faßte einen andern Plan. Damals starb der Kaiser Carl VII., die Puppe dieser beiden Könige. Die Franzosen gedachten eine neue Puppe in August dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen als Kaiser zu erheben. Der Plan kam für Friedrich gelegen, weil er das beste Mittel war diesen König von Polen und Maria Theresia, welche die Kaiserkrone für ihren Gemahl wollte, unwiederbringlich zu entzweien. War erst diese Feindschaft ausgebrochen: so hatte Friedrich gewonnenes Spiel. Er durfte sich nur mit Maria Theresia vergleichen und dadurch den Sachsen um alles bringen, was er erstrebte. Deshalb ging Friedrich II. auf die Vorschläge Ludwigs ein. Wir sehen, daß es abermals nur in der bestimmten Absicht geschieht, das also Versprochene nicht zu halten.

Indessen sah er bald, daß die Franzosen wenig thun würden. Er entwarf für sie den Plan eines Feldzugs auf deutschem Boden. Denn dies war der Unterschied zwischen den Ansichten der französischen Minister und des deutschen Reichsfürsten. Jene wollten den Krieg gegen das Haus Oestreich hauptsächlich in Flandern führen; der deutsche Reichsfürst verlangte, daß sie Deutschland überschwemmten und nach verschiedenen Richtungen sich ausbreiteten, um nicht blos den Kurfürsten von Hannover, sondern auch die Reichskreise im Zaum zu halten. Die Worte des Planes selbst legen mittelbar den Unwillen der Deutschen über die verrätherische Politik des Preußenkönigs vor Augen. Nur durch dieses Mittel, meinte er, würden die Franzosen die deutsche Kaiserwahl beherrschen.

Die Franzosen thaten nichts Rechtes. Und nun erst kam es für Friedrich nicht darauf an, ob er auch Böhmen erobern, sondern nur, ob er Schlesien behalten könne. Der vielfach von ihm mishandelte Kurfürst von Sachsen stand zu der Königin Maria Theresia. Wenn es damals gelang den friedelosen Emporkömmling nieder zu schlagen: so war für Deutschland noch nichts verloren. Die Bande derselben und des Reiches konnten abermals sich kräftigen, damit

[1]) Oeuv. III. 82.

von da an der Westen und der Osten Deutschland wieder geeinigt finde zur gemeinsamen Abwehr. Nicht also war es beschieden. Das überlegene Geschick Friedrichs im Kriege bestätigte ihm abermals den Besitz des schönen Landes.

Seine anderen Hoffnungen indessen scheiterten. Er ließ nicht ab die Franzosen zu bestürmen, daß sie mit gesammter Macht sich um Frankfurt legen möchten, um entweder die Kaiserwahl zu verhindern, oder zu lenken nach ihrem Willen. Ludwig versprach es. Allein es geschah nicht. In den Fürsten des Reichs lebte stärker als zuvor die alte Anhänglichkeit an das Haus Oestreich wieder auf. Friedrich ist darüber sehr erstaunt. „Es ist wunderbar," meint er, „daß bei dem Stolze und dem Despotismus, mit welchem dies Haus von jeher Deutschland beherrscht hat, sich noch so niedrige Sklaven finden konnten, die sich einem solchen Joche freiwillig unterwarfen, und dennoch war die große Mehrheit so gesinnt." Ob sie nicht einen andern Grund hatte? Vielleicht war eben so wirksam wie die alte Anhänglichkeit an Oestreich der Trieb der Selbsterhaltung gegen die Uebergriffe des Preußenkönigs. Er hatte bis dahin kein Recht des Reiches und keine Verträge geachtet. Er hatte es verletzt gegenüber dem Mächtigen. Wessen hatten sich die Kleinen, die Schwachen von ihm zu versehen? Nur im Schutze Oestreichs durften sie ferner hoffen auf Bestand.

Der Großherzog Franz ward zum Kaiser erwählt.

Der König Friedrich dagegen siegte im Felde. Auch dabei freilich blieb er in Worten Philosoph [1]). Als ihm sein einstiger Erzieher Duhan Glück wünschte, erwiederte er: „Mein lieber Duhan, Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück über eine gewonnene Schlacht? Ich erkenne Sie darin nicht wieder. Ich habe geglaubt, daß Sie sich begnügen würden über die Grausamkeiten zu seufzen, zu welchen mich meine Feinde gegen sie gezwungen haben. Für mich freue ich mich mein Land von dem grausamsten aller Unglücke befreit und den Ruf meiner Truppen hergestellt zu haben, dem die Feinde einen Makel anhängen wollten. Uebrigens versichere ich Ihnen, daß ich sehr philosophisch denke, und daß ich immer das wahre Wohl und

---

[1]) Oeuv. XIII. p. 287. 14. Juni 1745.

Glück meiner Völker im Auge habe. Vorübergehende Erfolge dürfen den Stolz eines Menschen nicht blenden."

In Wahrheit war ungeachtet der wiederholten Siege seine Lage bedrohlich und konnte es um so mehr werden, wenn etwa der französische König Frieden mit Maria Theresia schloß und dadurch die Truppen derselben insgesammt gegen ihn verfügbar wurden. Darum war er bedacht seinen Frieden zuvor zu schließen. Derselbe Mann, der als Grundlage des Bündnisses gefordert hatte, daß nicht ein Theil Frieden schließe ohne den andern, beeilte sich nun Frankreich darin zuvorzukommen. Man kann nur Frieden machen, sagt er, so lange man mit den Waffen glücklich ist. Wenn man unterliegt, findet man den Feind nicht geneigt zur Versöhnung. Es gelang. Seine Erbietungen fanden Aufnahme. Der Dresdener Friede wurde auf Grundlage des Breslauer geschlossen. Schlesien verblieb dem Könige als souveränes Herzogthum. Dafür erkannte er Franz I. als römischen Kaiser an.

Ludwig XV. führte schwere Klage. Sie ward in höfliche, freundliche Worte eingekleidet, aber zugleich mit einer feinen Ironie, die Friedrich II. sehr wohl fühlte. Er vertheidigte sich. „Da der Kaiser todt ist, da die östreichischen Truppen nicht mehr im Elsaß stehen: so ist jeder Grund zum Kriege weggefallen." Den Plan der Eroberung von Böhmen, die für ihn das eigentliche Kriegsobject gewesen war, hatte er mithin damals schon vergessen.

Es ist noch nöthig einen Blick auf die Vertheidigung zu werfen, mit welcher der Bekämpfer des Machiavelli wegen seines Verhaltens in dieser Zeit vor die Nachwelt getreten ist. Wir erinnern uns zuvor an sein königliches Wort: die Welt wird Machiavelli verachten und sich überzeugen, daß die wahre Politik der Könige, einzig auf Gerechtigkeit, Einsicht und Güte gestützt, in jeder Beziehung dem schreckensvollen Systeme vorzuziehen ist, welches Machiavelli so unverschämt der Welt dargeboten hat.

Es ist mithin nicht unser Maßstab, den wir an den König Friedrich II. legen, sondern seine eigenen Worte. Hören wir ihn, wie er einige Jahre später als Geschichtschreiber seines eigenen Thuns sich darüber aussprach.

„Die Nachwelt wird vielleicht mit Erstaunen in meinem Buche den Bericht lesen von geschlossenen und gebrochenen Verträgen. Obgleich solche Beispiele in der Geschichte gewöhnlich sind: so würde doch das den Verfasser dieses Werkes nicht rechtfertigen, wenn er nicht bessere Gründe für die Entschuldigung seines Betragens hätte."

„Das Interesse des Staates muß als Richtschnur dienen für das Verhalten des Fürsten. Die Fälle, in denen man Bündnisse brechen darf, sind folgende: wenn der Bundesgenosse seinen Pflichten nicht nachkommt, wenn der Bundesgenosse euch zu täuschen sucht, wo also kein anderes Hilfsmittel bleibt als ihm zuvorzukommen. Ferner, wenn eine überlegene Gewalt euch unterdrückt und euch zwingt eure Verträge zu brechen. Endlich wenn die Mittel zur Fortführung des Krieges unzulänglich sind. Denn es ist ein schlimmes Geschick, daß die unglückseligen Reichthümer alles beherrschen und daß die Fürsten die Sklaven ihrer Mittel sind. Das Interesse des Staates schreibt ihnen das Gesetz vor und zwar ein unverletzliches. Wenn der Fürst die Pflicht hat selbst seine Person dem Wohle seiner Unterthanen zu opfern: so muß er nach viel stärkeren Gründen ihnen die Verbindungen opfern, deren Fortdauer ihm verderblich würde. Die Beispiele solcher gebrochenen Verträge in der Geschichte sind häufig."

Wir sehen, daß der König, indem er Verträge im Allgemeinen zu erörtern scheint, stillschweigend Bündnisse zu Kriegszwecken dafür einbringt und diese erörtert. Der Bruch eines Vertrages, der den Frieden zum Zweck hat, wird nicht erwogen. Eben diese Frage aber ist für die Deutschen wesentlich. Den Bruch der Kriegsbündnisse, die Friedrich mit den Franzosen hatte, mochten diese ihm zum Vorwurfe machen. Nicht die Deutschen thaten das. Sie warfen ihm den Bruch des Friedens vor.

„Man gestatte mir genau auf diesen zarten Gegenstand einzugehen. Es scheint mir klar und unstreitig, daß ein Privatmann gewissenhaft an sein Wort gebunden sein muß, selbst wenn er es unbedacht gegeben hat. Wenn man gegen ihn fehlt, so hat er seine Zuflucht bei den Gerichten, und was auch immer davon komme: so leidet doch nur der Einzelne. Aber zu welchem Tribunal soll ein Souverän seine Zuflucht nehmen, wenn ein anderer Fürst gegen ihn seine Pflicht verletzt?"

Friedrich II. war nur Souverän im ehemaligen Herzogthume Preußen, nicht im deutschen Reiche. Hier entsprachen den Rechten auch Pflichten, von welchen erst Friedrich sich entband. Von den deutschen Reichsfürsten hatte keiner Friedrichs Rechte angetastet, er dagegen diejenigen einer langen Reihe.

„Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzigen Menschen nach sich, dasjenige der Souveräne allgemeines Unheil für ganze Nationen. Das reducirt sich auf die Frage: ist es besser, daß das Volk untergehe, oder daß der Fürst sein Wort breche? Wer wäre der Schwachkopf, der bei der Beantwortung dieser Frage zaudern dürfte? Man sieht aus diesen Fällen, die wir so eben darlegen, daß man vor einem entscheidenden Urtheile über die Handlungen eines Fürsten zuvor beginnen muß reiflich die Umstände zu erwägen, in denen er sich befunden hat, ferner das Benehmen seiner Bundesgenossen, die Hilfsmittel, die er haben konnte oder nicht, um seine Pflichten zu erfüllen. Denn wie wir es schon gesagt haben: der gute oder schlechte Stand der Finanzen ist wie der Puls der Staaten, die in politischen und militärischen Operationen mehr Einfluß haben, als man glaubt und weiß. Die Menge, welche diese Einzelheiten nicht kennt, urtheilt nur nach dem Scheine und irrt sich mithin in ihren Entscheidungen. Die Klugheit hindert dann sie zu enttäuschen; denn es wäre der Gipfel des Unsinnes aus leerer Eitelkeit selber den schwachen Stand des Staates zu enthüllen. Die Feinde, über eine solche Entdeckung erfreut, würden nicht verfehlen davon Gebrauch zu machen. Demnach verlangt es die Klugheit, daß man der Menge die Freiheit ihrer verwegenen Meinungen belasse, und daß man da, wo man sein politisches Verfahren nicht rechtfertigen kann, ohne das Interesse des Staates zu compromittiren, sich damit begnüge vor den unbetheiligten Augen der Nachwelt seine Rechtfertigung nieder zu legen.“

Wie viel kürzer, bündiger hat, statt dieses Schwalles von Worten, Machiavelli sich ausgedrückt: „Es kann einem Fürsten nie an einem Vorwande fehlen sein Wort zu brechen!“

Wir überlassen Anderen die Entscheidung, ob Friedrich II. bei dieser seiner Rechtfertigung vor den Franzosen den ganzen Wortschwall in gutem Glauben an seine eigene Ehrlichkeit nieder geschrieben habe.

Denn allerdings muß anerkannt werden, daß bei dem Hochmuthe, mit welchem Friedrich II. und seine Schule für sich viele Dinge als erlaubt ansehen, welche sie Anderen nicht gestatten würden, oft ein Grad einer, wenn das Wort gestattet ist, ehrlichen Selbsttäuschung eintritt, der dem Unbefangenen als völlig unbegreiflich erscheint. Als Prinz hatte Friedrich II. sehr oft den Vorwurf vernommen, daß sein schlimmster Fehler die Falschheit, die Verlogenheit, die Heimtücke sei. Wer durfte ihm als König das noch sagen? Er wußte, daß Maria Theresia ihn einen Mann von großen Eigenschaften, jedoch falsch und unredlich nannte [1]). Aber das war ja das Wort einer Feindin.

Ja es ist merkwürdig, daß Friedrich II. sich auch bei anderen Dingen in einer sonderbaren Selbsttäuschung bewegt. Es wäre denn, worüber wir allerdings bei einer so unberechenbaren Persönlichkeit nie sicher sind, daß diese Selbsttäuschung nur eine Maske, nur eine Berechnung auf die Popularität bei den flachen, aber tonangebenden französischen Schriftstellern damaliger Zeit gewesen wäre. Von dieser Seite her ist bekanntlich an ihm gerühmt worden, daß er sich den ersten Diener des Staates nenne. Man kann darin noch einen Schritt weiter gehen. Friedrich huldigt in der Theorie der ungeschichtlichen Ansicht der Volkssouveränität [2]). „Die Völker," sagt er, „haben sich um der Ruhe und des Schutzes willen anfänglich Souveräne gewählt, die weisesten, gerechtesten, billigsten, menschlichsten. Das macht die Handlungsweise der Usurpatoren nur um so schlimmer; denn sie treten der Absicht des Volkes entgegen, welches sich die Souveräne nur gibt gegen die Bedingung des Schutzes, nur darum sich ihnen unterwirft." Also die Theorie des Königs. Mithin entstammte auch seine Macht ursprünglich einem solchen Auftrage des Volkes. Aber er hat sich sehr gehütet, aus dieser Theorie jemals eine praktische Folgerung zu ziehen. Das eben ist ein hervorstechender Zug des flachen Räsonnirens, welches man damals Philosophie nannte, daß man leichtsinnig so manche Dinge theoretisch aussprach, welche man praktisch nie bewahrheiten konnte, in diesem Falle freilich auch am wenigsten wollte. Denn es hat vielleicht nie einen König gegeben, der so selbstwillig persönlich alles regierte, so

[1]) Oeuv. III. hist. de mon temps. — [2]) Oeuv. VIII. 69.

wenig fremdem Rathe irgend welchen Einfluß verstattete, als Friedrich II. Von dem ersten Kriegszuge an, den er unternahm wider Wunsch und Willen der gesammten Zahl, die er nation prussienne nannte, bis hinab zu seinen Cabinetsordres, welche die innersten Angelegenheiten der Familien trafen, trägt alles den Stempel des vollendeten Selbstherrschers. Ihm war freilich diese Herrschaft um so süßer, je bitterer er selbst das Gegentheil empfunden, oder vielmehr durch eigene Schuld sich gemacht hatte.

Diese Selbsttäuschung Friedrichs II. indessen, mochte sie nun eine wirkliche oder fingirte sein, deckte ihn allenfalls daheim, wo man ja doch in stummer Knechtschaft sich unter ihn zu beugen hatte: sie deckte ihn in keiner Weise gegen die Urtheile der Franzosen. Er behauptete, es sei seinen Bemühungen zu danken, daß bei dem fortdauernden Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich das deutsche Reich als solches neutral bleibe. Schweden, dem Frankreich nach alter Weise Subsidien bezahlte, ward angewiesen, dafür der Berliner Politik zu folgen. Allein zufrieden war Frankreich darum mit ihm nicht.

„Gemäß den Forderungen der Politik der Undankbarkeit," sagt Flassan [1]), „welche das Verhalten Friedrichs II. charakterisirte, hätte Frankreich, um von ihm eine stete Dankbarkeit zu erlangen, viel mehr thun müssen. Frankreich hatte ihm Schlesien gesichert. Die Anerkennung dessen von seiner Seite hätte ein Band der Einigung sein können. Aber der König stellte sich, als erkenne er die Verpflichtung, welche er für diese Erwerbung an Frankreich schulde, gar nicht an. Er überredete sich, daß er selbst allein sie sich verschafft habe. Er that, als wisse er nicht, daß die mächtige Diversion Frankreichs ihm eben so viel werth gewesen war wie eine wirkliche Hilfe, und daß darin die Ursache seines Erfolges bestand. Seine Eigenliebe lag mit seiner Dankbarkeit im steten Kampfe, und er kam zu der Behauptung, daß er Schlesien nur seinen eigenen Waffen verdanke. Zweimal hat er seit dem Kriege von 1740 Frankreich in der Verlegenheit gelassen. Die Großmuth und die Güte Ludwigs XV. ließ ihn die mannigfachen Ursachen zur Unzufriedenheit über den König von Preußen mit Stillschweigen übergehen, und seine Mäßigung beherrschte seine

[1]) Flassan V. p. 381.

gerechte Erbitterung. In ähnlicher Weise handelten die französischen Minister."

Es ist die Auffassung der Dinge, wie sie sich dem französischen Historiker der Diplomatie darstellt. Wir sehen, wie die Wiederholung der fridericianischen Perfidie zum Heilmittel gegen sie selber zu werden beginnt.

Siebenter Abschnitt.

Das Regiment Friedrichs II. im Frieden bis 1756. — Das Heer.

„Es gibt, sagt der König Friedrich[1]), zwei Arten von Fürsten in der Welt: diejenigen, welche mit eigenen Augen sehen und ihren Staat durch sich regieren, und diejenigen, welche auf die Ehrlichkeit ihrer Minister vertrauen und sich durch diejenigen leiten lassen, die über sie das Uebergewicht gewonnen haben. Solche Fürsten stürzen sich durch Mangel an Geist oder eine natürliche Indolenz in eine lethargische Gleichgiltigkeit. Wenn der Staat, der nahe daran ist, durch die Schwäche des Souveräns zu verfallen, durch die Weisheit und die Thätigkeit eines Ministers erhalten werden muß: so ist der Fürst dann nur ein Phantom, freilich ein nothwendiges Phantom; denn er repräsentirt den Staat. Alles, was noch von ihm gewünscht werden kann, ist, daß er eine glückliche Wahl treffe. Jedoch, es ist nicht so leicht, wie man glaubt, für einen Fürsten sich ein Urtheil über den Charakter derjenigen zu bilden, die ihm dienen."

„Anders die Souveräne der ersten Art. Sie sind die Seelen ihrer Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Regierung lastet auf ihnen selbst, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Sie ordnen die inneren Angelegenheiten, wie die auswärtigen. Ein solcher Fürst füllt in seiner Person die Posten der ersten Beamten aus: er ist

[1]) Oeuv. VIII. 139.

oberster Richter, er ist General, er ist Großschatzmeister. Er hat nach dem Beispiele Gottes, welcher sich einer der menschlichen Einsicht überlegenen Weisheit zur Vollführung seines Willens bedient, eine durchdringende und arbeitsame Seele, um seine Plane durchzusetzen, um im Kleinen zu thun, was er im Großen entworfen hat. Seine Minister sind nur Werkzeuge in der Hand eines weisen und geschickten Meisters."

Die Worte sind das Programm der Regierung Friedrichs II. In der Vollkraft des Lebens, an der Schwelle jugendlicher Mannes-kraft, mit ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten ausgerüstet, verspürte er in sich die Kraft, diese Worte zur Wahrheit zu machen. Lange genug hatte er geseufzt in schwerer Dienstbarkeit: fortan wollte er herrschen, und zwar er allein. Seine beiden ersten Eroberungskriege, die er unternahm wider den Rath, wider die Neigung, wider Wunsch und Willen aller seiner Unterthanen, nur nach seinem eigenen Sinne, hatten der Welt den Beweis dargeboten, daß jene Worte nicht umsonst geschrieben seien. Er hatte sich bewährt als Politiker, nach dem ersten Treffen von Mollwitz auch als General. Er wollte sich nun bewähren durch die Leitung seines Staates im Inneren, und zwar nach seinem Sinne.

Dies indessen war nur die Form. Dieselbe bedurfte noch eines realen Gehaltes, eines Zweckes. „Die Ameisen," sagt der König, „sammeln im Sommer, damit sie im Winter zu verzehren haben." Der Winter eines geordneten staatlichen Lebens ist der Krieg. Für diesen also hatte man im Sommer des Friedens zu sorgen. Und dann war die weitere Frage: Krieg gegen wen?

Der erste, freilich viele Monate lang vorher erwogene öffentliche Schritt des jungen Königs hatte unwiderruflich über sein Leben entschieden. Das böse Gewissen mahnte ihn an Oestreich, erinnerte ihn Tag und Nacht, daß er früher oder später mit dieser schwer beleidigten Macht abermals zu ringen haben würde. Sicherheit gegen Oestreich — denn nur so wollen wir vorläufig es nennen und später von ihm erfragen, ob er auch ferner wieder Anderes im Sinne gehabt — Sicherheit gegen Oestreich war der Grundgedanke seines Wirkens, Thuns und Strebens, der Gedanke, der sich spiegelt in den wichtigsten Momenten seiner Thätigkeit, in den Bündnissen, die er

mit anderen Mächten erstrebt, wie in den geringsten Cabinetsordres über Heer und Finanzen, und vor allen Dingen klar und deutlich ausgesprochen in den schriftstellerischen Ergüssen des Königs. Wie so oft die Abneigung des Gekränkten gegen den Beleidiger geringer ist, als der Haß des Beleidigers wider den Gekränkten: so war es vor allen Dingen hier. Maria Theresia machte kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen den König persönlich. Wie auch sollte sie es? Aber sie war ihm eben nur abgeneigt. Der Haß Friedrichs wurde das System seines Staates. Er gab den Kräften desselben die Richtung, und nur diese eine Richtung.

Er selbst hat in dieser früheren Zeit Rußland die gefährlichste Macht genannt, insbesondere für den preußischen Staat. Im Westen hatten seine Vorfahren, wenn auch ihr Particularismus sich von dem Kaiserhause immer besonderen Lohn für die Erfüllung ihrer Pflicht auszubedingen pflegte, unter dieser Voraussetzung doch oftmals treu mitgekämpft gegen den gemeinsamen Feind des Reiches. Nicht diese Mächte im Osten oder Westen fürchtete fortan Friedrich II.

Die Werke von Geldern ließ er schleifen [1]). Niederwesel war stark mit einer mächtigen Citadelle. Nur diese ließ Friedrich bestehen, die Werke der Stadt mußten fallen. Gegen Osten ward eine Festung nicht erbaut. Nur im Süden meinte Friedrich das Land schützen zu müssen gegen die deutsche Macht, gegen Oestreich. Nicht weit von der Grenze, wo die Oder in das preußische Schlesien fällt und kaum erst Schiffe trägt, lag Kosel. Friedrich machte daraus einen wichtigen Platz. Neisse fand er in ähnlicher Weise befestigt, wie einst alle deutschen Städte es waren durch den Fleiß und die Kraft ihrer Bürger, bis der dreißigjährige Krieg sie brach. Friedrich ließ an der Stelle, wo er vorher eine vortheilhaft gelegene Batterie gegen die Stadt errichtet, das starke Fort Preußen erbauen. Die Stadt Glatz mit ihren zwei Schlössern beherrschte die ganze Grafschaft. Das genügte nicht mehr. Friedrich ließ auf dem Schäferberge, den die Neisse von der Stadt trennt, die eigentliche Festung Glatz erbauen. In gleicher

[1]) Mirabeau u. Mauv. IV. 417. Der Uebersetzer des vierten Bandes ist der preußische Offizier v. Blankenburg, der seine Berichtigungen in der Regel gleich in den Text hineingetragen hat.

Weise sagte ihm die Lage von Silberberg zu. Durch diese Festung hielt er sich für den Meister von allen Wegen, die von Schlesien aus links nach Glatz, rechts nach Braunau führen. Und weiter folgten Brieg und Schweidnitz, Breslau und Großglogau.

Von Seiten Oestreichs machte man keine Anstrengungen solcher Art. Maria Theresia hatte nur zur Vertheidigung, nur gezwungen zu den Waffen gegriffen. Die Habsburgische Politik schließt überhaupt einen Offensivkrieg aus. Der Grundcharakter aller Kriege, die Oestreich jemals geführt, ist derjenige der Defensive, und darum auch mit allen den Nachtheilen, welche der defensiven Seite unvermeidlich anhaften. Bei Maria Theresia hatte sich die ererbte und persönliche Abneigung gegen jeden Krieg durch den Jammer der ersten Jahre nur noch gesteigert. Sie rüstete nicht, sie baute keine Festungen, am wenigsten solche, die als Stützpunkte einer Offensive dienen konnten. Erst später wurden zur Deckung der Eingänge nach Böhmen Pleß und Theresienstadt erbaut.

Und dann verwendete Friedrich alle Kraft auf das Heer. Der Vater Friedrich Wilhelm hatte dies gethan aus Lust am Soldatenspiele. Friedrich hatte andere Zwecke. Der Vater hatte dies Heer auf eine Zahl gebracht, wie sie verhältnismäßig nirgends in der Welt zu finden war, bis dieses Heer sechs Siebentel aller Einnahmen des Staates wegfraß. Friedrich Wilhelm I., nicht Friedrich II., gab in Europa das erste Beispiel desjenigen Systemes, welches von da an sich wie ein drückender Alp auf Europa gelegt, wenn auch nirgends in dem Maße und mit solchem Gewichte, wie in dem absoluten Militärstaate der Hohenzollern. Es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm persönlich mäßig war, nichts vergeudete, daß er keine Schulden, sondern einen gefüllten Schatz hinterließ. Allein fördert denn ein Keller voll Gold und Silber, noch neben der Einrichtung, daß je siebenundzwanzig Menschen einen Soldaten ernähren müssen, den Wohlstand, die Cultur, die Gesittung der Unterthanen?

Der größere Sohn trat in die Fußstapfen seines Vaters und weitete sie aus. Er behielt das Heersystem seines Vaters bei. Es ist nicht unsere Absicht, ihm zu nahe zu treten. So indessen könnte es scheinen, wenn wir dies Heerwesen nach unserer Auffassung schildern wollten. Darum ziehen wir vor, in diesem Falle uns der

Worte eines warmen Anhängers des Königs zu bedienen, eines solchen, der Jahre lang aus eigener Anschauung das gekannt hat, was er beschreibt[1]).

„Unter Friedrich Wilhelm I. ward der preußische Kriegsstand für das größte Unglück gehalten, welches einem Menschen von Bildung und einigem Gefühle begegnen konnte. Jeder, der es irgend vermochte, suchte sich und seine Kinder vor demselben zu retten. Nur Einfalt und gänzliche Unkunde, jugendlicher Leichtsinn, verzweifelte Umstände in Folge großer sittlicher Verdorbenheit, wohl gar begangene Verbrechen konnten Jemanden bewegen, freiwillig Dienste zu nehmen. Die äußere Ehre, welche mit dem Soldatenstande verbunden war, und die demselben gegebenen Vorzüge, besonders die Erlaubnis, anderen Unterthanen auf vielfache Weise lästig zu fallen, konnten nur leichtsinnige Menschen, und selbst auch diese nur auf kurze Zeit für das Elend entschädigen, in welchem sie lebten. Auch waren die Zügellosigkeit, die man den Soldaten außer dem Dienste gestattete, und die ihnen überall zum Nachtheile anderer Unterthanen zugestandenen Rechte und Vortheile noch ein bedeutender Zusatz der Beschwerden, welche das Land durch dieses Heer erleiden mußte. Friedrich II. hat in vielen einzelnen Punkten den Kriegsdienst menschlicher, den Druck erträglicher gemacht: im Ganzen hat er ihn nicht merklich erleichtert."

Erörtern wir zuerst die Grundsätze Friedrichs über das Heerwesen. Er bestreitet Machiavelli, welcher ein Nationalheer die sicherste Stütze eines jeden Staates nennt. „Dieser Grundsatz", meint er[2]), „eignet sich für diejenigen Staaten, welche reich genug an Einwohnern sind, um eine hinreichende Anzahl Soldaten zu erhalten. Doch gibt es Ausnahmen. Wenn ein Staat nicht so viele Menschen hat, wie für die Armeen n ö t h i g sind und der Krieg verzehrt: so zwingt die Nothwendigkeit Söldner zu haben. Da gibt es gewisse Hilfsmittel. Man mengt sie unter einander. Die Mehrzahl der europäischen Truppen sind zusammengesetzt aus Nationalen und Söldnern. Diejenigen, welche den Boden bebauen, welche die Städte bewohnen, sind durch eine gewisse Taxe, welche sie für den Unterhalt der Truppen bezahlen, davon befreit in den Krieg zu gehen. Die Soldaten sind nur

---

[1]) Dohm IV. 297. — [2]) Oeuv. VIII. p. 97.

aus dem gemeinsten Theile der Völker zusammengesetzt, aus Müssiggängern, welche die Faulheit mehr lieben, als die Arbeit, aus Zügellosen, welche Frechheit und Ungestraftheit im Soldatenstande suchen, aus jungen Taugenichtsen, die aus Leichtsinn sich einschreiben lassen. Alle diese haben eben so geringe Anhänglichkeit an den Staat, als die Fremden. Wie sind diese Truppen so verschieden von den Römern, welche die Welt eroberten! Diese Desertionen, welche in unsern Tagen bei den Armeen so häufig sind, waren den Römern unbekannt. Diese Männer, welche für ihre Familien, ihre Penaten, für die römischen Bürger kämpften, für alles das, was im Leben ihnen theuer war, dachten nicht daran, so viele Interessen gleichzeitig durch eine feige Desertion zu verrathen." Also der König.

„Die Sicherheit", fährt er fort, „der großen Fürsten Europa's besteht darin, daß ihre Truppen einander sehr ähnlich sehen, und daß sie nicht Vortheile über einander haben. Nur schwedische Truppen sind Bürger, Bauern und Soldaten zur selben Zeit. Daher aber auch kommt es, daß, wenn sie im Kriege sind, beinahe Niemand im Innern des Landes zurückbleibt, um den Acker zu bearbeiten. Da rum ist ihre Macht nicht furchtbar, weil sie auf die Dauer nichts können, als sich selber mehr als den Feind zu Grunde richten."

Setzen wir den Gedanken hinzu, der hier dem König fast unwillkürlich in die Feder tritt, der bei ihm durchschimmert, ohne daß er ihn aussprechen will. Er läßt sich in kurzen Worten aussprechen: ein Nationalheer ist nur geeignet zur Vertheidigung, und nicht zum Eroberungskriege. Von dieser seiner Ansicht aus wollte er, daß der größtmögliche Theil des Heeres aus Söldnern bestünde.

Wir haben dies Heerwesen in kurzen Zügen zu skizziren.

Friedrich Wilhelm schrieb vor, daß die Zahl der Ausländer in seinem Heere auf zwei Drittel desselben zu bringen sei [1]). Das Verhältnis ist nie erreicht. Die Inländer waren immer die Mehrzahl. Es war den Regimentern überlassen, so viele junge Leute aus dem Inlande anzunehmen, als nur immer sich willig finden lassen wollten [2]). Mit diesem Willigfinden hatte es freilich eine eigene Bewandtnis. Die Hauptleute der Compagnien nahmen zu Soldaten,

[1]) Dohm IV. 281. — [2]) Mirabeau u. Mauvillon IV. 69.

wen sie wollten und wann sie wollten. Sie verabschiedeten nach Gutdünken, und wer nicht verabschiedet war, durfte ohne ihre Erlaubnis nicht heirathen. Der Soldatenstand war Herr. England hatte je zuweilen seinen Preßgang; aber der Ruhige, der Friedliche, der innerhalb seiner Mauern blieb, war davor sicher. In den Ländern Friedrich Wilhelms war keine Sicherheit, zu keiner Zeit und an keinem Orte. Das ganze Land stand den Obersten und Hauptleuten offen. Von einer Gleichheit im Tragen der Last war keine Rede. Es kam vor, daß ein besonderes Dorf alle seine junge Mannschaft hergegeben hatte, ein anderes keinen Einzigen. Dieser Mangel war zu augenfällig, und Friedrich Wilhelm machte deshalb 1733 die Cantonaleinrichtung, welche jedem Regimente Infanterie 5000 Feuerstellen zuwies, der Cavallerie je 1800.

Diese Einrichtung blieb unter Friedrich II.; aber der Inhalt der Verordnung wurde nie bekannt. Es sollten manche Unterthanen von der Aushebung frei sein; aber diese Freiheit war vielfacher Ausdeutung fähig, und die Entscheidung stand allein bei dem interessirten Theile, beim Militär. Die Civilbehörde wirkte weder mit, noch erhielt sie Kenntnis dessen, was geschah. Jedes Regiment schickte jährlich einen Officier mit einigen Unterofficieren in den ihm zugewiesenen Canton, und ließ durch sie Listen halten über die neugebornen Knaben. Den Eltern ward die Verbindlichkeit auferlegt, zur rechten Zeit den Knaben zu stellen, und zum Zeichen dessen ward eine rothe Binde gegeben. Mit Furcht und Bangen sahen die Eltern ihre Kinder mit gesunden, kräftigen Gliedern heranwachsen. Die zum Kriegsdienste verpflichteten Unterthanen wurden von dem Soldateneide an, der nach der Confirmation stattfand, der Aufsicht ihrer bürgerlichen Obrigkeit entzogen. Was auch ein solcher, der fortan Enrolirter hieß, thun mochte: er konnte nur noch vor dem Gerichte seines Regimentes in Anspruch genommen werden. Dieses war oft sehr fern. Deshalb waren die friedlichen Einwohner allen möglichen Plackereien ausgesetzt. Ein Enrolirter durfte ohne Erlaubnis seines Regimentes sich nicht von seinem Orte entfernen, kein Gewerbe beginnen, besonders nicht heirathen, keinen Hausstand anfangen. Demnach war der gesunde Theil der Bevölkerung in völliger Sklaverei der Regiments-Obersten und Hauptleute. Der Erfolg des Canton-Reglements war

nur der, daß den Streitigkeiten der Regimenter unter einander abgeholfen wurde. Der Zustand der bürgerlichen Bevölkerung wurde darum nicht besser; denn das Regiment war in seinem Cantone keiner Art von Controle unterworfen. Junge Leute von jedem Stande und Vermögen, Familienväter und Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern sind mit List und Gewalt des Nachts heimlich aus ihren Betten geholt. Viele haben mehrere Jahre, andere bis zum hohen Alter, andere wieder bis zum Tode, den Kummer und Krankheit beschleunigten, in diesem Stande zubringen müssen. Viele dagegen entwichen heimlich, und ließen lieber alles zurück.

Dies konnte da geschehen, wo die Grenze nahe war. Allein aus dem Kreise Neisse [1]) in Schlesien entwichen in den 7 Jahren von 1742—1749 272 junge Bursche nach Oestreich, um dort in Dienste zu treten. Friedrich gebot: man müsse die Eltern dahin anhalten, daß sie ihre Kinder wieder schafften. Die Maßregel scheint nicht viel gefruchtet zu haben; denn wenige Monate später bittet ein Oberst um die Erlaubnis, in Tecklenburg einige Eltern arretiren zu dürfen, [2]) weil die Söhne derselben ihm entlaufen sind. Der König schlägt es ab. „Solche Arretirung ist schon oft geschehen," sagt er, „hat aber keine Wirkung gethan. Deshalb trage ich Bedenken, dergleichen wieder vornehmen zu lassen, weil es allerlei böse Folgen hat." Leichter als für Andere war die Flucht der jungen Leute, welche in der Nähe des Meeres wohnten. Die Dörfer Derp und Camp im Kreise Treptow schickten ihre jungen Leute so zeitig zu Schiffe nach Holland, England, Schweden und Dänemark, daß sie in langen Jahren auch nicht einen Soldaten stellten [3]).

Wo dagegen der Oberst eines Regimentes einmal einen jungen Menschen gefaßt hatte, da war dieser verloren. Denn der Dienst war für immer, und nur der körperlich Unfähige ward entlassen. Friedrich hatte sich Mühe gegeben, den Mathematiker Euler nach Berlin zu berufen. Er kam und brachte seinen Neffen mit. Der gelehrte Professor schien nicht zu wissen, daß Preußen nicht das Land war, wohin man ungestraft wohlgewachsene junge Leute brachte. Ein

[1]) Preuß: Urkundenbuch Thl. I. 159. — [2]) Preuß. Urkundenbuch I. 180. — [3]) a. a. O.

Regiment nahm den jungen Mann in Anspruch und schrieb ihn als Soldaten ein. Euler beklagte sich unmittelbar beim Könige. Friedrich erwiderte: „Der Wuchs Ihres Neffen zeigt ein phlegmatisches Temperament an, welches nicht geeignet ist für die Regsamkeit und Geschmeidigkeit eines Kaufmannes. Deshalb glaube ich, daß die Natur ihn zum Waffenwerk bestimmt hat, und hoffe, daß Sie ihn dem Regimente nicht beneiden werden[1]."

Denn das war die Hauptsache: gegen die militärische Willkür war niemals und nirgends Schutz und Sicherheit. Die westphälischen Provinzen waren dem Versprechen und Worte des Königs gemäß cantonfrei, weil er die Menschen von dort nicht geeignet zum Militärdienste hielt. Deshalb ist es von dort aus wohl einmal vorgekommen, daß die Civil-Obrigkeiten es wagten, gegen die Willkür der Generale und Obersten für die Unglücklichen ein Fürwort einzulegen. Sie fuhren nicht gut dabei. Der General Wolfersdorf ließ von Hamm aus einen Einwohner aus dem Clevischen aufheben. Die Kammer zu Cleve wagte eine Vorstellung beim Könige. Sie erhielt zur Antwort, daß sie sich in ihren Schranken zu halten habe, mit der Drohung der Entlassung derjenigen Mitglieder, welche sich wieder mit Militärsachen befassen würden[2].

Mit noch größerem Eifer suchte man der Ausländer habhaft zu werden[3]. Sie hatten zehn Monate Urlaub und während dieser Zeit fiel ihr Sold an die Hauptleute, welche dafür die Werbung im Auslande zu bezahlen hatten. Je mehr Ausländer man hatte, desto vortheilhafter war es. Wo es ging, wählte man den kürzesten Weg. Die Durchreisenden wurden angehalten, andere mit Gewalt oder List über die Grenze gelockt. Auch hierin zeichnete sich jener General Wolfersdorf in Hamm aus. Er holte nicht blos kölnische und münsterische Unterthanen aus den fremden Gebieten auf. Als einmal der Kurfürst von Köln durch Hamm reiste, fiel Wolfersdorf über das Gefolge desselben her und suchte sich einige Leute für seine Truppen aus. Alle Beschwerden waren umsonst. Ein Vertheidiger des Königs hat in Bezug auf diesen Vorfall hier gesagt[4]: es sei wahr-

[1]) Oeuv. XX. p. 203. — [2]) Preuß: Urkundenbuch III. 282. — [3]) Dohm IV. 294. — [4]) Dohm I. 313.

scheinlich, daß dies Verfahren nie zur Kenntnis des Königs gekommen sei, weil er es sonst misbilligt und geahndet haben würde. Die Annahme ist nicht einleuchtend. Es ist vielmehr sehr unwahrscheinlich, daß ein Kurfürst des Reiches über eine solche Behandlung anderswo geklagt habe, als bei dem Mitkurfürsten selbst, von dessen Dienern er sie erlitt, und vielleicht beim Reichstage und dem Kaiser.

Es ist in Wahrheit von Friedrich II. ebenso wenig wie von seinem Vater bekannt, daß er jemals die Uebergriffe seiner Officiere auf fremdes Gebiet und fremde Menschen grundsätzlich misbilligt oder wohl gar bestraft habe. Allerdings kamen Misbilligungen vor, aber aus politischen Gründen. Die Truppen des Generals Anhalt brachen 1746 nächtlich in das Dorf Arendorf in Köthen ein, holten die Söhne des Geistlichen und den Bruder eines Gastwirthes heraus. Der König misbilligte es, „weil bei den Conjuncturen im Reich dies hitzige und gewaltsame Verfahren ihm nachtheilig sei, indem dadurch die fürstlichen Höfe von ihm und seinem Interesse entfernt und zu vielem schädlichen Geschrei bewegt werden müssen" [1]).

Durch solche Mittel im In- und Auslande kam das preußische Heer zusammen, und konnte mithin der Natur der Sache nach nur zusammengehalten werden durch die strengste Ueberwachung und durch barbarische Strafen. Die Soldaten waren getheilt in Vertraute, halb Vertraute und Unsichere, die von jenen überwacht wurden. Ein sehr gebräuchliches Mittel war, den Unsicheren während der Nacht die Kleider vom Bette wegzunehmen. Die Unsicheren in den Garnisonsstädten erhielten nicht die Erlaubnis aus den Thoren zu gehen [2]). Am schlimmsten stand es mit der Garde in Potsdam. Dort herrschte der strengste Zwang und die größte Einförmigkeit des Dienstes. Manche Soldaten kamen oft in Jahren nicht aus den Thoren von Potsdam. Dort auch durfte keiner heirathen, was Friedrich sonst den Soldaten gern und leicht gestattete. Deshalb waren in Potsdam Ausschweifungen aller Art herrschend, und in keinem Regimente der Selbstmord so häufig, wie in demjenigen von Potsdam.

Wie es mit den Strafen stand, möge ein Beispiel statt aller darthun [3]). Ein Oberst Du Moulin schreibt 1744 an den König:

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 23. — [2]) Dohm IV. 334. — [3]) Preuß. IV. 334.

E. K. M. habe hiedurch allerunterthänigst melden sollen, wie ich die allerg. confirmirte Sentenz wegen des Füseliers Marufski so zehn Zoll mißt und sich aus Melancholie die zwei vordersten Finger abgehauen, deshalb auch zu 24mal Spießruthen und zwei Jahren Festungsarbeit condemniret worden, weil selbiger noch nicht völlig curirt, bis dato nicht exequiren lassen können. Da nun sowohl viele geistliche als weltliche Personen für ihn intercediren, und der Kerl aus größter Melancholie diese gottlose That verübt, sein achtzigjähriger alter Vater auch einen andern schönen Kerl von eben seiner Größe an seines Sohnes Stelle der Compagnie zu verschaffen und zu stellen sich obligiret, wenn E. K. M. ihm die dictirte Strafe allergnädigst zu erlassen geruhen wollen: als stelle E. K. M. allerunterthänigst anheim, was Allerhöchstdieselben desfalls allerg. zu resolviren geruhen werden.

Ich ersterbe in dem allersubmissesten Respect

Ewr. Königl. Maj.

Allern. treu und gehorsamster Knecht

Du Moulin.

Groß-Glogau, d. 4. April 1744.

Der König schrieb eigenhändig auf die Rückseite dieses Briefes: Quelle faiblesse, mon cher Du-Moulin! Il faut exécuter les loix; car dans ces occasions les exemples sont nécessaires. Ne mollissez point, et tenez-vous-en à la rigidité. F.

Der englische Gesandte Malmesbury sprach einige Jahre später die Ansicht aus, daß für einen Officier im Dienste Friedrichs kein anderer Weg so sicher zum Vorwärtskommen sei, als derjenige, daß er einen Strafbefehl des Königs gegen einen Soldaten in der Ausführung überschreite, so daß er etwa statt vierhundert Hiebe, die der König dictirt, fünfhundert geben lasse. Die rücksichtslosesten und brutalsten Officiere, sagt Malmesbury, seien zuerst der Beförderung sicher [1]).

War dies das Heer, von welchem der König sagte: die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf seiner Armee?

---

[1]) Diaries and Correspondance Vol. I. p. 8.

Auf den Soldaten im Allgemeinen setzte Friedrich weniger Vertrauen, sondern vorzugsweise auf die Offiziere. Dieser Stand war ihm der erste und wichtigste im Staate, ja man dürfte seine Ansicht noch stärker ausdrücken. Wir haben diese darzulegen nach dem Urtheile eines Mannes, der den König genau und persönlich kannte und ihn hoch verehrte [1]).

Der König hatte von der Mehrheit der Menschen und ihrer Moralität eine sehr üble Meinung, und gab dies oft sehr deutlich zu erkennen. Er war der Ansicht, daß bei den meisten Menschen unwürdige Leidenschaften, besonders grobe Selbstsucht die Haupttriebfedern ihrer Handlungen seien, und daß ihre Klugheit nur darin bestehe ihre Laster zu verbergen. Vorzüglich glaubte er, daß die meisten Menschen diejenigen Vergehen und Laster, zu welchen sie durch ihre äußere Lage am ehesten versucht werden, auch wirklich an sich tragen. Erfuhr er also den Stand und das Gewerbe eines Menschen: so war sein Urtheil auch ohne weitere Beweise alsbald fertig, und er war sehr geneigt, besonders wenn er mit großen Angelegenheiten beschäftigt, zu näheren Untersuchungen nicht Zeit hatte, die Menschen klassenweise zu beurtheilen und sie nach solchem Urtheile zu behandeln. So waren ihm alle Hofleute eitle, nur mit Kleinigkeiten beschäftigte Menschen. Die Gelehrten waren ihm Pedanten, die Gutsbesitzer harte Unterdrücker, die Geistlichen entweder Dummköpfe oder Heuchler, die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, die Cameralisten eigennützige, nur auf den Vortheil bedachte Plusmacher, die Aerzte unwissende Prahler, die Kaufleute Wucherer und Betrüger. Nur bei einem einzigen Stande beging der König diese Ungerechtigkeit nicht: beim Militär, genauer gesagt, bei den Officieren. Hier trat vielmehr das entgegengesetzte Verfahren ein. Es konnte, wie sich von selbst versteht, seiner Beobachtung nicht entgangen sein, daß auch diesem Stande, sowohl wie jedem anderen gewisse Fehler eigenthümlich sind, weil in den äußeren Verhältnissen die Veranlassungen zur Ausbildung dieser Fehler am häufigsten vorkommen. Aber der König war nicht geneigt bei den Einzelnen des Standes, von denen er noch gar nichts wußte, diese Fehler als wirklich vorhanden anzu-

[1]) Dohm IV. 435.

nehmen, sondern er dachte vielmehr von Jedem, der sich freiwillig dem Militär widmete, oder von jedem Officiere, der einige Jahre gedient hatte, immer das Beste, und setzte ohne irgend etwas von ihnen zu wissen, bei den Einzelnen die Tugenden voraus, zu deren Ausbildung der Militärstand eher als mancher andere geeignet erscheint: Ehrliebe, Muth und Tapferkeit.

Den auffälligsten Beleg für diese Ansicht eines Mannes, welcher dem Könige mit lebhafter Anhänglichkeit zugethan war, bietet das Benehmen Friedrich II. in dem Processe des Müllers Arnold. Es ist bekannt, wie das ganze Unheil dieser Sache daher rührte, daß sich der König durch einen irrigen Bericht eines Obersten hatte misleiten lassen. Man weiß ferner, wie der Minister Zedlitz in dieser Angelegenheit sich ehrenhaft benahm [1]). Nachdem längst der König eigenmächtig und gewaltthätig gegen die Richter vorgegangen war, deren Verfahren später Friedrich Wilhelm II. auf eine für ihn selbst so ehrenvolle Weise rechtfertigen ließ, weigerte sich der Minister Zedlitz, ein Urtheil im Sinne des Königs zu verfassen [2]). Friedrich dagegen erklärte ihm: „Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten etwas untersuchen und dazu Befehl kriegen, so gehen sie gerade durch und auf den Grund der Sache, und da wissen sie denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein Ihr könnt dessen nur gewis sein, daß ich einem ehrlichen Officier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen euren Advocaten und Rechten. Wenn Ihr nicht nach meiner Ordre wollt, so nehme ich einen Anderen." So geschah es.

Der Officierstand war der erste, oder um es richtiger zu sagen, der alleinige, dem Friedrich II. vertraute, und den er darum auch äußerlich mit Ehren überhäufte. Einst beklagte sich der Legationsrath Graf Schwerin, daß bei einem Leichenbegängnisse ein Fähnrich den Vorrang vor ihm verlangt hatte. Die Sache ward an den König gebracht. Dieser entgegnete: dies könne gar nicht streitig sein; denn es verstehe sich von selbst, daß ein Fähnrich im Range allen Legationsräthen vorgehe. Der Graf Schwerin trat sofort als Fähnrich ein [3]).

---

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 490. — [2]) a. a. O. 519. — [3]) Mirabeau u. Mauvillon IV. 249.

Diese Officiere recrutirten sich aus dem Adel und nur aus dem Adel. Wir gebrauchen diese Bezeichnung: Adel, im Sinne Friedrichs; richtiger wäre bevorrechtete Classe, oder genauer Junkerthum. Es sind Fälle vorgekommen, daß Bürgerliche Officiere wurden. Sie sind jedoch vereinzelt, und haben als Abweichungen vom Principe fast nur im Kriege stattgefunden, wo man im Drange der Umstände nicht anders konnte. Das höchste Ziel des Bürgerlichen, der wohl oder übel in den Militärstand trat, war Unterofficier zu werden. Die Stellung desselben entband nicht von der Fuchtel. Wir sehen, wie in den Ländern dieses Königs eine schroffe, eine unübersteigliche Scheidewand sich zwischen den verschiedenen Ständen erheben mußte. Eine Scheidung hat allerdings immer und aller Orten bestanden, und ist natürlich und begründet da, wo der Adel als eine wirkliche Aristokratie seine Basis der Unabhängigkeit in reichem Grundbesitze hatte. Ob in den Ländern des Königs von Preußen, die im Osten stark mit slavischen Elementen durchsetzt waren, ein solches Verhältnis statt fand, dürfte die Frage sein. Namentlich in Pommern war der Adel sehr reich an Abkömmlingen und zum Theile sehr arm an Besitz. Brenkenhoff fand in einem Dorfe, zu welchem nur 150 Morgen Sandland ohne allen Wiesenwachs gehörten, zwölf adelige Familien mit 59 Köpfen [1]). Der Kuhhirt und der Nachtwächter waren die einzigen unadeligen Menschen im Dorfe; aber ihre Weiber waren geborne Fräulein von So und So. Der König selbst hat den Unterschied seines Adels von dem englischen und östreichischen sehr wohl gefühlt [2]). Doch ist derselbe ihm nicht zur Klarheit gekommen. Und noch viel weniger konnte es ihm klar werden, daß mit einem Staate, wie derjenige der Hohenzollern, eine wahre Aristokratie unvereinbar ist, sowohl wegen des Principes der Eroberung nach Außen, als wegen des Principes der absoluten Militärgewalt nach Innen. Es ist sowohl Friedrich selbst als auch nachher der Energie des von ihm geschaffenen Systems gelungen, noch manche bis dahin wahrhaft aristokratische Familie unter sich zu knicken und zu brechen und sie hinab zu drücken bis auf das Niveau des allgemeinen Servilismus; aber Friedrich selber wußte damals noch sehr wohl, daß die Söhne der ersten Familien nicht in sein Heer eintraten [3]).

[1]) Brenkenhoffs Leben S. 57. — [2]) Oeuv. IX. 121. — [3]) Oeuv. II. 120.

Friedrich wies der bevorrechteten Classe im Allgemeinen, die er als Adel bezeichnet, eine andere Domäne an, nämlich das Privilegium des Ehrgefühls. Als den Grund, weshalb er nur adelige Officiere wolle, gibt er an, daß im Allgemeinen nur der Adel Ehrgefühl habe. „Man kann nicht leugnen," sagt er [1], „daß zuweilen, aber selten, man auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talente antrifft; jedoch ist das selten. Wenn es sich so findet, so thut man wohl daran sie zu nutzen. Im Allgemeinen jedoch bleibt dem Adel kein Hülfsmittel, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Wenn ein Adeliger seine Ehre verliert: so bleibt ihm selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein Bürgerlicher, nachdem er schändliche Niederträchtigkeiten begangen, ohne Erröthen das Geschäft seines Vaters aufnimmt und sich dann nicht mehr für entehrt hält."

Wir haben bei dieser Ansicht des Königs billig den allgemeinen Knechtssinn jener Zeit und besonders der eigentlich hohenzoller'schen Länder in Anschlag zu bringen. Nur muß man diesem Knechtssinne nicht mehr Gewicht und Bedeutung beilegen, als derselbe wirklich hat. Und vor allen Dingen ist wichtig und wesentlich, daß die Ansichten des Königs und die daraus entspringenden Maßregeln nicht dazu dienten, den Sinn der Menschen zu erheben, und in Wahrheit dazu auch nicht dienen sollten.

Indem Friedrich das Heer die feste Stütze des preußischen Staates nennt, konnte er der Natur der Sache nach damit nur die Officiere d. h. den niederen Adel meinen, aus welchem er jene recrutirte. Er that, was er vermochte, um nach seiner Ansicht diesen Adel zu heben und zu kräftigen. Derselbe war ein für allemal frei von aller direkten Steuer, und fühlte sich dadurch hoch erhaben über die misera contribuens plebs. Man hat oft Verwunderung geäußert, daß Friedrich nichts gethan, um die Lage des wichtigsten aller Berufsstände, des Landmannes, zu verbessern. Der Grund liegt doch wohl nicht fern. Die Erleichterung des Landmannes, die Entfesselung seiner Thätigkeit, hätte in sehr vieler Beziehung einen Nachtheil in den Besitzverhältnissen des Adels nach sich geführt. Wenn also auch jemals ein solcher Gedanke des Aufhörens der Erbunterthänigkeit in Friedrichs Seele gekommen sein mag: so mußte derselbe an seiner Rücksicht für den Adel sofort scheitern.

---

[1] Oeuv. VII. 95.

Der Adel sollte conservirt werden in jeder Beziehung. Deshalb stellte sich der König dem Verkaufe der Rittergüter entgegen. Er verlangte in jedem einzelnen Falle Bericht an ihn selbst, und der Bescheid lautete dann verneinend [1]). Wie über das Eigenthum, so entzog er den Officieren auch die Verfügung über die eigene Person. Er verweigerte ihnen grundsätzlich die Heirath mit Töchtern bürgerlichen Standes [2]), und fragte sie, ob sie denn bürgerliche Leute zu Officieren haben wollten. Aber er ging darin weiter. Er gestattete den Lieutenants überhaupt nicht zu heirathen [3]). Es war ihm das Liebste, wenn alle Officiere unverheiratet blieben, und es hat in der That Regimenter der Cavallerie gegeben, mit nur unverheiratheten Officieren.

Warum diese Abneigung? Sie könnte sich einigermassen daraus erklären lassen, daß im Falle der Entlassung oder Unfähigkeit kein Anspruch auf Unterhalt rechtlich oder durch Herkommen begründet war, sondern allein die Gnade des Königs diesem oder jenem eine sehr dürftige Pension bewilligte. Aber dies traf ja den ehelosen Mann nicht minder, als den verheiratheten. Es lag noch ein anderer Gedanke tiefer unter diesem Systeme verborgen. Zur Vertheidigung des Vaterlandes, des eigenen Heerdes, der eigenen Familie sind nach dem natürlichen Gefühle des Menschen, wie nach der Erfahrung aller Zeiten Gatten und Familienväter eben so fähig, wie Unverheirathete. Allein sie sind es nicht zum Angriffs-, zum Eroberungskriege, gegen welchen das natürliche Gefühl eines Mannes sich sträubt, der durch menschliche Bande mit der Menschheit sich verbunden fühlt. Familienväter taugen nicht zu Eroberern. Darin lag der Unterschied.

Um dies Heer, die feste Stütze des Staates im Sinne Friedrichs, zu erhalten, bedurfte er des Geldes und der Menschen. Die Finanzen und die Population nahmen nach dem Heere hauptsächlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier vor allen trat sein Satz hervor, daß die Ameisen im Sommer sammeln, wovon sie im Winter zehren. Allein es fehlt diesem Satze noch die rechte Anwendung. Es fehlt die Angabe des Ortes, wo gesammelt werden sollte. Dies waren nicht etwa die Cassen der Unterthanen, sondern der Kriegesschatz des Königs.

[1]) Preuß: Urkundenbuch I. 114. — [2]) a. a. O. p. 21. 93. — [3]) Preuß: I. 425. Urkundenbuch III. 21.

Achter Abschnitt.

Das Regiment Friedrichs II. im Frieden, bis 1756. Ackerbau und Handel.

Die erste und wichtigste Quelle des menschlichen Erwerbes ist der Ackerbau. Um Friedrichs Wirksamkeit für denselben zu bezeichnen, denken sich ihn seine Verehrer gern auf dem Damme des Oderbruches stehend, wie er das entwässerte Land überschaut und mit Befriedigung spricht: „Ich habe eine Provinz erobert." Wir möchten diesen Ruhm nicht schmälern. Es war die einzige Eroberung, die nicht besudelt war mit dem Bruche der Verträge, mit Verrath, mit Blut und Fluch. Nur darf man nicht so weit gehen in diesen und anderen Erwerbungen, die Friedrich machte, eine besondere Fürsorge für den Ackerbau seiner Unterthanen erblicken zu wollen. Man hat wohl einmal gesagt, [1]) daß Friedrich erst in der letzten Zeit die Hoffnung zu einer blühenden Land-Cultur aufgegeben, nachdem viele Plane fehlgeschlagen seien. Erst in Folge dessen habe er eine Vorliebe für das Manufacturwesen bekommen und dieses auf Kosten des Ackerbaues begünstigt. Nicht also sei es seine frühere Tendenz gewesen.

Diese Ansicht ist lediglich eine Vermuthung. Das Manufacturwesen ist von Anfang an die Tendenz des Königs gewesen. Ueberhaupt hat er sich in seinen Finanzplanen von Anfang bis zu Ende

[1]) Thaer: Möglinsche Annalen der L. I. 1. Stück.

nicht wesentlich geändert, und es ist nur der Unterschied, daß nach dem siebenjährigen Kriege dieselben stärker hervortreten, als zuvor. Eine Beförderung des Ackerbaues, die für das Ganze hätte ins Gewicht fallen können, wäre nur möglich gewesen durch eine Hebung, eine Entfesselung des Bauernstandes. Wir haben gesehen, wie er schon um der besonderen Protection willen seines Adels, d. i. des märkischen und pommerschen Junkerthums, den Gedanken einer solchen Maßregel, den Gedanken gar einer Aufhebung der Erbunterthänigkeit weder fassen konnte, noch wollte. Auch auf seinen Domänen hat er für den Landmann nichts gethan [1]). Die Lage desselben blieb wesentlich dieselbe, wie früher, oder, um es in diesem Falle mit dem richtigeren Ausdrucke zu benennen: sie ward durch die hinzugefügten Lasten drückender als je. Denn zu der Erbunterthänigkeit trat noch der Druck des Militärsystems, das wegen der immer steigenden Vermehrung desselben viel schwerer war, als unter seinem Vater. Es kam dazu die unentgeltliche Grasung der Cavalleriepferde auf vier Monate, die Magazinlieferungen nach vorgeschriebenen Preisen, der Vorspanndienst und Anderes dergleichen [2]). Die Lage des deutschen Landmannes in dem Theile von Deutschland, welcher dem Hause Hohenzollern unterthan war, ist nach aller Wahrscheinlichkeit im Frieden niemals vorher oder nachher so elend und so kläglich gewesen, wie unter Friedrich II. bereits vor dem siebenjährigen Kriege. Die Lage der Dinge nach demselben werden wir besonders zu besprechen haben.

Die Folgen traten sehr bald hervor. Schon 1747 sagt der König, [3]) daß in Vorpommern auf dem platten Lande durchgehends an Hausleuten und Einliegern ein großer Mangel sei. Dies rühre daher, weil in seinem Lande die Lasten weit höher seien als in Schwedisch-Pommern. Er legt die hauptsächliche Schuld auf einen sogenannten Nebenmodus, der bei der Contribution eingeführt sei, und befiehlt den Ständen mit der Domänenkammer auf das schleunigste diese Sache zu erwägen und einen Schluß zu fassen. Denn der König wolle auf alle ersinnliche Weise die Population seiner Länder befördern.

---

[1]) Dohm: IV. 405. — [2]) Preuß: I. 304. — [3]) Preuß: Urkundenbuch I. 114. n. 305.

Sind in Folge dessen die Lasten der Pommern erleichtert? Wir sehen aus dem Befehle des Königs selbst, daß er die Befugnisse der Stände und der Kammer sehr eng absteckt, sie beschränkt auf die Erörterung der einzigen Last, die er Nebenmodus nennt. Es wäre auffallend, wenn die pommerschen Landleute wegen einer einzigen Nebenlast ausgewandert wären. Indessen ist dies möglich. Es ist ferner möglich, daß damals nur in Pommern dies Verhältnis statt fand, daß nur dort die Unterthanen des Königs schwerer gedrückt waren, als diejenigen der Nachbarfürsten.

Friedrich II. verlangte von dem Landmanne zweierlei: richtige Bezahlung der Steuern an ihn, damit beim Ausbruche eines Krieges der Schatz gefüllt sei, und Erzeugung möglichst vieler Söhne als zweites nicht minder nothwendiges Material für den Krieg. Darum war es das Stichwort seiner Regierung, daß man Sorge tragen müsse für die Population.

Es ist merkwürdig, daß der König Friedrich II. ein Verhältnis nicht benutzte, aus welchem er für die Rekrutirung seines Heeres den größten Nutzen hätte ziehen können. Er gab namentlich in späterer Zeit den Soldaten, mit Ausschluß, wie sich von selbst versteht, der Officiere, sehr bereitwillig die Erlaubnis zum Heirathen. Der Sold war sehr schmal bemessen. Kein Unterofficier vermochte es von demselben eine Frau, geschweige denn eine Familie zu ernähren. Wo deshalb ein solches Paar es nicht möglich fand sich andere Erwerbsquellen zu eröffnen, oder wo diese versiegten, wo Krankheit und Unglücksfälle über solche Menschen einbrachen, da war trostlose Armuth und Hunger das unausbleibliche Loos [1]). Es bestand in Potsdam ein Waisenhaus für Soldatenkinder, aber auch nur dies eine. Es gab unter den Officieren einige, die sich der armen Geschöpfe annahmen. Mit solchem wahren Ruhme wird z. B. der Generalmajor von Scholten zu Treuenbrietzen genannt. Auch der König Friedrich bezeugte hierüber sein Wohlgefallen; allein selten, vielleicht niemals hat er das Werk, welches die Menschenliebe eines Privatmannes begonnen, aus öffentlichen Mitteln bedeutend unterstützt. In den Städten, wo geordnete Armeneinrichtungen bestanden, fielen die Militärwaisen die-

[1]) Dohm IV. 395.

sen zur Last. Die Garnisonarmen in der Stadt Emden, wo nur ein schwaches, niemals vollzähliges Bataillon von Geworbenen lag, verschlangen Jahr aus, Jahr ein, ein Drittheil der Armenmittel [1]). Was aus den Unglücklichen geworden ist, die nicht eine Zuflucht irgend einer solchen Art fanden, darüber schweigt die Geschichte, wie freilich über so Vieles. Die Städte sahen die Verlegung einer Garnison dahin als ein Unglück an, und baten sie damit zu verschonen. So Bielefeld 1766, Graudenz 1774 [2]).

Population war der Gedanke, der das ganze Walten des Königs durchdringt. Je mehr Menschen, desto mehr Material für den Krieg. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte einst sich hohen Ruhm erworben durch die Aufnahme der französischen Refugiés nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Friedrich Wilhelm I. hatte dem Großvater nachgeeifert durch die Aufnahme der Salzburger Emigranten. Friedrich II. erstrebte gleichen Ruhm. Unbebaute Strecken Landes sollten urbar gemacht werden durch Ansetzung von Colonisten. Auch in kirchlicher Beziehung wollte Friedrich II. seine Vorfahren überbieten. Diese hatten die Flüchtlinge des eigenen Glaubens aufgenommen. Friedrich II. verkündete das viel gelobte und wenig überlegte Wort: „Hier muß ein jeglicher nach seiner Façon selig werden." Unter dieser Fahne dessen, was man Gewissensfreiheit nannte, wurden Colonisten eingeladen sich in den Ländern des Königs von Preußen niederzulassen. Die Ausländer hatten den Vorzug vor den Eingeborenen; denn es war ja eben der Zweck der Maßregel die Population durch neuen Zuzug zu vermehren. Die Colonisten erhielten vieles geschenkt: Baumaterialien, selbst fertige Häuser, Vieh und Getreide, Werkzeuge zum Ackerbau, Geldzuschüsse, Befreiung von Abgaben und Militärdienst für eine Reihe von Jahren. Das war lockend und es kamen ihrer Viele heran [3]).

Es ist nicht zu leugnen, daß unter den Fremdlingen, die so heranzogen, auch brave und fleißige Leute gewesen sind. Doch nicht das war die Regel. Man fand unter den Heranziehenden einfältige Menschen, die beim Anblicke dessen, was ihnen geschenkt wurde, er-

[1]) Wiarda: ostfries. Geschichte X. 277. — [2]) Preuß: Urkundenbuch IV. 101. I. 27. n. 59. — [3]) Dohm IV. 391. Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland unter preuß. Regierung S. 130.

staunt fragten, wo denn nun aber die Leute seien, die das geschenkte Land für sie bearbeiten würden. Es war ihnen eine harte Enttäuschung, daß sie selber arbeiten sollten. Auch diese konnten der Natur der Sache nach nur die geringere Zahl sein. Die Mehrheit war Gesindel aller Art, einer bleibenden Stätte und der Arbeit ungewohnt. Dennoch mochten sie vielleicht sich erhalten, so lange die geschenkten Vortheile vorhielten und die Zeit der Freijahre dauerte. Dann war es aus und vorbei. Sie wurden durch Bettelei und Diebstahl der Schrecken der Nachbarschaft. Der Satz der Gewissensfreiheit wurde für sie praktisch die Freiheit von aller Theilnahme an den Wohlthaten der Kirche und Schule. Sie wurden selig nach eigener Façon. So wuchsen die Kinder empor zu demselben Jammerleben, welches die Eltern führten. Sie wurden geboren als Vagabunden, sie lebten als Vagabunden, sie starben als Vagabunden. Manche Colonisten auch machten dies Verfahren mehr als einmal durch. Sie verließen ihre Hütten und wanderten in eine andere Provinz des Königs, um dort abermals als Colonisten sich ansetzen zu lassen. Dohm erinnert sich Colonistendörfer gesehen zu haben, 20 Jahre nach der Einrichtung, wo er in manchen dieser Häuser schon das vierte den vorangegangenen Generationen ganz fremde Geschlecht fand [1]). Noch bis auf den heutigen Tag sind die Spuren dieser einstigen Colonisirungen wohl erkennbar.

Wußte der König nicht, was da geschah? Wenn er zur Zeit der Musterung seines Heeres diese neuen Pflanzungen besichtigte: so wurde die Veranstaltung getroffen, daß diese Colonisten in entlehnter, sauberer Kleidung sich häufig an der Landstraße zeigten, und zwar in voller Arbeit bei der Bestellung des Feldes [2]). Man reichte dem König Listen und Tabellen ein [3]). Die einmal angesetzten Colonisten wurden in denselben immer als bestehend aufgeführt, wenn gleich die ersten Bewohner längst sich verlaufen hatten. Es ist die einstimmige Ansicht aller Lobredner des Königs, daß er niemals hinter die Wahrheit gekommen sei. Der König wollte nun einmal Colonisten. Er sah sie als ein vorzügliches Mittel zur Beförderung

---

[1]) a. a. O. 392. — [2]) Fischer: Geschichte Friedr. II. Bd. II. S. 280. — [3]) Dohm a. a. O.

der Population an. Sein Wille höchst persönlich allein bestimmte den Staat. Wo er ein solches Mittel als heilsam ansah, da galt kein Widerspruch, sondern nur Gehorsam, und als der Klügste erschien derjenige, welcher vollaus zu segeln wußte mit Wind und Strom.

Friedrich glaubte in der That alles selbst zu regieren. Weil er sich an geistiger Befähigung den Menschen um ihn her überlegen fühlte, weil er an Arbeitskraft und Arbeitslust unter den Zeitgenossen kaum seines Gleichen hatte: so meinte er von seinem erhabenen Standorte aus durch alle Nebel der natürlichen Vorurtheile, der schlauen Unwahrheit dennoch klaren Auges hinabblicken zu können bis auf den tiefsten Grund, in das tägliche Getreibe des kleinsten seiner Unterthanen. Zu diesem Zwecke ließ er sich genaue Tabellen und Rechnungen einreichen, und Jedermann durfte mit Sicherheit erwarten, daß der König dieselben genau prüfen würde. Das nämlich wollte er, ohne allen Zweifel. Aber es ist die Frage, ob das möglich war. Man kannte einmal genau seine Meinungen, seine Ansichten, die ihm feststanden wie Axiome. So kam es, daß die Tabellen ihm häufig das widerspiegelten, was er zu sehen wünschte.

Indem wir diesen Satz aussprechen, fühlen wir das volle Gewicht der Forderung des Beweises, welchen wir dafür schuldig sind. Wir haben denselben anzutreten.

Der Minister Herzberg war wie kein anderer willfährig in die Ansichten des Königs einzugehen. Friedrich bediente sich seiner sowohl für die Kriegsmanifeste im Jahre 1756, als für die innere Verwaltung des Staates. Herzberg lieferte Tabellen des Gewinnes und des Verlustes, den der Staat bei der Thätigkeit der Unterthanen erlitt [1]). Wir haben nicht die Möglichkeit zu erörtern, ob solche Tabellen über das, was man Handelsbilanz eines Staates nannte, jemals auch nur annähernd richtig sein können, namentlich in einem Staate, wo in Folge der Maßregeln der Regierung es zweifelhaft war, ob der Umsatz des ehrlichen Handels demjenigen des Schleichhandels gleich kam: genug, damals glaubte man, wenigstens der

[1]) Vergl. Mirabeau u. Mauvillon II. 78 ff. über Herzbergs histor. Nachricht von den letzten Lebensjahren Friedrichs II.

König Friedrich und seine Behörden, an die Möglichkeit und Richtigkeit solcher Tabellen. Herzberg berechnet das ganze Capital der natürlichen und Kunsterzeugnisse oder den Werth der ganzen Arbeit im preußischen Staate, für das Jahr 1785, auf vierzig Millionen Thaler. Er setzt die einzelnen Posten an. Er beschäftigt sich zunächst mit den Fabriken. Er gibt für die verschiedenen Webereien in Leinen, Wolle, Seide, Baumwolle die Zahl der Stühle, der Fabrikanten an, für alle andern Erwerbszweige dieser Art ebenfalls die Zahl der Fabrikanten. Man sieht, ostensibel ist das Gepräge der Genauigkeit da.

Nun aber der Inhalt. Herzberg berechnet den Ertrag des Fabrikwesens in den gesammten Ländern des Königs auf drei Viertel des Werthes der Arbeit überhaupt, nämlich auf dreißig Millionen Thaler. Der Anschlag umfaßt jedoch, sagt der Minister, nur die vorzüglichsten Fabriken. Er will einer ganzen Menge anderer, die einen Betrag von mehreren Millionen ausmachen, gar nicht gedenken. Auch die Producte des Mineralreiches, welche ebenfalls mehrere Millionen betragen, sind nicht in Anschlag gebracht. Und ferner sind in dieser Rechnung von dreißig Millionen für Kunsterzeugnisse nicht berücksichtigt: das Getreide, das Holz, das Salz, der Hanf, noch alle diejenigen Arbeiten, die zumal in Pommern und Preußen für die Schiffahrt, den Schiffbau und andere beträchtliche Artikel verfertigt werden.

Also 40 Millionen sind der Werth der gesammten Arbeit in den Ländern des Königs. Davon kommen 30 Millionen auf den Ertrag der vorzüglichsten Fabriken, mehrere Millionen, also etwa zwei, auf die anderen, mehrere Millionen, also abermals etwa zwei, auf den Bergbau. Was darüber noch vorhanden ist, also sechs Millionen, das kommt auf die Erzeugnisse des Bodens an Getreide, Holz, Hanf, und dazu auf das Salz und die Schiffsarbeiten.

Wir wollen freigebig sein. Wir wollen die Erzeugnisse des Bodens an Holz und Hanf, ferner das Salz und die Schiffsarbeiten dem Minister Herzberg ohne weitere Nachfrage erlassen. Wir wollen zu Gunsten der Berechnung Herzbergs den Ertrag dieser Art für Null ansehen. Wir wollen die sechs Millionen, die nach der Rechnung des Ministers noch übrig bleiben, lediglich für das Getreide in Anspruch nehmen, damit nämlich dafür doch etwas übrig bleibe.

Herzberg sagt ferner, daß wenigstens für eine Million an Getreide, für eine Million an Holz als Ueberschuß jährlich nach auswärts verkauft würde. Wenn wir uns auch um das Holz nicht weiter bekümmern und die betreffende Million dafür zu Gunsten der Berechnung des Ministers Herzberg rein wegstreichen: so müssen wir bei so bestimmter Versicherung doch die Million für das Getreide mit in Anschlag bringen. Es bleiben also für fünf Millionen Werth an Getreide für die Einwohner des preußischen Staates zur Verzehrung während eines Jahres. So besagt es die Tabelle, welche der Minister Herzberg für seinen König aufgestellt hat.

Nach den Tabellen der Bevölkerung, die derselbe Minister seinem Könige einreichte, hatten die preußischen Länder in den letzten Jahren fünf und eine halbe Million Einwohner. Streichen wir die halbe Million zu Gunsten des Ministers ab: so hatten die fünf Millionen Einwohner für fünf Millionen Thaler an Getreide zu verzehren, das heißt der einzelne Mensch hatte im Jahre für einen Thaler Brod zu verzehren, an jedem einzelnen Tage für vier Fünftel eines Pfennigs. Der Durchschnittspreis des Rockens im achtzehnten Jahrhunderte, war etwa 64 Thlr. für die Last von 4000 Pfund [1]), mithin etwa 63 Pfund Rocken für einen Thaler. Das heißt also: jeder Mensch im preußischen Staate hatte wöchentlich etwa ein Pfund Brot zu verzehren.

Das ist das Ergebnis der Tabellen des Ministers Herzberg. Man sieht, daß sie auf Glaubwürdigkeit auch nicht den leisesten Anspruch haben.

Solche Tabellen nun, bis ins Kleinste ausgeführt, legte man dem Könige Friedrich II. vor. Er studierte sie und genehmigte sie, weil sie seinem Sinne entsprachen. Die Fabriken waren nach solchen Tabellen ja so productiv, so ungleich productiver als der Ackerbau. 34 Millionen der Ertrag des Fabrikwesens, und 6 Millionen derjenige der Bodencultur: wer konnte da in seiner Entscheidung noch zaudern? Die Fabriken lockten Menschen herbei. Sie hielten das Geld im Lande. Sie zogen sogar fremdes Geld herein; denn, wenn sie gut waren, so kaufte das Ausland die Erzeugnisse derselben. Und

[1]) Diese Berechnung in der Geschichte Ostfrieslands von dem Verfasser. S. 444.

das war ja reiner Gewinn, von welchem immer ein Theil in den Schatz fließen mußte für den zukünftigen Krieg.

Diese Täuschung, in welcher der König sein Lebenlang durch solche Tabellen befangen blieb, erklärt seine Vorliebe für das Fabrikwesen. Immerhin hätte diese Vorliebe sein können, ohne Jemandem zu schaden. Aber sie wurde praktisch, indem der König die Fülle seiner Macht benutzte Fabriken ins Leben zu rufen, und sie auch dann noch zu erhalten, wenn sie mit dem Keime der Schwindsucht von Anfang geboren, ohne seine Hilfe nicht hätten bestehen können.

Wie sonderbar ist doch immer der Contrast der Worte und der Thaten dieses Königs! Bevor er den Thron bestieg, hat er im Antimachiavelli folgende Worte niedergelegt. „Nichts in der Welt vermag mehr einen Staat blühend und mächtig zu machen, als wenn alle seine Glieder sich bei ihrem Eigenthume vollkommen sicher und gegen jeden Druck geschützt wissen, und in allen ihren Handlungen, die dem gemeinen Wohle nicht widersprechen, der unbeschränktesten Freiheit genießen, wenn jeder Einzelne seine Rechte nach denselben allgemeinen Vorschriften geltend machen kann. Nur bei Unterthanen, welche diese Folge einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genießen, ist wahre Anhänglichkeit an den Regenten, ist Vaterlandsliebe und die Bereitwilligkeit demselben alles, auch das Leben zu opfern, mit Recht zu erwarten. Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in allen Fällen die einzige wahre Politik."

Man könnte sagen: es waren die Herzensergüsse eines Jünglings. Aber der reife Mann und der Greis ließ dieselben Worte oft und oft wieder drucken. Sollten sie vielleicht auch da noch ein Programm seiner Regierung sein, als man längst dieselbe aus Erfahrung kannte?

Immmerhin, erwiedert man; aber was hat das mit dem sogenannten Fabriksysteme des Königs zu thun? Zeigen wir dies an einem Beispiele [1]).

Deutschland hatte in Folge seiner politischen Geschicke seit anderthalb Jahrhunderten nur mittelbaren Antheil am Welthandel. Die Hamburger kauften den Rohzucker von den Staaten, welche Colonien besaßen, und raffinirten ihn. Der Zucker war in Deutschland damals

[1]) Mirabeau u. Mauvillon II. 30.

wohlfeil, und dennoch brachte er den Hamburgern Gewinn. In Folge dessen bemühte sich der Banquier Splittgerber in Berlin um eine ähnliche Fabrik. Aber er wollte nicht mit gleichen Kräften concurriren: es war sicherer auf einem anderen Wege zum Ziele zu kommen. Sein erster Schritt war, den König um ein ausschließendes Privilegium zu bitten. Voran trat in allen solchen Fällen der Grund, daß das Geld im Lande bleiben müsse. Wenn das Inland den Arbeitslohn verdienen könne: warum solle man ihn ins Ausland schicken? Dieser Satz schlug bei dem Könige immer durch, aber nicht so, daß er der Thätigkeit des Fabrikanten freien Lauf ließ, sondern ihm das Monopol gab für die preußischen Länder. Die Folge war, daß fortan der Zucker in den preußischen Ländern um zehn Procent theuerer war, als im übrigen Deutschland, und daß jedem andern Capitalisten die Gründung einer ähnlichen Anstalt untersagt ward. Nur wer zuerst kam, erhielt das Recht, die Unterthanen des Königs für ihren Verbrauch in einer ihm mühelosen Weise zu besteuern. Entscheidend dabei war der Gewinn, den der Kriegsschatz des Königs machte. Aber hier verfuhr man geschickt. Die Lasten, unter welchen solche Privilegien gegeben wurden, blieben in der Regel geheim. Die wenigen Fälle, in denen sie offenkundig wurden, beweisen eine erstaunliche Höhe.

Die Geschichte des einen Falles ist charakteristisch für alle anderen. Wer nur immer in der rechten Weise dem Könige die Möglichkeit einleuchtend zu machen wußte, daß er mit diesem, mit jenem Artikel das Geld im Lande erhalten könne, der erlangte ein Privilegium, oder auch ein Monopol. Was nur immer im Lande erzeugt werden konnte, dessen Einfuhr ward verboten. Wo immer ein Rohstoff innerhalb des Landes schien verarbeitet werden zu können: da ward die Ausfuhr desselben untersagt. Daß durch solche Monopole oft manche bereits bestehende Erwerbsquellen abgegraben wurden, scheint niemals Gegenstand des Nachdenkens für den König gewesen zu sein. Sein Wille entschied. Nur in besonderen Fällen gewährte der König Nachlaß. Dem Großkanzler und Minister Cocceji gestattete er jährlich vier Fässer Bier von Zerbst nach Berlin kommen zu lassen, weil Cocceji derselben für seine Gesundheit zu bedürfen glaubte [1]).

[1]) Preuß: Urkundenbuch I. 226.

Aber Cocceji war ein verdienter Staatsmann. Anderen wurde nicht ein solches Glück zu Theil. Denn das preußische Geld sollte im preußischen Lande bleiben.

Derselbe Grundsatz dehnte sich weiter aus auf die Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Die deutschen Universitäten waren von jeher wie ein gemeinsames Gut des Vaterlandes betrachtet, und der Besuch derselben war frei. Nicht so dachte Friedrich. Die Studenten sollten das Geld nicht außer Landes bringen. Wer auch nur auf ein Vierteljahr eine fremde, dem Könige nicht unterworfene Universität besuchte, hatte keine Aussicht auf Anstellung in seinem Dienste. Der König verbot ferner nicht geradezu das Reisen von Privatpersonen über seine Grenze hinaus; aber er knüpfte es an seine persönliche Einwilligung. Zu Hebungen von Erbschaften blieb dieselbe nicht aus,[1] aber zu Bade- und Vergnügungsreisen[2]. Er schrieb vor, wie viel Geld man auf Reisen mitnehmen dürfe: der Kaufmann 250 Thlr., der Edelmann oder Officier 400 Thlr. Im Uebrigen war die Ausfuhr von Gold und Silber untersagt[3].

Es führt uns das auf den Handel im eigentlichen Sinne.

Friedrich hat in der ersten Zeit seiner Regierung mit beredten Worten die segensreiche Wirkung des Handels gepriesen. Er sagte damals mit Stolz von sich, daß der preußische Handel zur Zeit seines Vaters noch nicht geboren war[4]. „Die Regierung erstickte ihn," meint er, „indem sie Grundsätzen folgte, welche seinem Fortschritte sich gerade entgegen stellten." Mithin wollte Friedrich eine neue Zeit heraufführen. Wir haben zu sehen, wie ihm das gelang.

Richten wir unsere Blicke auf den Seehandel. Da Friedrich nach dieser seiner Ansicht in den Ländern seines Vaters richtige Grundsätze über den Handel nicht lernen konnte: so hätte es ihm, wie es scheint, nahe gelegen, sie sich zu eigen zu machen durch einen Hinblick auf diejenigen Städte in Deutschland, wo allein ein blühender Seehandel statt fand. Die Hansestädte waren in ihren politischen Verhältnissen nach auswärts in einer kümmerlichen Lage. Sie wurden von allen seemächtigen Nationen Europas mishandelt im Frieden wie

[1]) a. a. O. p. 93. — [2]) a. a. O. p. 305. — [3]) Mirabeau u. Mauvillon II. 199 ff. — [4]) Oeuv. I. 236.

im Kriege. Sie hatten keine Macht hinter sich, um im Falle angethaner Gewalt auch für die gerechtesten Ansprüche Anerkennung zu erringen. Dennoch erhielten sie sich. Dennoch hoben sie sich in den Zeiten des Friedens wieder empor, um zum Ersatze des Verlorenen neue Reichthümer zu gewinnen. Sie konnten es; denn die Grundlage ihrer Thätigkeit war die völlige Freiheit des Großhandels von aller Bevormundung.

Nicht das war der Gedanke, der in Friedrichs Seele Wurzel schlagen konnte. Er ja war die Seele des Staates. Er ja dachte allein. Seine Minister waren nur die ausführenden Werkzeuge seines Willens. Er befahl und es geschah. Er wollte den Handel commandiren, wie er seine Regimenter commandirte.

Der wichtigste Zweig alles Handels ist derjenige mit den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen für das Leben der Menschen. Die Erfahrung hat zu allen Zeiten dargethan, daß die völlige Freiheit des Getreidehandels allein das Mittel ist, welches nach Maßgabe der Umstände gegen Theuerung und Hungersnoth zu schützen vermag. Aus diesem Grunde hatte der Kaiser Ferdinand II. mitten im dreißigjährigen Kriege der Stadt Hamburg die Zollfreiheit auf der Elbe gesichert und bestätigt. Friedrich II. verstand es anders, wie allerdings zu seiner Zeit viele Fürsten, hauptsächlich jedoch in Folge seines Beispieles. Seine Regierung begann mit einem Verbote der Ausfuhr des Getreides. Daß ein solches Verfahren damals noch sehr auffiel, sehen wir aus der Beschwerde, die sein Schwager, der Herzog Carl von Braunschweig, darüber an ihn richtet[1]). Friedrich erwidert: es sei zuerst seine Pflicht für seine Truppen und sein Volk zu sorgen.

Erfahrungsmäßig stockt nach dem Erlasse eines Ausfuhrverbotes zugleich die Einfuhr, und die Preise steigen. Diese Nachtheile, durch welche jeder mögliche Vortheil des Verbotes sofort aufgehoben wird, sind unabwendbar. Ein solcher Rückschlag war jedoch nicht die schlimmste Folge von Friedrichs Verfahren. Das Verbieten der Ausfuhr erfolgte unter ihm nicht bloß im Falle der größten Noth, in welcher es viele wohlmeinende Fürsten und Regierungen als eine

[1]) Oeuv. XXVII. p. 41.

Art Rettungsmittel ergriffen haben: es war bei ihm eine habituelle Krankheit. Daher hat selbst die Meinung entstehen können, daß die Ausfuhr von Getreide überhaupt verboten gewesen sei. Ganz so schlimm war es nicht. Wenn der Preis des Getreides in Berlin eine gewisse Summe überstieg: so erfolgte wie ein Donnerschlag von oben herab in das friedliche Getriebe der Menschen das Verbot der Ausfuhr [1]). Es traf ohne Unterschied die sandige Kurmark, wie das marschreiche Ostfriesland. Ob auch die Vertreter dieser letzten Provinz dem Könige darlegten, daß das Land Ueberschuß habe an schweren Früchten, dagegen selbst auch in günstigen Jahren nicht den eigenen Bedarf an Brotkorn erzeuge, und darum auf den ausgleichenden Handel nothwendig angewiesen sei: das Alles konnte nicht helfen. Nach dem Systeme des Königs wurden derartige Vorstellungen nur von Eigennutz dictirt.

Dieser Hang des Königs zum Verbieten nach seinem Sinne und nach seiner mangelhaften Kenntnis, war das eigentlich Verderbliche. Indem die Kaufleute niemals sicher waren, daß nicht der König oder eine seiner Behörden in seinem Sinne durch eine ungeahnte Maßregel des Verbietens urplötzlich in den Handel eingriffen wie eine eiserne Faust in die Maschen eines zarten Gewebes, konnte ein Vertrauen auf die Sicherheit des Bestehenden sich nicht begründen. Weder ein Kaufmann in den Ländern des Königs durfte eine Unternehmung wagen, deren Chancen zerstört werden konnten durch unberechenbare Mächte, noch weniger durfte ein auswärtiger dem blinden Spiele eines solchen Zufalles Hab und Gut anvertrauen. Der Credit ward im Keime geknickt, und einen eigentlichen Großhandel konnte es unter Friedrich II. nicht geben [2]).

Wir reden hier nur von der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege. Wir werden später zu erörtern haben, wie die Dinge nach demselben sich gestalteten.

Friedrich hat zur Beförderung des Handels innerhalb seiner Länder Canäle gegraben: den Plauen'schen Canal zwischen Elbe und Havel, den Finow'schen zwischen Havel und Oder, den Brombergischen zwischen Brahe und Netze. Wir sagen zur Beförderung des Han-

[1]) Dohm IV. 400. — [2]) Mirab. u. Mauv. II. 397.

dels; denn wir glauben, daß es seine Absicht und sein Zweck war. Ob wirklich der Erfolg dieser Absicht entsprach, ist eine andere Frage. Der König hat nicht blos die alten Zölle beibehalten: er hat neue dazu auferlegt, so z. B. 1746 den Zoll zu Schwedt, 1747 denjenigen auf dem Finow-Canal, 1748 den zu Oderberg [1]). Sie sollten Geld in seinen Schatz bringen und zwar möglichst viel; denn die Ameisen sammeln im Sommer, was sie im Winter verzehren. Nur in der Kurmark [2]) gab es achtundsechszig verpachtete Zölle und acht verpachtete Schleußen, dazu neunundzwanzig nicht verpachtete Zölle und sechs nicht verpachtete Schleußen. Der jährliche Ertrag von allen zusammen war doch nur reichlich 132,000 Thaler. Wie konnte es anders sein? Friedrich hat die Abgaben für den Transit so geschraubt, und wegen seines völligen Mangels an Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Menschen die Untersuchung so lästig gemacht, daß er den Zwischenhandel, der bis zu seiner Regierung beträchtlich war, völlig zerstörte [3]).

Ein Anhänger Friedrichs, der den König selber persönlich kannte, zieht aus dieser Thatsache merkwürdige Ergebnisse [4]). „Die preußischen Lande," sagt Dohm, „waren fähig der Sitz eines blühenden und die Unterthanen bereichernden Handels zu werden. Aber Friedrich wies diesen Handel geflissentlich zurück. Die hohen Abgaben, welche fremde Waaren beim Eintritte in das Land, oder bei der Durchfuhr bezahlen mußten, noch mehr die mannigfachen Plackereien und der Aufenthalt, denen man bei der Untersuchung durch die Zollbedienten ausgesetzt war, hielten die Fuhrleute und Schiffer von den preußischen Grenzen zurück. Man schlug alle Wege ein, um nur den preußischen Boden nicht zu berühren. Man zog einen weiteren kostspieligeren Weg vor, wenn man nur nicht an die preußische Grenze kam."

Der Erklärungsgrund ist sehr auffallend. Warum denn hätte ein König geflissentlich den Handel abweisen sollen? Es ist die Erklärung eines räthselhaften Verfahrens durch ein anderes Räthsel, das in sich höchst unwahrscheinlich durch nichts bewiesen wird. Dohm hat kein Wort, keine Aeußerung des Königs beigebracht, welche eine

[1]) a. a. O. III. 270. — [2]) a. a. O. p. 240. — [3]) Mirab. u. Mauv. I. 149. — [4]) Dohm IV. 422.

principielle Abneigung gegen den Handel anzeigte. Dagegen gibt es Aeußerungen in großer Zahl, welche beweisen, wie gern Friedrich den Handel blühend gesehen hätte, wenn nämlich sein Finanzsystem, sein Prinzip des Sammelns für den Krieg, dem Handel eine Möglichkeit des Gedeihens offen ließ.

„Das Commercium ist die eigentliche und wesentliche Quelle," sagt der König Friedrich II. [1]), „durch welche einem Lande und dessen Bewohnern Segen, Reichthum und Ueberfluß zugeführt wird. Dieses wollen wir immer mehr und mehr verbessern, in rechten Flor bringen und erhalten, mithin alles, was dem entgegen oder hinderlich sein kann, aus dem Wege räumen."

Friedrich II. sprach diese Worte 1751 zu der Stadt Emden. Diese Stadt hatte gehofft, in ihm die Plane seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wieder aufleben zu sehen. Um dieser Hoffnung willen war sie, die bereits damals moralisch tief versunken und verkommen war, bereitwillig auf seinen Vorschlag des Hoch- und Landesverrathes gegen ihren einheimischen Fürsten eingegangen. Sie hatte bei Lebzeiten desselben versprochen, sofort nach seinem Tode dem fremden Könige zu huldigen, dem dort nicht das mindeste Recht zur Seite stand. Als dann vierzehn Tage später der junge Fürst eines jähen Todes starb, hatte sie dies Versprechen in möglichster Eile erfüllt. Sie hatte dadurch ihm die Bahn zur Besitzergreifung des ganzen Fürstenthums eröffnet. Wir haben oben (S. 152 u. f.) erwähnt, wie das gelang. Die Stadt verlangte nun als Gegenleistung die Gewähr der Freiheit des Handels und Schutz zur See.

Im Sommer 1751 besuchte Friedrich diese Stadt. Der Magistrat derselben hatte den Lohn des Verrathes, den er sieben Jahre zuvor gegen den letzten Landesfürsten an den König Friedrich begangen, damals bereits dahin. Friedrich hatte nämlich von seinen Verheißungen der Aufrechthaltung der Privilegien u. s. w. auch nicht eine erfüllt. Er behandelte die Stadt damals bereits auf demselben Fuße, wie alle andern Städte seiner Länder. Er hatte in Emden einen drückenden Zoll angelegt, dessen Tarif von den natürlichen Concurrenten der Stadt Emden, von Bremen und Holland nicht

[1]) Patent des Porto Franco für Emden 1751.

anders hätte dictirt werden können. Irgend welchen Schutz zur See hatte er bis dahin nicht verliehen. Aber eben diesen und mehr noch, die Theilnahme am eigentlichen Welthandel nach beiden Indien und nach China, hofften die Kaufleute von seiner Anwesenheit.

Friedrich kam. Unter dem Jubel der Seeleute bestieg der König eine festlich geschmückte Jacht, welche ihn hinaus tragen sollte auf die Rhede bis an die südwärts in den breiten, tiefen Emsstrom vorspringende Landspitze der Knock.

Es ist die Stelle, welche wie keine andere auf dem deutschen Küstenlande der Nordsee von der Natur bestimmt ist, der Seekriegshafen eines mächtigen Reiches zu sein. So hatten es einst die Grafen dieses Landes gewollt und gewünscht. Aber ihre Vorschläge und Plane hatten bei dem Kaiser Rudolf II. nur den Beifall und Dank der Worte für die patriotischen Absichten gefunden. Rudolf hatte im Jahre 1601 den Grafen Enno III. zum Reichsadmiral[1]) ernannt; aber die Holländer hatten durch rasches Eingreifen, durch die Besetzung der Stadt Emden und des Landes, jede Consequenz dieser Ernennung vereitelt. Nur einmal hat seitdem sich die Möglichkeit einer Aussicht geboten, die rechte Bestimmung der Knock zu verwirklichen. Indessen der Kurfürst Friedrich Wilhelm bildete den Plan einer Geltung zur See erst in den letzten Jahren seines Lebens aus. Er hat die Knock nicht gesehen, und noch dazu war sie nicht in seiner Gewalt. Seine Nachfolger ließen das Lieblingswerk seiner letzten Jahre, seine Kriegsflotte, im Hafen vermodern. Der eine bedurfte des Geldes für Ceremoniell und Feste, der Andere für die blauen Kinder von Potsdam. Erst Friedrich II. betrat die Stätte, deren gleichen er in seinem Lande nicht besaß. Zum ersten Male trug dieselbe einen mächtigen König, vor dessen Füßen die Wellen des hier seegleichen Stromes anrollend

[1]) Es ist mir nicht gelungen das betr. Diplom aufzufinden, weder in Wien, noch in Aurich. Allein einerseits behaupteten holländische Schriftsteller jener Zeit, daß das Diplom ausgestellt sei. Andererseits habe ich das Originalgesuch des Grafen Enno III. im ehemals schwedischen Archive zu Stade aufgefunden, wohin es wahrscheinlich in Folge der Plünderung des Prager Archives im Jahre 1648 durch Königsmark gekommen sein mag. Die Vorverhandlungen sind im Jahre 1600 durch den ostfriesischen Kanzler Franzius in Prag geführt, und von den Holländern, nach ihrer Plünderung des Auricher Archives im Jahre 1609, zum Theile gedruckt.

sich brachen. Er selbst konnte hier mit eigenen Augen schauen, mit eigenen Ohren aus dem Munde der Seeleute erfahren, daß die Tiefe des Stromes vermöge die schwersten Linienschiffe leicht und sicher bis an den Ort zu tragen, wo er stand. Ihm selbst stand die Wahrnehmung offen, daß die vorspringende Landspitze aus sich selber auch ohne Nachhilfe der Menschenhand einen bedeutenden Schutz gewähre gegen den Sturm, den der Seemann dieser Küsten am meisten fürchtet, gegen den Nordwest. Wenn nicht hier der Gedanke in dem Könige aufstieg, einestheils für sich zur See Geltung zu erringen, und dann vor allen Dingen dem Seehandel seiner Unterthanen einen thatkräftigeren, einen wirksameren Schutz zu verleihen, als denjenigen seiner Fürbitte und Verwendung: so war auf diesen Gedanken nimmer zu hoffen.

Es geschah nicht. Der Geist des Ahnherrn ruhte nicht auf Friedrich II. Ein Anderes ja hatte dieser sich vorgesetzt, ein Anderes jener. Auch Friedrich Wilhelm hatte gestrebt zu wachsen, und mehr als einmal sein eigenes Interesse gesucht durch passives Verhalten gegen die Gesammtheit. Aber er war nicht aggresiv gegen dieselbe aufgetreten, hatte nicht gesucht sie zu zerstören, um aus den Trümmern sich zu bereichern. Er hatte gestrebt, seinen Unterthanen, deren Fleiß und Tüchtigkeit er nicht geringer achtete, als denjenigen ihrer Nachbarn im Westen und Norden, eine neue Bahn des Erwerbes zu eröffnen. Er hatte gestrebt durch dies Bemühen, indem er Schutz verheißen und gewähren konnte gegen fremde Gewalt und fremden Uebermuth, den ganzen Norden von Deutschland und mittelbar den Süden, dessen Theilnahme am Welthandel der Norden vermittelt, sich zur Dankbarkeit zu verpflichten. Also der Ahnherr. Nicht also der Nachkomme. Sein erster Schritt im politischen Leben hatte über seine Richtung unwiderruflich entschieden. Er kannte nur noch ein einziges Ziel. Nennen wir es, mit einem sehr starken Euphemismus, die Behauptung Schlesiens, und stete Kriegsbereitschaft zu diesem Zwecke. Friedrich II. wollte in Wahrheit Handel und Schiffahrt. Das hatte indessen eine Grenze und zwar eine sehr kennbare. Er wollte Handel und Schiffahrt, weil und so lange sie Geld lieferten in seinen Kriegesschatz. Jede Forderung einer Auslage seinerseits wies er zurück.

In diesem Sinne verfuhr er. Er gab dem Hafen von Emden das Portofrankorecht. Dies war leicht; denn es kostete ihm nichts, als das Papier, Unterschrift und Siegel. Aber man wies ihn hin auf die Verschlammung des Hafens. Das war eine andere Sache, die er den Bürgern selbst überließ. Sie baten ihn um Errichtung von Compagnien nach Ost- und Westindien. Auch das gewährte der König für die Abgabe von drei Procent der Bruttoeinnahme. Er gab den Kaufleuten seine Octroi und seine Flagge. Was konnte eine Octroi und eine Flagge fruchten, wenn sie nicht ruhte auf der Grundlage seiner Kanonen? Es war mit Sicherheit vorauszusagen, daß solche Compagnien beim ersten Windeshauche eines nahenden Kriegsgewitters auffliegen mußten. Und so ist es geschehen.

Einige Jahre später sprach der König seine Ansicht über eine Kriegsflotte in folgenden Worten aus: „Es gibt Staaten, die vermöge ihrer Lage und Verfassung Seemächte sein müssen. Dergleichen sind England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark. Diese sind von der See umgeben, und die entfernten Colonien, welche sie besitzen, nöthigen sie Schiffe zu haben, um die Verbindung und den Handel zwischen dem Mutterlande und jenen abgesonderten Gliedern zu unterhalten. Es gibt andere Staaten, wie Oestreich, Polen, Preußen und selbst Rußland, von denen einige eine Flotte entbehren können, und die anderen einen unverzeihlichen Staatsfehler begehen würden, wenn sie ihre Macht theilten und Truppen in See gehen ließen, welche sie höchst nöthig auf dem Lande gebrauchen."

Der König vertritt in diesen Worten die Ansicht, als ob eine Kriegsflotte Kräfte verzehre, ohne Ersatz dafür zu bringen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Das bedeutungsvolle Wort des Kanzlers Baco: wer das Meer beherrscht, beherrscht die Erde, ward seit Elisabeth der Grundzug der englischen Regierungen und der Nation. Nicht der Handel hat die Kriegsflotten seit Elisabeth und Wilhelm von Oranien geboren. Die Kriegsflotten von Holland und England gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sind eher groß und mächtig gewesen, als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem Schutze, unter dem beschirmenden Schatten der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten empor, erdrückten die deutsche Hansa, und machten fortan jede Concurrenz, die nicht

ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Colonien, um deren willen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kriegsflotte nöthig erschien, waren diesen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Himmels, sondern die Anlage und Erwerbung derselben war nur möglich gewesen durch eine Kriegsflotte. Unter dem Schutze ihrer Kriegsflotten wurden die holländischen und englischen Kaufleute reich, und ihr Wohlstand ergoß sich in tausend Kanälen über das Land. Die deutschen Kaufleute wurden die Krämer der Engländer und Holländer, und darum vergleichungsweise arm. Wir meinen die Kaufleute der Hansestädte. Zu diesen wiederum traten die Kaufleute in den Ländern des Königs von Preußen in dasselbe Verhältnis, in welchem jene zu den Engländern und Holländern standen.

Immerhin, sagt man, aber wenn auch die Engländer und Holländer im Einzelnen reich waren und die Preußen arm: so hatten der englische Staat und die holländische Republik ja eine schwere Schuldenlast. Friedrich dagegen hatte keine Schulden, sondern einen wohlgefüllten Schatz, bereit zu sofortiger Verwendung, wenn er den Zeitpunkt für günstig hielt. Auch das ist nicht zu leugnen, und wir werden ersehen, daß und wie die Verwendung nach seinem Willen nicht ausblieb.

Neunter Abschnitt.

Friedrich II. persönlich und als Schriftsteller vor dem siebenjährigen Kriege.

Der König wohnt auf der Höhe, die bei Potsdam terrassenförmig ansteigt, in einem einstöckigen, mäßigen Schlosse, das man Sans-Souci genannt. Es ist noch die Zeit, wo er sich einen Philosophen nennt. Später spielt der Name des Einsiedlers durch denjenigen des Philosophen herdurch, bis er in Wort und That die Oberhand gewinnt. Gelöst freilich hatte sich der König längst von den gewöhnlichen Banden des Blutes und der Verwandtschaft.

Nach dem Tode seines Vaters wies er seiner Frau Schönhausen als Wohnsitz an. Einmal in seinem Leben hat er dasselbe betreten, seine Frau hat seine Wohnung nie gesehen. Doch wechselten sie Briefe, kalt und herb von seiner Seite, mild und würdig von der ihrigen. Einer der schrecklichsten Briefe, die er ihr geschrieben, ist 1745 aus dem Lager bei Soor. Dort war der zwanzigjährige Bruder der Königin im Dienste Friedrichs gefallen. Der Brief [1]) lautet: Madame, vous saurez apparemment ce qui s'est passé avant-hier. Je plains les morts et les regrette. Mes frères et Ferdinand se portent bien. On dit le prince Louis blessé. Je suis avec bien de l'estime etc. „Ich bin an seine Weise gewöhnt," schreibt die

[1]) Oeuv. XXVI. 23.

Königin an ihren Bruder Ferdinand, „aber das schützt mich nicht sie zu fühlen, besonders bei einer Gelegenheit, wo einer meiner Brüder das Leben in seinem Dienste geendet. Es ist zu hart ein solches Benehmen zu zeigen.“

Was hatte die arme Frau gethan, die in jugendlicher Unbefangenheit ihrem Vater gehorchend die Worte, die der damalige Prinz auf Befehl und aus knechtischer Furcht vor seinem Vater zu ihr sprach und schrieb, für Wahrheit genommen, und in dieser Täuschung, die nicht ihre Schuld war, ihm Treue geschworen hatte? Friedrich hat niemals ihr einen Vorwurf gemacht, noch vielleicht auch machen können. Er wollte es so. Doch blieben sie in schriftlichem Verkehr. Der Briefwechsel schleicht hin, frostig, eintönig, befehlend von seiner Seite. Aber man vergleiche nur den einen Brief, welchen die so oft schmerzlich beleidigte und gekränkte Frau ihm schreibt, als sie im August 1756 das Vorhaben seines neuen Kriegszuges vernimmt: man vergleiche diesen einen Brief mit der Antwort des Philosophen [1]). Die Königin sagt:

„Sire, mit dem Wunsche, daß Sie einer beständigen Gesundheit genießen mögen, schreibe ich diese Zeilen. Denn obwohl ich erfreut bin Sie in gutem Wohlsein gesehen zu haben, ist doch mein Herz voll Mitgefühl und Sorge, wenn ich daran denke, daß vielleicht wir den Schmerz erleben Sie weit fortziehen zu sehen. Ich wage nicht daran zu denken. Möge Gott Sie erhalten, und möge er in kurzem Ruhe und Frieden wieder schenken! Möge er mit Ruhm und Glück alle Ihre lobwürdigen Unternehmungen krönen, und möge Alles sich wenden zu Ihrer Zufriedenheit! Das sind die aufrichtigen Wünsche, die von meinem Herzen ausgehen, das Ihnen treu anhängt und ergeben ist, das erfüllt ist von einer zarten und aufrichtigen Freundschaft, aber zugleich durchdrungen von Schmerz und Betrübnis, wenn ich mir vergegenwärtige, daß vielleicht wir Sie bald aufs neue den Gefahren trotzen sehen. Ich wage nicht ohne tödtlichen Schmerz daran zu denken. Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige mit meinem Schmerze und meinen Klagen; aber meine Seele ist so voll davon, mein Herz so davon durchdrungen, daß dies den Sieg davon getragen hat über

[1]) a. a. O. 24.

das Schweigen, dem ich mich geweiht hatte. Darum wage ich es vor dem Einzigen, der die Ursache meiner Sorgen ist, mein Herz zu entladen. Sie sind zu gnädig, um nicht es mir zu verzeihen und sich hinein zu denken in meinen gerechten Schmerz. Ich empfehle mich der Ehre Ihrer Freundlichkeit und Ihres Wohlwollens, und verbleibe mit vollkommener Anhänglichkeit, völliger Ergebenheit und aller erdenklichen Zärtlichkeit u., s. w. —

Der König erwiederte ihr: „Madame, die Menge der Geschäfte hat mich bislang gehindert Ihnen zu schreiben. Deshalb richte ich, um Abschied von Ihnen zu nehmen, an Sie diesen Brief, indem ich Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit wünsche während der Unruhen, die sich zu erheben beginnen. Ich bin“ u. s. w.

Man sieht, die Schuld seiner Vereinsamung lag nicht an derjenigen, welche das Recht und die Pflicht hatte im Leben ihm zunächst zu stehen. Man wolle dagegen nicht sagen, daß dieses rein persönliche Verhältnis beschränkt blieb auf die Personen, und nicht die Schicksale einer Nation betraf. Wir haben schon bemerkt und werden es ferner sehen, daß die Persönlichkeit dieses Königs allein und unbeschränkt, und vor allen Dingen ungemildert durch irgend welchen Zuspruch, die Schicksale der Millionen bedingt, nicht blos derer, die unmittelbar ihm unterthan waren, sondern noch vieler anderen dazu.

Dasselbe Verhältnis im Wesentlichen kehrt wieder bei denen, welche durch die Bande des Blutes dem Könige nahe standen. Schon in den ersten Jahren sprießt der in seinem Hause traditionelle Argwohn gegen den Thronfolger in ihm empor [1]). Er vergleicht 1747 seinen Bruder Wilhelm dem Könige Heinrich IV., und schließt mit den Worten Voltaires:

> Le héros vertueux se cachait à lui-même
> Que la mort de son roi lui donne un diadême.

Wilhelm erwiederte: „Ich mache mir eine größere Ehre daraus unter Ihren Gesetzen zu leben, als es der Ruhm ist Ihr Nachfolger sein zu können.“ Das mochte ihm selbst zu stark vorkommen. „Sein Sie überzeugt, mein Bruder,“ fuhr er fort, „daß dies ein aufrichtiges Geständnis ist.“ Ob der König, der eben vorher solche Worte

[1]) Oeuv. XXVI. 94.

Voltaires seinem Bruder hatte schreiben mögen, diese Versicherung glaubte? Die Brüder blieben einander möglichst fern, und vermieden jede Gelegenheit einander nahe zu kommen. So dauerte die Spannung hin, bis sie in Folge eines wahren oder vermeinten Fehlers des Prinzen im Beginne des siebenjährigen Krieges zum Ausbruche kam.

Indessen war es nicht blos der Argwohn des Königs gegen den Thronfolger, welcher so ihn handeln ließ. Dasselbe Verhältnis im Wesentlichen findet statt gegen den jüngeren Bruder Heinrich. Friedrich schreibt demselben 1746 [1]): „Mein lieber Bruder, wir haben einander keine Vorwürfe zu machen. Wir beweisen dieselbe Kälte gegen einander, und weil Sie es also wollen: so bin ich es zufrieden." Sie leben dann sechs Monate in einem und demselben Hause, ohne einander zu sehen und zu sprechen. Während dieser Zeit bittet Heinrich schriftlich um die Erlaubnis zu einer militärischen Reise. Der König schlägt sie ab.

Das Verhältnis zu den andern Geschwistern ist im Wesentlichen dasselbe. Man hat dasjenige zu der Markgräfin von Baireuth als ein anderes bezeichnen wollen. Allein die Feder der Markgräfin hat in ihren Denkwürdigkeiten sich anders ausgesprochen. Man hat gesagt, daß diese Denkwürdigkeiten wahrscheinlich zur Zeit der Spannung zwischen beiden Geschwistern niedergeschrieben seien. Immerhin mag das sein. Aber warum denn hat die Markgräfin, die noch lange Jahre nach dieser Spannung lebte, das einmal entworfene Bild des Bruders weder gelöscht, noch auch nur gemildert? Oder hätte sie vielleicht das Letztere doch gethan? Wir wissen es nicht. Für uns enthalten jene Denkwürdigkeiten nicht die reine Wahrheit, sondern die Wahrheit, wie dieselbe in der Seele der Markgräfin sich spiegelt. Und darum überlassen wir ihr herbes und scharfes Urtheil über ihren Bruder ihr selbst, und begnügen uns mit dem, was thatsächlich gewiss und unzweifelhaft ist.

Der König lebt zu Sanssouci. Niemand steht dort ihm nahe, als seine selbstgewählte Gesellschaft, die von ihm abhängig keinen andern Willen haben kann, als den seinigen. Es sind vor allen Din-

[1]) a. a. O. p. 153.

gen Franzosen, die er Philosophen nennt. Ein hauptsächlicher unter ihnen in der ersten Zeit ist la Mettrie, der Anspruch zu haben schien auf die Schule der Cyniker und Hedoniker zugleich. „Er ist an einem Scherze gestorben," sagt Friedrich [1]), „weil er eine ganze Fasanenpastete aß." „La Mettrie wird bedauert," meint er dann, „von allen denen, welche ihn gekannt haben. Er war fröhlich, ein guter Teufel, guter Arzt und schlechter Schriftsteller." In Wahrheit scheint Friedrich der einzige gewesen zu sein, der bedauert hat, daß er fortan auf die cynischen Späße dieses Individuums verzichten mußte. Er verfaßte auf dasselbe eine Lobrede, und ließ sie in der Akademie vorlesen.

Ein anderer hauptsächlicher dieser Philosophen war Voltaire. Es war dem Könige gelungen diesen Mann, dem so lange schon er den Weihrauch des sogar von seinem Standpunkte aus überschwenglichen Lobes gestreut, endlich zu sich zu ziehen, ihn täglich bei sich unter seinem Dache zu haben. Die beiden Philosophen vertrugen sich sehr schlecht. Wozu dient es Dinge zu erörtern, die schon so oft beschrieben sind? Diese gingen sehr weit. Die Geschäfte Voltaires mit sächsischen Steuerscheinen, seine Händel mit Juden um Juwelen werfen dunklere Schatten auf seinen Charakter als seine Bissigkeit gegen den armen Doctor Akakia. Der König benennt ihn dafür ins Gesicht mit Namen, wie sie im Verkehr der Menschen nur eben denkbar sind. Er erklärt ihn reif für Ketten und Karre, in Briefen an seine Schwester auch für Galgen und Rad [2]). Der eine Philosoph blieb indessen dem andern nichts schuldig. Sobald Voltaire sich wieder vor dem Arme des Königs in Sicherheit wußte, schildert er diesen reif für Sodom und Gomorrha [3]). Man nehme diese Worte buchstäblich wie sie geschrieben sind. Voltaire gibt ihm gar fortan den Namen: Luc. Einige Jahre später, als die gegenseitigen Beleidigungen zurücktraten, fingen beide wieder an sich gegenseitig zu bewundern und zu beräuchern, und Voltaire erklärte das Vorgefallene für une querelle d'amants. In der That, diese Liebenden waren einer des andern würdig.

---

[1]) Oeuv. XXVII. 1. q. 203. — [2]) a. a. O. p. 226. April 1753. — [3]) Vie privée. Dohm V. 227 möchte dieselbe gern unächt machen; doch hat Preuß I. 255 mit seinen Gegenbemerkungen die Wahrscheinlichkeit für sich.

Der einstige Kreis, der den damaligen Kronprinzen in Reinsberg umgeben, hatte längst sich aufgelöst. Einige waren gestorben, wie Jordan. Andere hatten sich zurückgezogen, um sicher vor der wechselnden Stimmung des Königs in seiner Gegenwart, allenfalls aus der Ferne in brieflichem Verkehr mit ihm zu bleiben. Noch machte das Theater einen Gegenstand seiner Erholung aus. Es war, wie sich von selbst versteht, nur mit Franzosen besetzt. Aber sie fanden am wenigsten bei diesem kargen Könige ihre Rechnung. Sie machten ihm viele Noth, zumal da er auch hier wieder alles selbst thun, sein eigener Intendant sein wollte [1]). „Das Histrionenvolk ist wie das Meer," ruft er verdrießlich aus. „Es nimmt so viele Flüsse auf und wird doch niemals voller, nach gesättigt." Entstand vielleicht damals unter dieser Art von Leuten das Sprichwort des travailler pour le roi de Prusse? Ihrer Darstellung erwies der König dagegen die Ehre voller Anerkennung. Man sah ihn oft im Schauspiele bitterlich weinen.

Denn er war nicht ohne Gefühl, nur daß dasselbe eine seltsame Richtung genommen hatte. Seine Liebe war sehr auf die Hunde gekommen, und der Tod derselben betrübte ihn tief. „Ich habe einen häuslichen Kummer," meldet er im Decbr. 1751 seiner Schwester von Baireuth [2]), „der meine Philosophie gänzlich zerstört hat. Ich vertraue Ihnen alle meine Schwächen an: ich habe Biche verloren, und ihr Tod hat in mir den Verlust aller meiner Freunde erneuert, besonders desjenigen, der sie mir geschenkt hatte. Ich schäme mich, daß ein Hund meine Seele so in Aufregung bringt; aber die Sitz-Lebensart, welche ich führe und die Treue dieses Thieres hatten mich so an dasselbe gefesselt, seine Leiden mich so gerührt, daß, ich gestehe es, ich darüber traurig und betrübt bin. Muß man hart, muß man gefühllos sein? Ich glaube, daß ein Mensch, der gleichgiltig ist gegen ein treues Thier, auch nicht gegen seines Gleichen erkenntlich sein werde, und daß, wo man die Wahl hat, es besser ist gefühlvoll als hart zu sein. Sie sehen, liebe Schwester, wie ich der Sophist meiner Leidenschaft bin, und wie ich mir selbst meine Schwächen verhehle. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um unsere

[1]) Oeuv. XXVII. 3. p. 143. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. p. 204.

Vernunft in Unordnung zu bringen, und das Gefühl in uns ist immer stärker, als der beste Syllogismus. Kurz man kann sich nicht in eine andere Form gießen, und selbst, wenn man dahin gelangte eine Leidenschaft zu löschen: so würde sofort eine andere die Stelle einnehmen. Ich lese jetzt die Gedanken des Kaisers Marcus Antonius."

Zur selben Zeit entwickelt dieser König persönlich eine rastlose, eine ungeheure Thätigkeit. So vielsagend sein Wort ist die Seele seines Staates, eine Art Vicegott auf Erden sein zu wollen: es ist unverkennbar sein Bestreben es zur Wahrheit zu machen. Sein Tag ist eingetheilt vom Morgen bis zum Abend. Er ist Herr seiner Stunden, und seine Umgebung weiß mit voller Bestimmtheit im voraus, was der König thun wird in dieser oder jener Minute des Tages. Es ist ein Beispiel, wie es wenige Könige gegeben haben, wie es selbst wenigen anderen Menschen, die kein Maß ihrer Arbeit in sich tragen als ihren eigenen Willen, erreichbar sein kann.

Anders vielleicht wird man urtheilen über die Tendenz dieser Autokratie. Es waren nicht blos die großen Angelegenheiten des Staates, die der Arbeit des Königs unterlagen, nicht blos seine Beziehungen nach außen, die er selbständig und allein leitete. Er selbst war nicht blos sein ganzes Ministerium für alle Geschäftszweige des Staates nach innen. Er selbst zog die für das Ganze geringfügigsten Einzelheiten an sich, oder duldete, daß er damit behelligt wurde. Vorzüglich geschah dies von Officieren, für die er ja als den wesentlichen Pfeiler seines Militärstaates eine ganz besondere Sorgfalt auf sich genommen. Sie theilten ihm die Leiden ihres Ehekreuzes mit, ihre Zänkereien mit Juden um Juwelen, ihre Schulden, erzählten ihm die Thorheiten ihrer ungerathenen Söhne, und erwarteten von dem Könige Rath und Hülfe für solche häusliche Angelegenheiten[1]). Der geringste Unterthan durfte sich mit seiner Beschwerde an den König wenden, und einer Antwort von demselben sich getrösten. Das war in der That mehr Schein als Wirklichkeit; denn in der Regel begnügte sich der König die Bitten und Beschwerden an die ordnungsmäßige Behörde zu geben. Allein es ward doch

[1]) Preuß: Urkundenbuch I. 89. 93. 97. 217. 222.

in dem Volke die Meinung genährt, daß das Ohr des Königs jeder Klage offen stehe. Wo indessen solche Klagen gegen Lieblings-Grundsätze des Königs verstießen: da war auf einen günstigen Bescheid nimmer zu hoffen. Die Rücksicht auf die Verdienste des Ministers Cocceji hatte für diesen es ermöglicht, daß er sich Bier von Zerbst kommen lassen durfte: ein Anderer durfte nicht gleiche Gunst erwarten.

Des Königs Eifer ermüdete nicht im Streben nach dem, was er für vortheilhaft hielt. Er wollte Beschleunigung der Processe, schnelles Recht. Er trieb unaufhörlich, bis er nach seiner Meinung dies erreichte. Die Eile selbst, das Drängen und Treiben darauf mochte der Gründlichkeit der Sache nicht vortheilhaft sein: immerhin war der gute Wille anzuerkennen. Wenn nämlich der gute Wille nur das Wohl der Unterthanen im Auge hatte, und nicht auch einen Nebenzweck.

Denn auch in dieser Beziehung ist wie überall Friedrichs Regierung von einem wesentlichen Streben durchdrungen, demjenigen der Lösung von den Banden des Reiches. Noch war der Kaiser kraft der Verfassung des Reiches die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Friedrich Wilhelm I. hatte es mit tiefem Verdrusse empfunden, wenn er, der souveräne König in Preußen, vor den Reichsgerichten auf die Klagen seiner deutschen Unterthanen Rede und Antwort stehen sollte. Er erlebte weiter den Verdruß, daß er dort Unrecht haben sollte, ja daß man gar Exekution gegen ihn erkannte. Unter Friedrich II. kam das nicht vor. Seine Länder hatten zum Theile das, was man das Privilegium de non appellando nannte, das heißt das Recht gegen den Kurfürsten und Markgrafen bei den Reichsgerichten nicht klagen zu dürfen. Friedrich II. dehnte dies Privilegium in der Form eines Verbotes auf alle seine deutschen Länder aus. Er untersagte seinen Unterthanen sich an die Reichsgerichte zu wenden. Sie sollten Recht nehmen und geben nur vor seinen Behörden. Wir sehen, wie einer der wichtigsten Grundpfeiler des alten deutschen Reiches umgestürzt wurde ohne Lärm und Krachen. Friedrichs Unterthanen gehorchten. Wie auch konnten sie anders? Einestheils war es der eigene Knechtsinn, die Furcht vor dem Könige, welche sie lähmte; andererseits lebten die einstigen mächtigen Corporationen der Stände nur noch als Schat-

tenbilder fort. Unter der langen Regierung Friedrichs gewöhnten sich die Menschen daran und dachten zuletzt: es sei nie anders gewesen.

Dazu kam noch ein Anderes. Allsonntäglich erneuerte sich die Erinnerung an das Band des Reiches und das Oberhaupt desselben in dem deutschen Volke durch das Gebet, welches der Geistliche nach dem Worte der Bibel für die höchste Obrigkeit sprach. Dies sollte geändert werden, der Name des Kaisers aus der Erinnerung der Menschen verschwinden, aber vorsichtig, damit nicht man dagegen sich sträube [1]). Am 24. Mai 1750 erließ der König die betreffende Cabinetsordre an den Minister von Dankelman. In der That geschah es behutsam. Zuerst unterließen die Geistlichen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten ostwärts von der Weser das sonntägliche Kirchengebet für den Kaiser. Als erst diese Bauern und Bürger sich daran gewöhnt hatten, ging man langsam weiter zu den größeren Städten, zu den Ländern westwärts von der Weser. Ein eigentlicher Befehl von oben erfolgte nicht. Es sollte still und unbemerkt geschehen, und wiederum wollte man auf der andern Seite sich gegen den etwaigen Einspruch den Ausweg des Nichtwissens offen halten. Also gewöhnte man diesen Theil der Deutschen an die Idee, daß er keinen Kaiser mehr habe, und das nachwachsende Geschlecht sah nur noch in dem Könige seinen höchsten Herrn auf Erden. Es war ein politischer Meisterstreich in seiner Art, der keinen Mann und keinen Thaler kostete, und doch von unberechenbarer Wirkung war. Die Unterthanen des Königs von Preußen hatten fortan mit Kaiser und Reich nichts mehr zu schaffen. Friedrich wollte etwas Anderes aus ihnen machen: eine nation prussienne sollten sie werden.

Wie war ihm in diesem Bestreben schon so viel gelungen! Wir haben gesehen, wie v o r ihm an einen Gegensatz zwischen seinen Unterthanen und denjenigen des Kaiserhauses nicht zu denken war, wie seine Unterthanen sich sträubten gegen den Krieg, den der König für sein Interesse unternahm. Er hatte die sich Sträubenden hinein gerissen, nicht ein, sondern zweimal. Der zweite Krieg war als Eroberungskrieg mislungen: er nahm dafür den Namen eines gelungenen Vertheidigungskrieges an. Es war viel Blut geflossen, viel Ruhm er-

[1]) Preuß I. 487.

worden. Blut ist ein ganz besonderer Saft zum Kitten und zum Trennen. Das Blut verband die Brandenburger, die Pommern, die Preußen gegen die Unterthanen des Kaiserhauses: es schied sie von denselben. Von Natur hatten sie keine Ursache sich zu hassen: es war Friedrichs Wille, daß sie einander hassen sollten, und bei den Seinen erreichte er langsam und allmählich diesen Zweck. Dazu kam das hohle Trugbild des Ruhmes, welches der König vorspiegelte, nebst den Vortheilen, welche den Ruhm begleiteten. Friedrich hatte dem Adel Lust und Neigung zum Kriege eingehaucht. Wie war eine so große Wandlung unter diesen Menschen vorgegangen! Hundert Jahre zuvor waren sie nicht im Stande gewesen sich zu wehren gegen irgend einen Feind, woher derselbe auch kam, mochten es die Räuberbanden des Mansfeld sein, oder Gustav Adolfs besser disziplinirtes Heer. Langsam hatte sich das umgestaltet, bis Friedrich II. das entscheidende Wort sprach: Der Mann von Geburt, der nicht die Waffen trägt, n'est qu'un misérable [1]). So ließ er den Thronerben unterrichten, daß er dies Wort täglich höre und selber sage. Die Richtung dieser Waffen konnte nach der Geschichte, die Friedrich II. gemacht, nicht zweifelhaft sein. Sie war nicht nach Osten, und nicht nach Westen, sondern nach Süden. Friedrich durfte hoffen, daß ein dritter Eroberungskrieg nicht abermals so viele mürrische Gesichter finden werde.

Aber Friedrich arbeitete noch in anderer Weise. Er war General, Regent mit einer ganz außerordentlichen Thätigkeit. Er verfaßte ein besonderes Werk über die Taktik, welches nur Generale einsehen durften, und zwar bei Ehrenwort unter dem Siegel des größten Geheimnisses. Friedrich untersagte ihnen es in Gegenwart ihrer Dienstboten zu lesen. Ferner machte er Verse. Man hat ihn neuerdings darüber viel verspottet. Wir glauben, sehr mit Unrecht. Es fällt uns nicht ein zu bestreiten, daß die Verse herzlich matt und ledern sind; aber der Hang, schlechte Verse zu machen, hat eben so wenig Unheil über die Menschen gebracht, als die andere Albernheit, des Wohlklanges wegen, wie er meinte, seinen Namen Frédéric in Fédéric zu wandeln. Wenn die Eitelkeit Friedrichs II. ihn keine anderen Sünden

[1]) Instruction für Borke zur Erziehung des Prinzen von Preußen 1751.

hätte begehen lassen als diejenigen gegen die Metrik und den guten Geschmack: so stünde es auch heute noch wahrlich besser um Deutschland und Europa. Auch behauptet Friedrich selber stets, wenn auch das freilich nicht so genau zu nehmen ist, daß er seine Verse für sich mache, und nicht für die kritisirende Welt. Wenn man einen Tadel aussprechen will: so gebührt derselbe nicht dem Könige, sondern denen, welche aus jedem Fetzen Papiers, den er beschrieb, ewigen Nachruhm für ihn gesogen haben, oder trotz der sonnenhellen Wahrheit noch heute zu saugen beflissen sind.

Das alles indessen erschöpfte die Thätigkeit des Königs nicht. Er fand dabei noch Zeit und Kraft als Schriftsteller in einem Fache aufzutreten, welches die vollste Anspannung der geistigen Thätigkeit eines Menschen erfordert, nämlich als Historiker.

Man unterschätzt sehr leicht die Wirksamkeit Friedrichs II. auf diesem Gebiete. Wir reden nicht von der inneren Bedeutsamkeit seiner Arbeiten, von dem Werthe, den sie in sich selber trugen, sondern von demjenigen, welchen sie durch seine Stellung erhielten. Die Energie, mit welcher dieser Mann volle sechsundvierzig Jahre seine persönlichen Ansichten und Meinungen in seiner Regierung ausprägte, mit welcher er der Denkungsweise seiner Unterthanen, deren Widerspruch an seiner Beharrlichkeit zerschellte, die preußische Uniform anzog, ward in hohem Grade unterstützt durch seine Leistungen als historischer Schriftsteller.

Man erwäge die Thatsachen. In Folge der Verachtung des Königs Friedrich Wilhelm I. gegen alle Wissenschaft war die Rohheit so groß geworden, daß der Großkanzler 1748 dem Könige Friedrich II. meldete, es sei ihm sehr schwer einen Mann aufzufinden, der sich zum Präsidenten einer Regierung (d. h. eines Obergerichts) eigne[1]. „Die vom Adel haben sich seit 30 Jahren nicht mehr mit Studien befaßt, sondern sich dem Kriegsdienste gewidmet. Die Bürgerlichen haben sich durch Zahlungen an die Recrutencasse in ihre Stellen eingekauft, und sich folglich nicht auf solide Wissenschaften gelegt."

Der neue König nun war wissenschaftlichen Dingen eifrig zugethan. Unter Friedrich Wilhelm war für den praktischen Officier,

---

[1]) Preuß. I. 321.

dessen Compagnie, dessen Bataillon regelrecht schwenkte und beim Feuern nicht plackerte, die Verachtung alles gelehrten Treibens ein neues Mittel zur Empfehlung. Unter Friedrich II. konnte die Kenntnis der Literatur von Nutzen sein. Es war freilich nicht die Kenntnis der deutschen, mühevoll pedantischen Forschungen mit formlos wulstigem Stile, sondern der französischen glatten Schreibart, die leichtfüßig über alle tiefere Untersuchung des Dunkeln und Verworrenen hinwegspringend, sich die Dinge zurecht legte, bis sie dem philosophischen Witze Voltaires und der Anderen entsprachen. Der König selbst ging darin voran. Mithin war es das leichteste Mittel die geschichtliche Wissenschaft zu studieren nach dem Maße, welches der König eigenhändig zuschnitt. Er that es in den beiden Angelegenheiten, welche nach denen der Person und der Familie am mächtigsten das menschliche Herz ergreifen und erregen: in denen der Religion und des Vaterlandes. Wir haben seine Ansicht zunächst von der ersten in kurzen Zügen zusammen zu fassen.

„Die Gründung der christlichen Religion," sagt der König [1], „hat wie diejenige aller Herrschaften einen schwachen Anfang gehabt. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhaftem Ursprunge, der unter die Abgeschmacktheiten alter hebräischer Prophetien die Vorschriften einer guten Moral mischte, dem man Wunder beilegte, und welcher schließlich zu einem schimpflichen Tode verurtheilt wurde, ist der Held dieser Secte. Zwölf Fanatiker verbreiteten sie vom Oriente bis nach Italien, und, wenn man einige Wunder ausnimmt, die geeignet sind eine glühende Einbildungskraft aufzuregen, so lehrten sie nur den Deismus. Diese Religion begann sich zu verbreiten in der Zeit, wo das römische Reich unter der Tyrannei einiger Ungeheuer seufzte, die nacheinander es beherrschten. Während dieser Blutherrschaft fanden die Bürger in steter Vorbereitung auf alles Unglück, welches die Menschheit treffen kann, nur im Stoicismus Trost und Stütze gegen solche Leiden. Die Moral des Christenthums ähnelte dieser Lehre, und dies ist die einzige Ursache des raschen Fortschrittes derselben. Seit der Zeit des Claudius bildeten die Christen zahlreiche Versammlungen, wo sie ihre Agapen, das ist ihre gemeinschaft-

[1]) Oeuv. VII. 133. Avant-propos de l'abrégé de l'histoire eccl. de Fleury.

lichen Liebesmahle einnahmen. Die Beherrscher wurden argwöhnisch. Aus Furcht vor Complotten verboten sie die Versammlungen. Der Eifer der Frommen trotzte den Verboten des Senates. Einige Fanatiker störten die Opfer des Volkes, und trieben ihre fromme Unverschämtheit so weit die Götzenbilder umzustürzen. Andere zerrissen die Edicte der Kaiser. Unter den Legionen gab es Christen, welche wagten den Befehlen ihrer Oberen nicht zu gehorchen. Daher entsprangen die Verfolgungen, deren die Kirche sich rühmt. Daher das gerechte Todesurtheil über einige Christen, welche man bestrafte als Ungehorsame gegen die Gesetze des Staates und als Störer des öffentlichen Cultus. Die Christen vergötterten die Eiferer. Die heidnischen Henker bevölkerten das Paradies. Nach solchen Executionen sammelten die Priester die Gebeine der Hingerichteten und gaben ihnen ein ehrenhaftes Begräbnis. Es war ferner die Folge, daß an diesen Gräbern Wunder geschahen. Das Volk, stumpf in seinem Aberglauben, ehrte die Asche der Märtyrer. Bald stellte man ihre Bilder in die Kirchen. Heilige Betrüger, die einander überboten, führten unmerklich den Gebrauch der Anrufung der Heiligen ein. Da indessen dieser Gebrauch dem Christenthume entgegen war, besonders dem Gesetze des Moses, glaubten sie den Schein zu retten, indem sie Anbeten und Anrufen unterschieden. Das Volk unterscheidet nicht, und betet dummehrlich die Heiligen an."

„Damals hatte die Kirche noch keine Macht. Der Eifer der Priester beschränkte sich auf leeren Zank. Sie hatten noch keine Mittel in Händen, um die Gegner zu verfolgen und sie zu der eigenen Ansicht zu zwingen. Mit dem Beginne des vierten Jahrhunderts, als Constantin sich aus Gründen der Politik zum Beschützer der Kirche erklärte, wandelte sich alles. Von einem Concile zum andern sah man neue Dogmen aufsprießen. Man machte Jesus Christus zum Gotte. Für den heiligen Geist war man in Verlegenheit, bis ein Priester, schlauer und schlechter als die Bischöfe des Concils, das Mittel fand, dem Beginne des Evangeliums Johannis den Vers[1])

---

[1]) Der Herausgeber der Oeuvres macht dazu die Bemerkung: „Das ist ein Irrthum. Der König will sagen, daß die Stelle über die Trinität 1. Joh. 5, 7 interpolirt ist." Wozu diese Berichtigung? Der König hat offenbar sagen

hinzufügen: Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. So grob in unseren Zeiten ein solcher Betrug sein würde, damals war er es nicht. Die Bischöfe erkannten durch das Gelingen der Gründung neuer Dogmen ihre Macht und das Vertrauen zu ihnen. Sie verfuhren mit einem gewissen Geschicke. Sie wagten ein geringes Subject daran, daß es eine neue Lehre verkündigen mußte. Die Kirche berief dann ein Concil, und das Concil machte die neue Lehre zum Dogma. So zog man aus dem Buche der Maccabäer die Lehre vom Fegefeuer. Diese Erfindung war für die Kirche so viele Schätze werth, wie die Entdeckung Amerikas für Spanien."

„Inzwischen erlitt die Kirche eine Reihe von Veränderungen. Die republikanische Verfassung wandelte sich in eine monarchische. In dem Ringen des Ehrgeizes tragen die ärgsten Betrüger zuletzt den Sieg davon. Diese Betrüger waren die Päpste. Sie benutzten die Schlaffheit der Kaiser von Ostrom, um die Autorität der Kaiserkrone auf die Tiare zu übertragen. Also begann es Gregor III. Stephan setzte es mit Glück im Westen fort, und krönte den Usurpator Pipin. Die Finsternis der Unwissenheit ward dichter von Jahrhundert zu Jahrhundert: wessen bedurfte man mehr, um den Betrug auszubreiten und festzusetzen?"

„Hildebrand legte die wahren Grundlagen der päpstlichen Macht. Von seinem Pontificate datirte der Despotismus der Kirche. Seine Nachfolger verliehen den Geistlichen die Privilegien, deren die alten Tribunen von Rom sich erfreut hatten: ihre Personen wurden unverletzlich, damit sie völlig der Macht ihrer rechtmäßigen Fürsten entzogen würden. Durch dieses Mittel sicherte sich der Bischof von Rom eine Miliz, die bereit war in allen Reichen der Erde nach seinen Befehlen zu kämpfen."

In diesem Sinne erörtert der König weiter die kirchliche Macht des Mittelalters. Er spricht von den Kreuzzügen, von dem Uebel, das sie über die Menschen brachten. Eine Lichtseite irgend welcher Art der Kirche des Mittelalters ist seinen Augen nicht erreichbar. Er kommt endlich auf den Verkauf des Ablasses.

---

wollen, was er sagt. Der einzelne Irrthum ist allerdings augenfällig; aber er ist in seiner Art nicht schlimmer, als der ganze Aufsatz.

„Der menschliche Geist," sagt er weiter, „ist nur eines gewissen Grades von Geduld fähig. Der Ehrgeiz dagegen kennt keine Grenzen. Die Päpste, die seit so vielen Jahrhunderten die Menschen betrogen hatten, konnten nicht vorhersehen, daß sie dabei die geringste Gefahr liefen."

„Ein Mönch in Sachsen, muthig bis zur Verwegenheit, mit starker Einbildung begabt, fähig zum Ausbeuten der Gährung, in welcher die Gemüther sich befanden, wurde das Haupt der Partei, die sich gegen Rom erklärte. Dieser Bellerophon zertrat die Chimäre, und der Zauber ward zerstört. Wenn man bei den groben Gemeinheiten des Stiles stehen bleibt: so erscheint Luther nur als ein wild aufgeregter Mönch, als der barbarische Schriftsteller eines ungebildeten Volkes. Wenn man ihm mit Recht Invectiven vorwirft und selbst zahllose Injurien: so muß man erwägen, daß diejenigen, für welche er schrieb, durch Zornesausbrüche in Bewegung kamen und Gründe nicht begriffen. Betrachten wir indessen das Werk der Reformation in der Hauptsache: so muß man anerkennen, daß der menschliche Geist ihm einen Theil seiner Fortschritte verdankt. Wenn Luther nichts Anderes gethan, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sclaverei zu befreien, in welcher Rom sie hielt: so hätte er verdient, daß man ihm Altäre errichtete, als dem Befreier der Völker. In Folge der Reformation wurden die Theologen gezwungen sich zu unterrichten."

„Das war das Gute, welches die Reformation bewirkte. Wenn wir es mit den Uebeln vergleichen, welche sie verursachte: so muß man eingestehen, daß die Wohlthaten, die uns davon zu gute gekommen, theuer erkauft sind. Nichts ist so erbittert und so unerbittlich wie theologischer Haß. Indem dieser Haß sich in die Politik der Souveräne mischte, verursachte er die Kriege, welche so viele Reiche verwüsteten, welche Deutschland, Frankreich, die Niederlande mit Strömen von Blut überschwemmten. Nur nach unendlichen Schrecken der Bosheit der Menschen, unter den rauchenden Trümmern ihres Vaterlandes erlangten Deutschland und Holland das unschätzbare Gut der Freiheit des Gedankens."

„Wer sieht nicht aus dieser Geschichte der Kirche, daß sie das Werk der Menschen ist? Welche erbärmliche Rolle lassen sie ihren

Gott spielen! Er schickt seinen einzigen Sohn in die Welt. Dieser Sohn ist Gott. Er opfert sich selbst, um sich mit seiner Creatur zu versöhnen. Er macht sich zum Menschen, um das verdorbene menschliche Geschlecht zu erlösen. Was geht hervor aus einem so großen Opfer? Die Welt bleibt eben so verdorben, wie sie gewesen ist. Dieser Gott, welcher spricht: es werde Licht: sollte er sich unzulänglicher Mittel bedienen, um zu ehrwürdigen Zwecken zu gelangen? Ein einfacher Act seines Willens genügt, um das moralische und physische Uebel aus der Welt zu bannen, um den Nationen einen Glauben einzuflößen, der ihm gefällt, und um sie durch die Wege seiner Allmacht glücklich zu machen. Nur enge und bornirte Geister mögen Gott ein Verfahren beilegen, welches seiner Vorsehung so unwürdig ist, indem sie nämlich ihn auf dem Wege der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt."

Also die Worte des Königs. Es wird nicht schwer sein in den geschichtlichen Arbeiten des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in höherem oder geringerem Grade die Spuren und Nachwirkungen der trostlosen und armseligen Halbwisserei der Geschichtsauffassung zu erkennen, welche in diesem Könige gipfelte, welche durch die Macht und das Gewicht seines Beispieles Gemeingut derer werden mußte, die mittelbar oder unmittelbar von ihm abhängig waren. Friedrich drückte dies Gepräge seiner persönlichen Anschauungen auf sein Jahrhundert. Die Nachkommen haben dasselbe noch nicht verwinden können: sie kranken daran bis auf den heutigen Tag.

Es ist indessen nur die eine Seite seiner Anschauungen, die nicht so unmittelbar in sein praktisches Leben überfloß. Wichtiger in dieser Beziehung ist die andere Seite, die Geschichtsbetrachtung des deutschen Vaterlandes. In dieser steht Friedrich für seine Absichten und Ziele eben so neu schaffend da, wie für sein politisches Wirken.

Unmittelbar nach den beiden ersten schlesischen Kriegen unternahm es der König, die Geschichte derselben für die Nachwelt zu beschreiben. Er hat sich dabei, wie es scheint, die Commentarien des Julius Cäsar zum Vorbilde genommen, und redet wie dieser von sich in der dritten Person. Er nennt sich darin kurzweg den König. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß Jemand, der von sich selber schreibt, vertheidigend auftritt, und es dürfte dem Könige daraus kein

Vorwurf zu machen sein. Denn selbst auch der Tadel, den er dann und wann auf sich selber bringt, verbirgt im Grunde nur die Forderung der Anerkennung von Anderen. Er erzählt hier und da von sich strategische Fehler und weist nach, warum es Fehler seien. Er erzählt nicht seine Flucht aus der Schlacht bei Mollwitz. Dagegen berichtet er von sich Wagnisse, aus denen fast der Vorwurf einer gewissen persönlichen Tollkühnheit zu entspringen scheint. Indessen dürften in den meisten Denkwürdigkeiten solcher Art sich dazu Seitenstücke finden lassen. Nach Vollendung dieses Werkes lenkte der König seinen Blick auf die frühere Vergangenheit.

Er fragt [1]), wie es komme, daß man die Geschichte aller polizirten Länder Europa's geschrieben, daß nur die Preußen kein Buch solcher Art haben. Er kennt Hartknoch und Pufendorf; aber er betrachtet sie nur als Sammler von Thatsachen. Auch Lockel rechnet er nicht, weil man dort nach hundert Seiten der Langweile kaum einmal ein interessantes Ereignis finde. Es sind Handlanger, sagt er, die Material zusammen häufen, bis der Architect kommt und dasselbe fügend gestaltet. Schon unter Friedrich I. hat man das Bedürfnis eines solchen gefühlt, aber nicht vermocht es zu befriedigen. Da der König diese Bahn leer findet: so will er selbst sie betreten. „Ich schöpfe aus den besten Quellen,“ sagt er: „zuerst aus Cäsar und Tacitus, dann aus der Chronik von Lockel, aus Pufendorf und Hartknoch; insbesondere aber beruhen meine Denkwürdigkeiten auf den Nachrichten und Zeugnissen im königlichen Archiv. Ungewisse Dinge habe ich als ungewis berichtet; wo Lücken waren, habe ich Lücken gelassen. Mein Grundsatz war, alles unparteilich und mit philosophischem Auge zu betrachten.“

Man sieht, obwohl diese Geschichte nur den Namen der Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg trägt, tritt sie doch nicht ohne Ansprüche auf. Uns Späteren springt eine große Gefahr für die Absicht der Unparteilichkeit des Königs leicht in die Augen. Es scheint uns, daß doch zuweilen einmal in dem Könige sich die Frage erheben mußte, ob er, der so entschieden mit der Tradition seiner Vorfahren gebrochen, wegen dieses Verhältnisses nicht leicht in Versuchung kom-

[1]) Discours préliminaire. p. LI. in den Oeuv. Tom. I.

men konnte, seine Anschauungen zurück zu tragen auf seine Vorgänger, ihnen Ansichten beizumessen, welche allerdings er in ihrer Lage gehabt haben würde, sie dagegen, die in einer anderen Zeit wurzelten, mit anderen Gesinnungen erwachsen, ohne alle Voltairianische Philosophie nicht haben konnten. Wenn der König dies Bedenken hatte: so hat er es wenigstens nicht ausgesprochen. „Ich habe mich erhoben über alle Vorurtheile," ruft er in der Widmung dem Prinzen von Preußen zu [1]). Das Wort ist kühn für einen Menschen. Doch vertheidigt er sich in einer anderen Beziehung, die uns merkwürdig erscheint, nämlich warum er die Geschichte seiner Vorfahren französisch schreibe. Er meint, das sei nicht sonderbarer, als wenn ein Römer zu Ciceros Zeiten griechisch geschrieben hätte. Es mag sein; aber diese Römer schrieben die Geschichte ihres Staates nicht griechisch, sondern römisch, nicht blos in Worten, sondern auch in Geist und Sinn. Und in dieser Beziehung mochte auch das äußere Gewand der Geschichte Friedrichs zu dem Inhalte passen.

Die früheren Häupter des Hauses Brandenburg sind leicht skizzirt. Erst von der Reformation an geht der König etwas näher ein. „Wenn man diese Bewegung", meint er,[2]) „auf ihre einfachen Prinzipien zurück führen will: so war sie in Deutschland das Werk des Interesses, in England der Liebe, in Frankreich der Neuheit oder vielmehr eines Liedes. Denn Calvin hat ein Lied oder ein Vaudeville verfaßt, dessen Refrain war: „O moines, o moines, il vous faut marier." „Man muß nicht annehmen," fährt er in derselben platten Auffassung der Dinge fort, „daß Huß, Luther, Calvin überlegene Geister waren. Es geht mit Sectenhäuptern wie mit Gesandten. Oft gelangen mittelmäßige Köpfe zum Ziele, wenn nur die Umstände günstig sind. Die Zeit der Unwissenheit war geeignet für die Herrschaft der Fanatiker und Reformatoren. In unserer Zeit haben metaphysische Spitzfindigkeiten ihren Reiz verloren, und seitdem in den protestantischen Ländern die Geistlichen nichts mehr verlieren können, haben auch neue Sektenhäupter nichts mehr zu gewinnen. Kurfürst Joachim II. erlangte durch die Communion unter beiderlei Gestalt die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus."

[1]) Oeuv. I. XLIV. — [2]) Oeuv. I. p. 18.

Einen seltsamen Streit der Meinungen finden wir in dem Könige bei der Besprechung des dreißigjährigen Krieges. Es sagte dem Philosophen Voltaire und seinen Zeitgenossen ganz besonders zu, alle Kriege in und nach der Reformationszeit, bei welchen nur jemals die Religion den Mächtigen als Vorwand zur Bethörung des armen Volkes gedient hatte, laut und oft als Religionskriege zu proclamiren. Das hatte seinen guten Grund. Denn je schwärzer und dunkler die positiven Religionen dargestellt wurden: desto lichter und strahlender hob sich die Art von Philosophie empor, welche jene alle auf gleiche Weise verachtete und verspottete. Friedrich II. war darum ganz unbedenklich der Ansicht, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen sei. Nur einen Mann nahm er davon aus, und zwar denjenigen, der am lautesten, eifrigsten, nachdrücklichsten den Religionskrieg proclamirt hatte: den König Gustav Adolf von Schweden [1]). Die Gründe und Vorwände Gustav Adolfs zum Kriege, bezeichnete Friedrich II. als frivol. Er stellte sie auf gleiche Linie mit denjenigen Carls II. von England im Jahre 1672 gegen Holland. Der König Carl erklärte den Holländern den Krieg, weil ein Beamter des Staates, der Pensionaris de Witt, in seinem Hause ein Gemälde besitze, das für den König von England zur Unehre gereiche. Ist es Recht, ruft Friedrich aus, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?

Wir dürfen annehmen, daß Friedrich II., als er diese Worte niederschrieb, augenblicklich an seine beiden ersten Eroberungskriege nicht gedacht habe. Auch war dabei der Unterschied, daß die ersten Angriffe Gustav Adolfs in Wahrheit dem Kurfürsten von Brandenburg gegolten hatten. Gustav Adolf entriß demselben zunächst das rechtmäßige Erbe, das Herzogthum Pommern. Er zwang ihn dann zur Bundesgenossenschaft wider das eigene Interesse. Denn der etwaige Sieg des Schweden, zu welchem Georg Wilhelm mithelfen sollte, verbürgte dem Schweden als erste und nächste Beute das Herzogthum Pommern auf Kosten des Hauses Brandenburg.

---

[1]) a. a. O. 35.

Der wesentliche Zug indessen, der durch Friedrichs II. Auffassung und Darstellung hindurchgeht, ist die Anklage des Kaisers Ferdinand II. auf Despotismus. Diese Anklage hält er aufrecht um jeden Preis. Es erörtert das Verhältnis zwischen Ferdinand und Friedrich von der Pfalz. Er behauptet, daß der Kaiser einen Kurfürsten nur mit Zustimmung des ganzen Reichstages in die Acht habe erklären können. So stehe es in der goldenen Bulle [1]). Voltaire, der die Arbeiten des Königs zur Durchsicht erhielt, machte dabei die bescheidene Anmerkung. „Es scheint mir, daß das in der goldenen Bulle nicht stehe, und daß dies sehr wichtig ist." Mithin war es ein Irrthum. Allein wenn man den Irrthum aufgab: so verlor man die Gelegenheit dem Kaiser diesen Vorwurf zu machen. Der Historiker Friedrich II. strich den Irrthum nicht hinweg. Das Beispiel dieses Verhaltens, oder — wenn man vielleicht das einzelne Beispiel nicht kannte — die Gesinnung, aus welcher das Verhalten floß, ist für die Schule der Fridericianischen Geschichtschreibung, welche Friedrich begründete, nicht verloren gegangen.

Das Gewicht der vollen Ungunst des königlichen Geschichtschreibers fiel auf den Grafen Schwarzenberg, den Minister Georg Wilhelms. Er meint, [2]) man dürfe Georg Wilhelm nicht zu hart anklagen. Allerdings beging er ungeheuere Fehler; aber diese bestanden wesentlich darin, daß er sein ganzes Vertrauen in den Grafen Schwarzenberg setzte, der ihn verrieth und sich selber zum Kurfürsten machen wollte. Denn, sagt Friedrich, Schwarzenberg war katholisch. Er hielt immer die Partei des Kaisers. Er hatte die Festungen des Kurfürsten dem Kaiser überliefert.

Es ist kaum irgend ein Verhältnis der königlich-fridericianischen Geschichtsanschauung so wichtig, wie dieses, um die Tendenz derselben darzulegen. Friedrich hat für seine Anklagen des Verraths gegen Schwarzenberg einen Beweis irgend welcher Art nicht gebracht. Als Gustav Adolf kam, forderte er Einlaß in die Festungen Brandenburgs nur von dem Kurfürsten, weil sie nur in dessen Händen waren. Mit Ausschluß der Jahre von 1631—1635, wo die Kanonen Gustav Adolfs den Kurfürsten Georg Wilhelm das zu thun zwangen, was

[1]) a. a. O. p. 31. — [2]) a. a. O. p. 48.

er nicht wollte, waren beide Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg immer auf des Kaisers Seite. Schwarzenberg allerdings war katholisch. Dies Bekenntnis entzog ihm weder das Vertrauen der beiden Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, noch der Stände.

Aber ferner ist die Anschauung über Schwarzenberg ein merkwürdiges Beispiel, wie die Art und Weise der Geschichtsforschung des Königs zündete. Jedes Buch, das in der Folge von brandenburgischer Geschichte redete, brandmarkte Schwarzenberg als Verräther. Niemand wagte ein Wort dagegen zu sagen. Die Tradition stand fest. Der neuere Vertheidiger des verleumdeten Mannes gibt als Zeitraum des Beginnes der Verschwärzung die Mitte des Jahrhunderts an [1]). Richtiger und genauer wäre es die Anschauung des Königs Friedrich II. als den Ausgangspunkt anzunehmen. Es handelt sich dabei nicht um den einzelnen Mann, nicht um die Person Schwarzenbergs allein. Die Person ist nur deshalb zu nennen, weil an derselben so augenfällig das Symptom der neuen Richtung hervortritt. Das Bild Schwarzenbergs verböserte sich seitdem von Jahr zu Jahr. Er hatte bald nicht blos mehr zu verrathen gesucht: er hatte den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu ermorden gesonnen. Friedrich II. hatte ihn von dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aller Ehren und Würden entkleiden, nach Wien fliehen und dort sterben lassen. Das war zu wenig. Es mußte drastischer sein. Man ließ den Verräther zu Spandau enthauptet werden.

Die Wahrheit ist, daß Schwarzenberg im Genusse aller seiner Aemter und Würden im Besitze des Vertrauens von Friedrich Wilhelm am 14. November 1641 zu Spandau eines natürlichen Todes starb.

Bereits vor einer langen Reihe von Jahren hat der protestantische Geistliche Cosmar urkundlich dargethan, daß von allen üblichen Anklagen gegen Schwarzenberg auch nicht eine einzige gegründet ist. Dennoch schleichen dieselben fort, und werden in den Büchern, die man preußische Geschichtschreibung nennt, von Professoren und Doctoren aller Art alljährlich wiederholt. Der Grund liegt nahe: sie dienen dem Fridericianismus.

---

[1]) Cosmar: Schwarzenberg 420.

Nach dieser einen Probe bemißt sich die ganze geschichtliche Anschauung Friedrichs und demgemäß auch derer, welche sie von ihm lernten. Der Haß gegen das Kaiserhaus war der Compaß seines Strebens. In diesem Sinne beurtheilte er alle Feinde desselben. Mochte er sonst viel an diesen auszusetzen haben: in diesem einem Streben erschienen sie ihm löblich. Er tadelt den Cardinal Richelieu. „Er war", sagt der König, „stolz und rachsüchtig. Er handelte, wie Tiger und Wölfe thun. Ich versage ihm den Titel der Größe in allen seinen Bosheiten." Nur eins nimmt der König aus. „Ich erkenne ihm den Titel eines erleuchteten Ministers nur dafür an, daß er sich mit Schweden verband, um in Deutschland den öftreichischen Despotismus niederzuschlagen" [1]).

Was auch immer Friedrich II. aus den Schicksalen des Reiches und seines Hauses heranziehen mag: es ist gefärbt und durchdrungen von diesem einem Grundsatze: das Kaiserhaus strebt nach dem Despotismus über die deutschen Fürsten, nach der Unterdrückung der deutschen Freiheit. Es war doch eine Freiheit gar trauriger Art, welche die armen Deutschen mit Ausschluß der Fürsten nach dem westfälischen Frieden genossen. Vielleicht hätte es damals ein Glück sein können für die Deutschen, wenn wirklich einer der Kaiser dies Bestreben gehabt hätte, welches Friedrich II. ihnen allen insgesammt beimißt, wenn nämlich einer derselben mit starker Hand die Selbstständigkeit dieser unendlich vielen kleinen Herren hinabgedrückt hätte auf ein geringeres Maß. Nicht das war von jeher das Streben des Kaiserhauses. Vielmehr ist dasselbe von jeher darauf gerichtet die Dinge zu erhalten, wie sie sind. Darum forderte es von den Reichsfürsten die Pflichten, welche der westfälische Friede noch übrig ließ. Friedrich II. schrieb und sprach, als hätte eine Pflicht von solcher Art nie existirt. Wenn der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1686 nach langem Säumen wieder einmal seine Pflicht für Kaiser und Reich erfüllt und ein Contingent für die allgemeine Reichssache stellt: so erscheint er nach der Darstellung Friedrichs II. wie ein Mann, der völlig selbstständig ist, der gar keine anderen Rücksichten zu nehmen hat, durch keine Bande sich gebunden sieht, als die seine eigene Politik für zweckmäßig hält.

[1]) Oeuv. XXVI. 484.

Wir sehen dies ferner bei der Vergleichung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Könige Ludwig XIV. Sie ist, rhetorisch betrachtet, eine der besten schriftstellerischen Leistungen des Königs. Er möchte auch Cromwell mit dazu nehmen; aber dieser fällt sofort weg, weil er Verbrechen begangen hat. Dieser Grund stimmt allerdings zu dem Gedankengange des Antimachiavelli; aber ist der eiserne Puritaner darum schlechter, als der französische Despot ohne Treu und Glauben, oder als der deutsche Reichsfürst, der seine Pflicht nur thut um besonderen Lohn für sich auf Kosten Anderer? Auch dies freilich erörtert Friedrich II. in dem Vergleiche des Königs, den er mit Nachdruck den Monarchen nennt, und des Kurfürsten, den er eben so emphatisch als den Helden bezeichnet. „Beide," sagt er, „schlossen Verträge und brachen sie, der Eine aus Ehrgeiz, der Andere aus Noth. Mächtige Fürsten verspotten die Sclaverei des gegebenen Wortes durch einen freien und unabhängigen Willen. Die Fürsten von geringerer Macht kommen ihren Verpflichtungen nicht nach, weil sie genöthigt sind den Umständen zu weichen."

Wir dürfen hiernach schon erwarten, daß Friedrich II. für die Kriege Ludwigs XIV. kein Wort des Tadels oder des Unwillens hat. Wie sollte er auch? „Ludwig XIV.", sagt er, „liebte den Ruhm mehr als den Krieg selbst. Er unternahm seine Feldzüge aus Hoheit der Seele."

Der König Friedrich führt weiter den Vergleich zwischen dem französischen Monarchen und dem Kurfürsten in blendenden Farben durch. Der Reflex derselben zeigt, wie er selbst sich betrachtet wissen wollte, wie er darauf ausging, für seine eigene Wortbrüchigkeit, in welcher er jene beiden übertraf, die von ihm selbst hervor gehobene Qualität des Einen wie des Andern, des Mächtigen wie des Schwachen, zur Geltung zu bringen. Mehr und mehr tritt dann sein Bestreben hervor, in dem Wettstreite der Häuser Habsburg und Bourbon jenes anzuklagen, dieses zu rechtfertigen. Der französische Monarch ist ihm lobwürdig, weil er auf dem Wege fortwandelt, den der Cardinal Richelieu ihm gebahnt. Aber jeder Schritt auf diesem Wege war feindselig nicht blos gegen das Haus Habsburg, sondern gegen das Reich. Friedrich wußte das sehr wohl, und eben darum wollte er es so. Er hatte ja den Franzosen angekündigt, daß er an die Stelle der Schweden

des dreißigjährigen Krieges treten wolle, kräftiger, energischer als diese. Er lebte der festen Ueberzeugung, daß er in allen Fragen gegen Oestreich seinen Rückhalt an Frankreich haben, daß dieses ihn nicht fallen lassen werde, selbst nach den wiederholten Proben seiner Wortbrüchigkeit. Sein Vertrauen auf diese Schakals-Politik war damals noch ganz fest. Denn wir stehen, was zu erinnern nicht überflüssig ist, noch vor den Enttäuschungen, die der siebenjährige Krieg darin dem Könige bereitet hat, vor den Enttäuschungen, die ihn bewogen, fortan seine Blicke dennoch nicht nach Süden zu richten zur Einigkeit und zum gemeinsamen Handeln, sondern nach dem Nordosten.

Damals, als Friedrich II. die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg schrieb, war es noch Frankreich und nur Frankreich, das er verehrte. Und aus diesem Grunde fällt dann in seinen Augen ein tiefer Schatten auf das Bild des Großvaters, des ersten Königs in Preußen.

„Der Kurfürst Friedrich III.," sagt der Enkel, „klagte Frankreich an für allen Verdruß, den seine Stiefmutter ihm gemacht, weil sie aus Gründen des Interesses Friedrich Wilhelm in die Partei Ludwigs XIV. verwickelt habe. Er war erfüllt von blindem Hasse gegen alles, was französisch hieß. Die Parteigänger des Kaisers nährten diesen Haß, weil sie Vortheil davon hatten. Sie steigerten diesen Haß durch das Trugbild einer Universalmonarchie Ludwigs XIV., mit welchem sie halb Europa in Schrecken setzten. Deutschland wurde durch diese kindische Maschine oft in Bewegung gebracht und in einen Krieg gestürzt, welcher ihm fremd war. Allein wie endlich die Schneide auch der besten Waffen sich abstumpft: so verloren auch diese Argumente an Kraft, und die deutschen Fürsten begriffen, daß wenn ein Despotismus zu fürchten war, es nicht derjenige Ludwigs XIV. sei."

Also derjenige des römischen Kaisers? Des Oberhauptes des Reiches selbst, des Schlußsteines des Rechtszustandes, welcher nicht blos den Fürsten, sondern jedem einzelnen Deutschen damals den Besitz seiner Habe und seines Rechtes verbürgte? Die Beschuldigung ist lächerlich. Aber der König fährt fort:

„In jener Zeit war der Zauber noch in seiner ersten Kraft. Er wirkte mit Macht auf einen Geist, der durch seine Vorurtheile vorbereitet war zur günstigen Aufnahme. Der Kurfürst Friedrich III. glaubte sich also verpflichtet dem Kaiser zu helfen."

Es ist hier die Rede von dem Jahre 1689, von dem Mordbrennen Melacs in der Pfalz. Und daß hier der Kurfürst Friedrich seine Truppen mit stellte zur Abwehr des grausigen Feindes, nennt der Enkel das Vorurtheil eines schwachen Geistes!

Man gestatte mir hier, zur Vergleichung mit den Worten von Friedrich II. einige von Leibniz über dieselbe Angelegenheit anzuführen. „Der Kaiser," sagt Leibniz [1]), „der gezwungen zu den Waffen greift, hält sich des göttlichen Schutzes versichert. Seine Festigkeit ist nicht leicht zu erschüttern. Mit denselben Grundsätzen der Ehre und Rechtschaffenheit, welche ihn bewogen haben, unwürdige Vorschläge zu verwerfen, wird er fest beharren in diesem unvermeidlichen Kriege. Und wenn alle Betheiligten dieselbe Ausdauer beweisen wie er: so wird die geheiligte Majestät des Kaisers die Waffen nicht niederlegen, als bis es gelingt einen Frieden zu erkämpfen, der die Ruhe von Europa sichert. Die Fürsten des Reiches sind erfüllt von denselben Gesinnungen. Das Bewußtsein ihrer Kraft leidet nicht, daß sie die unerhörten Frevel von Seiten Frankreichs noch länger erdulden."

Die Anschauungen Friedrichs II. allerdings waren andere als diejenigen von Leibniz. Der König schreitet fort auf dieser seiner Bahn.

Er schildert die Anstrengungen des Oraniers Wilhelm III., um Europa gegen Ludwig XIV. in die Waffen zu bringen, als Intriguen, die den Zweck hatten den Despotismus Wilhelms aufrecht zu erhalten. Darum ließ Wilhelm, also sagt Friedrich II., die Hydra des Mythus von einer französischen Universalmonarchie immer wieder neu sich erzeugen.

Friedrich II. schildert weiter den Großvater, wie er aus Eitelkeit nach dem Königstitel gestrebt. Aber diese Eitelkeit, meint er dann, erwies sich nachher als ein Meisterstück der Politik. „Der Königstitel zog das Haus Brandenburg aus dem Joche der Knechtschaft, in welcher das Haus Oestreich damals die deutschen Fürsten hielt." Aber der Kaiser selbst hatte ja diesen Titel verliehen. Um Hülfe von Friedrich zu erlangen, versprach er demselben den ersehnten Titel. Ferner solle Friedrich in allen Reichssachen mit dem Kaiser stimmen.

[1]) Die Werke von Leibniz, herausgegeben v. O. Klopp. Bd. V. S. 627.

Wir erinnern uns daran, daß Leibniz, freilich irrig, damals die Verleihung des Königstitels an Preußen als ein neues Band ansah, welches das Haus Hohenzollern an das Haus Habsburg fesseln würde.

Es fand aber nicht blos eine Pflicht der Dankbarkeit von Seiten Friedrichs I. statt, sondern es war jener bestimmte Vertrag der Gegenleistung von Seiten des Hohenzollern da. Friedrich II. thut, als wisse er nicht darum. Der neue König, sagt er, that viel für seine Leidenschaft und nichts für seine Interessen. Der Enkel vergißt, daß in dem Großvater trotz aller Schwächen, die jener an ihm aufzufinden weiß, bei günstiger Gelegenheit doch die wahre Natur der Hohenzollern die Oberhand behielt. Der Spruch von Leibniz über die Hohenzollern: wer mir das meiste gibt, dem adhärire ich, ward auch bei Friedrich I. zur Wahrheit, und darum gab er in seinem Separatfrieden von Utrecht um einen mäßigen Lohn für sich die Sache des Kaisers und des Reiches preis.

Friedrich II. schildert ferner die Geschichte seines Vaters. Die bedeutenden Momente seines eigenen Lebens unter demselben erwähnt er nicht. Friedrich Wilhelm hat dieselbe oder eine noch stärkere Abneigung gegen Frankreich gezeigt, als der erste Friedrich. Diese Abneigung ist einer der Keile, welche die Spaltung zwischen Vater und Sohn früh erweitert haben. Friedrich berührt das nicht. Dies kann nicht so sehr auffallen, als ein anderes Verhältnis. Eben so wenig wie irgend ein Anderer, der über jene Zeiten berichtet, erwähnt Friedrich hier oder früher, daß jemals seine Vorfahren eine Forderung wegen Schlesiens an das Kaiserhaus erhoben haben. Es ist ein neuer Beweis, wie seine That lediglich und allein diejenige der Eroberung war. Dagegen ist ein anderer Vorwurf im Wachsen. Er sieht überall und in jeder Handlung den Hochmuth des Hauses Oestreich, die Tendenz desselben zum Despotismus. Selbst die Absicht des Kaisers Carl VI. zu Ostende eine Handels-Compagnie zu gründen nach Indien, ist hervorgegangen aus hauteur.

Dies führt uns noch einmal zurück auf den Gedankengang der Denkwürdigkeiten. Indem es das Bestreben Friedrichs ist seine Macht hinzustellen neben diejenige des Kaisers und unabhängig von derselben, sucht er verwandte Züge dieses Bestrebens aus der Vergan-

genheit zu finden, und diejenigen, die nicht dahin passen, so darzustellen, als sei es der Fehler der Vorfahren gewesen.

Man weiß, wie dies Bestreben durch ihn und nach ihm festgewurzelt ist in den Schriftstellern des preußischen Staates. Jedes preußische Buch liefert den Beweis, wie die Anschauungen des politischen Dualismus in Deutschland, den erst Friedrich II. geschaffen, zurückgetragen werden auf frühere Zeiten, die von einem solchen Dualismus, von einer Nebenstellung des Hauses Hohenzollern mit Habsburg nichts wissen und nichts wissen können, weil die Häupter des Hauses Hohenzollern selbst durch ihr eigenes Verhalten die geschichtlich und rechtlich begründete Unterordnung darthun.

Nur eine andere Seite der Anschauungen Friedrichs vor dem siebenjährigen Kriege wird nicht völlig mehr getheilt, diejenige nämlich, daß Frankreich immer und unter allen Umständen die sichere Stütze für den Ehrgeiz des Hauses Hohenzollern sein werde. Wir werden ersehen, wie Friedrich II. selbst zuerst darüber enttäuscht wurde. Damals aber ging sein Vertrauen auf diese Macht so weit, daß er den König Ludwig XV. in Ausdrücken feierte, die selbst ein französischer Hofpoet damaliger Zeit unter seiner Würde gehalten hätte. Die Herzogin von Chateauroux empfand ihre Verweisung vom Hofe so übel, daß sie davon krank ward. Ludwig XV. wollte sie wieder haben: er knüpfte Unterhandlungen an. Unterdessen starb diese Person. „Kein Sakrament," sagt der preußische König, „hat wohl jemals mehr Gewissensbisse erzeugt, als dasjenige, welches Ludwig XV. zu Metz von dem Bischofe von Soissons empfangen. Er warf sich selbst den Tod einer von ihm so innig geliebten Person vor. Unerfüllbare Sehnsucht und vergeblicher Kummer erschütterten sein Gemüth so sehr, daß er sich für einige Zeit von der Welt zurückzog. Diese Krankheit des Königs erwarb ihm die süßeste Genugthuung, welche nur ein Fürst erlangen kann: er erhielt damals den Namen Ludwig der Vielgeliebte, eine Benennung, welche mehr werth ist, als die Beinamen des Heiligen und des Großen, welche nur die Schmeichelei und selten die Wahrheit den Königen beilegt [1]."

Also der König Friedrich II. Er hat offenbar nicht völlig Unrecht.

[1]) Oeuv. III. chap. 2.

Zehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg bis zum Stande der Dinge nach der Schlacht von Kollin.

Die mittelalterliche Anschauung sah die sämmtlichen Staaten des Abendlandes an als eine christliche, durch das Band der Kirche und in Beziehung auf dieselbe auch durch das römische Kaiserthum geeinigte Völkerfamilie. Seitdem diese Anschauung geschwunden war, haben oft erleuchtete deutsche Staatsmänner die Ueberzeugung gehegt, daß der Friede und die ruhige Entwickelung des Abendlandes in sich am sichersten verbürgt werde durch ein enges und festes Bündnis der beiden Hauptmächte des Continentes: Oestreichs als derjenigen Macht, welche Deutschland und das Reich überhaupt repräsentirte, und Frankreichs. Ich nenne solcher Staatsmänner drei: im sechszehnten Jahrhunderte den Kaiser Carl V., im siebzehnten Leibniz oder vielmehr den politischen Kreis, aus welchem er in Mainz hervorwuchs, im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts den Prinzen Eugen von Savoyen.

Es klingt vielleicht auffallend, daß hier zuerst ein Kaiser genannt wird, dessen Leben fast eine Kette von Kriegen gegen Frankreich war. Aber man beachte den Charakter dieser Kriege. Keiner von ihnen geht aus von Carl V., wie ja überhaupt ein Offensiv-Krieg nicht der habsburgischen Tradition entspricht. Das Sinnen und Streben Carls V. ist nur auf einen Offensiv-Krieg gerichtet, denjenigen gegen die Türken, den er doch, vermöge seiner Auffassung

der Würde des römischen Kaiserthumes als des Schirmvogtes der
ristenheit, betrachtete als einen Defensivkrieg. Für den König
nz I., von welchem stets der Krieg ausgeht, sind die Türken
llkommene Bundesgenossen. Der Sieg gegen Franz I. ist mit dem
ser. Dennoch ist Carl V. stets wieder bereit zum Frieden; aber
stellt jedes Mal als Bedingung voran: die Vereinigung der
ffen gegen die Türken. Die Allianz hat also ein bestimmtes
ject. Latent darunter wäre gewesen die Sicherung der Ruhe und
Friedens in Deutschland. Denn so bewies es die Erfahrung.
ner derjenigen, die sich in Deutschland wider den Kaiser erhoben,
dies unternommen ohne directe und indirecte französische Hülfe.
s Ziel des Kampfes, die Anerkennung der positiven Gestaltung
Protestantismus in der Form des Territorialkirchenthumes, ist
icht worden wesentlich durch die französische Mitwirkung.

Die französischen Könige sahen diese Art von Politik als vortheilhafter für sich an als diejenige, welche der Kaiser von ihnen
nschte. Diese Richtung blieb auch nachher die vorherrschende. Und
ar waltete dabei ein besonderer Irrthum ob. Die Macht, die sich um das Haus Habsburg angesammelt hatte, erregte Besorgnis und Furcht vor einer Aggressive von dort her. Diese Besorgnis war in Bezug auf den deutschen Zweig völlig irrig. Aber nur zuweilen drang die Anerkennung dessen in Frankreich durch. Durchgängig war es die Regel der französischen Politik, daß man das Kaiserhaus beschäftigen müsse durch innere Unruhen in Deutschland. Deshalb war die Partei der Action in Deutschland, der aggressive Particularismus, welcher die eigene Macht zu mehren suchte auf Kosten der Gesammtheit und ihrer Bande, durchweg der französischen Hülfe sicher. Die lange Reihe der Werkzeuge, deren Frankreich sich im dreißigjährigen Kriege bediente, sind für diesen Satz die traurigen Belege.

In der längeren Friedenszeit nach 1648 trat dieser Gedanke zurück. Der Gedanke des Kaisers Carl V., derjenige der Abwehr des Osmanenthums mit gesammter Macht des Abendlandes, wuchs wieder empor. Theoretisch lag er noch immer im Blute jener Zeit, und die Versuche zu Bündnissen mit den Türken, welche während des dreißigjährigen Krieges von der Actions-Partei in Deutschland gemacht waren, von Friedrich V. von der Pfalz an bis zu Gustav

Adolf und gar bis Torstenson hinab, waren immer sehr heimlich und mit öffentlicher Ableugnung derselben betrieben. Jener Gedanke aber der Vereinigung aller christlichen Mächte des Westens gegen den Osten fand einen praktischen Ausdruck durch das Corps, welches der König Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1664 dem Kaiser zu Hülfe schickte. Der Sieg von St. Gotthard, der erste in der langen Kette von Oestreichs glänzenden Türkensiegen, ward errungen mit Zuthun von Frankreich.

Auf dem Felde der Diplomatie erwarben sich großes Verdienst um diese Hülfeleistung der treffliche Kurfürst Johann Philipp von Mainz, der Schönborner, und sein Minister Boineburg. Aber ihre Gedanken gingen weiter. Zu ihnen, in ihre Schule, wenn man es so nennen darf, kam der junge Leibniz, in dessen Jugendleben der Sieg von St. Gotthard gefallen war wie ein leuchtender Fingerzeig. Der Keim, den die Unterredungen jener beiden Männer in seine Seele legten, wuchs in dem fruchtbaren Boden derselben sofort empor zu einem mächtigen Baume. Die Allianz zwischen Oestreich und Frankreich bedingt die Ruhe und den Frieden Europas, die Entwickelung der menschlichen Cultur, den Aufschwung aller Kunst und Wissenschaft, die Ausbreitung des Christenthumes in dem fernen Osten — das war der Gedanke, welcher die Seele des jugendlichen Mannes erfüllte, und der Kitt dieser Allianz war ihm die gemeinsame Action gegen Osten, Oestreich zu Lande, Frankreich zu Wasser. Als nächstes Ziel für Frankreich stellte er den im Vergleiche zu dem hohen Ziele fast mühelosen Erwerb von Egypten hin.

Mit diesem Vorschlage begab sich der junge deutsche Gelehrte nach Paris. Man wußte dort von seinen Entwürfen. Aber man zog andere nähere Dinge vor, und bald entwickelte sich in Ludwig XIV. diejenige Art der Eroberungspolitik, die ihn mit dem Kaiser als dem Schützer des Reiches unabwendbar immer nur feindselig zusammen führte. Dessenungeachtet hat Leibniz auf die Hoffnung, daß doch noch einmal die Dinge in Frankreich sich seinen Entwürfen günstig wenden könnten, sein ganzes langes Leben hindurch nie verzichtet.

Der spanische Erbfolgekrieg schien erst recht die Unmöglichkeit einer solchen Allianz zu beweisen. Und dennoch ist es sehr merkwürdig, daß mitten in demselben der treueste zugleich und begabteste

Anhänger des Kaiserhauses diesen Wunsch ausspricht, freilich zugleich als einen unerfüllbaren. „Es wäre lebhaft zu wünschen, sagt der Prinz Eugen von Savoyen im Juni 1710 zu dem Kaiser Joseph I., daß die Krone Frankreich oder vielmehr das Haus Bourbon so geartet wäre, daß es dem Kaiserhause die Möglichkeit gewährte, sich mit demselben in eine wahre, aufrichtige und für beide Theile gleichmäßig bindende Freundschaft einzulassen [1]." Eugen spricht diesen Wunsch nicht, wie einst der Kaiser Carl V. oder Leibniz, mit Rücksicht auf die orientalische Frage aus, sondern ganz allgemein.

In Frankreich jedoch blieb nach wie vor in den herrschenden Kreisen die Ansicht bestehen, daß jegliche Unruhe und Verwirrung in Deutschland, die dem Kaiserhause Abbruch thue, ein politischer Vortheil für Frankreich sei. Es kann nicht genug wiederholt werden, daß zu dieser Meinung sehr viel der Irrthum beitrug, den die Schriftsteller dieser Nation unter Ludwig XIV. zur Entschuldigung seiner Eroberungsplane eifrig genährt hatten, als ob Oestreich eine aggressive Macht sei, oder seiner Natur und Composition nach auch nur jemals sein könne.

Deshalb aber, weil die Macht dieser Meinung in Frankreich notorisch war, baute Friedrich II. darauf die Hoffnung, daß ihm sein Raubanfall auf die östreichische Monarchie im Jahre 1740 gelingen werde. Er irrte sich nicht. Er schlich dann, nachdem er Frankreich für sich ins Feuer gebracht, mit seiner erlangten Beute selber sich heraus, um für eine neue günstige Gelegenheit auf der Lauer zu liegen. Den Friedensbruch gegen Oestreich konnte Frankreich ihm verzeihen, weil es sich desselben Unrechts schuldig machte. Der Vertragsbruch gegen Frankreich erregte die Gemüther. Dennoch war man im eigenen Interesse dann, als Friedrich II. die Zeit zum neuen Raubanfall — dies Mal, um einen Theil Böhmens zu erlangen — für gekommen hielt, bereit zum abermaligen Vertrage. Friedrich II. brach los, diesmal jedoch nicht mit Glück, und beeilte sich darum, sich eben so rasch aus der Sache zu ziehen wie vorher.

Die französische Politik behielt ihn dennoch als Werkzeug zu gelegentlichen Diensten bei. Er selbst hätte nicht anders gekonnt,

[1]) Arneth: Prinz Eugen Bd. II. S. 112.

auch wenn er gewollt hätte. Denn in Rußland verscherzte er die Früchte, welche seine Dienstfertigkeit in der Heirathssache des Großfürsten Peter mit der Sophie von Zerbst ihm vielleicht hätte einbringen können, durch seine freien Worte über die Czarin. Rußland war im Bündnisse mit Oestreich. Eben so dauerten für diese Macht die alten Beziehungen mit England, obwohl geschwächt seit dem Aachener Frieden, dennoch fort.

Obwohl aber Frankreich aus eigenem politischen Interesse diesen Preußenkönig nicht fallen ließ: so war doch der Natur der menschlichen Dinge gemäß das Vertrauen in ihn tief erschüttert. Und hier tritt nun der merkwürdige Charakterzug des Königs Friedrich II. ein, daß er sich darüber niemals klar geworden ist. Der erstaunliche Hochmuth, der ihm eigen und von ihm aus auf seinen gesammten politischen und literarischen Nachwuchs übergegangen ist, ließ bei ihm in Beziehung zu Frankreich keinen anderen Gedanken aufkommen, als daß er unter allen Umständen, er möge beginnen was er wolle, an dieser Macht seinen Rückhalt gegen Oestreich haben, daß Frankreich, um der Feindschaft gegen Oestreich willen, alle anderen Seitensprünge ihm verzeihen werde.

Oestreich dagegen hatte nun abermals wieder die frische, schmerzliche Erfahrung gemacht, daß die Regung der aggressiven Kraft in Deutschland ihren Rückhalt an Frankreich suche. Die Sorglosigkeit, der Mangel an Initiative, welcher von dem conservativen Principe Oestreichs jederzeit fast wie untrennbar erscheint, hatten es bis dahin niemals zu einem Versuche kommen lassen, den einstigen Gedanken des Prinzen Eugen zu verwirklichen. Diese neue Erfahrung indessen entschied. In Maria Theresia und Kaunitz kam der große Gedanke einer östreichisch-französischen Allianz zur Reife.

Kaunitz, der spätere Fürst, war damals der Leiter der kaiserlichen Staats-Kanzlei. Die Anerkennung für ihn ist bei seinen Zeitgenossen eine einstimmige, nicht blos seine Befähigung zum Staatsmanne, sondern auch seines Charakters [1]). Kaunitz war uneigennützig. Er war zuverlässig. Er heuchelte nie. Seine Zurückhaltung bestand

[1]) Man vergl. zu dem Folgenden: Flassan: histoire de la diplomatie fr. Tom. VI. p. 54.

darin, nicht alles zu sagen, was er dachte, aber nicht zu sagen, was er nicht dachte. Niemals schmeichelte er den Meinungen seiner Fürstin. Kurz, sein Charakter war, um es mit den Worten der Franzosen zu sagen: vrai et sûr. Schon daraus ersieht man, daß dem Könige Friedrich II. für seine Art von Politik nicht der Charakter der Zeit zur Entschuldigung gereichen kann; denn, damit wir von Maria Theresia selber schweigen, für welche jedes Wort der Vergleichung mit Friedrich II. ein Unrecht wäre: so war, eben so wie Kaunitz in Oestreich, sein späterer Freund Choiseul in Frankreich mit ihm durchweg von gleicher Gesinnung.

Kaunitz ging von der Ueberzeugung aus, daß die Ruhe und der Friede von Europa niemals sicher sei, so lange der König Friedrich II. einen Rückhalt an Frankreich habe. Es war das nächste Ziel seiner Politik dieses Band zu lösen. Aber seine Entwürfe gingen dann weiter. Auf einen dauernden Frieden war auch dann nicht zu bauen, wenn Friedrich II. in dem Besitze der rasch erworbenen Macht verblieb.

Vergleicht man die Ausdehnung und die Bevölkerung der Länder der östreichischen Monarchie, mit denjenigen des Preußenkönigs, der, auch nach der Erlangung von Schlesien und Ostfriesland, nur über reichlich vier Millionen Einwohner gebot: so erscheint, nach diesen Zahlen gemessen, die Sorge der Kaiserin und ihres Ministers befremdend. Aber man darf nicht dabei aus den Augen lassen, daß die Regierung Friedrichs über diese vier Millionen als Zweck des Daseins derselben ansah ihre directe oder indirecte Ausnutzung zum Kriege, und daß durch den unerhörtesten Militärdruck, den je die Menschheit erfahren, es ihm möglich war, ein stärkeres Heer zu haben, als das weitgedehnte Oestreich, und zwar ein solches Heer, das stets bereit war zum Offensivkriege. Friedrich legte seinen Unterthanen die Last der Ernährung von vier Procent der Bevölkerung als Soldaten auf, während die Militärlast in Oestreich nicht ein Procent betrug.

Die Hoffnung des Ministers Kaunitz den friedelosen Emporkömmling in seine Schranken zurückweisen zu können, lag nicht blos im allgemeinen Interesse von Deutschland und Europa, sondern eben so sehr in demjenigen aller Deutschen, die das Unglück hatten, dem preußischen Staate anzugehören, und als Material zur

Eroberung zu dienen. Zugleich aber waltete bei Kaunitz noch ein persönlicher Grund ob.

Er persönlich war von dem Könige Friedrich eben so schwer gekränkt, wie die Kaiserin. Für die Eroberung Schlesiens hatte Friedrich II. wenigstens Vorwände gehabt; für die Wegnahme des Erbtheiles, welches Kaunitz in Ostfriesland in Anspruch nahm, hatte Friedrich II. weder Grund noch Vorwand. Denn, wie schon bemerkt ist, die Anwartschaft, welche der Kaiser Leopold dem Hause Hohenzollern dort ertheilt hatte, schloß ausdrücklich die Gegenden aus, welche Kaunitz später beanspruchte. Friedrich weigerte sich wie gegen Georg von England-Hannover, so auch gegen Kaunitz jeder rechtlichen Entscheidung durch die Reichsgerichte. Der Unwille von Kaunitz gegen Friedrich II. ist mithin sehr erklärlich.

Kaunitz bemühte sich, wie Friedrich II. selbst die Sache später dargestellt hat [1]), am Hofe von Versailles den Gedanken zu verbreiten, daß die kleinen Mächte, wie namentlich Preußen und Sardinien sich bemühten, unter den großen den Samen der Zwietracht auszustreuen, um bei Gelegenheit eines Krieges für sich zu gewinnen. Das ist die Staatskunst dieser kleinen Ehrgeizigen. „Im Grunde," meinte Kaunitz, „führen wir Krieg nur zum Nutzen dieser Kleinen. Wenn nur Oestreich und Frankreich sich verstehen, wenn nur diese beiden Mächte einander die Hand bieten: so wäre alle Ursache des Zwistes unter den beiden ersten Mächten Europas gehoben und der Grund zu einem festen und dauerhaften Frieden gelegt."

Nach einer feindseligen Stellung von mehr als zweihundert Jahren des Hauses Habsburg und — was zu erwähnen nicht unwichtig — des deutschen Reiches zu Frankreich klang eine solche Rede auffallend und neu. Aber Kaunitz wiederholte sie, und sie gewann Boden. Daß die Möglichkeit eines Umschwunges in Versailles sich vorbereite, durfte Friedrich aus den Worten des französischen Gesandten in Berlin entnehmen: „Sollte der König von Preußen nur im geringsten Winkelzüge gegen uns machen: so lassen wir ihn fallen, und alsdann ist er verloren."

Ungeachtet solcher Ausdrücke, die der König von Preußen selber für die Nachwelt aufbewahrt, blieb sein Vertrauen auf Frankreich selbst

---

[1]) Oeuv. IV. histoire de la guerre de 7 ans. Chap. 2.

noch bis tief in das Jahr 1756 unerschüttert. Wir werden dies von ihm selbst später zu vernehmen haben. Die bis nahe an den Ausbruch des siebenjährigen Krieges bestehenden Bündnisse waren zwischen England und Oestreich, zwischen Frankreich und Preußen. Die persönliche Gesinnung Georgs II. war feindselig gegen Friedrich II.; denn als Kurfürst von Hannover beklagte er sich schwer über die Wegnahme Ostfrieslands. Zu Oestreich neigte sich Kursachsen, lehnte jedoch beharrlich den Eintritt in den Petersburger Defensiv-Tractat zwischen Oestreich und Rußland ab. Kursachsen hatte, was für die nachherigen Schritte Friedrichs II. gegen dasselbe sehr wichtig ist, kein Bündnis weder mit Oestreich, noch mit Rußland, noch mit Frankreich.

Mit Rußland war Friedrich II. schon in heftiger Spannung. Der wesentlichste Grund war, wie so oft unter Friedrich Wilhelm geschehen, die Anwerbung russischer Unterthanen für den preußischen Dienst. Die Russen verhafteten preußische Werber auf ihrem Grund und Boden. Dafür ließ Friedrich II. russische Unterthanen aufheben [1]).

Friedrich II. hatte nicht die besondere Vorliebe seines Vaters für langgewachsene Menschen. Aber seine Uebergriffe in Werbungen für sein Heer waren den Nachbarländern nicht minder fühlbar. Hören wir ihn, wie er nach seiner eigenen Auffassung solche Dinge erzählt. „Alles," sagt er [2]), „sogar bis auf den Herzog von Mecklenburg, der sich auf den Schutz des kaiserlichen Hofes verließ, nahm sich heraus dem Könige Friedrich II. Kränkungen zuzufügen. Die Sache betraf das Recht der Soldatenaushebung, welches seit undenklichen Zeiten die Vorfahren des Königs in Mecklenburg ausübten. Allein auf Anregen des Hofes von Wien setzte sich der Herzog von Mecklenburg dagegen. Der König verschaffte sich selbst Recht, einige Soldaten von Mecklenburg wurden aufgehoben, und einige Beamte, die sich der Werbung widersetzt hatten, wurden in Verhaft genommen. Der Herzog erhob darüber 1756 ein großes Geschrei. Als er aber sah, daß es ihm nichts half, faßte er den Entschluß sich zu vergleichen. Die Kaiserin dagegen, um einen Vorwand gegen Preußen zu haben, beredete den Herzog von Mecklenburg seine Klage bei dem Reichstage einzubringen."

[1]) Schlosser: Geschichte des 18. J. II. 275. u. 12, das Actenstück.
[2]) Oeuv. IV. Ch. 2.

Der Bericht scheint uns so gehalten zu sein, daß er zum rechten Verständnisse nicht eines entgegengesetzten von der Seite Mecklenburgs bedarf. Die Lage der Dinge wird klarer, sobald wir uns die Rollen der beiden Reichsfürsten getauscht denken: den König Friedrich als Herzog von Mecklenburg, diesen Herzog als König. Und noch klarer wird uns die Sache durch die eigenen Worte des Königs an seine Untergebenen. Er selbst nennt die Werbeexcesse in Mecklenburg gottlos und unverantwortlich. Er selbst schickt einen der betheiligten Officiere ohne Weiters auf drei Monate nach Spandau [1]).

In Folge eines solchen Verfahrens, das doch nicht blos gegen Russen und Mecklenburger angewendet ward, herrschte gegen Friedrich II. eine allgemeine Misstimmung. Nicht diese indessen ward die Ursache zum Kriege.

Im Jahre 1755 verwickelten sich im fernen Westen die Interessen von England und Frankreich. Sie haderten über unbebaute Gegenden und Urwälder in Canada. England eröffnete die Thätlichkeiten noch vor einer Kriegserklärung. Daß es zu einem offenen Bruche kommen werde, war unzweifelhaft.

Aber hatte Deutschland von dort her eine Gefahr zu befürchten? Es war die Frage, wie die deutschen Mächte sich zu den kriegführenden Parteien stellen würden.

Im Herbste des Jahres 1755 wird diese Sache in Versailles lebhaft erwogen. Der französische Gesandte aus Wien berichtet, daß die Kaiserin Maria Theresia neutral zu bleiben wünsche, und dann dennoch als Verbündete indirect den König von England unterstützen werde. Sie werde das Bündnis mit demselben nicht fahren lassen. Der französische Minister daheim erwiedert im gleichen Sinne: „Sie haben Recht. Diese beiden Höfe mögen wohl einmal mit einander hadern. Sie werden sich niemals trennen."

Die französische Regierung dachte also bis gegen das Ende des Jahres 1755, daß die alten Constellationen der Politik im wesentlichen dieselben bleiben würden. Sie dachte, daß sie für einen Angriff gegen die deutschen Länder des Königs Georg II. von England auf Friedrich II. von Preußen werde rechnen können. Aber auch der König Georg II. fürchtete diese Gefahr.

[1]) Preuß: Urkundenbuch V. 71. 85.

Von beiden Mächten kamen Vorschläge in dieser Beziehung an Friedrich II. Der französische Minister Rouillé sagte zu dem preußischen Gesandten Knyphausen: [1]) „Schreiben Sie Ihrem Könige, daß er uns gegen Hannover beistehen solle. Es gibt dabei etwas zu plündern. Der Schatz des englischen Königs dort ist gut gefüllt. Der preußische König braucht ihn nur weg zu nehmen, und thut daran einen guten Fang."

Georg II. dagegen wußte, daß das Bündnis Friedrichs mit Frankreich im Frühling 1756 zu Ende ging. Er brachte seine persönliche Abneigung gegen Friedrich zum Opfer, um denselben, der als nächster Nachbar für Hannover großen Schaden thun konnte, für sich zu gewinnen. Friedrich hatte also zwei Wege vor sich: mit Frankreich Angriff auf Hannover, mit England Vertheidigung desselben. Er erörtert die Gründe für und wider: das heißt, er fragt, auf welcher Seite für ihn mehr zu gewinnen sei. Wenn er Hannover angriff, dachte er, so würde er sich die Engländer, die Oestreicher, die Russen auf den Hals ziehen. Wenn er dagegen mit England ein Bündnis abschloß: so schien es ihm, daß die Franzosen nicht nach Deutschland kommen würden. Er erkundigte sich genau, wie Rußland zu England stehe. Da er von allen Seiten erfuhr, daß die Freundschaft vollkommen sei: so schien er auch von dieser Seite her gesichert. Also schloß er am 16. Januar 1756 mit England den Defensiv-Vertrag von Westminster.

So schildert er selbst die Sachlage. Resumiren wir dieselbe mit Hinzufügung eines Gedankens, den Friedrich nur errathen läßt, den er nicht offen ausspricht. Indem Friedrich diesen Vertrag abschloß, glaubte er der Freundschaft nicht blos Englands, sondern auch Rußlands sicher zu sein, glaubte er ferner, daß Frankreich in Folge dieses Vertrages von einem Angriffe auf Hannover abstehen werde. Die Consequenz dessen war, daß er in Deutschland freie Hand haben würde.

Frankreich hatte ihn dringend aufgefordert, dies nicht zu thun. Es hatte den Herzog von Nivernais eigens zu diesem Zwecke hingesendet, daß dieser ihm neue Anerbietungen thun sollte. Als Fried-

[1]) Oeuv. IV. 29.

rich dennoch auf diesem Wege weiter ging, war man in Frankreich sehr ungehalten über ihn. Man baute dort die Vorwürfe gegen ihn in folgender Weise auf[1]). „Der König von Preußen, sagte man, hat den Vertrag mit England unterhandelt ohne Vorwissen des Königs von Frankreich, obwohl das Bündnis mit demselben noch nicht abgelaufen war. Er hat dies gethan zu einer Zeit, wo England gegen Frankreich einen sehr ungerechten und gehässigen Krieg begann. Er hat den Vertrag gezeichnet fast in der Anwesenheit des Herzogs von Nivernais. Mit welchem Rechte hat denn dieser König von Preußen eine so schlechte Meinung von uns, glauben zu dürfen, daß wir nach dieser Treulosigkeit, nach diesem Mangel an aller Rücksicht, uns vielleicht noch glücklich schätzen würden, unsere Allianz mit ihm zu erneuern, und daß wir überhaupt die Gefälligkeit gegen ihn so weit treiben könnten, in solchen Fällen ihm völlig freie Wahl zu verstatten? Er scheint zu glauben, daß, was auch immer er thue, seine Existenz für Frankreich so unentbehrlich sei, daß Frankreich gegen ihn nichts thun werde." Damals ward Valory nach Berlin geschickt, um die ferneren Schritte des Preußenkönigs zu überwachen.

Bei dieser Stimmung des französischen Hofes fanden die erneuten Vorschläge des Kaiserhofes dort einen günstigen Boden. Der Graf Starhemberg war im Anfange 1756 in Versailles als Gesandter. Die Berichte desselben vom 18. März 1756 an liegen mir vor[2]). Es ergibt sich daraus, daß er über zweierlei unterhandelte: zunächst über einen Defensiv-Vertrag, dann aber auch über ein Offensiv-Bündnis gegen den König von Preußen. Der wesentliche Inhalt der Vorschläge, welche das letztere betreffen, läßt sich fassen in die Worte: mit dem Tage, an welchem Oestreich durch französische Hülfe Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder gewinnt, tritt es an Frankreich einen bedeutenden Theil der österreichischen Niederlande ab.

Das Defensiv-Bündnis von Versailles kam zu Stande am 1. Mai 1756. Maria Theresia gab das Versprechen, weder direct noch indirect Antheil zu nehmen an den Streitigkeiten zwischen Frankreich

---

[1]) Man vergl. den Brief von Bernis vom Jan. 1758, abgedr. in „Einige neue Actenstücke über den 7jähr. Krieg." Leipzig 1841. S. 80. Ferner Flassan VI. 45. — Schlosser II 294. n. 29.

[2]) Aus dem kaiserlichen Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien.

und England. Ludwig XV. versprach, unter keinem Vorwande Oestreich anzugreifen. Dies war nur noch Neutralität. Dann aber folgte das Versprechen gegenseitiger Vertheidigung mit 24,000 Mann.

Die Unterhandlungen über den Offensiv-Vertrag gegen Preußen dagegen machten, trotzdem daß Starhemberg immer den guten Willen des Cabinets von Versailles betheuerte, viele Monate hindurch keine Fortschritte. Der König Ludwig XV. ließ dem preußischen Könige den Vertrag von Versailles, in welchem alle früheren Friedensverträge bestätigt waren, mit dem Bemerken mittheilen, daß ein geheimer Artikel zum Nachtheile des letzten Aachener Friedens von 1748 nicht existire. Wenn Friedrich II. damals für sich eine Gefahr fürchtete, so konnte er sie beseitigen durch den Wunsch des Beitrittes zu diesem Vertrage. So war es die Absicht des Königs Ludwig XV. Friedrich II. äußerte nicht einen solchen Wunsch [1]).

Dagegen gelangte am 9. Juli 1756 nach Versailles die erste Kunde von starken Kriegsrüstungen des preußischen Königs. Der französische Gesandte Valory in Berlin erhielt den Auftrag dem Könige auszusprechen, daß die französische Regierung nicht vermuthen könne, daß Preußen die Erbländer der Kaiserin angreifen werde, und dies um so weniger, da ihm die neulich geschlossene Defensiv-Allianz nicht unbekannt sei. Der König Ludwig XV. sei entschlossen, nicht blos seine Verpflichtungen gegen die Kaiserin zu erfüllen, sondern auch über die stipulirte Hülfe von 24,000 Mann hinaus ihr mit allen Kräften beizustehen [2]).

Vierzehn Tage später glaubte der französische Minister Rouillé zu wissen, daß in den preußischen Rüstungen stark nachgelassen werde. Er irrte sich.

Denn, indem Friedrich II. sich nicht überzeugen konnte zu glauben, daß Frankreich gegen ihn jemals etwas anders aufbieten werde als Worte; indem er andererseits den Charakter der Macht Oestreich genau kannte und wohl wußte, daß, wenn auch dieselbe einmal Neigung zur Offensive habe, sie doch, bei ihrer hergebrachten Sorglosigkeit diese Neigung nicht so weit treibe, auch nur für die Defen-

[1]) Einige neue Aktenstücke u. s. w. S. 81. — [2]) Kais. Haus-, Hof- und Staats-Archiv. Starhembergs Bericht v. 13. Juli.

sive von Anfang an genügend gerüstet zu sein; indem Friedrich, sagen wir, dies überlegte, und dagegen seine eigene Actionsfähigkeit erwog, mochte es ihm möglich erscheinen, durch rasches Handeln, eine vollendete Thatsache zu schaffen, bevor nur die anderen zur vollen Besinnung gekommen wären.

Auch dies Mal zog er nur sehr wenige Personen zu Rathe. Nicht seine Brüder Wilhelm und Heinrich. Sie Beide haben gelegentlich ihr Urtheil nicht verhehlt, daß die Urheberschaft auch wiederum dieses grauenvollen Krieges Friedrich zur Last falle[1]). Friedrich berief drei Generale: Schwerin, Retzow, Winterfeldt, und legte ihnen seine Meinung dar, daß der Krieg beginnen müsse[2]). Er machte dieselbe Erfahrung wie bei den ersten beiden Eroberungskriegen: Schwerin und Retzow riethen ab, Winterfeldt stimmte zu. Der letztere wird von verschiedenen Zeitgenossen sogar als der eigentliche Urheber des ganzen Planes, und darum als die âme damnée du roi de Prusse bezeichnet[3]). Der König beharrte. Da erklärte Schwerin, daß, wenn der Angriff geschehen solle, derselbe ohne den mindesten Aufschub unternommen werden müsse. Das war der Kern der Sache.

Denn die Umstände lagen günstig. Gerüstet hatte bis zum Sommer des Jahres 1756 in Deutschland Niemand als der ohnehin immer bis an die Zähne bewaffnete Preußenkönig. Gerüstet hatten namentlich nicht die beiden deutschen Staaten, denen der Natur der Dinge nach Friedrichs rascher Schlag gelten würde: Kursachsen und Oestreich.

Die Natur der Macht Oesterreichs ist defensiv. Mit dem defensiven, conservativen Principe ist, wie es scheint unvermeidlich, immer ein gewisser Hang zur Sorglosigkeit, ein Mangel an Schärfe und Spannung, sowohl bei der Regierung, wie bei dem Volke verbunden. Wird diese defensive Kraft auf die Probe gestellt, so kann sie durch ihre Ausdauer, ihre Zähigkeit oft Wunderbares leisten. Leibniz charakterisirt im Jahre 1668 die Stadt Wien kurz mit den Worten: Panem et Circenses. Fünfzehn Jahre später erwarb sich diese selbe Bevölkerung durch ihre heldenmüthige Ausdauer gegen die Türken

[1]) Oeuv. XXVI. 112. 203. — [2]) Dohm IV. 216. — [3]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Band I. S. 97.

die Bewunderung Europas. Aber der leichtlebige Charakter des Wienerthumes blieb. Er war im achtzehnten Jahrhunderte genau so wie im siebzehnten. Friedrich II. betrieb eifrig ein Offensiv-Bündnis mit den Türken gegen Oestreich. Er hoffte durch den doppelten Stoß von Süd und Nord Oestreich zu zerschmettern, und er wäre in Konstantinopel mit seinen Vorschlägen eines solchen Offensiv-Bündnisses durchgedrungen, wenn der Großvesir Raghib länger gelebt hätte. Damals beschreibt der türkische Gesandte das lustige Leben der Wiener, besonders der Aristokratie. Er knüpft daran die Frage: ob diese Leute glauben so den Kurfürsten von Brandenburg abwehren zu können? [1]).

Und doch dachte man — wir wiederholen es — ja eben damals in den leitenden Kreisen von Wien sogar an ein Offensiv-Bündnis, und unterhandelte darüber mit Frankreich. Freilich, man dachte daran und man unterhandelte; aber weiter kam man auf diesem ungewohnten Felde solcher Plane nicht. Ja noch mehr: indem man an den Angriff dachte, unterließ man sogar das, was zur Vertheidigung erforderlich war. Oestreich hatte, als der Krieg von 1756 wirklich begann, Mangel an Geschütz, an Wagen, an Pontons, kurz an allen Kriegsbedürfnissen [2]).

Da der östreichische Gedanke einer Offensive bedingt war durch die Zustimmung von Frankreich; da diese Macht vor dem Einbruche Friedrichs in Sachsen sich nicht sehr willfährig erwies; da ferner selbst dann noch, wenn Frankreich auch ohne diesen Einbruch zugestimmt hätte, die große Schwierigkeit aufgetaucht wäre, den Organismus der Macht Oestreich, der nur auf eine Defensive und nicht auf eine Offensive eingerichtet ist, für die letztere anzuspannen und zu befähigen: so ist es nach allem diesem sehr zweifelhaft, ob der Offensivgedanke von Kaunitz zu irgend einem Ergebnisse geführt haben würde, wenn nicht Friedrich selber angefangen und dadurch den Krieg erzwungen hätte.

Friedrich II. kannte die Sachlage. Er wußte, daß Oestreich auf einen raschen Angriff von seiner Seite nicht vorbereitet war, und daß noch viel weniger Kursachsen einem solchen Angriff würde widerstehen

[1]) Hammer: Geschichte der Osmanen III. — [2]) (Cogniazo): Geständnisse eines österr. Veteranen II. 192.

können. Es war sein Plan, durch einen raschen Ueberfall den Kurfürsten von Sachsen, König von Polen, zu zwingen mit ihm zu gehen. Die vereinigte Macht der Preußen und Kursachsen sollte dann von Sachsen aus in Böhmen und Oestreich eindringen, und mit raschen Schlägen gegen die nicht gerüstete Macht Oestreich in wenigen Monaten den dritten Eroberungskrieg gegen Oestreich beenden.

Er fand für diesen Plan ein indirektes Entgegenkommen an der Unfähigkeit des kursächsischen Ministers, des Grafen Brühl [1]). Noch im Frühlinge 1756 verringerte dieser alles leitende Minister, gegen die dringende Mahnung des Marschalls Rutowski, den Bestand des sächsischen Heeres. Brühl kannte Friedrich. „Die preußische Majestät, sagt er am 20. Juni 1756, hat bis jetzt notorisch keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, um sich über alle Gesetze und Reichs-Constitutionen hinweg zu setzen, und dahin zu streben, daß er die Mehrheit der anderen Fürsten und Reichsglieder seinem Despotismus unterwerfe." Aber er lehnte beharrlich es ab, dem östreichisch-russischen Defensiv-Vertrage von 1746 beizutreten. Er sah dann im Sommer die Rüstungen Friedrichs. Er fragt am 11. Juli 1756 bei seinem Gesandten in Frankreich: „Was denkt man darüber in Paris? Der König von Preußen verbirgt seine Absichten so geflissentlich, daß die verschiedenartigsten Conjecturen gemacht werden. Die Einen glauben, seine Rüstungen bedeuten nichts als einfache Vertheidigungsmaßregeln für seine eigenen Staaten, und besonders für Schlesien. Andere dagegen wiederholen, es handele sich um eine bevorstehende Schilderhebung dieses Fürsten." „Wir," — so schließt dieser sächsische Minister im Angesichte dessen, daß die Spitze der preußischen Truppenansammlungen sich gegen Sachsen kehrte — „wir sind bis jetzt noch nicht in der Lage, uns irgendwie eine bestimmte Vorstellung und ein sicheres Urtheil zu bilden."

Von Angst und Sorge gepreßt, wagte der kursächsische Gesandte Vitzthum in Paris aus sich eine Andeutung seines Wunsches, daß Kursachsen in die eben geschlossene östreichisch-französische Defensiv-Allianz aufgenommen werden möge. Das hätte Friedrichs Plane durchkreuzt. Denn ein wesentlicher Baustein derselben war die ihm sehr wohl bekannte damalige Isolirtheit von Kursachsen. Der Gesandte erhielt

[1]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Bd. I.

von seinem Minister für diese Eigenmacht einen Verweis. „Denn," sagt Brühl, „wir wünschen jeden Verdacht der Parteinahme zu vermeiden." Er selbst nennt dies Verfahren klug. So am 1. August 1756. Am 19. August erneuerte noch einmal der Marschall Rutowski seine dringenden Vorstellungen an den König-Kurfürsten. Er bat, daß man doch keiner schriftlichen noch mündlichen Versicherung des Preußenkönigs trauen wolle, der ja niemals ein Versprechen gehalten habe. „Der Sieg," sagt er, „wird diese fürchterliche Macht auf den Gipfel der unumschränkten Gewalt erheben." Er bittet um nachdrückliche Anstalten zur Abwehr. Umsonst. Brühl beharrt in seiner Verblendung. Vier Wochen später, am 29. August, schreibt derselbe Minister Brühl: „Der Wiener Hof hat nicht aufgehört zu erklären und durch alle seine Gesandten im Auslande zu erkennen zu geben, daß die Maßregeln, welche er zu nehmen für nothwendig erachtet, nichts als reine Vertheidigungsmaßregeln seien. Ich höre, daß auch der König von Preußen seinerseits vermittelst eines Rescriptes an seinen Gesandten dem Reichstage ähnliche Erklärungen abgegeben hat. Nach diesen öffentlichen und gegenseitigen Versicherungen sollte man meinen zu der Hoffnung berechtigt zu sein: der Friede werde erhalten bleiben."

An demselben Tage, an welchem der sächsische Minister diese Worte an seinen Gesandten in Paris schrieb, am 29. August des Jahres 1756, ließ der König Friedrich II., ohne Kriegserklärung, die Stadt Leipzig besetzen, die sächsischen Cassen mit Beschlag belegen, standen drei preußische Heerescolonnen auf sächsischem Boden.

Wenn dem sächsischen leitenden Minister etwas zur Entschuldigung gereichen kann: so ist es höchstens die über alles menschliche Erwarten hinaus reichende Maßlosigkeit der Verlogenheit Friedrichs II. Wieder einmal hatte Friedrich II. darauf speculirt, daß man, trotz aller Erfahrung, ihm eine solche Verlogenheit nicht zutrauen werde, und wiederum erwies sich seine Speculation als richtig. Allein thatsächlich stellt sich die Sache so, daß Niemand dem Friedensbruche des Königs Friedrich durch passives Verhalten mehr in die Hände gearbeitet hat, als der sächsische Minister Graf Brühl.

Es kam dann für Friedrich II. darauf an, die Menschen über diesen seinen Friedensbruch irre zu führen. Er hatte schon vorher durch

Bestechung eines Kanzlisten Menzel in Dresden, dem er von Potsdam aus dort angefertigte Nachschlüssel zu den Schränken des Archives zustellen ließ, sich in den Besitz von Abschriften aller wichtigen Papiere gesetzt. Die brutale Eröffnung des Archives selbst eines Fürsten, von dem er officiell bis dahin nur einen unschädlichen Durchmarsch verlangte, verschaffte ihm die Originale. Sie beweisen, daß Sachsen dem Petersburger Defensiv-Bündnis zwischen Oestreich und Rußland von 1746 nicht beigetreten war, auch niemals die Absicht gehabt hatte, beizutreten. Der König Friedrich aber gab dem Grafen Herzberg, dem späteren Minister, den Auftrag aus diesen Papieren das Gegentheil zu beweisen, nämlich daß Kursachsen gefährliche Anschläge gegen ihn gehabt habe. Es erschien also die bekannte Schrift: Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe, et sur leurs desseins dangereux contre S. M. le roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves. Berlin 1756.

Friedrich II. bezieht sich in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges im dritten Capitel ausdrücklich auf jene Staatsschrift, und bekanntlich ist dieselbe fortan die Quelle gewesen, aus welcher die friedericianische Weltanschauung zu beweisen sucht, daß der Friedensbruch von 1756 im Grunde ein Vertheidigungskrieg gewesen sei.

Es kommt für uns hauptsächlich nur darauf an zu ermitteln, ob Herzberg damals auch nur selber geglaubt habe, was er schrieb.

Herzberg selbst hat im Jahre 1786, nach dem Tode Friedrichs, sich mit folgenden Worten darüber ausgesprochen. „Es ist ausgemacht, daß diese Plane, den König zu bekriegen, und seine Länder zu theilen, wirklich existirten; aber da sie nur eventuell waren und die Bedingung voraussetzten, wofern der König in Preußen Gelegenheit zum Kriege geben würde: so wird es immer unentschieden bleiben, ob diese Plane jemals würden zur Ausführung gekommen sein, und ob es gefährlicher sein würde sie zu erwarten, als ihnen zuvor zu kommen."

Es ist dabei jedoch festzuhalten, daß Kursachsen an diesem Defensiv-Bündnisse zwischen Oestreich und Rußland, welches sich zum Offensiv-Bündnisse nur in dem bestimmten Falle gestalten sollte: „wofern der König in Preußen Gelegenheit zum Kriege geben würde" — daß

Kursachsen an diesem Bündnisse keinen Antheil hatte, und eben so wenig an dem Defensiv-Bündnisse zwischen Oestreich und Frankreich vom 16. Mai 1756.

Friedrich II. stand mit 70,000 Mann ohne Kriegserklärung in Sachsen. Er behandelte das Land feindlich. Es entwickelte sich dann eine merkwürdige Constellation.

Der kaiserliche Feldmarschall Broune stand mit 40,000 Mann in Böhmen. Die Kaiserin war für den König August zur Hülfe erbötig; aber sie wünschte, daß das sächsische Heer von 17,000 Mann nach Böhmen marschiere. Sie hatte das Bedenken, daß ein Einmarsch ihrer Truppen in Sachsen zur Hülfe gegen die bereits dort stehenden Preußen als ein Friedensbruch erscheinen könnte[1]). Und doch hatte der preußische Gesandte Klinggräf schon am 28. September in Wien die Sommation überreicht, deren Zweck kein anderer war und sein konnte, als Krieg um jeden Preis.

Man sieht, wie wenig eine Regierung, die mit Bedenklichkeiten solcher Art noch zu einer Zeit kämpfte, wo Friedrich II. bereits feindlich über einen friedlichen Nachbar hergefallen war, wo er mitten im Lande desselben stand und zwar um ihn zu zwingen, mit ihm gegen Oestreich zu gehen — wie wenig eine solche Regierung wie die kaiserliche jemals den Entschluß fassen konnte zu einer energischen Aggressive.

Der König August von Polen-Sachsen dagegen wollte nicht seine Truppen nach Böhmen marschiren lassen, um seine volle Parteilosigkeit durch die That zu beweisen[2]). Er meldete dies eigenhändig an Friedrich II.

Wie so ganz anders als diese beiden Souveräne, Maria Theresia und August, die nicht blos das Wesen, sondern auch die Form des Rechtes bewahren wollten, stand ihnen gegenüber der Mann, der in der Verfolgung seines Zieles des Unrechtes sich durch keine Rücksicht auf Recht, Wahrheit oder Ehre binden ließ! Friedrich forderte von August, daß dieser Glück und Unglück mit ihm theile, und zwar durch ein Offensivbündnis mit ihm wider Oestreich. Er verlangte den Fahneneid der sächsischen Truppen für sich. Das war die For-

[1]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Bd. II. S. 63. — [2]) a. a. O. S. 90.

derung, welche er allen Anfragen, allen Bitten des unglücklichen Königs entgegen hielt.

Es gereicht dem Könige August zur Ehre und zum Ruhme, daß er der Lockung wie der Drohung, der Lüge wie der Gewalt sein entschiedenes Nein entgegenstellte. „Wie sollte ich," schreibt er an Friedrich den 15. September 1756, „meine Waffen gegen eine Fürstin wenden, die mir niemals dazu Grund gegeben, der ich vielmehr wegen unserer Defensiv-Allianz 6000 Mann Hülfe stellen muß? Seit dem ersten Anzeichen dieses Krieges war ich entschlossen keinen Theil daran zu nehmen, und deshalb habe ich alle Vorschläge verweigert. Deshalb habe ich weder, als Ew. Majestät mein Land betraten, meine Armee nach Böhmen marschiren lassen, noch einwilligen wollen, daß kaiserliche Truppen die meinigen verstärkten."

Friedrich erwiderte dem Ueberbringer Arnim: „Das alles ist gut und schön, aber Sachsen muß mein Glück und Unglück theilen. Ich spiele ein großes Spiel. Bin ich glücklich, so soll der König-Kurfürst reichlich entschädigt werden, und für das qu'en dirat-on werden wir unsern Tractat hübsch mit Bonbons ausschmücken. Uebrigens ist die beste Entschuldigung die Nothwendigkeit in der man sich befindet, nicht anders handeln zu können. Sie sagen mir, es gibt kein Beispiel dieser Art in der Geschichte. Warum nicht? Es gibt deren. Und wenn es nun auch keine gäbe: ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt, daß ich mir schmeichle originell zu sein. Ich muß unbedingt Ihre Truppen haben, so oder so. Das ist mein letztes Wort, und wenn Ihr König mir den Erzengel Michael schickte, er würde daran nichts ändern können."

Friedrich selbst sandte dann noch einmal den General Winterfeldt. August erwiderte am 18. September: „Der General wird berichten, was meine Ehre und Rechtschaffenheit, die ich bis zum 60. Jahre unverletzt bewahrt, mir zu antworten gestatten. Ew. Majestät haben sich meiner Länder ohne Ursache bemächtigt. Europa wird richten über meine Sache, und über die Erdichtung des mir zur Last gelegten Planes, von dessen Nichtexistenz alle Höfe in Europa überzeugt sind."

Aber Friedrich II. wollte wie er gesagt, die sächsischen Truppen haben, so wie so. Das war sein Ziel. Er mußte sich zunächst ge-

gen den kaiserlichen Heerführer Broune wenden, der zum Entsatze heranrückte. Das Treffen bei Lowositz, das man gemeiniglich für einen Sieg Friedrichs ausgibt, hat strategisch diese Bedeutung nicht. Denn Broune wurde durch dasselbe nicht gehindert, einige Tage später Schandau zu erreichen und dort Stellung zu nehmen. Die Capitulation der Sachsen bei Pirna war vielmehr die Folge einer Verkettung eigener Fehler und Unglücksfälle. Der Hauptantheil auch dieser Fehler fällt dem Minister und General Brühl zur Last, der, wie einer der Genossen des Unglücks sich ausdrückt [1]), nichts gethan und alles versäumt hatte.

Es ist in unserer deutschen Geschichte eine der schmerzlichsten Episoden, deren wir mit wenigen Worten zu gedenken haben.

Die Sachsen passirten am 13. October beim Königstein die Elbe. Dann standen sie auf der Liliensteiner Ebene, einem kleinen Bergplateau, von steilen Felsen eingeschlossen, ohne Nachricht von den Freunden, im Rücken angegriffen, vor sich stark befestigte Verhaue, besetzt mit preußischen, auf Kosten des Sachsenlandes wohl genährten Soldaten, hinter sich die eine Schiffbrücke, die jeden Augenblick zerstört werden konnte — so standen die wackeren Männer, ohne Artillerie, ohne Bagage, ohne Zelte, im strömenden Regen. Sie waren 24 Stunden marschirt, und erhielten nun zur Labung: Krautstrünke und Kürbisranken, gekochten Puder mit Schießpulver gesalzen [2]).

Der Marschall Rutowski hielt Kriegsrath. Es war Abends 9 Uhr am 13. October. Der Beschluß: Capitulation.

Und dennoch hatte Broune Wort gehalten. Die Sachsen wußten es nur noch nicht. Er stand vier Wegstunden von ihnen auf den Höhen von Schandau. Um 10 Uhr Abends am 13. konnte er den Boten abfertigen, daß er des Zeichens zum Angriffe harre. Am 14. früh um 5 Uhr erhielt Brühl auf dem Königstein die Nachricht. Dort war auch der König August. Er schickte hinunter. Er bat noch einmal zu berathen. Es geschah um 7 Uhr Morgens am 14. October.

---

[1]) a. a. O. S. 217. Der General Vitzthum. — [2]) Geheimnisse des sächs. Cabinets. Bd. II. S. 208 u. ff.

Das Schreiben Brounes enthielt die Meldung, daß er warten werde bis 9 Uhr Morgens am 14. October, ob die Sachsen versuchen würden durchzubrechen. Also nur noch zwei Stunden. Aber der Weg war sehr schlecht. Die Armee war hungrig. Man hatte keine Artillerie. Die Cavallerie war seit zwei Tagen ohne Brod. Sie hatte keine Munition. Man mußte damit beginnen, einen doppelt überlegenen Feind in stark befestigten Positionen anzugreifen. Man hatte die Wahl zwischen zwei Uebeln: dem erfolglosen Kampfe der Verzweiflung, oder der Capitulation.

Und abermals stimmten die sächsischen Generale um 8 Uhr Morgens am 14. October für die Capitulation.

Sie wußten nicht, daß in Folge der letzten Antwort von Brühl der kaiserliche General Broune sich nicht nur bis 9 Uhr Morgens, sondern bis 3 Uhr Nachmittags auf den Höhen von Schandau hielt. Sie ihrerseits konnten nur rechnen bis 9 Uhr Morgens.

Der König August weigerte sich. Erst als man ihm darlegte, daß, um der Forderung des Offensivbündnisses mit Preußen gegen Oestreich auszuweichen, das einzige Mittel sei die Capitulation und in Folge derselben die Kriegsgefangenschaft der Sachsen — erst da willigte er ein.

Aber Friedrich wollte die Sachsen haben, wie er gesagt hatte: so wie so. Rutowsky und Winterfeldt machten die Capitulation. Friedrich II. verlangte, daß hinein gesetzt würde: die Sachsen sollten ihm den Eid der Treue leisten. Rutowski schlug es ab. Er forderte im achten Punkte der Capitulation die Versicherung, daß kein Unterofficier noch Gemeiner wider seinen Willen genöthigt werden solle, in die preußische Armee einzutreten. Friedrich machte dazu die Randbemerkung: „Darein hat Niemand sich zu mischen. Man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen. Das reicht hin."

Am folgenden Tage passirten die Sachsen die Schiffbrücke bei Oberrathen. Die Stabs- und Oberofficiere derselben wurden entfernt, und dann von den Preußen um jedes Regiment ein Kreis geschlossen. Es ward der Mannschaft eröffnet, daß der König-Kurfürst von Polen-Sachsen seine Truppen dem Könige von Preußen in Dienst überlassen hätte. Demgemäß sei diesem der Eid der Treue zu leisten. Die preußischen Kriegsartikel wurden verlesen. Dann er-

ging der Befehl die Finger zum Schwure zu erheben. Die sächsischen Officiere hatten im Voraus gewarnt. Dennoch erhoben einige die Finger, zumal als man ihnen gesagt hatte, daß die abgesonderten Officiere bereits geschworen hätten. Viele auch wußten nicht, was sie thaten. In dem Kreise befanden sich Preußen mit. Diese mehr als die Kriegsgefangenen schrien: Ja, und riefen: Vivat! An die Protestationen der Mehrheit, die sich weigerte, kehrte man sich nicht.

Auf die Officiere ward unterdessen durch die preußischen Prinzen und Generale eingewirkt. Der König Friedrich selbst sagte einem jungen Edelmanne, der sich weigerte: er habe keine Ehre im Leibe, und schlug ihn dabei mit seinem Stocke.

Den Zeitgenossen fiel es auf, daß eine Persönlichkeit von der Art, wie Friedrich II. sich bewiesen, so großen Werth auf einen Eid legen konnte.

Mehrere Regimenter und die ganze Artillerie widerstanden durchaus. Sie hoben weder die Finger auf, sagt der preußische General Gaudy, noch sprachen sie die Eidesformel nach. Der Auditeur, der die Formel vorlas, und der Fürst Moriz, der sie nachsprach, schwuren allein. Letzterer stieß während desselben tausend Flüche gegen die Sachsen aus.

Diese, getreu ihrem Fürsten, entliefen bald nach allen Richtungen. Als der Sammelplatz ward ihnen das Elsaß bestimmt, und dort ein Corps aus ihnen gebildet. Es betrug bald 10—12,000 Mann, und wurde wieder der Kern der späteren sächsischen Armee.

August von Polen-Sachsen bat dann, daß der König Friedrich II., der als Herr im sächsischen Lande gebot, ihm gestatte, sich auf dem Königsteine aufzuhalten, und Dresden nicht mit preußischer Besatzung belege. Friedrich erwiederte, daß er stets alle Rücksicht haben werde, welche der Würde des Königs, seiner Familie und der persönlichen Freiheit desselben gebühre. Dann bewilligte er von allen Bitten Augusts auch nicht eine. August erklärte nach Polen gehen zu wollen. Friedrich II. bewilligte es, wenn zuvor August die noch nicht erledigten Punkte seiner Forderungen erfülle.

Nachdem Friedrich alles dies aus Nothwendigkeit, wie er sagte, verübt hatte, meldet er dem König August: „Ich werde Ewr. Majestät die vollkommenste Freundschaft bewahren, so daß, wenn ich

jemals Ewr. Majestät oder der königlichen Familie Vortheile verschaffen kann, ich nicht ermangeln werde die Gelegenheit dazu mit aller denkbaren Freude zu erfassen, um ihnen die Gefühle der Hochachtung und aufrichtigsten Werthschätzung zu beweisen," u. s. w.

Die Königin, die Gemahlin von August, starb schon im folgen Jahre. Der General Vitzthum berichtet[1]) darüber: „Der König von Preußen hat die Königin von Polen-Sachsen nicht behandelt wie eine Fürstin, sondern kaum wie eine gefangene Marketenderin in der Mitte einer feindlichen Armee. Daran ist sie gestorben."

Die sächsische Armee war einstweilen dahin. „Der Ausgang dieser Dinge ist gegen uns gewesen," sagt der sächsische Feldmarschall Rutowski; „aber er ist es in noch viel höherem Maße gewesen gegen den großen Plan des Königs von Preußen. Mit einem Worte: unser Unglück war die Rettung von Böhmen."

Es ist auch von andern kundigen Zeitgenossen geurtheilt worden, daß Friedrich II., durch den Eifer sich durch die Sachsen zu verstärken, allzu viele Zeit für seinen Hauptentwurf verloren habe. Im Spätsommer und Herbste 1756 hätte er mit seiner überlegenen Macht, welcher das überraschte Oestreich nicht entfernt eine gleiche entgegen stellen konnte, Böhmen durcheilen können, und weiter, vielleicht bis an die Thore von Wien, um dort einen Frieden zu erzwingen nach seinem Begehr. Das war vorbei. Der Spätherbst war gekommen, Oestreich in Rüstung.

Und zugleich hatte er durch den schnöden, empörenden Friedensbruch, durch seine brutale Gewalt gegen das unglückliche Sachsenland die Gemüther aller Orten heftig wider sich erregt. Sein höhnender Uebermuth trat hinzu. Er konnte sich dieses Hanges so wenig erwehren, daß er noch sieben Jahre später, als er beim ruhigen Erwägen seine sogenannte Geschichte dieses Krieges niederschrieb, sich der Worte bediente: „Die Sachsen litten es mit vieler Höflichkeit, daß man sie aushungerte."

Friedrich hatte diesen Uebermuth und diesen Hohn nicht blos gegen die Sachsen bewiesen, sondern auch dem französischen Gesandten in Dresden gegenüber, der seine Verwendung für die sächsische Kö-

[1]) Geheimnisse des sächs. Cabinets. Bd. II. S. 344.

nigsfamilie geltend machte. Demgemäß ward am 20. October 1756 von Versailles aus ein Courier an Valory den französischen Gesandten in Berlin abgeschickt, mit dem Befehle, unverzüglich und ohne Verabschiedung Berlin zu verlassen [1]). Am selben Tage erhielt der preußische Gesandte Knyphausen in Versailles von dem französischen Minister Rouillé die Andeutung, daß er am königlichen Hoflager nicht mehr zu erscheinen habe.

Beide Mächte, Oestreich und Frankreich, suchten an der persönlichen Abneigung der russischen Czarin eine Verbündete. Doch ging das nicht so schnell, wie es einer summarischen Uebersicht jener Zeit häufig erscheint. Die langsam sich entwickelnde Lage der Dinge spiegelt sich in den Berichten des Königs Friedrich an seinen Freund und Aufhetzer Winterfeldt [2]) Er meldet am 15. November 1756: „Die Franzosen wollen nicht nach Böhmen, und mit den Russen geht es auch noch gut." Am 7. December: „Es scheint von Tage zu Tage mehr, daß von Rußland her nichts zu besorgen ist. Die Franzosen wollen 30,000 Mann nach Böhmen und 50,000 an den Rhein schicken." Am 9. December: „Rußland will nicht." Am 12. December: „Die Holländer werden ihre Truppen beträchtlich vermehren. Wenn sie auch nicht am Kriege Theil nehmen; so macht das doch Eindruck auf die Franzosen." Am 23. December: „Ich glaube dies Jahr an kein Glück. Auf die Türken darf man nicht sicher rechnen. Wenn von dort etwas zu hoffen wäre, hätte ich schon gewisse Nachricht." Ich wiederhole, was wir nachher von Friedrich selbst vernehmen werden, daß er seit einer Reihe von Jahren in Constantinopel für einen gleichzeitigen Offensivkrieg von Nord und Süd gegen Oestreich hatte arbeiten lassen. Am 19. Januar 1757 meldet er: „Wenn auch die Franzosen etwas thun wollen, so wird es langsam und sehr spät geschehen." Am 27. Januar 1757: „In Rußland sind die besten Aussichten. Wenn es so dauert, so können wir die pommerschen Regimenter weiter vorziehen bis Sagan oder bis Neustadt." Erst am 18. Februar 1757 erfährt er, daß die Russen sich doch wirklich in Bewegung setzen.

[1]) Starhembergs Bericht vom 20. Oct. im kais. Haus-, Hof- und Staats-Archiv. — [2]) Preuß: Urkundenbuch V. 21.

Unterdessen hatte er und König Georg II. von England das am 16. Januar 1757, genau ein Jahr zuvor, geschlossene Defensiv-Bündnis verwandelt in ein Offensiv-Bündnis.

Dasselbe mußte der Natur der Dinge gemäß auch für Oestreich und Frankreich die Verwandlung des Defensiv-Bündnisses in ein offensives nach sich ziehen.

Jedoch verging bis dahin noch längere Zeit. Oestreich erhob gegenüber von Frankreich die Forderung der Neutralität für das Kurfürstenthum Hannover. Frankreich dagegen, welches niemals unterschieden hat, daß die Verbindung von Hannover und England nur eine reine Personal-Union sei, glaubte sich durch die Zusicherung der Neutralität für Hannover eines Mittels zu berauben, durch welches es England einen harten Schlag versetzen könne. Georg II. von England selbst erwiederte der Kaiserin, daß Frankreich das Versprechen der Neutralität doch nicht halten würde. Offener Krieg sei ihm weniger nachtheilig als eine hinterlistige Neutralität [1]).

Zugleich klagten Frankreich und Schweden auf dem Reichstage zu Regensburg den König von Preußen des Friedensbruches gegen Sachsen an. Der Kurfürst von Sachsen hatte diese beiden Mächte als die Garanten des westfälischen Friedens zu diesem Zwecke angerufen.

Die Coalition gegen Friedrich war in der Bildung begriffen. Er selbst hatte sie provocirt durch seinen empörenden Raubanfall gegen Sachsen.

Die fridericianisch gesinnte Partei in Frankreich hat damals die Sage aufgebracht, daß die Kaiserin Maria Theresia, um die Allianz mit Frankreich zu erwirken, der Pompadour einen Brief geschrieben, mit einer Anrede, die der Würde weder der Herrscherin, noch der Frau entspräche. Der Fridericianismus in Deutschland hat diese Sage so oft wiederholt, daß auch andere Historiker sich dadurch haben täuschen lassen. Bereits im Jahre 1763 war dies Gerücht verbreitet und wurde vielfach geglaubt. Die Kurfürstin von Sachsen meldete es damals der Kaiserin. Die bestimmte Antwort derselben liegt jetzt öffentlich vor [2]). „Niemals," sagt die Kaiserin, „habe ich ihr einen Brief geschrieben."

---

[1]) Flassan: VI. 86. — [2]) Weber: Maria Antonia Walpurgis Kurfürstin u. s. w. I. S. 144.

Diejenigen, welche die Bündnisse oder die Feindschaften großer Mächte lediglich auf persönliche Neigungen und Abneigungen zurück führen, vergessen, daß vielmehr darin sich politische Systeme aussprechen. Die Politik der Eroberung war Ursache, daß Frankreich lange Zeit hindurch die Partei der Action, der Unruhe, der Zerstörung, der Zersetzung in Deutschland begünstigte. Die conservative Politik des Rechtes und der Ehre führt Frankreich zu Oestreich als derjenigen Macht, die unausgesetzt und immer diese Bahn verfolgt. Die Allianz zwischen Oestreich und Frankreich ward geschlossen im Anfange des siebenjährigen Krieges. Aber sie hat dann gedauert unter allen wechselnden Regierungen über dreißig Jahre, bis die Wogen der Revolution sie hinweg schwemmten.

Der König Ludwig XV. war nach allen den Erfahrungen, die er an Friedrich II. gemacht, nicht weniger eifrig für die Allianz als die Kaiserin Maria Theresia. Er selbst setzte die Unterzeichnung der Offensiv-Allianz auf den 1. Mai 1757 an, als an dem nämlichen Tage, an welchem ein Jahr zuvor der Defensiv-Tractat geschlossen sei.

„Ich habe," also berichtet [1]) der Graf Starhemberg, „sowohl bei dieser Gelegenheit wie auch aus vielen anderen Umständen recht deutlich wahrgenommen, daß der König bei diesem Bündnisse nicht blos sein politisches Interesse findet, sondern auch ein persönliches Vergnügen, und daher eine ausnehmende Freude an den Tag legt."

Dennoch lag die Sache des Preußen-Königs im Frühlinge 1757 nicht ungünstig. Er stand in Böhmen. Wiederum schien sich der Sieg dauernd an seine Fahnen zu binden. Seine Plane nahmen einen hohen Schwung. Schon dachte er daran in Wien das Gesetz des Friedens vorzuschreiben. Welches Gesetz dies sein mochte, hat Friedrich II. nur zu errathen übrig gelassen. Ueber die Absicht selbst kann kein Zweifel sein; denn später, nach dem Siege bei Leuthen, hat er im Hohne des Uebermuthes die Kaiserin an diese seine Absicht in einem besonderen Briefe an sie erinnert [2]).

So standen die Sachen im Anfange Juni 1757. Da erfolgte rasch und unversehens am 18. Juni der Umschlag. Die Schlacht bei Kollin hemmte den Lauf des Sieges und der Eroberung. Um die

[1]) Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien. — [2]) Preuß II. S. 130.

hochfahrenden Plane war es geschehen, und es blieb nur noch der Jammer des endlosen Krieges.

Der Sieg von Kollin hat für mehr als ein Jahrhundert dem Fridericianismus in Deutschland nach dieser Seite hin einen Markstein gesetzt.

Niemand hat dies so vollaus anerkannt, wie Maria Theresia selbst. Man hat dem Hause Habsburg oft Neigung zum Undanke vorgeworfen. Der Vorwurf, wenn er sonst begründet ist, trifft nicht Maria Theresia. Sie schreibt drei Jahre später an den Sieger von Kollin eigenhändig folgende Worte:

„Den 18. Juni, Geburtstag der Monarchie.

„Lieber Graf Daun! Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne Ihm meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist Ihm ihre Erhaltung schuldig, und ich meine Existenz, und meine liebe und schöne Armee, und meinen einzigen und liebsten Schwager. Dies wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemahlen aus meinem Herzen und Gedächtnisse kommen. Au contraire, mir scheint, daß es jährlich mir frischer und sensibler ist, und daß niemals selbes genug an Ihm und den Seinigen werde erkennen können. Dies ist der Tag auch, wo mein Name auch für das Militär sollte verewigt werden, auch Seiner Hände Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier. Gott erhalte Ihn mir noch lange zum Nutzen des Staates, des Militärs und meiner Person, als meinen besten und wahresten guten Freund. Ich bin gewiß, so lang ich lebe, Seine gnädigste Frau Maria Theresia."

Der Brief allein für sich würde hinreichen um darzuthun, daß Maria Theresia sich dem Preußenkönige gegenüber immer nur in der Defensive gefühlt hat.

Eine ähnliche Freude wie die, welche in dem Briefe der Kaiserin drei Jahre später noch wieder durchklingt, erregte die Nachricht des Sieges von Kollin in Frankreich. „Ich bin nicht im Stande", berichtet Starhemberg [1]", lebhaft genug zu beschreiben, wie groß die Freude des Königs, der Minister, und ich kann mit Wahrheit sagen, der

[1] Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien.

ganzen französischen Nation, über diese so unverhoffte und so ungemein frohe Nachricht ist. Wenn eine französische Armee einen Sieg solcher Art errungen hätte, so könnte die Freude nicht lebhafter sein. Ich kann vor allen Glückwünschen, die ich mündlich und schriftlich empfange, kaum Zeit gewinnen diese wenigen Worte zu schreiben. Mit einem Worte: der Sieg hat den Eifer hier lebhaft gestärkt."

Neue Schläge folgten auf die Niederlage, die Friedrich II. selber bei Kollin erfuhr. Auch sein Bruder August Wilhelm mit der ihm untergebenen Heeresabtheilung erlitt Verluste.

Der König schleuderte ihm darauf die Vorwürfe zu, welche den Bruder und Thronfolger mit gebrochenem Herzen in ein frühes Grab stürzten. Es kommt uns nicht zu, eine Entscheidung abzugeben, ob die Vorwürfe völlig unbegründet sind oder nicht. Aber der Prinz selbst vertheidigt sich, daß er gehandelt habe in Uebereinstimmung mit seinem Generalstabe. Als der König im folgenden Jahre dem jüngeren Bruder Heinrich den Tod August Wilhelms meldet und auch dann noch sich ausspricht über den Kummer, den August Wilhelm ihm verursacht habe, erwidert Heinrich[1]: „Ich habe geseufzt über das Misverständnis zwischen Ihnen und meinem Bruder. Die Erwähnung, welche Sie mir gegenüber davon machen, vermehrt meinen Schmerz; aber der Respect und der Kummer legen mir Schweigen auf, und darum antworte ich nichts über diese Sache." Entschiedener legte der Prinz Heinrich später seine Meinung an den Tag. Lange Jahre nachher und selbst lange nach dem Tode des Königs Friedrich errichtete der andere Bruder Heinrich zu Reinsberg den Helden des siebenjährigen Krieges ein Denkmal. Unter den Helden, die dort der Prinz Heinrich feierte, fehlte Friedrich der König, ward als der erste verherrlicht August Wilhelm[2]).

Nach der Schlacht bei Kollin handelte es sich nur noch um die Vertheidigung. Fortan erst trat der Zustand der Dinge ein, in welchem man diesen König so gern zu erblicken pflegt, wie er mit Löwenmuth sich wehrt gegen die Schaaren der Feinde ringsum. Es ist billig, daß wir in dieser Zeit ihn selber hören, von ihm selbst seine Plane, Hoffnungen und Berechnungen vernehmen aus dem,

[1]) Oeuvres XXVI. 178. — [2]) Man vergleiche das Citat bei Preuß. II. 355.

was er sagt, und aus dem, was er verschweigt. Vielleicht lassen sich dadurch einige Anschauungen berichtigen.

Im Juli 1757 schrieb Friedrich eine apologie de ma conduite politique[1]). Er hält es für nöthig, wie er sagt, sich seinem Volke gegenüber zu vertheidigen. Warum trat damals erst, nach der Niederlage von Kollin, die Erkenntnis dieser Nothwendigkeit heran? Einen Ausdruck irgend welcher öffentlichen Meinung, die dazu ihn bewegen konnte, gab es in seinem Lande nicht. Ob außer seinen Brüdern, die allerdings ihre Meinung nicht völlig verhehlten, irgend ein Minister, irgend ein General gewagt habe, in seinem Freimuthe bis zu der Andeutung einer eigenen Ansicht zu gehen, die etwa mit derjenigen des Königs nicht ganz übereinstimmte, ist sehr fraglich. Wie dem auch sei, der König entschloß sich zu einer Selbstvertheidigung. Könige sind allerdings nicht verantwortlich, sagt er; aber ein guter Fürst kann und muß, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das Volk, dessen Haupt oder erster Minister er ist, über die Gründe unterrichten, welche ihn bewogen haben diesen Entschluß eher als einen andern zu ergreifen. Friedrich betheuert, daß seine Absichten rein sind, daß er nur gesucht hat die Ruhe und den Frieden seines Staates zu sichern. „Mein Gewissen ist so rein," sagt er, „daß ich mich nicht scheue ganz laut zu denken und die verborgensten Triebfedern meiner Seele offen darzulegen."

Wenn so ein Fürst auftritt: was läßt sich da erwiedern? Was hülfe da der Versuch einer Widerlegung, oder auch einer Beurtheilung? Sie kann gar nicht einmal unternommen werden, wenigstens nicht von einem seiner Unterthanen, auch dann nicht, wenn diese Unterthanen einige Freiheit hätten ihre Gedanken zu sagen, wie diejenigen Friedrich II. sie niemals hatten. Anders steht die Sache für die geschichtliche Betrachtung. Friedrich II. ist eine historische Person geworden. Darum fällt jegliche andere Rücksicht als diejenige der Wahrheit hinweg. Diese drängt zunächst zu einer besonderen Bemerkung. Es hat noch niemals ein Fürst ein Manifest ausgehen lassen mit dem Zugeständnisse, daß man nach

[1]) Oeuv. XXVII. 3. 280. Diese Apologie scheint jedoch damals nicht veröffentlicht zu sein.

seiner Meinung daran zweifeln dürfe. Jeder Fürst verlangt Glaubwürdigkeit für sein Wort. Die Betheuerung dazu, daß er die Wahrheit sage, macht für den Augenblick, wo er spricht, das Verbot des Verstummens um so schärfer und eindringlicher, hat dagegen für die Nachwelt den Erfolg, die geschichtliche Kritik um so lauter herauszufordern. Warum findet der König es nöthig, das, was er sagt, mit so vielen Worten zu betheuern? — Sehen wir also seine Darlegung.

Der König berichtet in dieser seiner Vertheidigung, daß es sein Bestreben gewesen sei, nach dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich, in Deutschland die Ruhe und den Frieden zu erhalten. Sowohl Frankreich als England hätten gegen das Ende des Jahres 1755 ihn gesucht: jenes, um ihn gegen Hannover zu verwenden, dieses um durch ihn Hannover zu sichern. Er glaube als König volle Freiheit zu haben Bündnisse nach eigener Ueberzeugung zu schließen, und habe sich darum England zugeneigt, weil dadurch für Deutschland der Friede erhalten bliebe. Frankreich, das ihn als den Don Quixote zu Gunsten Frankreichs betrachten wolle, sei darüber sehr gereizt worden. Aber er versichert wiederum, daß seine Absicht gewesen sei die Erhaltung des Friedens in Deutschland. Dann fährt er fort:

„Bis zum Frühling 1756 hatte ich Hoffnung, daß es mir gelingen werde. Damals erfuhr ich, daß ein starkes Corps Russen sich in Kurland sammele. Dies erschien mir um so auffallender, da ich durch meine Verbindung mit den Engländern sicher war, daß dies nicht von ihnen kommen konnte. Ich fing darüber Erörterungen mit dem Ministerium in London an, und sobald ich bemerkte, daß die Bewegungen nicht mit dem Könige von England verabredet waren, erregte dies Verfahren mir großen Verdacht über die Absichten der Russen. Als ich im Monat Mai in Magdeburg war, erfuhr ich, daß diese Armee sich verstärkte. Alle Umstände in Verbindung mit den Correspondenzen, die gedruckt sind, brachten mich zu der Annahme, daß Preußen einen Angriff von dieser Seite zu fürchten habe."

Wir haben gesehen (S. 253), wie derselbe König, der hier diese Worte über die Lage der Dinge vom Monat Mai 1756 niederschreibt, am Ende desselben Jahres 1756 seinem Vertrauten Winterfeldt gemeldet, daß von den Russen noch nichts zu fürchten sei.

„In Folge dessen ließ ich einige Regimenter nach Pommern marschieren, damit sie im Stande seien, sich mit Truppen in Preußen zu vereinigen. Diese Bewegung, welche in der Königin von Ungarn keine Eifersucht erregen konnte, bewirkte, daß sie eine große Zahl von Truppen in Böhmen zusammen ziehen ließ. Man weiß, wie diese Schritte Veranlassung wurden zu Erörterungen, welche den Krieg herbeiführten."

Waren in der That diese Schritte die Veranlassung? Waren in der That die Rüstungen der Kaiserin Ursache oder Wirkung der preußischen Rüstungen? Bei der Beantwortung dieser Frage fällt als wesentlichstes Moment in die Wagschale, daß beim Losbrechen Friedrichs im Monate August 1756 die Rüstungen der Kaiserin höchst mangelhaft waren, daß es, mit einem Worte, fehlte an Allem.

„Sobald ich erfuhr," fährt der König fort, „daß die östreichischen Truppen in allen Provinzen sich regten, schickte ich an Knyphausen Befehl darüber mit Rouillé zu sprechen und ihn zu benachrichtigen, daß sich in Deutschland ein Gewitter bilde, und daß, um es zu beschwören, es Zeit wäre Vorstellungen zu machen bei dem Hofe zu Wien, mit welchem Frankreich so eben eine Verbindung geschlossen. Herr Rouillé erwiederte trocken, daß Frankreich sich in diese Angelegenheit weder mischen könne noch wolle."

„Nach der ungewissen und arroganten Antwort, welche der Graf Kaunitz an Klinggräf gab, sah ich mich zum Kriege gezwungen."

Man wolle hier vor allen Dingen die Daten betrachten. Der preußische Gesandte Klinggräf übergab die Sommation in Wien am 2. September, und am vierten Tage zuvor, dem 29. August, stand Friedrich II. auf kursächsischem Boden, belegte die Cassen mit Beschlag u. s. w. Doch er fährt fort:

„Die Königin von Ungarn hatte ihn beschlossen, und wenn ich länger gewartet hätte: so würde ich meinen Feinden nur Zeit gelassen haben sich völlig zu arrangiren. Ich mußte zuvorkommen, damit man nicht mir zuvorkam. Wenn ich die Königin von Ungarn von Schlesien her angriff: so fühlte ich die Unmöglichkeit ihr großes Leid zuzufügen, und ich ließ in diesem Falle dem Könige von Polen als Kurfürsten von Sachsen, meinem gefährlichsten Feinde, die Zeit, durch Subsidien ein Heer von 40,000 Mann zu errichten."

Man wolle in Betreff dieser Worte: „meinem gefährlichsten Feinde,“ die Darlegung oben (S. 248), namentlich den eigenhändigen Brief des Königs August an den König Friedrich vom 15. September 1756 vergleichen.

„Wenn es übrigens ein Mittel gab in Böhmen Erfolge zu erringen: so war dies von Sachsen aus, wo die Elbe und die Verbindung mit den Marken die Mittel gewährten sich zu erhalten.“

„Das sind die Gründe, welche mich dahin gebracht haben, den Entschluß, den ich ergriffen, anderen Entwürfen vorzuziehen.“

Weitere Gründe zu seinem Einfalle in Sachsen gibt hier der König allerdings nicht an. Allein damit ist die Frage, ob er nun überhaupt weitere Gründe nicht gehabt, keineswegs erledigt. Indem wir dieselbe weiter untersuchen, verlangt es auch fernerhin die Pflicht geschichtlicher Gerechtigkeit, dem Könige nicht Gedanken beizumessen, die wir nicht aus seinen eigenen Worten nachweisen können. Wir haben auch in Beziehung auf fernere Gedanken und Entwürfe, deren wir ihn für fähig halten, das hauptsächliche Gewicht nur auf seine eigenen Worte zu legen. Dazu eignen sich freilich nicht die Worte einer Apologie, welche für den großen Haufen bestimmt waren; sondern geheime Worte, die er später seinem Nachfolger an's Herz gelegt hat.

„Wenn es sich darum handelt,“ schreibt derselbe König etwa 20 Jahre später für seine Nachfolger nieder [1]), „passende Erwerbungen zu machen: so sind die sächsischen Staaten die geeignetsten, zumal da sie durch das Gebirge zwischen Sachsen und Böhmen eine Scheidewand gegen Oestreich haben. Es ist schwer zu sehen, wie diese Erwerbung zu machen sei. Das sicherste Mittel dazu scheint, Böhmen und Mähren zu erobern und dann diese Länder auszutauschen gegen Sachsen. Es wäre auch möglich, daß man dies Land eintauschte gegen die Besitzungen am Rheine, indem man Jülich und Berg hinzufügt, oder wie auch sonst es geschehe.“

„Diese Erwerbung ist unerläßlich nothwendig, damit unser Staat die Consistenz erhalte, deren er bedarf. Denn sobald ein Krieg da ist, kann man ohne das geringste Hindernis bis nach Berlin gehen.“

---

[1]) Oeuv. IX. 183. ff. Die eigentlichen politischen Testamente des Königs Friedrich sind bekanntlich auch in den Oeuvres nicht gedruckt.

Man sieht, daß ein Krieg mit einer andern Macht als Oestreich dem Könige Friedrich II. selten oder geradezu niemals in den Sinn kommt.

„Ich spreche übrigens nicht von unsern Rechten auf Anspach, Jülich, Berg, auf Mecklenburg, weil das bekannte Dinge sind, deren Verwirklichung man abwarten muß. Da der Staat nicht reich ist, so muß man durchaus sich hüten sich in Kriege einzulassen, bei denen nichts zu gewinnen ist. Denn man erschöpft sich gar leicht mit offenbarem Verluste, und wenn dann eine gute Gelegenheit käme: so könnte man sie nicht benutzen. Alle entfernten Erwerbungen sind eine Last für den Staat. Ein Dorf auf der Grenze ist mehr werth als ein Fürstenthum, das 60 Meilen entfernt ist. Es liegt uns die Pflicht ob, sorgfältig diese ehrgeizigen Plane zu verhehlen, dagegen, wo man kann, den Neid Europas gegen andere Mächte zu erwecken, um unter der Gunst dieses Neides solche Streiche auszuführen. Dies kann eintreten. Das Haus Oestreich, dessen Ehrgeiz mit offenem Angesichte einherschreitet, wird nicht verfehlen, sich die Eifersucht und den Neid der großen Mächte Europas zu erwecken. Das Geheimnis ist eine wesentliche Tugend, sowohl für die Politik, wie für die Kriegskunst."

Wenn auch dieses politische Streben, welches Friedrich II. seinem Hause hinterlassen will, nicht als ein rechtschaffenes bezeichnet werden dürfte: so wird man doch anerkennen müssen, daß die Offenheit, mit welcher er es seinen Nachfolgern empfiehlt, für uns Spätere ein helleres Licht, als bisher auf die schauerlichen Ereignisse wirft, welche man den siebenjährigen Krieg nennt.

Als der wahre Grund des Krieges erscheint mithin, daß der preußische König Friedrich II. das Sachsenland sich aneignen wollte, etwa so, daß er dem Könige August als seinem Vasallen Böhmen wieder gegeben hätte. Eben darauf deuten die oben (S. 248) angeführten Worte an Arnim: „Bin ich glücklich, so soll der König reichlich entschädigt werden." Daß er nach anderen Dingen trachtete, ist möglich und wahrscheinlich; doch dürfen wir nur auf seine eigenen Worte Gewicht legen. Er hat nun 1756 offenbar gedacht, daß er bei einem solchen Unternehmen zu thun haben würde mit Sachsen und Oestreich, die beide nicht gerüstet waren, und zwar mit Kursachsen so,

daß er es durch schnellen Ueberfall, willig oder unwillig, mit sich zum Offensivkriege gegen Oestreich fortrisse. Mit England war er im Bündnisse. Frankreich mußte nach seiner Anschauung ihn schonen, um ihn zu seiner Zeit wieder gegen Oestreich zu gebrauchen. Wenn auch er sich nach allen Versprechungen Englands nicht auf Frieden und Sicherheit von Rußland her verlassen konnte: so glaubte er erwarten zu dürfen, daß Schweden und Dänemark ein Uebergreifen Rußlands nicht dulden, daß auch England zu diesem Zwecke eine Flotte in die Ostsee schicken werde. Das deutsche Reich hatte sich bei seinem ersten Friedensbruche von 1740 theilnahmlos verhalten.

Er glaubte sich zu der Erwartung berechtigt, daß es auch dies Mal regungslos bleiben werde. Indem er Sachsen überrumpelte und sich dienstbar machte, dann rasch in Böhmen und Mähren einfiel, glaubte er dort in Böhmen und Mähren das Sachsenland zu erobern. Hören wir, um dieses darzulegen, weiter seine Vertheidigung seines politischen Verhaltens.

„Wie konnte ich ahnen," fährt er fort, „daß Frankreich 150,000 Mann ins deutsche Reich schicken würde? Wie konnte ich ahnen, daß dieses Reich sich erklären, daß Schweden sich in diesen Krieg mischen, daß Frankreich an Rußland Subsidien bezahlen würde. Wie konnte ich ahnen, daß die Engländer das Land Hannover nicht behaupten würden ungeachtet der Garantien, die sie gegeben hatten? Ich durfte nicht erwarten, daß die Holländer sich durch Franzosen und Oestreicher ruhig einschließen lassen, daß Dänemark die Russen und Franzosen handeln lassen würde, ohne sich zur Wehr zu setzen, mit einem Worte, daß England mich im Stiche lassen könne."

Das heißt also: ich glaubte nur mit Sachsen und Oestreich zu thun zu haben. Und meine Maßregeln waren so getroffen, daß ich mit diesen beiden leicht zum Ziele zu kommen hoffte, indem ich sie unvorbereitet überfiel. Ich glaubte von den Anderen nichts zu fürchten zu haben. Ich glaubte, daß die natürliche Eifersucht Schwedens gegen Rußland die eine Macht durch die andere in Schach halten würde. Ich glaubte, daß im Nothfalle, wenn die Dinge sich anders anließen, England durch seine Guineen nachhelfen könnte. In diesem Falle, wenn meine Berechnungen eintrafen, so erwarb ich Sachsen. — Also der Sinn der Worte des Königs. Aber ziehen wir auch das andere

Ergebnis. Es drängt sich kurz zusammen in den Satz: Wenn ich alles hätte voraussehen können, was gekommen ist: so wäre ich in Sachsen nicht eingefallen, so hätte ich den Krieg nicht angefangen. Ich habe ihn angefangen, weil ich das Kommende nicht voraussah.

„Die Politiker," fährt der König fort, „können nicht in die Zukunft sehen. Was der große Haufe Zufall, die Philosophen zweite Ursache nennen, entgeht ihrer Berechnung."

Es ist also die wiederholte Versicherung, daß die Dinge anders gegangen sind, als sie nach seiner Berechnung gehen würden. Friedrich machte allein seine Politik. Niemand als er hatte die letzten Fäden seines Thuns in seiner Hand. Darum ist — wir müssen dies wiederholen — seine Politik und mithin die Schicksale der Millionen, die unmittelbar oder mittelbar durch seinen Willen bedingt wurden, nur aus seinen eigenen Worten zu erforschen, aus denen, die er spricht, und aus denen, die er verschweigt.

„Wir haben Grundlagen," fährt der König fort, „nach denen wir unser Urtheil bilden. Diese Grundlagen bestehen in den Interessen der Fürsten, und darin, was von ihnen die Allianzen fordern, in denen sie sich befinden. Noch dazu ist dieser letzte Punkt der Frage unterworfen."

D. h. wir muthmaßen die Entschlüsse, auch wo Bündnisse ein Anderes bedingen, nach den Interessen.

„Nun war," sagt weiter Friedrich II., „nach den Verträgen der König von Frankreich nur verpflichtet der Königin von Ungarn mit 24,000 Mann beizustehen."

Diese Hülfe konnte allerdings für den König von Preußen nicht gefährlich werden, namentlich wenn er rasch seine Erfolge errang, wie er doch hoffte. Wir wissen aber auch, daß der König Ludwig XV. sofort auf die erste Kunde der außerordentlichen Rüstungen des Preußenkönigs, nach dem 9. Juli 1756, durch den Gesandten Valory in Berlin dem Könige Friedrich hatte eröffnen lassen: er werde, im Falle eines preußischen Angriffes auf die östreichischen Erbländer, nicht blos seine Verpflichtungen gegen die Kaiserin mit 24,000 Mann Hülfstruppen erfüllen, sondern auch darüber hinaus ihr mit allen Kräften beistehen. Man vergleiche oben (Seite 241).

„Frankreich hatte keinen Vertrag mit dem Könige von Polen, keine Verbindung irgend welcher Art, welche den französischen König

bewegen konnte jenem zu helfen. Auch die Verwandtschaft ist nicht von Gewicht. Ludwig XIV. hatte einstmals Krieg mit dem Herzoge von Savoyen, dem Schwiegervater des Herzogs von Burgund. Niemals haben die Bande des Blutes Einfluß gehabt auf die Politik der Könige. Wie also konnte man vorhersehen, daß die Thränen der Dauphine, die Verläumdungen durch die Königin von Polen, die Lügen des Wiener Hofes Frankreich zu einem Kriege bewegen würden, der diametral den politischen Interessen jenes Reiches entgegen gesetzt war? Die Politik der Franzosen ist von alter Zeit her gewesen im Norden einen mächtigen Verbündeten zu haben, dessen Diversionen ihnen nützlich sein könnten. Schweden, welches früher Frankreich diente, hat seine Macht und seinen Einfluß in den Angelegenheiten des Continentes verloren. Es blieb also für Frankreich nur Preußen."

Wir finden hier dieselbe Anschauung wieder, welche der König schon früher den Franzosen ausgesprochen, daß er für sie gegen Oestreich an die Stelle der Schweden getreten sei. (Vergleiche oben S. 157). Aber die andere Seite der Sache, daß nämlich nur Friedrich zu seinen Gunsten die feindselige Stellung von Oestreich und Frankreich ausgenutzt, daß Frankreich von der feindseligen Stellung Friedrichs zu Oestreich gar keinen Vortheil gehabt, daß es darum müde sei, im Interesse des immer unzuverlässigen Preußenkönigs sich ausnutzen zu lassen — diese Seite der Sache erörtert Friedrich nicht. Er sucht lieber die Wendung der Dinge in Frankreich auf Persönlichkeiten zurückzuführen, und gedenkt mit keinem Worte des menschlichen Mitgefühls aller Unbetheiligten über seine Brutalität gegen das unglückliche Kursachsen.

„Wer konnte denken," fährt der König fort, „daß eine unerklärliche Wendung der Dinge und die Ränke einiger Waschweiber Frankreich dahin bringen würden seine Interessen und das einzige System, welches denselben angemessen ist, preis zu geben? Warum bezahlte es Subsidien an Rußland? Warum brachte es Schweden in die Waffen? Warum hetzte es das Reich gegen Preußen, als nur um diese Macht zu vernichten? War dies Benehmen die Folge des Verdrußes über den Neutralitätsvertrag in London? Diese Rache würde mir doch zu weit getrieben erscheinen. Oder geschah es zum Danke für einige Abtretungen, welche die Königin von Ungarn den

Franzosen in Flandern machte? Diese Lockspeise würde mir allzu grob erscheinen, und ich weiß nicht, ob nicht für die Folge Frankreich erwarten muß, daß ungeachtet alles schönen Scheines das Wachsen des Hauses Oestreich, für welches jene Macht heute so eifrig arbeitet, sich zu Frankreichs größtem Nachtheile wendet."

Wie sonderbar spiegeln sich in diesem Kopfe Friedrichs die Dinge! Nicht Oestreich ging auf Wachsthum aus, sondern er. Nicht Oestreich war jemals aggressiv gegen Frankreich, sondern stets nur defensiv; wohl aber konnte das Anwachsen der Macht Preußen, die nur auf Aggression gebaut ist, einmal der Macht Frankreich gefährlich werden.

„Frankreich," fährt Friedrich II. fort, „nimmt zum Vorwande seines Einzuges in das deutsche Reich die Gewähr des westfälischen Friedens. Im Jahre 1745, als wir in Sachsen einzogen, beglückwünschte mich dieser Garant des westfälischen Friedens über meine glückliche That."

Es ist der hochmüthige Wahn dieses Königs, daß ihm alles erlaubt sei, den Anderen nichts. Er hat zweimal mit den Franzosen Bündnisse geschlossen und zweimal sie verlassen. Zum dritten Male hat er ein Bündnis mit England geschlossen, in dem Vertrauen, daß er den Franzosen zu unentbehrlich sei, als daß sie ihm ernstlich grollen würden. Da es dennoch geschieht, fühlt er sich tief beleidigt.

„Wie kann denn das," fährt er fort, „was im Jahre 1745 gut war, schlecht sein im Jahre 1756? Warum macht Schweden eine Schilderhebung, weil tausend Mann leichter Truppen durch einige Dörfer des Landes Würzburg gezogen sind? Unsere Feinde haben nicht einmal ihre Handlungen überstreichen können: der Vorwand selbst hat ihnen gefehlt."

Es muß abermals daran erinnert werden, daß die Anklage, welche nicht blos Frankreich und Schweden, sondern ganz Europa wider ihn erhob, diejenige wegen des unerhörten Friedensbruches gegen Kursachsen war.

„War es ferner möglich vorauszusehen," fragt weiter der König, „daß in einem sehr ernsthaften Kriege, welcher die englische Nation, das System und die Freiheit Europas betrifft, die Ränke und die innerliche Parteiwuth so sehr das Interesse der Nation über-

wiegen würden, daß die Minister für ihre heimischen Zänkereien die Interessen Europas vergessen könnten? Wie vermochte ich voraus zu sehen, daß nachdem man mir ein Geschwader für die Ostsee versprochen, es man mir völlig wieder abschlagen würde zu einer Zeit, wo ich desselben am nöthigsten bedurfte?"

„Wenn ich nichts sage von dem Phantome des Reiches, welches für seine Tyrannen arbeitet: so geschieht das darum, weil die Schwäche desselben sich jederzeit gebeugt hat unter die vorherrschende Macht, deren Drohungen es fürchtete."

Es ist die stehende Redeweise des Königs Friedrich II., und von ihm in gleicher Weise wie so vieles Andere auf preußische Schriftsteller übergegangen, daß das Haus Oestreich selten ohne das schmückende Beiwort des tyrannischen und hochmüthigen erscheint. Dieser Vorstellung entsprach es, die Abneigung der Deutschen gegen den herrischen Uebermuth und die Gewalt des Preußenkönigs kurzweg als Schwäche und Furcht vor Oestreich zu bezeichnen. Für die rechtliche Anschauung lagen die Dinge anders. Das Reich erklärte sich gegen Friedrich, weil es seinen Einfall in Sachsen für einen Reichsfriedensbruch ansah.

„Aber Holland," fährt der König fort, „welches die Verträge bricht, die es mit England gehabt hat, welches sich von allen Seiten durch die Franzosen umgeben läßt: — aber die Dänen, welche sehen, daß Schweden seinen Verträgen entgegen handelt, und daß es nach dem Wiedergewinn von Pommern auf gleiche Weise alle Abtretungen wieder fordern kann, welche es je gemacht hat; — dieses selbe Dänemark, das ruhig zusieht, welche Macht die Russen in der Ostsee usurpiren, und das keine Hilfsmittel vorbereitet, um sich Holstein zu bewahren für den Fall, daß etwa dem Großfürsten nach seiner Thronbesteigung es gefallen würde, Holstein wieder nehmen zu wollen: — das sind Dinge und Ereignisse, welche die menschliche Klugheit nicht voraussehen konnte."

„Man klage mich," fährt der König fort, „wenn man will, vor dem Tribunale der Politik an: ich behaupte, daß Europa seit der Liga von Cambrai kein so unglückseliges Complot gesehen hat als heute, daß selbst die Liga von Cambrai sich nicht mit dem gefährlichen Triumvirate vergleichen läßt, welches gegenwärtig sich erhebt,

welches sich das Recht beilegt Könige zu richten, und doch seinen ganzen Ehrgeiz noch nicht enthüllt hat. Wird man auch einen Reisenden, gegen welchen drei Straßenräuber mit ihren Banden sich zusammenthun, der Unklugheit anklagen, wenn er etwa im Dickicht eines Waldes, den seine Geschäfte ihn zu durchschreiten nöthigten, von Mörderhand den Tod findet?"

Es waren sehr eigenthümliche Geschäfte eines friedlichen Reisenden, welche der König Friedrich II. in dem unglücklichen Sachsenlande zu betreiben gedachte und eben damals betrieb, als er seine Apologie verfaßte.

„Wird nicht Jedermann", fährt er fort, „lieber den Räubern nachspüren, um sie zu fangen und sie in die Hände der Gerechtigkeit einliefern, damit sie dort ihren verdienten Lohn empfangen?"

Es dürfte nicht unangemessen sein, bei solchen Worten immer wieder aufs neue daran zu erinnern, daß der König Friedrich II., wo er sich von seinen Gegnern beleidigt glaubt, mit einem gewissen Eifer an sie den Maßstab der bürgerlichen Moral zu legen pflegt [1].

„Wir arme Sterbliche! Die Welt urtheilt über unser Verfahren nicht nach unseren Beweggründen, sondern nach dem Erfolge. Was denn bleibt uns zu thun übrig? — Wir müssen glücklich sein."

Die Aufgabe der geschichtlichen Betrachtung ist, den König nicht nach den Erfolgen seiner hohen Feldherrngaben zu beurtheilen, sondern nach seinen Beweggründen, wie er selbst es fordert. Darum ziehen wir auch hier diese noch einmal zusammen. Der König betheuert, daß er nach seiner politischen Berechnung diese Zahl der Feinde ringsum nicht erwarten durfte. An diese ausgesprochene Betheuerung knüpft sich mit innerer Nothwendigkeit die nicht ausgesprochene, daß er, wenn er eine so allgemeine Erhebung gegen sich vorausgesehen, anders gehandelt haben würde. Dieses anders Handeln konnte den Umständen gemäß nur darin bestehen, daß er nicht Sachsen überfiel, nicht durch diesen Ueberfall den Frieden brach, nicht durch diesen Friedensbruch die Zahl seiner Feinde vermehrte, und

[1] cf. Oeuv. XX. 271. vom 4. Octbr. 1758.

das drohende Unwetter gegen sich heraufbeschwor. Das heißt mit anderen Worten: Friedrich II. und Niemand anders als er trägt nach seiner eigenen Darlegung für Deutschland die Schuld des siebenjährigen Krieges.

Es gebührt ihm die Anerkennung, daß er mit erstaunlichem Geschicke und fester Standhaftigkeit sich durch denselben hindurchgesteuert hat. Wir haben in kurzen Zügen die Mittel und das Verfahren anzudeuten, durch welche ihm das möglich wurde.

Elfter Abschnitt.

Die Mittel und das Verfahren Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege.

Es ist das natürliche Bestreben jedes Menschen, in dessen Brust die Gedanken sich gegenseitig anklagen und entschuldigen, das eigene Thun und Treiben mit einem idealen Schimmer zu umhüllen. Wenige indessen haben in diesem Streben eine solche Virtuosität bewiesen wie Friedrich II. Er schreibt damals an seine Schwester von Baireuth: „Deutschland ist gegenwärtig in einer furchtbaren Krisis. Ich bin gezwungen, allein die Freiheit, die Privilegien, die Religion desselben zu vertheidigen."

Es sind die Worte eines Königs, der mit absoluter, mit despotischer Gewalt herrschte, wie auf deutschem Boden keiner vor ihm oder nach ihm, vor dessen soldatischer Willkür, und nicht blos der seinigen, sondern auch seiner Kriegsobersten, kein gesunder junger Mann seiner persönlichen Freiheit sicher war. Wir werden den Schutz, welchen der König Friedrich II. der individuellen Freiheit und den Privilegien angedeihen ließ, in noch genauerer Weise später kennen lernen.

Und dann gar die Religion?

Was doch hatte abermals mit diesem seinem dritten Eroberungskriege, den hauptsächlich die protestantischen Sachsen und Mecklenburger bezahlen mußten, die Religion zu thun? Was doch konnte

die Religion damit zu thun haben für einen Mann, der die positiven Kirchenformen nur unterschied nach dem größeren oder geringeren Maße der Verachtung, die er ihnen zollte? Auch der in kirchlichen Dingen völlig gleichgesinnten Markgräfin mochte diese abermalige neue Phase in dem Kriegsleben ihres Bruders sehr wunderlich vorkommen. Auch sie verwendete damals Geistliche, nur freilich als Arzneimittel. „Ich leide sehr an Schlaflosigkeit," meldet[1]) sie. „Ich habe zu Predigten meine Zuflucht genommen; aber sie haben mich gelangweilt und doch nicht eingeschläfert."

Der König Friedrich II. fand indessen einen lebhaften Fürsprecher seiner Qualität als Religionshelden an dem englischen Minister Pitt. Man kennt die confessionelle Bornirtheit des englischen Parlamentes, zumal wenn diese Bornirtheit sich verbindet mit dem Nationalinteresse von England. Pitt rief den preußischen König, der auf dem Continente für die Interessen von England focht, zum Helden des Protestantismus aus. Es war ein wirksames Mittel, um die Engländer willig zu machen zur Bezahlung der Subsidien von jährlich zwei Millionen Thaler, deren Friedrich sehr bedurfte.

In Deutschland war mit dieser Qualität eines Religionshelden kein Geld zu machen. Im Grunde ward ja das wahre religiöse Gefühl Aller ohne Ausnahme von wenigen Menschen so tief gekränkt und beleidigt, als von dem herzlosen Preußenkönig. Immerhin jedoch ließen sich durch die Bethörung des großen Haufens in ähnlicher Weise wie in England Sympathien und Antipathien erwecken oder kräftigen, die je nach den Umständen nützlich werden konnten. Friedrich hatte den Nutzen davon bei seinem ersten Eroberungskriege erfahren. Auch dies Mal ließ er im selben Sinne arbeiten.

Außer den ordentlichen Helfern für diesen Zweck bot sich dem Könige indessen noch ein anderes außerordentliches, aber sehr brauchbares Werkzeug dar. Es war der französische Marquis d'Argens. Unter den Schmeichlern des Königs steht dieser Franzose oben oder unten an, je nach der Auffassung. Er findet den König als Schriftsteller erhaben über Tacitus[2]). Friedrich hat alle Vorzüge des Römers, ohne die Fehler desselben. Doch dergleichen Dinge konnte der König

[1]) Oeuvres XXVII. 1. p. 286. — [2]) Brief vom 17. Novbr. 1759.

auch von Anderen hören. D'Argens fügt mehr hinzu. „Sein Sie überzeugt," spricht er zu dem Könige, „daß ich, ohne den Hofmann spielen zu wollen, weit lieber bei Ihnen in Sanssouci, als bei dem himmlischen Vater im Paradiese bin [1])." Bei diesem d'Argens, dem die eigene Frau später vor dem Könige das Zeugnis [2]) ausstellte: „Er verachtete die eitelen Schrecken eines künftigen Lebens: kurz er starb als ein großer Philosoph —" bei diesem d'Argens sproßte der Gedanke, den Krieg nachdrücklicher als bisher zum Religionskriege zu stempeln.

Friedrich schreibt [3]) an diesen d'Argens am 2. Mai 1759: „Sie beklagen sich, mein Lieber, über Ihr Bein. Hindert das Ihre Finger am Schreiben? Machen Sie mir schnell eine gute Broschüre gegen die „„Infame"". Das wird nützlich sein, und Sie kämpfen damit unter meinen Fahnen. Der Papst hat dem Daun, ich weiß nicht was für einen Hut gegeben und benimmt sich sehr unziemlich gegen mich."

Diese „Infame" ist in Friedrichs Augen die positive Religion überhaupt. D'Argens indessen wendet die Sache anders. Auch er hat sich einige Wochen zuvor mit dem Gedanken getragen, unter dem Namen eines Quäkers eine Predigt zu verfassen gegen alle Religionen, die Priester haben. Dann ändert er die Sache. „Warum", fragt er, „machen sich unsere Pastöre, statt daß sie so viele schlechte Predigten halten, nicht lieber daran, einen Hirtenbrief zu schreiben, in welchem sie beweisen, daß der ganze Protestantismus zu Grunde geht, wenn Ew. Majestät nicht siegen?" Er erbietet sich, in diesem Sinne eine Broschüre abzufassen; aber man müßte sie deutsch schreiben, damit das geringe Volk sie lesen könnte. Der König lobt zuerst den Plan. „Bravo," sagt er, „das ist ein herrlicher Gedanke. Wie viel verdanke ich Ihnen! Ihre Feder ist ein schneidiges Schwert, das meine Feinde verwundet und durchbohrt." Dann jedoch wird er wieder schwankend. Er schreibt einen zweiten Brief am selben Tage. „Sie wollen sich der alten Maschine, der Religion, bedienen?" fragt er darin. „Aber das sind verbrauchte Waffen. Wir haben über den Fanatismus so viel gespottet, daß selbst die Weiber dies verderbliche Gift von sich

[1]) a. a. O. — [2]) 19. März 1771. — [3]) Oeuvres de Fr. Tom. XIX. p. 64.

weisen. Sie vermögen weder für Luther noch für Calvin den Eifer hoch zu bringen. Das ist Teig ohne Säure. Als diese Religion neu war, hatte sie Gewalt; aber das Feuer ist verglommen, und jetzt noch aus dem Aschenhaufen Funken suchen zu wollen, wäre Zeitverlust. Nicht als ob ich Ihr Project misbillige. Schreiben Sie immerhin, und versuchen Sie, was Sie können. Aber, mein lieber Freund, das Interesse geht bei unsern guten Protestanten über die Anhänglichkeit an die Communion unter beiderlei Gestalt, und ich sehe voraus, daß in kurzem diese Religion zu Grunde gehen wird, sei es, daß man ihr ein Ende mache durch den Sieg über mich, oder daß sie ihres eigenen schönen Todes sterbe durch das Erlöschen des Eifers. Was seine Heiligkeit betrifft, so ist er der größte Narr unter allen Nachfolgern St. Peters .... Was mich betrifft, so kümmere ich mich nicht darum, ob Jemand mich segnet. Stets ohne Sacrament und ohne Predigt, weder Calvinist noch Lutheraner, verzweifele ich an nichts, wenn deine Hand, Marquis, mir den Segen gibt, deine Hand, die bereits so viele Blitze auf die Infame geschleudert hat."

So weit hat Friedrich II. geschrieben am 12. Mai 1759. Aber gleich nachher scheint er auf die besonderen Gedanken des d'Argens bereitwilliger eingegangen zu sein. Denn der folgende Brief vom 13. Mai beginnt: „Sie haben befohlen, mein lieber Marquis, und ich habe sofort gehorcht. Sie erhalten hierbei zwei Stücke. Das eine ist ein Breve des Papstes an den Marschall Daun. Ich hoffe, es ist mir darin gelungen, diejenigen, die noch irgend eine Sympathie für Martin Luther haben, schaudern zu machen. Das andere ist ein Brief des Prinzen Soubise an diesen Marschall, in Betreff des Degens, damit die Sache um so lächerlicher werde."

Der fridericianische Papst redet wie folgt [1]):

„Clemens XIII. unserem in Jesu Christo geliebten Sohne Heil und unseren apostolischen Segen."

„Wir haben mit großer Genugthuung die glänzenden Erfolge vernommen, welche deine Waffen gegen die Ketzer verherrlicht haben, besonders den bewundernswerthen Sieg, den du am 14. October des vorigen Jahres gegen die Preußen errungen hast. Wir haben es für

[1]) Oeuv. T. XV. p. 122. ff.

unsere Pflicht gehalten, als Vater aller wahren Gläubigen, der wunderbaren Wirkung deiner Tapferkeit den Nachdruck unseres Segens hinzuzufügen."

„Das Verfahren unserer Vorgänger, welche den Prinzen Eugen, glorwürdigen Gedächtnisses, mit einem geweihten Hute und Degen ehrten, weil er die Ungläubigen in verschiedenen Feldschlachten überwunden hat, legt uns die Pflicht auf, dich mit derselben Gnade zu bekleiden. Du, dessen große Eigenschaften noch hinausgehen über diejenigen des genannten Helden der Kirche und sie verdunkeln, der du zu kämpfen hast mit Ketzern, die in ihren Irrthümern noch mehr versteinert sind als sogar die Türken: du erhältst von uns alle göttlichen Segnungen. Möge dieser Degen, den wir dir senden, in deiner Hand dazu dienen, auf immer jene Ketzereien auszurotten, deren verpestender Geruch aus dem Abgrunde hervorgehaucht wird! Der Würgengel wird an deiner Seite kämpfen: er wird das infame Geschlecht der Sectirer zerstören, der Lutheraner, der Calvinisten. Deines Armes wird der Gott der Rache sich bedienen, um die gottlosen Geschlechter der Amalekiter und der Moabiter zu vernichten. Möge denn er sich baden in dem Blute der Abtrünnigen! Möge die Axt gelegt werden an die Wurzel dieses Baumes, der so verfluchte Früchte trägt! Mögest du nach dem Beispiele Carls des Großen das nördliche Deutschland bekehren durch Schwert und Blut und Feuer!"

„Wenn die Heiligen sich freuen über das eine verirrte Schaf, das zur Heerde zurückkehrt: wie hoch wird die Freude sein, die du ihnen und allen Gläubigen bereitest, wenn du diese verirrte Menge zurückführst in den Schooß der heil. mütterlichen Kirche! Die heil. Jungfrau von Maria-Zell helfe dir dazu, der heil. Nepomuk verdoppele seine Fürbitte für dich, die gesammten Heiligen, von denen die Legende erzählt, mögen Theil nehmen an deinem Erfolge. In dieser glücklichen Erwartung ertheilen wir dir und verdoppeln dir unseren apostolischen Segen!"

„Geschehen zu Rom, unter dem Fischerringe, am 30. Januar 1759, im ersten Jahre unseres Pontificates."

Nach dieser Probe der Leistungen Friedrichs, die in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück ist zu der anderen Verleumdung aus seiner Partei, daß Maria Theresia einen Brief an die Pompadour ge-

schrieben habe, wird es des andern Briefes, den er dem Soubise unterlegt, nicht mehr bedürfen. Er versichert dem d'Argens, daß er auch ferner nicht Tinte noch Feder sparen werde, um seinen Gegnern einen Streich zu versetzen, der sie in Verzweiflung bringe. Er hofft, daß d'Argens darin ihm beistehen werde.

D'Argens entspricht durchaus dieser Erwartung. Er äußert sein Urtheil über das fridericianische Machwerk. „Das Breve des Papstes“, sagt er, „ist mir so vortrefflich vorgekommen, daß ich es ins Lateinische übersetzen, und in zwei Colonnen, lateinisch und französisch, drucken lassen will. Das wird ihm einen noch größeren Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben, weil alle Breven des Papstes an den Kaiserhof oder die Minister desselben in lateinischer Sprache sind.“ Dann schickt er selbst zwei Briefe solcher Art, die er unter der Maske eines evangelischen Geistlichen hat ausgehen lassen. „In dem ersten“, sagt er, „suche ich zu beweisen, daß das Ziel des Hauses Oestreich immer gewesen ist, den Protestantismus auszurotten. Im zweiten Briefe beweise ich, daß sie glauben, die Zeit der Ausführung sei jetzt gekommen. Da ich mit den Briefen mehr Glück gehabt, als ich zu hoffen gewagt: so denke ich noch fünf oder sechs dazu zu geben. Niemand, selbst nicht der Drucker, ahnt, daß ich der Verfasser dieser Briefe bin. Ich bitte Ew. Majestät, mich nicht zu nennen; denn jedermann ist überzeugt, daß wirklich und in Wahrheit ein evangelischer Geistlicher der Verfasser ist, und wir würden allen Nutzen, den wir davon hoffen können, verlieren, wenn man erführe, daß es die Arbeit eines Schriftstellers ist, dessen Bücher in mehreren Ländern wegen Irreligiösität verbrannt sind.“

Der König erwidert: „Ihre beiden Briefe sind mir nützlicher als eine gewonnene Schlacht. Das ist bewundernswerth. Ich werde Ihr Geheimnis nicht verrathen; denn Sie wissen, daß das erste Erforderniß einer guten Politik das Geheimnis ist. Folglich haben Ew. Hochwürden nicht zu fürchten, daß ich jemals den Verfasser dieser Briefe ausschwatze, die aus so frommem Eifer für den Protestantismus hervorgegangen sind.“

In ähnlicher Weise arbeiten die beiden Philosophen fort. Man sieht, daß sie gezweifelt haben, ob man dem gebildeten Publicum ihrer Zeit den bornirten Fanatismus zutrauen dürfe, daß die Er-

findung des Breve, dessen Plumpheit in der Form die Niederträchtigkeit der Gesinnung, aus welcher der Inhalt hervorgegangen ist, ja noch zu übertreffen scheint — daß eine so grobe Fälschung gelingen könne. Ihre Zweifel waren nicht begründet, weder für ihre Mitwelt, noch viel weniger für die Nachwelt. Es gibt in der Geschichts-Literatur wenige Zeichen so trauriger Art, als die Bereitwilligkeit, mit welcher von vielen Historikern jenes elende Machwerk des König Friedrich II. für Wahrheit aufgenommen ist und wird. Diese Täuschung steht ganz auf derselben Höhe mit jener anderen, nach welcher Friedrich II. diesen dritten Eroberungskrieg, den man den siebenjährigen nennt, unternommen haben soll zu seiner Vertheidigung.

Nachdem diese Saite des sogenannten Religionskrieges einmal angeschlagen war, fanden die beiden Philosophen nicht blos Mitarbeiter ihres Schlages, sondern auch aufrichtige Thoren, die da meinten dem Protestantisms einen Dienst zu thun, wenn sie auf den Papst und auf Oestreich schalten. Die beiden Philosophen dagegen fuhren fort, über die Dummheit dieses Volkes zu lachen, das so sich gebrauchen ließ, um dabei gegenseitig sich Weihrauch zu streuen. Der König Friedrich schreibt pseudonym einen Brief der Pompadour an die Königin von Frankreich. D'Argens beweist ihm schlagend, daß Friedrich der Verfasser ist. Er baut seine Schlüsse so auf[1]: „Dies Werk ist voll Witz und Phantasie, wie die Schriften Voltaire's und des Philosophen von Sanssouci. Wir wissen, daß es nicht von Voltaire ist: daher haben wir alle Beweise in Händen, daß der Philosoph der Verfasser ist. Irreligion, Witz, Stil, Dreistigkeit in den Gedanken: alles dies erhebt unsere Muthmaßung zur Gewisheit.“ Derselbe Philosoph d'Argens schreibt dann ein Buch, „zu dem Zwecke für immer den Aberglauben zu vernichten, dem man den Namen Religion gegeben hat“[2]).

Einstweilen jedoch hatte der eine Philosoph von solcher Art den andern von gleicher Art zum Religionshelden und Glaubensretter gestempelt.

Diese Glaubensretterschaft war mithin gekehrt gegen Oestreich und Frankreich. Friedrich hoffte indessen noch die Umkehr dieser letz-

[1]) 27. Mai 1760. — [2]) 14. Octbr. 1762.

teren Macht. Der Gedanke, daß Frankreich durch das Bündnis gegen ihn einen großen politischen Fehler begehe, stand so fest in Friedrichs Seele, daß er nicht ablassen konnte von der Hoffnung, es werde möglich sein, dies Bündnis zu zersprengen. Wenn Frankreich sich lossagte: so folgten aller Wahrscheinlichkeit nach auch Schweden und Rußland. Allein wie war das möglich zu machen? Friedrich vertraute sich seiner Schwester von Baireuth an [1]). Er forderte gleich nach der Schlacht von Kollin sie auf, nachzuforschen, ob sich die Franzosen über die Bedingungen des Friedens erklären wollten, damit man wissen könne, was sie vorhaben und ob mit ihnen etwas zu machen sei. Er gibt seiner Schwester Vollmacht für seine gute Stimmung gegen die Franzosen zu bürgen. Vielleicht wird man erfahren können, meint er, ob der Vertrag wirklich besteht, den sie mit Oestreich gemacht haben sollen, und wenigstens wird man nach ihren Vorschlägen urtheilen, was im Falle der Noth von ihnen zu erwarten ist.

Wir sehen, daß der König auch damals, mitten im Sommer 1757, noch nicht weiß, welche Absichten Frankreich und Oestreich gegen ihn haben.

Die Markgräfin war erbötig die Friedensversuche am Hofe zu Versailles zu übernehmen. Friedrich wies sie an, zu diesem Zwecke den Herrn von Mirabeau nach Frankreich zu schicken. Er ermächtigte sie der Pompadour bis zu einer halben Million Thaler bieten zu lassen, ja selbst darüber hinaus zu gehen, wenn man zugleich die Pompadour bewegen könne, ihm einige Vortheile zu verschaffen. Nur müsse die größte Vorsicht obwalten; denn die geringste Ahnung, die man in England davon erhalte, werde alles verderben. Das heißt mit andern Worten: um den Preis der Lösung der östreichisch-französischen Allianz war er bereit, sein Bündnis mit England zu lösen, aber zuvor mußte jene im Stillen vorbereitet sein. Friedrich begnügt sich nicht mit den Schritten seiner Schwester. Er selbst schickt ein Bouquet und schreibt einen Brief dazu an eine Madame Therese [2]) in Paris. „Sie ist weder eine spanische Heilige, noch stolz wie die deutsche Therese, sondern begnügt sich die liebenswürdigste der Französinnen zu sein.“ Näheres über diese Person ist nicht bekannt. Die Cha-

---

[1]) Oeuv. XXVII. 1. 293. — [2]) Oeuv. XVI. 343.

rakteristik durch Friedrich selbst indessen genügt. Jedenfalls stand Madame Therese eine oder mehrere Stufen unter Madame de Pompadour. Die Schritte bei der einen waren eben so erfolglos wie diejenigen bei der anderen.

Die Briefe der Markgräfin dagegen gelangten durch den Cardinal Tencin an den König Ludwig XV. Er gab dem damaligen Minister Bernis den Auftrag sie ablehnend zu beantworten. Bernis begnügt sich an Tencin zu schreiben; denn es sei ihm schwer, sagt er, einer Frau und dazu Schwester des Königs Friedrich, die volle Wahrheit zu sagen. „Was soll man urtheilen", fragt[1]) er, „von dem Charakter und der Politik dieses Fürsten, der das Schicksal der Völker lediglich entscheiden will nach der Gewalt? Er hat seine Nachbarn beraubt, ihre Länder ruinirt. Indem er sich den Beschützer des Protestantismus nennt, hat er die hochachtbarsten Fürsten dieses Bekenntnisses mishandelt und zu Boden getreten. Er unterhandelt arglistig nach allen Seiten und vergißt, daß der 18. Juni für ihn wiederkehren kann. Wir fordern von ihm nur eins, nämlich daß er gerecht sei gegen Andere und gegen sich selbst. Je befähigter er ist, desto mehr hat er zu fürchten, daß Europa sich gegen ihn bewaffnet. Wir alle erkennen seine hohe Begabung an; aber wir sehen auch, daß er sie nur anwendet für ungerechte Zwecke. Es wird ihm nicht gelingen. Keine andere Macht Europas wird in ihm einen Dictator von Deutschland dulden."

Friedrich II. freilich sieht die Sache ganz anders an. Nicht er ist ja nach seiner Meinung der Angreifer, sondern die Anderen. Er wiederholt unter verschiedenen Formen den Vergleich seiner Lage mit derjenigen eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft. „Wenn dort drei Bürger über ihren Nachbar herfallen würden, um ihn zu berauben: so würden sie ohne allen Zweifel im Namen der Gerechtigkeit gerädert werden. Aber Fürsten, welche diese selben Gesetze der Gerechtigkeit in ihren Staaten aufrecht halten, geben selbst ihren Unterthanen das hassenswerthe Beispiel des Verbrechens. O Zeiten, o Sitten! Besser wäre es bei Tigern und Panthern zu wohnen, als

[1]) Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des 7jähr. Krieges. S. 81. Brief vom 29. Jan. 1758.

in einem Zeitalter, das sich für gebildet hält, unter den Räubern, Mördern und Treulosen zu weilen, welche diese arme Welt regieren. Glücklich ist der unbekannte Mensch, der von Jugend auf jeder Art des Ruhmes entsagt, der keine Neider hat, weil er in der Dunkelheit hinlebt, dessen Glück nicht die Habgier der Verbrecher stachelt."

Als der König Friedrich II. diese Worte niederschrieb, hatte er diejenigen, die er einst selbst bei seinem Einbruch in Schlesien an Jordan meldete, offenbar bereits völlig vergessen. Es ist die Weise vieler Menschen, welche sich selber alles erlauben, dann, wenn Fälle eintreten, wo auch nur der Schein eines gegen sie verübten Unrechtes möglich, lauter zu schreien als alle Anderen. Vorzüglich aber ist dies ein Charakterzug Friedrichs selbst und des ganzen Fridericianismus.

Im Spätsommer 1757 wird seine Lage immer gedrückter. Er versucht Verse zu machen [1]). „Das Unglück", ruft er, „hat in mir den Geschmack für die Poesie wieder erweckt, und so schlecht auch immer meine Verse sein mögen: so leisten sie mir doch in meiner traurigen Lage den größten Dienst." Und doch helfen diese in der That sehr matten Verse nur einen Augenblick; die Wirklichkeit dringt auf ihn ein und malt ihm die Zukunft dunkel und schwer. „Was mich niederdrückt," meint er, „ist, daß ich nichts thun kann. Wenn ich vorrücke, flieht der Feind. Wenn ich mich zurückziehe, folgt er mir, aber immer außer meinem Bereiche" [2]).

War es blos das? War es nicht zugleich auch, ungeachtet seiner Tiraden in Poesie und Prosa, der innere nagende Vorwurf, daß lediglich er selbst die Schuld trage an dem unendlichen Jammer, der über ihn und um seinetwegen über die Millionen der Unschuldigen kam? In einer solchen Zeit durfte ihm die Markgräfin den Vorschlag machen, durch die Rückgabe von Schlesien, sich mit dem Kaiserhause auszusöhnen. Es war ein Vorschlag, der den inneren Frieden, die Ruhe und Sicherheit von Deutschland neu befestigt hätte. Aber kein Vorschlag konnte dem Könige Friedrich mehr zuwider sein als dieser. „Nein, meine liebe Schwester," ruft er ihr entgegen, „Sie werden nicht mir einen solchen Rath geben. Soll die Freiheit, dies kostbare Vorrecht, im

---

[1]) Oeuv. XXVII. 1. 399 ff. — [2]) Brief v. 16. Octbr. 1757.

achtzehnten Jahrhunderte einem Fürsten minder werth sein, als sie es einst römischen Patriziern war? Soll man sagen, daß Brutus und Cato den edelen Sinn weiter trieben als Fürsten und Könige? Die Festigkeit stemmt sich dem Unglücke entgegen, und nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und schmiegen sich unter den Druck. Niemals werde ich zu dieser Schande mich entschließen. Wenn ich nur meiner Neigung folgte: so hätte ich gleich Anfangs nach der unglücklichen Schlacht, die ich verlor, mich davon gemacht (je me serais dépêché). Aber ich habe gefühlt, daß das eine Schwäche, daß es dagegen meine Pflicht war, das eingetretene Unglück wieder gut zu machen. Ich habe es versucht hier und da; aber das Unglück hat sich gemehrt. Es bleibt mir nichts Gutes zu thun mehr übrig: der Feinde sind zu viele. Selbst wenn es mir gelingt zwei Armeen zu schlagen: so ist noch eine dritte da, die mich erdrückt. Ich mache noch einen Versuch: es ist der letzte." Er zählt seine Unglücksfälle auf. „Es sind die Schlachten von Kollin und Jägerndorf, der unglückliche Rückzug des Prinzen von Preußen, der Verlust der Magazine von Zittau, der Verlust aller westphälischen Provinzen, das Unglück und der Tod von Winterfeldt, der Einfall der Schweden in Pommern, der Franzosen in Magdeburg und Halberstadt, der Verlust aller Verbündeten. Und dennoch härte ich mich noch gegen das Unglück, so daß ich mein Betragen für frei halte von jeglichem Tadel. Ich bin fest entschlossen gegen das Unglück zu kämpfen, aber zugleich auch, nicht meine Schande und den Schimpf meines Hauses zu unterzeichnen. Das geht im Grunde meiner Seele vor, und das ist die Generalbeichte dessen, was mich bewegt."

Es ist von hohem Interesse sich den Mann zu vergegenwärtigen, wie er selber damals denkt, und nicht, wie andere ihn haben denken lassen. In seiner gedrückten Lage bedurfte er eines anderen Menschen, gegen den er offen und rückhaltslos von seinem Standpunkte aus seinen Sorgen, seiner Furcht und seiner Hoffnung freien Lauf läßt und seine Entschlüsse offen ausspricht.

„Was Sie betrifft, meine liebe Schwester," also fährt er fort, „so habe ich nicht das Herz, Sie von ihren Entschlüssen abzumahnen. Wir denken gleich, und ich kann nicht Ihnen die Gefühle verübeln,

welche ich täglich selbst empfinde. Das Leben ist uns von der Natur wie eine Wohlthat gegeben. Sobald es aufhört das zu sein, endet der Vertrag, und jeder Mensch hat das Recht sein Unglück in dem Augenblicke zu enden, den er dafür geeignet hält. Man pfeift den Schauspieler aus, der nichts mehr zu sagen hat und dann doch auf der Scene bleibt. Den Unglücklichen beklagt man im ersten Augenblicke. Bald indessen wird das Publikum seines Mitleids müde. Die menschliche Bosheit kritisirt. Man findet, daß die Unglücklichen alles, was ihnen zustößt, sich selber zugezogen haben. Man verdammt sie. Man endet damit sie zu verachten."

Und lag denn nicht etwa diese Kritik sehr nahe?

„Wenn ich dem gewöhnlichen Laufe der Natur folge: so werden der Kummer und meine schlechte Gesundheit meine Tage in wenigen Jahren enden. Das hieße mich selber überleben und feige dulden, was zu vermeiden in meiner Macht steht. Sie allein, meine Schwester, bleiben mir übrig in dem Weltall als die Einzige, an die ich mich binde. Meine Freunde, meine theuersten Verwandten ruhen im Grabe: kurz ich habe alles verloren. Wenn Sie denselben Entschluß fassen, wie ich: so enden wir zusammen unser Unglück und unsere Leiden. Diejenigen, welche in der Welt bleiben, mögen dann die Sorgen zu Ende bringen, die auf ihnen lasten, um die Bürde zu tragen, welche so lange unsere Schultern gedrückt hat."

„Das sind traurige Reflexionen; aber sie kommen überein mit meinem gegenwärtigen Zustande. Wenigstens soll man nicht von mir sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe. Die Epoche meines Todes wird diejenige der Tyrannei des Hauses Oestreich sein."

Es ist der stroherne Schild, mit welchem der König sich zu decken sucht gegen den nagenden Vorwurf im Innern. Zu dem Hause Oestreich stand das gesammte deutsche Reich bis auf Hannover, welches eine gerechte Sache der Vertheidigung gegen Frankreich hatte, welches im anderen Falle sicherlich nicht für Friedrich II. von Preußen gegen Oestreich gekämpft haben würde.

„Aber was liegt daran," fährt der König fort, „was geschieht, wenn ich nicht mehr bin? Mein Gedächtnis wird nicht beladen sein mit der Erinnerung des Unglückes, das hereinbricht nach meinem

Tode. Man wird erkennen, aber zu spät, daß ich mich bis zu Ende der Unterdrückung und der Sklaverei des Hauses Oestreich entgegen gestellt habe, und daß ich nur unterliege durch die Feigheit derjenigen, welche anstatt ihren eigenen Vertheidigern beizutreten, die Partei der Unterdrücker ergriffen haben."

In Wahrheit bestand ja das ganze Unglück darin, daß der Preußenkönig eine Provinz herausgeben sollte, die er — es gibt dafür keinen andern Ausdruck — mit Hintansetzung aller Pflichten der Ehre und des Rechtes, durch einen heimtückischen, aber vom Glücke begünstigten Raubanfall an sich gebracht hatte. Und dennoch ist es begreiflich, wie Friedrich durch diese Standhaftigkeit Bewunderung hat erregen können. Man muß die Lage betrachten, in welcher er sich damals im October 1757 befand, und nicht die baldige Wendung derselben, welche er damals nicht vorhersehen konnte.

Denn das Unglück für ihn hatte einstweilen sich erschöpft, und das an Wechselfällen reiche Jahr ließ eine andere Sonne ihm emporsteigen. Friedrich schlug am 5. November bei Roßbach die Reichstruppen und die Franzosen.

Wie so seltsam verknüpfen sich die Neigungen und Abneigungen der Menschen! Auf den Feldern von Roßbach stritten Deutsche im Vereine mit Franzosen gegen andere Deutsche. Es war das erste Mal, daß Friedrich II. gegen andere als deutsche Truppen schlug. Es waren Franzosen. Er that es nicht gern. Er hätte wohl lieber ein Treffen mit den Franzosen vermieden; denn er lebte noch immer der Hoffnung, daß der französische Hof umlenken würde von der vermeintlich thörichten Politik gegen den preußischen König. Er wollte die Reichstruppen schlagen, und konnte nicht umhin zugleich die Franzosen mit zu schlagen. Seine eigenen Worte [1]) darüber sind: Vous saviez sans doute que les tonneliers avec leurs cercles voulaient prendre Leipzig. Je suis accouru, et les ai chassés au delà de la Saale. Le duc de Richelieu leur a envoyé un secours de 20 bataillons et de 14 escadrons. Nach der Ansicht der Franzosen hat er um ihretwillen den Sieg nicht ausgebeutet [2]). „Hätte der Feind," sagten die Franzosen, „nachdem er uns geworfen, uns lebhaft verfolgt: so

[1]) Oeuv. XXVII. 1. p. 310. — [2]) Preuß. II. 97.

würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehle gegeben unsere Leute zu schonen, dagegen die Deutschen zu zermalmen. Seine Husaren haben mehrere von unseren Leuten zurückgeschickt."

Und dennoch ist dem Preußenkönige von keinem Treffen her bei den Nachkommen ein größerer Ruhm erwachsen, als aus der Schlacht bei Roßbach. Die Deutschen vergaßen, daß Friedrich dort zunächst und hauptsächlich seine eigenen Landsleute hatte schlagen wollen. Sie sahen ihn, weil er die Franzosen geschlagen, die er lieber ungeschlagen gelassen hätte, an als einen Vorkämpfer der deutschen Nation gegen die Franzosen. Und bis auf den heutigen Tag feiern ihn manche Deutsche in diesem Sinne, den Friedrich für sich niemals beansprucht, noch gewollt hat.

Wie auf der einen Seite später mit dem Erlöschen der Erinnerung an den Jammer der Kriege, welche Friedrich II. über das deutsche Land gebracht, sich bei vielen Deutschen der Gedanke festsetzte, daß Friedrich bei Roßbach wesentlich und hauptsächlich die Franzosen geschlagen: so wuchs dafür in den Unterthanen des Preußenkönigs eine andere Meinung empor. Die Schlacht bei Roßbach war ein starker Keil in das Gefüge der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme. Man erwog nicht, daß die militärische Organisation des Reiches eine unendlich mangelhafte, und die Führung dieser Reichstruppen eben darum eine sehr schlechte sei: man dachte sich gar gern und leicht diejenigen Deutschen, welche dem Staate der Hohenzollern angehörten, darum an kriegerischen Eigenschaften höher begabt, als die anderen Deutschen, die nicht dieses sehr zweifelhaften Glückes sich erfreuten. Die Schlacht bei Roßbach hatte wegen des kläglichen Verhaltens der Reichstruppen eine Selbstüberhebung der Preußen gegen sie zur Folge, die sich in vielen preußischen Schriften jener Zeit widerspiegelt und fortan für lange Jahre traditionell wurde.

Damals freilich war das nicht zu verwundern. Friedrich und seine Unterthanen standen in scharfer Spannung zu allen anderen Deutschen. Der König warnt seine Schwester zur selben Zeit [1]), den Nachrichten aus dem Reiche irgend welchen Glauben beizumessen, weil

[1]) Oeuv. XXVII. 1. 308. 15. Octbr. 1757.

sie alle östreichisch gefärbt seien. Wie auch konnte es anders sein? Eben damals erlebte man, daß der preußische Gesandte zu Regensburg frevelhaft Hand anlegte gegen die persönliche Sicherheit eines öffentlichen Beamten des Kaisers und des Reiches. Nach den bestehenden Rechtsformen trug der Reichsfiscal einem Notare auf, die Anklage gegen den Kurfürsten von Brandenburg wegen des friedbrüchigen Einfalles in Sachsen dem Gesandten des Kurfürsten einzuhändigen. Also brachte es das Amt des Notars mit sich. Mit Mühe erlangte er Einlaß. Kaum aber hat er begonnen, als der Gesandte Plotho sich mit Schimpfreden auf den Unglücklichen stürzt, der vergebens sich auf seine Pflicht beruft. Plotho stößt ihn zum Zimmer hinaus, und befiehlt den dort stehenden Bedienten den Notar über den Gang hinunter zu werfen. Die Bedienten beweisen mehr Achtung vor Recht und Gesetz, als ihr Herr, und zaudern, bis der Notar mit seinen Zeugen unverletzt die Stufen niedersteigt. Dann erst folgen sie ihm bis an die Thür [1]).

Und auch daraus hat man Ruhm gesogen für diesen Gesandten und für seinen König!

Die alten Ordnungen des Reiches waren morsch. Also war es die Folge der Geschichte der deutschen Nation, die Folge der Geschicke, welche der eigene Particularismus, in Verbindung mit der Hülfe des Auslandes, vor Allen der Schweden und Franzosen über sie gebracht hatte. Friedrichs Wort, daß er an die Stelle jener getreten sei, war nicht ein leeres. Sein neues frisch aufgeschossenes Königthum war mit dem alten deutschen Reiche unverträglich. Damit jenes bestehe, zersprengte er dieses. Er that es mit dem vollen Hohne und Uebermuthe des Emporkömmlings.

Er stand damals auf der Höhe seines militärischen Ruhmes. Von Roßbach aus wandte er seine Fahnen ostwärts nach Schlesien. Es war gerade ein Monat verflossen nach jenem großen Siege, als er sich anschickte einen anderen, größeren zu erringen, der alle bisherigen überstrahlte. Da wir uns nicht bekümmern um die Anzahl der Regimenter und Kanonen, sondern um die moralischen Kräfte, die in dem Kriege thätig waren: so erfordern diese hier unsere nähere Betrachtung.

---

[1]) Preuß. II. Anhang p. 397.

In den Zeiten großer Erregung pflegt es zu geschehen, daß die aufwallende Begeisterung hervorbricht in poetischen Ergüssen aller Art. Eine solche Zeit ist diejenige der Jahre 1813 und ferner. Ein frisches warmes Leben durchzuckt die Menschen und findet sie bereit zu einer Opferwilligkeit und Freudigkeit, die in dem farblosen Einerlei des täglichen Jagens und Haschens nach Erwerb und Genuß der gewöhnlichen Zeiten wie eine jugendliche Thorheit erscheint. Nicht so war es im siebenjährigen Kriege. Die schauerliche Zeit war an echter, opferwilliger Begeisterung vielleicht eben so arm oder ärmer noch als der dreißigjährige Krieg. Der Krieg von 1813 und den beiden folgenden Jahren hat die deutsche Nation tief aufgerüttelt, hat in aller und jeder Beziehung ergiebige Saaten ausgestreut, weil er reich war an Ideen aller Art. Jene beiden Kriege sind so unsäglich verderblich gewesen, weil sie arm waren an Ideen, welche das Leben des Menschen zu beseelen und zu erhöhen vermögen. Der dreißigjährige Krieg war verhältnismäßig an poetischen Ereignissen, weniger der Begeisterung als der stillen Ergebung in das unabwendbare Geschick des Jammers, vielleicht noch reicher, als der siebenjährige in seiner trostlosen geistigen Armuth. Ob Gleims frostig matte Kriegslieder die Grenadiere Friedrichs in Wahrheit so begeistert haben, wie man vielfach erzählt, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wenn nicht die Menschen jener Zeit mit schwächerem Feuer zu erwärmen waren, als diejenigen unserer Tage: so möchten wir die Möglichkeit einer solchen Wirkung in anderen Kreisen als in denjenigen, über welche der Dichter seine milde Hand ausstreckte, etwas bezweifeln. Der wirkliche Ruhm jener Kriegslieder besteht darin, daß sie die einzigen sind.

Auch das bekannte Wort von Göthe, daß erst mit den Thaten Friedrichs im siebenjährigen Kriege ein rechter Inhalt in die deutsche Poesie gekommen sei, scheint nicht einen Beweis des Gegentheils für das hier Gesagte beizubringen. Die geistige Erregung der Deutschen begann lange vor dem siebenjährigen Kriege, und solche Geister wie Klopstock sind nicht, weder mittelbar noch unmittelbar, durch Friedrichs Thaten angeregt. In denjenigen Gegenden von Deutschland, die dem Staate der Hohenzollern selber angehörten, die sich beugten unter Friedrichs schwer lastende eiserne Hand, konnte überhaupt ein

geistiges Leben irgend welcher Art nicht gedeihen. Kein deutsches Land damaliger Zeiten war so arm an Kunst und Wissenschaft, als diejenigen Friedrichs. Der siebenjährige Krieg hat darin nichts geändert. Ueberhaupt sollte es sich bei der Erörterung jener von Göthe allzu leicht hin gesprochenen Worte über die deutsche Poesie doch zunächst handeln um wirkliche Leistungen, die unmittelbar oder mittelbar den Anregungen des siebenjährigen Krieges entspringen. Die vorzüglichste poetische Arbeit, die wir aus jener Zeit besitzen, Lessings Minna von Barnhelm, steht in sehr starkem Gegensatze zu den Neigungen des Königs. Für das Verhältnis des Königs zu deutscher Poesie und Literatur überhaupt dürfen, wie für sein ganzes Thun und Wirken, hauptsächlich nur seine eigenen Worte maßgebend sein. Diese werden wir später zu untersuchen haben. Wir beschränken uns hier zunächst auf den siebenjährigen Krieg und suchen nach irgend welchen geistigen und idealen Motiven. Wir haben gesehen, wie und mit welchen Mitteln der König Friedrich sich gelegentlich selbst als einen Vorkämpfer der Religion bezeichnet. Daß Andere ihn dafür hielten, ist glaublich; denn der Mensch legt gern hervorragenden Persönlichkeiten derartige Motive unter, die ihnen einen höheren Glanz zu verleihen scheinen. Daß der Philosoph aus Voltaires Schule, der Gönner la Mettries und Jordans, der Verfasser des Auszuges aus der Kirchengeschichte Fleurys, von seinem Eifer für die Religion spricht, kann nur demjenigen nicht lächerlich erscheinen, der jene Männer und Schriften nicht kennt. Indessen kommen derartige Worte bei dem Könige auch nur sehr selten vor. Die unendliche Mehrzahl seiner Briefe weiß nichts von irgend welchen idealen Beweggründen. Die Anregung derselben durch Reden an seine Officiere verschmäht er bis auf wenige Ausnahmen. Die bemerkenswertheste derselben ist die Anrede vor der Schlacht bei Leuthen. Sie verdient darum besondere Beachtung [1]).

Der König schildert seinen Generalen die Lage der Dinge. „Während ich gezwungen war," sagt er, „den Franzosen und Reichsvölkern Einhalt zu thun, haben die Oestreicher starke Fortschritte gemacht. Meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein,

[1]) Retzow: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jähr. Krieges I. 240.

wenn ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen setzte in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gefahren mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit dem innigsten Danke meines Herzens. Es ist unter Ihnen fast Keiner, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem ermangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran. Ich würde glauben nichts gethan zu haben, wenn ich die Oestreicher in dem Besitze von Schlesien beließe. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl von Lothringen angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, auch nicht von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens. Alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Ausführung meiner Anordnungen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt. Bereiten sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen. Ist aber der Eine oder Andere unter Ihnen, der sich fürchtet alle Gefahren mit mir zu theilen: so kann er noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir nur den geringsten Vorwurf zu erleiden."

In diese milderen Worte hatte der König die starken Ausdrücke gewandelt, welche einer der Generale ihm vorschlug. Wie vorauszusehen, regte sich Niemand. Dennoch scheint es, daß der moralische Muth, der erforderlich gewesen wäre, um unter solchen Umständen in einer solchen Versammlung eine Bitte des Abschiedes hervorzubringen, in Wahrheit stärker gewesen sein müßte, als etwa die natürliche Feigheit, die einen solchen Wunsch eingegeben hätte. Nicht diese Erwägung machte der König, noch der Augenzeuge, der den

Bericht erstattet hat. Der König, meint dieser, las die Zustimmung in den Blicken und fuhr fort mit freundlichem Lächeln:

„Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde. Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können: so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager, und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert Fahne und Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl meine Herren: in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder."

Man sieht, die Rede athmet Siegesgewißheit. Auch zu Anderen redet der König, als hätte er die Ereignisse in seiner Gewalt. Er schreibt am 1. December an seinen Bruder Heinrich [1]: „Morgen halten wir Ruhetag. Am folgenden Tage marschiere ich auf den Feind, um ihn in seiner Stellung hinter Lissa anzugreifen. Dies geschieht am 4., 5. oder 6. Wir werden den Angriff machen eben so sehr mit Nachdruck, als mit verständiger Anordnung, und ich schmeichle mir, daß wir mit der Hülfe des Himmels den Feind schlagen werden." Die Schlacht bei Leuthen oder Lissa ward am 5. geschlagen. Man weiß, daß der Sieg hauptsächlich errungen wurde durch das überlegene Geschick des Königs selbst.

Damals hat Friedrich noch Vertrauen auf den persönlichen Muth seiner Soldaten. Fortan sinkt dasselbe. Nach der Schlacht bei Zorndorf spricht er [2]) den Vorwurf aus, daß die Cujone mitten in der Schlacht sich beklagen, sie hätten kein Pulver mehr. Er glaubt die Ursache zu erkennen. Sie verschießen es blind weg, um es los zu werden. Er findet ein Auskunftsmittel. Er läßt jedem Bataillone einen Pulverwagen beigeben. Bald nachher werden seine Klagen nach-

[1]) Oeuv. XXVI. 166 — [2]) a. a. O. p. 185.

drücklicher[1]). „Es ist kein Ehrgefühl mehr in den Truppen: man weiß nicht, in wie fern man sich auf sie verlassen darf. Ich mache gute Miene mit den Cujons; aber ich wage nicht etwas Kühnes mit ihnen zu unternehmen." Als Wedell bei Züllichau geschlagen wird, ruft der König ihm tröstend zu[2]): „Es ist nicht seine Schuld, daß die Schurken so schändlich laufen."

Es ist merkwürdig, daß Friedrich hier wie so oft ernten wollte, wo er nicht gesäet hatte. Er selbst hatte den Abstand zwischen Adligen und Bürgerlichen zu einer Kluft erweitert, wie sie früher nie gewesen war. Er selbst schloß jeden bürgerlich Geborenen vom Officiersstande aus. Er mußte während dieses Krieges Bürgerliche aufnehmen, weil er nicht anders konnte; aber die Zahl derselben war vereinzelt, und nach dem Kriege sah er jede Ausmerzung eines bürgerlichen Officieres als einen Gewinn an für sein Heer. Er selbst drückte durch die Behandlung, die er den Soldaten widerfahren ließ, diese Menschen hinab bis unter die letzten seines Volkes: wie durfte er denn nun eine Anregung des Ehrgefühles erwarten, welches der Stock und die Spießruthen seit so langer Zeit zu ertödten bestrebt gewesen waren? Sein System stellte dem Soldaten, der alles gethan, was zu thun in menschlicher Macht stand, weder Ehre noch Vortheil in Aussicht. Nur Officiere erhielten, nicht nach Regel und bestimmtem Gesetze, sondern nach der jeweiligen Gnade des Königs, im Falle der Verstümmelung und Unfähigkeit irgend eine Versorgung. Wenn die wenigen Stellen, die man mit Invaliden besetzen konnte, vergeben waren: so blieb dem Verstümmelten sehr häufig nichts übrig als die Bettelei an der Landstraße. Viel besser mochte es damals nirgends sein; aber dies Verhältnis drückte die preußischen Soldaten härter, als die in anderen Ländern, weil der Preußen so viele waren. Nicht der Wetteifer war es, welcher dieses Heer zu so außerordentlichen Thaten befähigte: es war die Maschinerie der Subordination, des Gehorsams, und das überlegene militärische Talent des Königs.

Diese Ansicht, weil sie in einigem Widerspruche steht mit der hergebrachten, könnte vielleicht angefochten werden, wenn sie nur aus der späten Reflexion über längst vergangene Zustände geschöpft erschiene.

---

[1]) Oeuv. XXVI. p. 543. — [2]) Preuß: Urkundenbuch II. 66.

Wir haben uns daher nach einem Zeugen für dieselbe umzusehen. In den Ländern des Preußenkönigs selbst dürfen wir nicht einen solchen suchen; denn bei dem erstaunlichen Mangel an allem wahren Selbstgefühl unter Friedrich II. hätte Keiner gewagt anderer Meinung zu sein, als der Herr und Meister. Friedrich II. hatte indessen für die Franzosen immer so viel Rücksicht, ihnen auch ein freieres Wort über seine Einrichtungen nicht so übel zu nehmen, als wenn dasselbe von seinen eigenen Unterthanen ausgegangen wäre. Im Jahre 1773 durchreiste ein Franzose, Namens Guibert, das deutsche Land. Er war als Militärschriftsteller ein Mann von Ruf, und fand als solcher auch bei dem Könige von Preußen günstige Aufnahme. Er legte seine Erfahrungen über seine Reise in ein Tagebuch nieder, welches erst 1803 gedruckt wurde. Er betrachtet Preußen.

„In diesem Staate," sagt Guibert [1], „den wir einen Militärstaat nennen, weil der König desselben ein geschickter Krieger ist, in diesem Staate, der sich vergrößert hat durch die Waffen, der nur durch sie existirt, und nur durch sie seine Eroberungen zu erhalten sich schmeicheln darf, sind die Truppen nicht kräftiger constituirt als anderswo. Sie sind nicht national. Sie sind mehr als in irgend einem andern Lande eine Sammlung von Söldnern, fremden Vagabunden, welche Unbeständigkeit oder Noth unter die Fahne führt, und die Disciplin dort zurückhält. Diese in einiger Beziehung feste und wachsame Zucht ist verächtlich und lax in vielen anderen. Im Vergleiche zu derjenigen der Römer ist sie nur eine Zusammenkettung von sehr verschiedenen Dingen, von halben Mitteln, von fehlerhaftem Flickwerk. Diese schlecht constituirten Truppen haben glückliche Kriege geführt; aber sie verdanken ihre Erfolge der Unwissenheit ihrer Gegner, dem Geschicke ihres Königs, einer ganz neuen Wissenschaft der Bewegung, deren Urheber er ist. Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Geist allein das mächtige Gebäude seiner Heerverfassung aufrecht hält, ein schwacher und talentloser König folgt: so wird man in wenigen Jahren das preußische Heer entarten und zerfallen sehen. Man wird sehen, wie diese ephemere Macht zurücktritt in die Sphäre,

[1] Dohm V. 268.

welche die wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird man sie einige Jahre des Ruhmes theuer bezahlen sehen."

Als der Franzose Guibert diese preußischen Truppen sah, war doch schon wieder eine große Umwandlung eingetreten seit der Zeit des siebenjährigen Krieges. Die Zucht war hergestellt. Und vor allen Dingen enthielt das Heer des Königs nicht mehr so viele fremdartige, widerwillige Elemente, wie im siebenjährigen Kriege. Wir haben dies näher anzugeben.

Widerwillig waren von den eigenen Unterthanen des Königs zuerst und zumeist die Soldaten aus Schlesien [1]). Den Regimentern von daher war im Vordertreffen nicht zu trauen. Der Grund liegt nahe. Die Erinnerung an Oestreichs mildere Herrschaft hatte sich in einem halben Menschenalter noch nicht verdunkeln können. Aber Friedrich zählte unter seinen Soldaten nicht blos eigene Landeskinder und angeworbene Fremde, sondern auch andere Deutsche.

Wir wissen bereits, wie seit den Zeiten Friedrich Wilhelms I. das, was man preußische Werbung nannte, die Gemüther der Menschen in den Nachbarländern von Brandenburg mit Angst und Schrecken erfüllte, wie der Vater mit Sorgen und Bangen seine Söhne kräftig und stark heranwachsen sah, weil eben ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihre Leibesgröße sie neuen Gefahren aussetzte. Wir haben gesehen, wie Friedrich II., obwohl die Leibesgröße in seinen Augen nicht mehr ein solches Gewicht hatte, wie einst bei seinem Vater, dennoch das System desselben im Wesentlichen ungemildert beibehielt. Wir haben gesehen, wie der König in der Weigerung des Herzogs von Mecklenburg gegen das Pressen seiner Unterthanen für den preußischen Dienst eine strafbare Widersetzlichkeit fand, und sich demnach selbst das verschaffte, was er sein Recht nannte. Wir haben ferner gesehen, wie er beim Beginne des Krieges die unglücklichen gefangenen Sachsen unter seine Truppen steckte, und sie zwang ihm den Eid der Treue zu leisten. Es war nicht eine einmalige Handlung. Es war das System des Königs. Er steckte desgleichen gefangene Oestreicher unter [2]). Er gebot die Gefangenen sehr kurz zu halten, und „wie die Oestreicher gethan haben sollen," sagt der König, ihnen täglich zum Unterhalte

[1]) Preuß: Urkundenbuch V. 61. — [2]) a. a. O. 130. 128. 145.

zwei Kreuzer zu verabreichen. Der Erfolg liegt nahe. Auch an unmittelbarem Zwange fehlte es nicht. Ein Befehl lautet kurz, daß die Regimenter aus den Kriegsgefangenen zu completiren seien. Indessen nur für sich hielt Friedrich das erlaubt, nicht für die Gegner. Er zwang durch das Mittel des Hungers und andere von gleicher Art der Freiheit, die Gefangenen, in seinen Dienst einzutreten. Dies war für ihn. Wo er aber unter den Kriegsgefangenen ehemalige preußische Soldaten fand, die also jenseits dasselbe gethan, was er diesseits forderte: da ließ er sie zwanzigmal Spießruthen laufen. Denn das war gegen ihn. Nach abgebüßter Strafe wurden sie dann wieder eingestellt.

Und weiter ging der König in diesem Verfahren. Wo immer er in nicht-preußischem Lande stand, da forderte er so und so viele Pferde, so und so viele Thaler, so und so viele Recruten. „In acht Tagen zahlt und stellt das dessauische Land 180,000 Thaler, 1000 Recruten und 500 Pferde" [1]). Die anderen Länder von Anhalt trugen nach Verhältnis. Und damit nicht etwa eine Milderung eintrete, fügt der König für den General Wedell den neuen Befehl hinzu: „Ihr müßt die Ordre auf das exacteste und mit aller Rigueur executiren." Wedell meldet [2]), daß es ihm schwer falle in Dessau über 600 Recruten zusammen zu bringen. „Ihr müßt sehen," erwiedert der König, „wie Ihr etwa sonst noch so viel zusammenbringt, daß die Zahl voll werde." Was mag da geschehen sein, bis diese Zahl voll wurde!

Es ist die Frage, ob in solchen Unglücklichen eine Spur — wir wollen nicht sagen von Begeisterung — sondern von Anhänglichkeit an den Preußenkönig wohnen konnte. Das eiserne Gesetz der Disciplin schnürte sie zusammen, und führte sie in den Tod für ihren grausamsten Feind.

Dasselbe Geschick traf hart und schwer die anderen deutschen Länder, namentlich Mecklenburg und mehr noch Kursachsen. Gegen dies Land hatte der König einen ganz besonderen Grimm. Wir ziehen vor darüber mit den Worten eines Lobredners [3]) des Königs zu berichten.

[1]) Preuß: Urkundenbuch II. 50. v. 18. Nov. 1758. — [2]) a. a. O. p. 55.
[3]) Fischer: Geschichte Friedrichs II. Bd. II. S. 115.

„Sachsen mußte zur Ergänzung der preußischen Armee das Meiste beitragen, weil der König wegen der bemerkten halsstarrigen Abneigung es nicht weiter schonen und zugleich den Feinden alle Unterhaltungsmittel daraus entziehen wollte. Es mußte im Jahre 1759 zehntausend Recruten stellen, zwei Millionen Thaler Brandschatzung bezahlen, einige hunderttausend Scheffel Getreide und viele tausend Pferde und anderes Vieh liefern. Die Pächter mußten ihre Pachtgelder im voraus bezahlen. Man schlug viele Waldungen nieder, um durch den Verkauf des Holzes die Einkünfte zu erhöhen. So oft den Einwohnern in den benachbarten Provinzen des Königs von den Feinden an Brücken und anderen Holzgebäuden Schaden geschehen war, hatten sie die Erlaubnis die Einbuße aus den sächsischen Ländern zu ersetzen und so viel Holz aus den dortigen Waldungen zu nehmen, als der Wiederaufbau der Brücken u. s. w. forderte." „Es war das vom Könige zugelassen," sagt sein Lobredner, „weil er die Sachsen für die Urheber und die Triebfedern des ganzen Krieges hielt, und weil er darum wollte, daß sie vorzüglich das Kriegsübel empfinden, oder wenigstens sich dabei nicht besser als seine eigenen Unterthanen befinden sollten. Leipzig hauptsächlich stand im Verdachte einer allzu starken Ergebenheit an Oestreich und eines geheimen Hasses gegen Preußen. Es wurde der Stadt die Summe von acht Tonnen Goldes aufgelegt. Man setzte die Rathsherren und einige reiche Kaufleute auf den Trozer, und ließ sie da ohne Betten, Feuer und Licht so lange sitzen, bis die Hälfte der Summe bezahlt war. Der wachhabende Offizier erhielt für seine Gelindigkeit noch ein Geschenk von tausend Thalern." — Also der Lobredner Fischer.

Wie Leipzig, wurden damals auch die anderen Städte in Sachsen und Thüringen behandelt. Erfurt lieferte 100,000 Thlr., 400 Recruten und 500 Pferde, Naumburg 200,000 Thlr. Die Städte in Thüringen etwa eine Million Thaler, der Kreis reichlich 1⅓ Million. Merseburg zahlte 120,000 Thlr., stellte 377 Recruten und 254 Trainknechte, oder für jeden Kopf 150 Thlr.; 423 Pferde oder für jedes 50 Thlr. Chemnitz zahlte 215,000 Thlr., der Leipziger Kreis 2 Millionen. Dann kam abermals die Reihe an diese Stadt. Sie zahlte eilf Tonnen Goldes.

Zu diesen schweren Lasten trat noch die Roheit des Hohnes, mit welchem Friedrich sich über die unglücklichen Sachsen zu äußern pflegte. Eines Abends war bei einem Souper in Leipzig der englische General Coccey anwesend. Der König fragte, was für ein Wein es sei, den die Engländer Claret nennten, und ob er davon etwas erhalten könnte. „Gewiß", erwiderte Coccey, „ich werde ein Oxhoft kommen lassen." — „Ein Oxhoft?" entgegnete der König, „und wie viel würde das kosten?" — „Die Flasche kommt auf eine Krone", erwiderte Coccey. — „Wenn es so steht", sagte der König, „so lassen Sie nur ein Dutzend Flaschen kommen, et il faut que j'écorche un paysan saxon pour me rembourser [1])."

In gleicher Weise wußte der König auch die ferner Wohnenden zu finden. Seine Schwester von Baireuth äußerte [2]), es würde ihr ein schmerzlicher Kummer sein, wenn die Kleinodien der Kirchen und Klöster des Frankenlandes ihrem Bruder entgingen. Friedrich machte ihr nicht diesen Kummer. Er entgegnete, daß er hoffe durch hohe Contributionen die Böswilligen zur Neutralität zurück zu zwingen. Es war der alte Jammer, an welchem unser Vaterland krankt. Das gesammte Reich hatte wegen des friedbrüchigen Einfalles in Sachsen den Krieg gegen den Preußenkönig beschlossen; aber weil die einheitliche Leitung einer Centralgewalt fehlte, weil jeder Einzelne seinen Particularismus höher hielt, als das gemeinsame Interesse Aller wider die rücksichtslose Energie Friedrichs und des gesammten Fridericianismus: so mußten die Unterthanen der einzelnen Fürsten selbst, welche den Krieg gegen den gemeinsamen Feind beschlossen, diesem Feinde die Mittel und das Werkzeug werden, wodurch er sich behauptete. Friedrich II. hatte als mächtigstes Hilfsmittel für sich den einheitlichen Willen, der keine anderen Rechte kannte als die seinigen, und dazu, was er als solche ansehen wollte.

Es liegt dem wohldenkenden Menschen die Meinung nahe, daß das unsägliche Leid, welches Friedrich II. über die deutschen Länder brachte, doch wohl nicht ganz seinem eigenen Willen entsprach. Man möchte so gern annehmen, daß nach der gewöhnlichen Weise der

[1]) Diaries and correspondence of Malmesbury V. I. p. 10. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. 312.

Menschen die Ausführung durch die Diener den Befehl des Herrn an Härte übertraf. Es ist die Frage, ob eine solche wohlmeinende Ansicht in diesem Falle sich als gerechtfertigt erweisen würde. Es sind uns von dem Könige sehr bestimmte Befehle überliefert. „Da der Graf Brühl", also meldet der König dem General Keith", [1]) „nahe bei Leipzig zwei oder drei Landgüter hat: so würde es mich sehr freuen, wenn Sie den Oberstl. Meyer mit seinen Freicompagnien dahin schickten, damit er dort einigen Lärm anrichte. Das muß jedoch unter seinem eigenen Namen geschehen, und ich für mich will es nicht wissen." Freilich, wendet man uns ein, der König und der Graf Brühl haßten einander. In der That, es ist nicht zu leugnen: sie haßten einander.

Eben so sehr scheint der König die Stadt Leipzig gehaßt zu haben, und sein Verfahren gegen dieselbe ist in dieser Hinsicht sehr belehrend. Jahr auf Jahr und vielleicht noch öfter traf seine schwere Hand auf diese Wehrlosen. Wir sehen ihn dort walten im Winter 1758. Am 2. Januar gebot er [2]), daß die Winterquartiergelder für die Officiere der Garde aus Leipzig bezahlt würden, ferner dieselben Gelder für andere Truppen. Diese lagen nicht dort. „Dabei ist es meine Absicht, daß Ihr diese Gelder auf die reichsten katholischen Bürger eintheilt, damit sie solche bezahlen müssen, weil sie bis dato nichts bezahlt haben."

Sollte vielleicht das den Krieg zum Religionskriege stempeln? Die Kaufmannschaft reichte sofort eine flehende Eingabe unmittelbar bei dem Könige ein. Zur Antwort erfolgte an den General Tauentzien der Bescheid: „Weil die Kaufleute dort einpacken und wegschicken wollen: so ist nichts zu thun, als daß ihr die Gelder von denselben insgesammt mit der stärksten Execution beitreibt und darunter nach der größten Rigueur verfahret." Dem bittenden Rathe von Leipzig ward die Antwort: weil die Franzosen Halberstadt verwüsten: so wolle er Gleiches mit Gleichem vergelten. Danach werde er sein Betragen einrichten. Je mehr Schaden die Feinde thun, desto mehr wird die Stadt Leipzig bezahlen müssen.

Was denn hatte die Stadt Leipzig mit den Franzosen gemein? Wenn der König einen scheinbaren Vorwand für seine Härte hätte

[1]) Preuß: Urkundenbuch II. p. 8. — [2]) Preuß: Urkundenbuch V. p. 124.

haben wollen: so mußte er sich auf das Verfahren seiner deutschen Gegner berufen. Aber freilich, der Vorwand möchte gefehlt haben. Stellen wir diesem Walten ein anderes Zeugnis aus denselben Tagen gegenüber. Vom Mai 1757 bis zum März 1758 hielten Oestreicher und Franzosen die preußische Provinz Ostfriesland besetzt. Als sie geschieden waren, that nicht ein einzelner Mann des Landes, sondern die gesammten Stände ihre Ansicht über diese Feinde in folgenden Worten [1]) kund: „Den Oestreichern und Franzosen muß es zum immerwährenden Ruhme nachgesagt werden, daß sie an keinem Orte, so wenig in der Zeit, wo sie hier im Lande gelegen, als bei ihrem eilfertigen Auszuge, Jemanden an seiner Person oder an seinen Gütern gekränkt, viel weniger Plünderungen oder sonstige Feindseligkeiten ausgeübt haben. Bei so bewandten Umständen können wir diesen fremden und kostbaren Gästen eine gute Reise nach ihrem Vaterlande wünschen; indessen wird ihr Andenken sowohl wegen ihres höflichen Betragens, als der großen Kosten, welche sie dem Lande gemacht, noch lange unvergeßlich bleiben." Namentlich und vor allen Dingen wird hervorgehoben das rücksichtsvolle Benehmen der katholischen Truppen gegen die protestantischen Bewohner des Landes.

Friedrich II. traf die Stadt Leipzig abermals sehr schwer im Jahre 1762 [2]). Am 27. Januar erließ er an die Majore von Dyherrn und Keller dort den Befehl: „Die Leipziger Kaufleute müssen zwei Millionen Reichsthaler geben. Darunter kann ich nicht helfen." Die Stadt bietet $1\frac{1}{5}$ Million. Der König will nicht. Er fordert $1\frac{1}{2}$ Million. Die Leipziger bitten abermals, und Dyherrn scheint sich für sie verwendet zu haben. Er erhält am 14. März 1762 zur Antwort: er solle alle Lieferungen mit dem strengsten Ernste und ohne Nachsicht beitreiben, die Executionen verdoppeln und nichts schonen, noch einige Fürbitten annehmen, sie kommen auch von wem sie wollen. Lasse er es in etwas ermangeln: so wolle der König ihn zur schweren Verantwortung ziehen. Es ist kein Ausweg. Dyherrn wagt im November wieder zu bitten, daß einige andere Reste niedergeschlagen werden. Der König weigert es. Damals haben die Leipziger 100,000 Dukaten

[1]) Wiarda Geschichte Ostfrieslands Bd. VIII. S. 459. — [2]) Preuß: Urkundenbuch II. 119 ff.

Species und 700,000 Thaler gebracht. Dyherrn berichtet es. Der König läßt ärgerlich erwiedern: „Ihr müßt mit den Leuten nicht so viel Redens und Perorirens machen.“ Dann fügt er eigenhändig hinzu: „ist das 2 Mohnath arbeit Mihr So eine Dume proposition zu thun, ich bin den 5ten in Leipsik, den Müßen die 1.500,000 Thlr. richtig seindt.“ Ein Schreiben folgt dem anderen. „Ich will keine Ausflucht, Einwendung noch Entschuldigung hören. Bis zum Ende December muß alles da sein, und dafür seid ihr verantwortlich.“

Dennoch blieben Reste, namentlich in der Lieferung von Naturalien. „Ich kann folglich nicht unterlassen,“ schreibt der König am 12. Januar 1763, „euch mein äußerstes Misvergnügen darüber an den Tag zu legen, und wenn nicht bis zur Mitte Februars alles beigetrieben ist: so werde ich keine Entschuldigung annehmen. So lieb euch meine Gnade ist, habt ihr euch danach zu achten.“ Es folgen neue Befehle, und Dyherrn sieht sich genöthigt, die Lieferungen mit dem größten Eifer einzutreiben [1]). Es ist dabei wesentlich, daß diese Lieferungen für das Jahr 1763 sind, daß sie im Januar schon geschehen sollen, und daß zur selben Zeit der Friede, der unsern von da in Hubertsburg berathen wird, schon in sicherer Aussicht steht. Deshalb auch verlangt der König die Recruten und Pferde nicht mehr als solche, sondern dafür Geld [2]), und zwar für jeden Recruten 100 Thaler, für jedes Pferd auch 100 Thaler. Der König treibt beständig und droht dem Major Dyherrn mit anderen Maßregeln.

Sobald der Friede geschlossen war, bat Dyherrn um Urlaub, und wenige Monate darauf um seinen Abschied. Der König gewährte denselben nicht, sondern verlangte, daß Dyherrn noch einmal erwäge, ob die Umstände seiner Gesundheit so bedenklich seien, wie er glaube. Dyherrn beharrte, und der König gewährte. Der Major war damals 34 Jahre alt.

In ähnlicher Weise finden sich andere Befehle des Königs, treibend, drängend auf die Executionen mit Ernst und Nachdruck. Eine Milderung, einen Nachlaß des einmal Verlangten haben wir in seinen Befehlen nicht gefunden.

---

[1]) a. a. O. S. 125. — [2]) a. a. O. nr. 23.

Man erwidert uns: seine Länder waren zum Theile in Feindes Hand: was sollte er machen? — Wer in dieser Frage seine Beruhigung findet, dem ist sie nicht zu nehmen. Er selbst sagt [1], daß seine Länder während des Krieges ihm jährlich vier Millionen einbrachten, Sachsen sechs bis sieben Millionen. Mecklenburg zahlte ihm in Allem siebzehn Millionen. Vor allen Dingen würde für diejenigen, welche sich mit der Handlungsweise des Königs einverstanden erklären, die Frage zu untersuchen übrig bleiben, ob jemals seine Gegner in solcher Art an seinen Ländern gehandelt haben, wie er es gegen die ihrigen that. Wir sehen ab von Russen und Franzosen, und reden nur von den deutschen Gegnern Friedrichs.

Und doch scheinen preußische Officiere zuweilen auch selbst die Russen überboten zu haben [2]. Wir haben schon früher gesehen, wie Friedrich II. es seiner Schwester von Baireuth höchst übel genommen, daß sie einen Zeitungs-Redacteur zu Erlangen nicht bestrafen wollte. Im Jahre 1758 kam ein preußischer Officier mit einem Streifcorps nach Erlangen und fand dort den Redacteur, der seinem Könige so vielen Kummer bereitet hatte. Er ließ den wehrlosen Mann mit Stockprügeln bestrafen. Zu der Gewalt fügte er den Hohn, daß der Unglückliche darüber einen Empfangschein ausstellen mußte. Kurz nachher kamen die Russen nach Berlin. Auch dort hatten die Zeitungen gegen die Russen geschrieben. Den Redacteuren war dieselbe Strafe zugedacht. Sie baten, und die Russen ließen es bei der Drohung gegen die Wehrlosen bewenden. Und ferner ließen die Russen sich bewegen, die in Berlin geforderte Contribution von vier Millionen Thaler alten Geldes zu erniedrigen auf zwei Millionen leichten Geldes. Solche zwei Millionen machten bei weitem noch nicht eine Million des alten Geldes aus.

Nur die rücksichtslose Härte, die mehr als stählerne Energie dieses Königs Friedrich vermochte es, diese grausamen Contributionen den anderen deutschen Ländern abzudringen. Jeder Andere wäre daran erlahmt. Aber diese Contributionen reichten nicht. Seit dem Herbste 1758 trat ein anderes Hülfsmittel dazu. England erkannte an, daß die Subsidien an Friedrich II. ein trefflich angelegtes Capital seien,

[1] Oeuv. IV. Hist. de la g. de 7 ans gegen Ende. — [2] Preuß. II. 259.

und das Parlament bewilligte zu diesem Zwecke jährlich vier Millionen Thaler.

Auch das reichte nicht. Der König mußte sich mehr Geld zu schaffen suchen. Er fand dazu einige sehr merkwürdige Mittel. In der zweiten Hälfte des Krieges wurden keine Gehalte an Civilbeamte mehr ausbezahlt [1]). Sie erhielten statt derselben Besoldungsscheine, die nach dem Frieden eingelöst werden sollten. Wer nicht in der Lage war dieselben aufbewahren zu können, erhielt beim Wechsler für dieselben ein Fünftel des Nennwerthes. Wer sie aufbewahrte, erhielt nach dem Frieden seine Besoldung im leichten Gelde ausbezahlt, also etwa ein Drittel des Nennwerthes.

Denn dieses, die Creirung des leichten Geldes, ist die große Finanz-Operation, durch welche der König sein Geld auf das Doppelte bis Dreifache steigerte. Es war eine ungeheure Münzfälschung. Ein Hauptvortheil derselben bestand außer dem materiellen Gewinne für den König in dem Scheine, daß er für diesen schweren Krieg nicht eine neue Steuer auflege. Freilich der Name war ja anders! In Wahrheit war die Münzfälschung nicht blos eine ungeheure Steuer an sich, sondern sie wirkte schädlicher als irgend eine Steuer wirken kann, durch die Untergrabung des öffentlichen Vertrauens und des Credits, durch die entsetzliche Verwirrung aller Werthverhältnisse. Wir haben nicht den Maßstab der heutigen Zeit anzulegen. Bei der unendlich mehr complicirten Lage der Dinge in unsern Tagen wäre eine derartige Finanz-Operation der Münzfälschung in solchem Maßstabe schlechterdings nicht zu ertragen. Sie würde Erschütterungen nach sich ziehen, die schlimmer wären, als der Krieg. Damals waren die Verhältnisse einfacher, und obwohl mit unendlichem Jammer und Leid, mit der Zerrüttung des Wohlstandes, der Ruhe und des Friedens der Familien, haben die Menschen dennoch sie überwunden. Der Jammer jener Zeiten ist ja längst verstummt. Und darum hat es in unsern Tagen dahin kommen können, daß einer der Lobredner Friedrichs, wie es scheint im guten Glauben, mit Nachdruck versichert: Friedrich habe die Maßregel dieser Münzfälschung angewendet: „zur Schonung seiner Unterthanen [2])."

[1]) Preuß. II. 358. — [2]) Preuß: Friedrich der Gr. Bd. II. S. 389.

Der König Friedrich trieb diese Finanz-Operation möglichst weit. Insofern er dieselbe gegen seine eigenen Unterthanen anwandte, dürfte es doch vielleicht scheinen, als habe er, wenn nicht ein Recht dazu, doch eine Entschuldigung. Er durfte von seinem Standpunkte aus sagen, daß er es thue für die Erhaltung des Staates. Aber die Dinge gingen doch noch etwas weiter. Der sicherste Weg ist ihn selbst zu hören. Er berichtet dem General Tauentzien am 17. November 1761[1]: Der Kronschatzmeister in Polen hat unter der Hand versprochen die schlechten Münzen in Polen einzulassen: wenigstens soll an den Grenzen keine Visitation mehr statt finden. Deshalb will der König die Münzen, die in Polen nicht verrufen sind, in großer Zahl ausprägen lassen, mit geringem Gehalte, aber gutem Gepräge, nach den russischen und Danziger Stempeln, damit sie von den andern nicht zu unterscheiden sind. Diese Münzen von geringem Gehalte und gutem Gepräge, sollen gebraucht werden zum Einkaufe von Pferden und Getreide in Polen. Die Münzen zu Berlin, Breslau, Magdeburg sollen stark arbeiten. Es muß geprägt werden Tag und Nacht, „und ihr sollt pflichtmäßig dahin sehen, daß ich einige 100,000 Thaler am Schlagschatze bekomme." Man soll sogleich anfangen, vorläufig mit 100,000 Mark fein.

Die Polen waren nicht die Unterthanen des Königs. Sie waren auch nicht wie die Deutschen, zu denen er Freicorps schicken konnte, um ihnen direct die heiligen Geräthe von edlem Metalle aus den Kirchen, das gemünzte Geld und Geldeswerth aus den Truhen ihrer Wohnungen zu holen. Von den Polen wollte er kaufen, wie ein Nachbar von dem andern kauft, und das also Gekaufte wollte er bezahlen mit d i e s e m Gelde.

Friedrich selbst behauptet am Schlusse seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, daß diese Finanz-Operation — er meint nicht blos diese letzte gegen die Polen, sondern im Allgemeinen — für ihn eines der wirksamsten Mittel gewesen sei, sich durch diesen Krieg zu helfen. Dies ist nicht zu bezweifeln. Er spricht dort den Wunsch aus, daß der Himmel, wenn anders die Vorsehung ihre Blicke auf menschliche Armseligkeiten herabsenke, seine Nachkommen vor solchem

[1]) Preuß: Urkundenbuch V. 140.

Unglücke und solcher Trübsal bewahren wolle, damit sie nie gezwungen würden ihre Zuflucht zu den gewaltsamen und traurigen Hülfsmitteln zu nehmen, deren er sich zu bedienen genöthigt gewesen sei, um den Staat gegen den eroberungssüchtigen Haß der europäischen Fürsten zu erhalten. So der König Friedrich. — Wir haben auf diesen frommen Wunsch weniger unsere Aufmerksamkeit zu richten, als auf die Frage, ob der König erst in der Noth des Krieges, bei der Erschöpfung seiner Hülfsmittel, seines gesammelten Schatzes zu diesem verzweifelnden Bruche des öffentlichen Vertrauens gekommen sei, oder schon früher denselben erwogen habe.

Schon im Jahre 1755 traf der König Vorbereitungen. Er schloß mit einigen Juden Contracte wegen Uebernahme der Ausprägung von Landesscheidemünze. Dann jedoch glaubte er, der Contract sei ihm schädlich. Man konnte ihm nicht nachsagen, daß er einer politischen Macht gegenüber jemals an einem Vertrage festgehalten, wenn es ihm schien, daß der Contract ihm schädlich sei: wollten die Juden für sich das von ihm erwarten? Als souveräner Herr seines Thuns und Lassens cassirte er den Vertrag, und gab nun sämmtliche Münzstätten in die Hände von Moses Gumpertz, Moses Isaak und Daniel Itzig [1]). Es war dabei seine Absicht, sagen seine Verehrer, den Krieg mit geringerem Aufwande von edlen Metallen im Auslande zu führen. Der Jude Ephraim brachte es dahin, daß bei der Besitznahme von Sachsen ihm dort die Münze übertragen ward. Die Dukaten stiegen bis auf den Werth von neun Thalern des ephraimitischen Geldes. Also fiel auf Ephraim und Genossen der Vorwurf; allein die Münzen trugen nicht das Bild Ephraims. Der Volkswitz zeichnete sie mit den Worten:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Und nun ist es unsere Pflicht noch einmal zurückzukehren zu der fundamentalen Frage, wenn das noch eine Frage sein kann: wer für Deutschland der Urheber des schauerlichen Krieges sei. Friedrich hat seine Münzcontracte mit den Juden begonnen im Jahre 1755, zu einer Zeit, wo nur erst Franzosen und Engländer in fernen Welttheilen anfingen,

[1]) Preuß. II. 389.

feindlich einander zu beobachten, wo ein Krieg dieser Nationen noch sehr wohl zu vermeiden war, wenn nicht die Engländer im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit zur See, und darum in der Hoffnung auf reichen Gewinn, die Feindseligkeiten gewollt hätten. Die Defensiv-Allianz zwischen Oestreich und Frankreich vom 1. Mai 1756, die erst hervorgerufen wurde durch die Defensiv-Allianz zwischen England und Preußen vom 16. Januar 1756, existirte damals nicht, und noch viel weniger die Offensiv-Allianz zwischen Oestreich und Frankreich, die ein volles Jahr später am selben Datum hervorgerufen wurde durch die vorhergehende Offensiv-Allianz zwischen England und Preußen, ebenfalls vom selben Datum des vorhergehenden Jahres. Damals, als für Deutschland auch noch nicht entfernt die Möglichkeit auftauchte, wie es in diesen Brand verwickelt werden könnte, ging der preußische König über seine gewöhnlichen Vorbereitungen des Einsammelns in den Schatz weit hinaus. Damals schon traf er Maßregeln, die nur Anwendung haben konnten zur Zeit eines großen allgemeinen Krieges. Wer also hat diesen Krieg gewollt?

Mit Recht scheint uns einer der ausschweifendsten Lobredner Friedrichs zu sagen [1]), daß schon dieser erste Münzcontract von 1755 daraus hervorging, daß Friedrich II. die Unvermeidlichkeit des Kampfes vor Augen sah. So ist es. Er ja mußte es wissen.

[1]) a. a. O.

Zwölfter Abschnitt.

Das Ende des siebenjährigen Krieges.

Auch bei voller Anerkennung des militärischen Geschickes, welches vor allen Anderen der König selbst, sein Bruder Heinrich und der Prinz Ferdinand von Braunschweig entwickelten, erscheint es dennoch fast wunderbar, daß Friedrich II. so durch die Klippen und Wirbel dieses Krieges habe hindurchsteuern können. Allein betrachten wir seine Gegner näher. Ihre Vielheit machte sie gefährlich auf der einen, schwächer auf der anderen Seite. Sehen wir zunächst die Franzosen. Ihr Krieg galt im Grunde nur den deutschen Besitzungen des Königs von England: dem Kurfürstenthum Hannover. Ihr Heer ward einmal von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen, und von da an bleibt der Kriegsschauplatz im Westen fortdauernd von demjenigen des Königs getrennt. Der Krieg im Westen gegen die Franzosen ist fortan ein eigentlich nationaler Krieg, den der Deutsche nicht mit Unwillen, sondern mit Freude über die Angehörigen seiner Nation betrachten kann. Was dort geschah, war die gerechte Abwehr des Feindes, der ohne Ursache die deutschen Erbländer des Königs Georg II. angriff. Frankreich hatte kein Recht dazu; denn, da Hannover mit England lediglich in Personal-Union stand, so konnte Hannover nicht verantwortlich gemacht werden für die aggressive Politik von England gegen Frankreich.

Auch war der französische Hof nicht geneigt, den König Friedrich völlig fallen zu lassen. Der Auftrag, den Friedrich noch im Jahre 1757 an die Markgräfin gegeben, hatte zunächst keinen Erfolg, blieb aber doch nicht völlig fruchtlos [1]). Sie berichtet im Jahre 1758, daß die Franzosen säumen würden mit ihrer Unterstützung, damit Friedrich II. Zeit behalte zum Handeln gegen Oestreich, und die Kaiserin nöthigen könne sich wegen des Friedens an Frankreich zu wenden.

Diese Stimmung in Frankreich, die bereits im Jahre 1758 wieder die Oberhand gewonnen hatte, dauerte auch ferner. Denn zu dem traditionellen französischen Irrthum, als ob ein in Deutschland starkes Oestreich jemals einem friedlichen Frankreich gefährlich, jemals aggressiv gegen ein friedliches Frankreich sein könne — zu diesem alten Irrthume der französischen Politik, der so viel Unheil über Deutschland und Frankreich gebracht hat, trat noch das bourbonische Familien-Interesse. Die beiden Häuser Bourbon in Frankreich und Spanien waren verbunden durch den Familien-Pact. Das Haus Bourbon in Spanien fürchtete die Herrschaft eines starken Oestreich in Italien, und lag darum dem Hause Bourbon in Frankreich mit der Bitte an, dafür zu sorgen, daß der König von Preußen immer stark genug bleibe, Oestreich in Deutschland im Schach zu halten. Der französische Minister Choiseul erwiderte im December 1759, daß er ganz derselben Ansicht sei. Zwar sei die Kaiserin Maria Theresia aufrichtig und treu; aber nach ihrem Tode könne die Allianz sich lösen, und es sei dann nicht Frankreichs Interesse, Oestreich allzu stark gemacht zu haben. „Wir erkennen durchaus," fügt er hinzu, „daß der König von Preußen schon hinreichend mitgenommen ist, und haben nicht die Absicht ihn zu Grunde zu richten" [2]).

Im Interesse der Herstellung der Grundlagen eines dauernden Friedens in Deutschland war freilich diese französische Ansicht sehr beklagenswerth. Aber sie löste darum nicht die Allianz mit Oestreich. „Denn der Werth dieser Allianz", sagte der König Ludwig XV., „steigt im Verhältnis ihrer Dauer [3])." Und eben so wenig änderte diese Ansicht das principielle Urtheil über den ungerechten und bru-

[1]) Oeuv. XXVII. 1. 312. — [2]) Flassan VI. p. 131. — [3]) a. a. O. p. 199. u. f.

talen Gewaltact Friedrichs II. gegen Sachsen und Oestreich, aus welchem der Krieg entsprungen war.

Viel weniger gefährlich noch als die Franzosen waren die Schweden. Der Krieg derselben gegen Friedrich war lediglich das Werk der Oligarchen. Er war dem Wunsche und der Neigung der Schweden so entgegen, daß mehrere schwedische Officiere sich selber den Tod gaben, weil ihre Mannschaft ihnen den Gehorsam zum Angriffe weigerte. Dieser Widerwille und die schlechte Führung lähmte alles, was die Schweden thaten [1]).

Auch das Reichsheer war niemals gefährlich wegen seiner höchst mangelhaften Organisation und seiner unfähigen Führer. Es hätte eine andere Bedeutung haben können durch die Verschmelzung mit dem kaiserlichen Heere; aber eben so wie einst auf dem diplomatischen Gebiete, bei dem Friedens-Congresse in Westfalen, sich als indirecten Bundesgenossen für den energischen Particularismus Friedrichs Wilhelms thatsächlich bewies der schwache, mattherzige Particularismus der Anderen, auch wenn sie gegen ihn zu stehen meinten: so leistete für Friedrichs II. rücksichtslose Energie auf dem Gebiete des Krieges dieselbe Mattherzigkeit des Particularismus ganz ähnliche Dienste. In dem einen, wie in dem andern Falle wechseln nur die Formen: das Wesen bleibt.

Drohender waren die Russen. Allein sie erschienen erst sehr spät auf dem Kampfplatze. Sie waren namentlich nicht da während des wechselvollen, schlachtenreichen Jahres 1757.

Die gefährlichen Feinde waren im Grunde nur die kaiserlichen Truppen unter Daun und Laudon. Es ist sogar sehr möglich und wahrscheinlich, daß diese wegen der lähmenden Eifersucht auf die Russen allein ohne dieselben mehr ausgerichtet haben würden, als sie mit denselben gethan haben. Daß der König nur dieser Eifersucht seine Rettung verdankte, vernehmen wir aus dem sichersten Zeugnisse, nämlich von ihm selber [2]). Mehr als einmal, sagt er, hatten die Gegner Gelegenheit durch nachdrückliches Handeln die Preußen zu Grunde zu richten. Er geht darin noch weiter, und bringt den Vorwurf auch auf die östreichischen Generale allein. Sie versäumten

[1]) Oeuv. XXVI. 187. — [2]) Oeuv. IV. hist. de la g. de 7 ans. gegen Ende.

aus übertriebener Vorsicht, sagt er, unseren Angelegenheiten den Todesstoß zu geben, wie sie es wirklich hätten thun können.

Schärfer als Friedrich II. hat ein anderer militärischer Zeitgenosse, der sächsische General Vitzthum, damals geurtheilt. „Nicht die Geschicklichkeit des Königs von Preußen", sagt er [1]), „hat ihn gehalten, sondern die Zwistigkeiten der östreichischen Heerführer unter sich, und diejenigen des östreichischen Hauptquartieres mit dem Ministerium. Seine natürliche Schwäche und die unzähligen Fehler, welche er begangen, hätten ihm in den ersten zwei Jahren den Untergang bereiten müssen. Aber er hat Nerven bis zur Wildheit, und die östreichischen Generale haben sich immer durch einen so engen Gesichtskreis ausgezeichnet, daß sie es nicht verstanden haben, ihre Vortheile zu benutzen."

Es ist das Urtheil eines Militärs und Zeitgenossen, welches durch unsere Meinung darüber weder gestärkt noch geschwächt wird. Jedoch ist auch von Anderen die Beobachtung ausgesprochen, daß mehr als in anderen Armeen, in der kaiserlichen die nach unten scharfe und vortreffliche Disciplin abnehme in den höheren Graden, und der Mangel an Unterordnung oft große Nachtheile herbeigeführt habe.

Daß die kaiserlichen Generale selbst nach der Schlacht bei Kunersdorf ihren Sieg nicht völlig ausbeuten würden, durfte allerdings Friedrich vorher nicht erwarten. Dennoch bleibt es bei alledem noch wunderbar, wie er moralisch sich erhielt. Ein wesentliches Gewicht hatte doch dabei die Hoffnung. Anfangs war es die Erwartung, daß die Franzosen ablassen würden von ihrer vermeintlich thörichten Politik gegen ihn. Er ließ, wie von jeher bis auf ihn alle Feinde des Kaiserhauses gethan, eifrig und unablässig in Constantinopel werben, daß die Türken sich erheben möchten [2]). Im Sommer 1758 glaubt er der Verwirklichung dieser Hoffnung nahe zu sein. Schon ziehen sich die Russen aus der Neumark zurück. „Ich führe ein Hundeleben," schreibt er damals an seine Schwester von Baireuth [3]); „aber was mich tröstet, das ist, daß es zu Ende geht." Immer fort und

[1]) Geheimnisse des sächs. Cabinets Bd. I. S. 61. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. 406. — [3]) a. a. O. 320. cf. Oeuv. XXVI. 225. 233.

fort regten sich diese Hoffnungen, bald auf eine Erhebung der Türken zu seinen Gunsten, bald auf den Frieden. Abermals verkündet er im Herbste 1759: „Ich glaube, daß es in diesem Winter zum Frieden kommt. Es hat allen Anschein danach." Und so weiter von Jahr zu Jahr. Bald hier, bald da knüpfte sich eine Hoffnung an. Sie zerrann. Ein anderer Stern tauchte empor, um abermals zu zerrinnen. Diese Hoffnungen erhielten ihn aufrecht. Aber er ward alt vor der Zeit an Geist und Körper. Das geringe Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Menschen, das er bei seinem Lebensgange hatte erlangen und behalten können, schwand nun völlig dahin. Mehr als einmal preist er das Glück der Todten, die frei sind von allem Kummer und aller Unruhe. „Ich kenne aus Erfahrung", spricht er zu seinem Bruder Heinrich [1]), „diese zweifüßige, unbefiederte Gattung, und wenn Sie nicht annehmen wollen, daß gerade ich unter die Erz-Canaille gerathen bin: so müssen Sie zugeben, daß gute Charaktere so selten sind, wie die Kometen und Conjunctionen der Planeten." Ob das Vertrauen anderer Menschen, die den König Friedrich kannten, zu ihm fester und sicherer war, als das seinige zu ihnen, scheint er sich nicht klar gemacht zu haben. Er ist kurze Zeit nach dem Unglückstage von Kunersdorf zu der Armee seines Bruders Heinrich gegangen, und meldet diesem im December 1759 einige Nachrichten. Der Prinz Heinrich empfängt den Brief und schreibt für sich in der Stille seine Kritik auf denselben nieder [2]). „Ich verlasse mich nicht auf diese Nachrichten: sie sind widersprechend und ungewis, wie sein Charakter. Er hat uns in diesen grausamen Krieg gestürzt: die Tapferkeit der Generale und Soldaten kann allein uns heraus reißen. Seit dem Tage, wo er meine Armee erreicht, hat er Unordnung und Unglück mitgebracht. Alle meine Mühen in diesem Feldzuge, und das Glück das mir wohlwollte, ist verloren durch Friedrich."

Im Januar 1762 ist das Gemüth des Königs so tief hinabgedrückt, wie vorher noch nie [3]). Er sieht keinen Ausweg mehr, und erwägt einen Plan der Verzweiflung. Wir meinen nicht denjenigen des Selbstmordes; denn diesen hat er bereits seit der Schlacht von Kollin im Juni 1757 vielfach und nach allen Seiten hin erörtert,

[1]) Oeuv. XXVI. 187. — [2]) a. a. O. 203. — [3]) a. a. O. 235.

und seine Bereitwilligkeit dazu vor der Markgräfin wie vor seinen französischen Freunden Voltaire und d'Alembert mit sehr vielen und sehr lebhaften Worten in sehr ausführlicher Weise betheuert. Seine Absicht im Januar 1762 ist eine andere. Er will alle Kräfte sammeln, sie nach einer Seite wenden, um zuerst mit der nächsten der feindlichen Armeen den Vernichtungskampf zu schlagen und dann sich in gleicher Absicht gegen die andere zu wenden. Er legt diesen Plan dem Prinzen Heinrich vor. Heinrich billigt denselben nicht. „Es sind noch einige Monate", meint er, „bis zur Eröffnung des nächsten Feldzuges. Bis dahin können noch Ereignisse eintreten, welche die Lage der Dinge verändern. Aber selbst, wenn auch dies nicht geschieht, wenn auch ferner jede fremde Hülfe fehlt: so wird doch ein solcher Feldzugsplan großen Wechselfällen unterworfen sein, und kann nach menschlicher Ansicht Sie nicht schützen gegen die traurigste und unglücklichste Wendung der Dinge. Der Entschluß, den Sie in diesem Falle fassen wollen, scheint mir ein sehr verzweifelter. Wenn Sie alle Ihre Steitkräfte in eine Armee zusammen drängen, so können Sie dafür den Unterhalt nicht finden. Die verlassenen Provinzen werden durch den Feind occupirt werden und die Magazine dort ihm zur Beute fallen. Wenn selbst dann nach einigen glücklichen Erfolgen man in diese oder jene Provinz zurückkehrte: so würde das Elend des ganzen Landes nicht gestatten sich dort zu ernähren, und Magazine würden nicht mehr bestehen. Man würde genöthigt sein gleich nach der Ankunft wieder abzuziehen. Uebrigens hat die Erfahrung gezeigt, daß man nicht so bald eine feindliche Armee vernichtet. Ferner wird, wenn Sie mit allen Streitkräften gegen die eine oder die andere Armee anrücken, gerade diejenige, welche Sie suchen, sich in einen der festen Posten zurückziehen, die in großer Zahl in allen Provinzen sich finden und nach sechsjähriger Kriegführung dort hinlänglich bekannt sind. Ich erkenne alle Uebelstände an, welche daraus hervorgehen, daß man den feindlichen Heeren besondere Heere entgegenstellt; allein, wenn es sich um den Untergang handelt: so ist es nöthig zu wissen, welche Todesart die langsamste sei. Wenn das Ende noch fern ist: so ist immer noch einige Hoffnung, daß ein unvorhergesehenes Ereignis eintritt."

Der Prinz Heinrich schrieb diese Worte am 16. Januar 1762. Das unvorhergesehene Ereignis, welches retten konnte, war damals schon da: man wußte es nur nicht. Kaum hatte der König den Brief seines Bruders empfangen, als er zurück meldete: „In diesem Augenblicke erhalte ich die wichtige Nachricht von dem Tode der russischen Kaiserin am 5. Januar. Ich übersehe noch die Folge dieses Ereignisses nicht, und wir müssen uns noch vierzehn Tage gedulden; aber ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß es nicht zum Nachtheile für uns sich wenden werde." Die vierzehn Tage waren noch nicht abgelaufen, als Friedrich bereits melden konnte am 31. Januar: „Czernitschew mit den Russen zieht ab. Unser Rücken ist frei. Die Oestreicher werden sich näher an die Franzosen ziehen müssen. Unfehlbar wird diese Wendung auch die Entschlüsse der Schweden bedingen. Demnach werden alle unsere Truppen im Norden und Osten verfügbar. Danken wir dem Himmel für dieses Ereignis!"

So tief wurzelt das religiöse Bedürfnis, so sehr ist es eins mit dem innersten Wesen des Menschen, daß auch derjenige, der im ruhigen Flusse des Lebens sich begnügt mit der schalsten und mattesten Philosophie eines vermeintlichen Atheismus, dennoch bei bedeutenden Schicksalswendungen unwillkürlich dem innersten Triebe seiner Seele gehorchen muß.

Die Czarin Elisabeth war gestorben. Ihr Neffe und Nachfolger, der holsteinische Herzog Peter, trug eine fast kindisch lächerliche Verehrung für den König Friedrich zur Schau. Der König erkannte vollaus den Werth dieses Freundes. „Ich komme mir vor," ruft Friedrich aus [1], „wie ein schlechter Poet, der, nachdem er eine Tragödie voll Wirrwarr gemacht, den Gott der Maschine herbeibeschwört, um eine Entwickelung zu finden".

Wir bemerken, daß in den Fällen, wo Friedrich nicht in der Absicht der Täuschung Anderer spricht, doch das Gefühl der Wahrheit durchschlägt. Er wußte ja selbst am besten, daß er und kein Anderer der Poet — und zwar der Poet im wahren Sinne des Wortes — der deutschen Tragödie sei. Aber er fährt fort:

„Der Kaiser von Rußland thut Wunder. Wir werden mit diesem Manne weit kommen. Er ist fähig die Halsstarrigen zum

[1]) Oeuv. XX. p. 285.

Frieden zu zwingen. Ich glaube, daß der Himmel ihn hat geboren werden lassen, um der Welt zu zeigen, daß die Tugend auch mit dem Throne verträglich sein kann." Peter wollte in der That mehr als den Frieden mit dem preußischen Könige. Er wollte ein Bündnis und bot seine Hülfe an. Eine günstige Nachricht folgte der anderen, wie aus Petersburg, so auch aus Constantinopel. „Eine der Frauen des Sultans", also schreibt der König Friedrich [1]), „hat ein Kind bekommen, und, so viel ich urtheilen kann, stehen unsere Sachen gut. Wir haben nun nur noch um einen Streifen Bodens mehr oder weniger zu kämpfen, und es verlohnt sich nicht der Mühe sich um solche Kleinigkeiten die Hälse zu brechen."

Es ist merkwürdig, wie rasch der König von den Klagen der Verzweiflung sich zum Uebermuthe wendet gegen den Mann, der von Natur und durch eigene Befähigung die zuverlässigste Stütze des Königs gewesen ist. Friedrich meldet seinem Bruder Heinrich, daß er ihm einen Major Anhalt schicken wolle mit dem Befehle an die Generale ihre Pflicht zu thun. Zwei Tage später schickt der König einen anderen nicht erhaltenen oder nicht veröffentlichten Brief, der, wie es scheint, noch kränkender gewesen sein muß. Heinrich erwiedert entrüstet [2]): „Diese Briefe und der letzte Mangel an Zuneigung lassen mich wohl erkennen, welchem Geschicke ich diese sechs Jahre des Krieges geopfert." Der König scheint nicht einmal geahnt zu haben, wie sehr er seinen Bruder beleidigt. Es sind zwei Briefe des Königs an den Bruder da vom 3. April 1762. Der erste meldet allerlei Neues, ganz unbefangen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nach dem Schreiben desselben empfängt der König jene heftige Beschwerde Heinrichs vom 30. März, und antwortet sofort in höhnisch höflichem Tone, daß Heinrich, der Nachsicht predige, selber ihrer ermangele. Heinrich fordert seinen Abschied. Der König schlägt die Bitte ab. Heinrich bleibt und führt den Feldzug fort mit Ehre und Glück, bis er im Herbste den bedeutenden Sieg bei Freiburg erringt.

Das Verhalten der Brüder gegen einander wird uns namentlich klar bei dieser Gelegenheit [3]). Heinrich schickt an den König seinen

[1]) Oeuv. XXVI. p. 238. — [2]) a. a. O. p. 241. — [3]) Oeuv. XXVI. p. 258. vgl. die Zeitschrift Minerva, von Brau 1839, S. 360.

Adjutanten Kalkreuth mit genauer Meldung über die Umstände des Sieges. Der König ergeht sich vor diesem Kalkreuth in einer bitteren Kritik über den Feldzug seines Bruders. Kalkreuth erkennt Einiges als begründet an, sucht in anderen Dingen den Prinzen zu rechtfertigen. Der König wiederholt ihm mehrmals: „Es betrifft nicht Sie. Es ist nicht Ihre Schuld. Ich weiß, daß Sie alles thun, was Sie können, um die schlechten Maßregeln zu hindern.“ Aber er befiehlt ihm mehrmals diese Kritik dem Prinzen zu überbringen, und ernennt Kalkreuth auf der Stelle zum Major. Kalkreuth kehrt zurück und wagt nicht ein Wort davon dem Prinzen zu sagen. Sobald der König den Kalkreuth mit der mündlichen Kritik entlassen, schreibt er selbst einen Brief an seinen Bruder. „Die Ankunft Kalkreuths mit Ihrem Briefe, mein theuerer Bruder, hat mich um zwanzig Jahre verjüngt. Gestern war ich sechszig alt, heute achtzehn. Ich danke dem Himmel, daß er Sie in guter Gesundheit bewahrt hat und daß die Dinge so glücklich gegangen sind.“ Und so geht es fort in überfließendem Lobe und Danke, und vom Tadel keine Spur. Eben so findet sich der Tadel nicht in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche nachher der König verfaßte [1]).

Wir Spätere aber erinnern uns dabei an einen ähnlichen Zug, wie dieser selbe Mann gerade dreißig Jahre zuvor zugleich an seinen Vater und an Grumbkow über die beabsichtigte Heirat zwei verschiedene Briefe schrieb. Nur die Personen haben sich geändert, gegen die er handelt: das Wesen der Falschheit ist dasselbe.

Der Prinz Heinrich sieht unverkennbar die Dinge kühler an, als der leichter erregte König. Eine Zeitlang scheinen die Hoffnungen Friedrichs in Erfüllung zu gehen. Russen und Schweden schließen mit ihm Frieden. Ein russisches Hülfscorps stößt zu ihm. Schon sendet der Chan der Tartaren 26,000 Mann voraus nach Ungarn, um selbst mit 100,000 Mann zu folgen [2]). Auch die Türken kommen. Nach Friedrichs Ansicht muß die Kaiserin ihnen 60,000 Mann entgegen stellen. Aber am 12. September meldet [3]) der König seine Besorgnis, daß der Prinz dennoch Recht habe auf die Türken nicht zu vertrauen. Sie kommen nicht. Inzwischen ist in Petersburg der Umschlag geschehen.

[1]) Oeuv. V. p. 205. ff. — [2]) Oeuv. XXVI. 247. — [3]) a. a. O. 255.

Katharina II. hat ihren Gemahl Peter entthront und ermorden lassen. Sie ist sogar anfangs geneigt sich wieder feindlich gegen Friedrich II. zu stellen. Doch scheint dies mehr eine vorübergehende Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung gewesen zu sein, weil auch das auffallende Benehmen Peters in dieser Kriegessache ihr als ein Vorwand zum Aufruhre hatte dienen müssen. Sie erkannte, daß der preußische König ihr gute Dienste leisten könne, und meldete ihm bald, daß sie den Frieden halten wolle. Schon am 30. Juli konnte Friedrich seinem Bruder schreiben: „Das gute Verständnis zwischen mir und diesem Hofe wird dauernd sein.“ In welcher Weise es das war, werden wir später ersehen.

Die Welt war kriegesmüde. Als politischer Körper bezahlte hauptsächlich Frankreich den Krieg durch seine ungeheueren Verluste an England, und dann, wie immer, das deutsche Reich. Hier vor Allem wurde der Ruf nach Frieden laut. Um denselben eindringlicher zu machen, ließ Friedrich im November 1762 möglichst viele Kriegssteuern beitreiben[1]). Der General Kleist erhielt den Auftrag dazu. Er brach in Franken ein, erhob von Nürnberg allein anderthalb Millionen Thaler, und ließ streifen bis an die Thore von Regensburg. Sein König bedurfte Geld, viel Geld, und wer es hatte, mußte es geben. Indessen nicht blos diese armen, zertretenen und gequälten Menschen seufzten nach Frieden. Der Kurprinz von Sachsen versicherte sich zuerst, daß die Kaiserin Maria Theresia geneigt sei, und ließ dem Könige Friedrich dies eröffnen. Der König fuhr hoch daher. So sehr er auch berechtigt sei für die Grausamkeiten und Verwüstungen, die man in den Provinzen seines Reiches ausgeübt habe — und Mecklenburg, und Sachsen, und Thüringen, und Franken? — Entschädigung zu fordern: so wolle er doch aus Liebe zum Frieden davon abstehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß keiner seiner Feinde etwas von ihm fordere. Die Kaiserin Maria Theresia verlangte anfänglich die Rückgabe der Grafschaft Glatz. Auf die Weigerung des Königs stand sie auch davon ab. Wie nicht Maria Theresia den Krieg begonnen: so hatte sie mit dem Kurprinzen von Sachsen um Deutschland das Verdienst, daß die Erbietungen zum Frieden von ihrer

[1]) Preuß. II. 338.

Seite gemacht waren. Der Friede von Hubertsburg ward geschlossen auf den Grundlagen der beiden früheren zu Breslau und zu Dresden. „Ich hatte mich nicht über den Frieden zu beklagen," meint der König Friedrich [1]). „Wenn der Staat noch eine Provinz erlangt hätte, so wäre das ohne Zweifel gut. Aber da das nicht von mir abgehangen hat, sondern von dem Geschicke: so trübt das meine Zufriedenheit nicht."

Es ist die Frage, ob so Jemand spricht, der blos sich hat vertheidigen wollen.

Die wesentliche Bedeutung des Friedensschlusses von Hubertsburg lag in der Besiegelung des Dualismus in Deutschland. Der König selbst faßt diesen Gedanken in die Worte: Un paix comme celle-ci constate l'état de deux peuples [2]). So in der That war es und nicht anders. Nicht blos, wie Friedrich sich gern ausdrückte, die Königin von Ungarn, sondern mit der Kaiserin das gesammte Reich hatte sich dem Preußenkönige gegenüber gestellt, um ihn wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg zu machen. Indem sie es nicht vermochten, hatten sie seine Selbständigkeit erhöht. Die Bande des Reiches waren nun völlig durchschnitten. Sogar die Hoffnung sie wieder anzuknüpfen, sie straffer zu ziehen, und wenigstens dem Auslande gegenüber einen geeinigten Reichskörper darzustellen, war nun dahin. Jeder Versuch dieser Art, mochte er von dem Oberhaupte oder der Nation ausgehen, fand den natürlichen Gegner und Widersacher in dem preußischen Könige. Die Consequenz seines Strebens mußte den gegebenen Verhältnissen nach sein: das Hinarbeiten auf die völlige Auflockerung aller noch bestehenden Bande des Reiches, das Ergreifen jeglicher Gelegenheit zur Aneignung dessen, was etwa sich aneignen ließ, das Ausnutzen des also neu Erworbenen auf dieselbe Weise wie des bereits früher Besessenen als Material zu neuer Eroberung, vor allen Dingen Fortsetzung der principiellen Feindschaft gegen diejenige Macht, welche wie ein Damm diesem Streben der Eroberung entgegen stand, gegen Oestreich.

Auf eine freiwillige Unterordnung unter ihn, auf die Art wie er sie Sachsen bei seinem Einbruche von 1756 zugemuthet hatte, auf eine Willigkeit Anderer sich als Kriegsmaterial für seine Eroberungs-

---

[1]) Oeuv. XXVI. 269. — [2]) a. a. O. 265.

zwecke verwenden zu lassen, konnte Friedrich II. noch nicht rechnen. Denn die deutschen Fürsten konnten doch nicht vergessen, daß das Haus Hohenzollern ungeachtet der glücklichen Erfolge, durch die es emporgewachsen, im Grunde nur ihres Gleichen sei. Die deutschen Volksstämme konnten kein Vertrauen hegen zu einem Fürsten, der sie mit so vielem Kriege und Leide überschüttet hatte. Die deutschen Reichsstädte und namentlich Hamburg waren durchweg kaiserlich gesinnt. So schildert sie d'Argens und beklagt es deshalb sehr [1]), daß nicht Friedrich II. den Dänen den Vorsprung abgewonnen. Die Dänen nämlich haben sich von Hamburg eine Million Rthlr. geliehen, vermittelst Kanonenschüsse. Es ist dabei wichtig festzuhalten, daß diese Städte sehr gut protestantisch waren. In Frankfurt a/M durfte auch nach dem Kriege ein preußischer Unterthan nur mit besonderer Erlaubnis des Magistrates übernachten [2]). Es scheint das nicht eine freundliche Stimmung zu verrathen. Die Verdunkelung der wahren Lage der Dinge, welche aus dem Eroberer einen Vertheidiger seiner selbst und seines angegriffenen Landes gemacht hat, konnte noch nicht eintreten bei den Zeitgenossen, die nicht aus fridericianisch-gesinnten Büchern die Geschichte lernten, sondern sie mit Furcht und Grauen selber erlebt hatten. Die Existenz zweier Völker war durch den Frieden von Hubertsburg documentirt: diese Völker waren die Deutschen und die Preußen. Denn dieser letztere Name gewann von da an die Oberhand für die Unterthanen des Königs in Preußen, und Kurfürsten von Brandenburg. Die Grundlage war gelegt. Was ferner sich entwickelte, war eine unvermeidliche Folge dieses Dualismus. Da der König von Preußen der Natur der Sache gemäß in Deutschland keine Freunde hatte und nicht haben konnte: so mußte er seine Stütze im Auslande suchen. Einer Stütze aber bedurfte er. Denn wie auch immer er die Kräfte seiner unglücklichen Länder bis zur Verarmung und Verödung derselben anspannen mochte: eine auf sich selbst ruhende Großmacht konnte er mit seinen Mitteln nicht werden.

Aber weiter noch: nicht blos ward die politische Trennung desjenigen Theiles der Deutschen, welcher dem Hause Hohenzollern unter-

[1]) 28. Juni 1762. — [2]) 9. Octbr. 1764.

than war, von dem Reiche und den anderen Deutschen durch den siebenjährigen Krieg ganz und vollständig vollzogen, sondern nicht minder auch die moralische Trennung. Die Trennung ging über in Blut und Leben des Volkes. Für denjenigen Stand, den der preußische König als seinen Adel bezeichnete, war es das hohle Phantom des Ruhmes, für die Geringeren das vergossene Blut, bei Einigen möglicher Weise auch der Religionseifer, was sie zusammen kittete gegen das katholische Oestreich. Daß die protestantischen Länder des Reiches mit Ausnahme des Nordwestens nicht minder am Kriege gegen Friedrich Theil genommen, ward in Preußen bald verdeckt durch das Vorwiegen der Erinnerung an den Feind, mit dem man doch eigentlich und hauptsächlich zu thun gehabt: an Oestreich. Und dieses Gefühl, das ohnehin schon vorhanden war, wurde nun mit eifriger Geschäftigkeit genährt und geschürt.

Darin trat abermals der König selbst voran. Der Krieg war kaum zu Ende, als er schon begann die Geschichte desselben zu schreiben. Man kennt seine ganz außerordentliche Thätigkeit. Schon am 17. December 1763 unterzeichnete er das fertige Werk [1]). Er hatte im Voraus die Absicht dazu gefaßt und darum vorgearbeitet. Am Ende jedes Feldzuges schrieb er die Denkwürdigkeiten desselben nieder, und verband sie mit politischen Erörterungen. Er sagt selbst die leitenden Zwecke, die er dabei hatte. Der erste und hauptsächlichste war für die Nachwelt den Beweis zu führen und klar darzulegen, daß es nicht von ihm abgehangen habe diesen Krieg zu vermeiden. Er hat diese seine Absicht auf eine höchst merkwürdige und staunenswerthe Weise insofern erreicht, als die Späteren seiner Ueberredungsgabe einen sehr bereitwilligen Glauben beimaßen. Die Späteren nahmen die beredt geschriebene Selbstvertheidigung des Königs in der That für Geschichte, und es ist in unsern Tagen dahin gekommen, daß jede neue Erwägung dieser Verhältnisse von einem großen Theile der Deutschen mit Mistrauen aufgenommen wird. Die Geschicklichkeit des Königs Friedrich II., in dieser Weise sich geltend zu machen und es durchzusetzen, daß er bei der Nation, die nicht unmittelbar mehr die Leiden seiner Kriege empfindet, als ein unschul-

[1]) Oeuv. IV. Avant-propos.

dig Angegriffener dasteht, ist ein Erfolg, der auf die Dauer demjenigen des Gewinnes von mehr als einer blutigen Schlacht völlig die Wage hält. Wie die Mehrzahl der Siege, die er errungen, durchweg seiner eigenen militärischen Begabung, seiner Energie, seiner Fähigkeit der Action beizumessen sind, wie dort durch diese Eigenschaften das Unrecht und die Gewalt triumphirt hat über das mit geringerem Geschicke und schwächerer Kraft vertheidigte Recht: so ist nicht minder der, wenigstens in der Quantität, sehr bedeutende Erfolg in der Umkehrung des wahren geschichtlichen Verhältnisses, in welchem dieser Krieg zu dem Rechte, der Ehre und den Interessen der Deutschen stand, hauptsächlich der außerordentlichen Leistungsfähigkeit des Königs auch auf diesem Gebiete beizumessen. Es sind die beiden Seiten, nach denen hin der Fridericianismus je nach den Umständen hervortritt: die Gewalt und die Unwahrheit.

Dreizehnter Abschnitt.

Die russische Allianz und die Theilung von Polen.

Es war seit Jahrhunderten die Weise der deutschen Fürsten, welche auf Kosten der Bande des deutschen Reiches und ihrer Nachbarn eine Vergrößerung erstrebten, oder auch der für sich unmächtigen Könige von Dänemark und Schweden, wenn sie auf Kosten des deutschen Reiches Eroberungen zu machen gedachten, um Hülfe sehnend nach Osten und nach Westen auszuschauen: in Versailles und in Constantinopel. Wir haben gesehen, wie auch Friedrich II. lange Zeit diesen Weg verfolgte, der ihm so natürlich erschien. Wir haben ferner gesehen, wie seine politische Rechnung im Beginne des Jahres 1756 sich auf die Meinung stützte, daß, er thue auch was er wolle, dennoch Frankreich niemals feindlich gegen einen so nützlichen Bundesgenossen auftreten werde. In dieser Berechnung schloß er den Vertrag von Westminster. Wir haben gesehen, wie seine Berechnung irrig war. Erst nach diesem Vertrage von Westminster setzte Kaunitz das Ziel seines politischen Strebens durch: die Trennung Frankreichs und Preußens. Fortan waren sie getrennt; denn Oestreich blieb mit Frankreich in gutem Einvernehmen. Wir erkennen die leitende Ansicht der Franzosen in einem Memoire, das der Minister Vergennes einige Jahre später für den jungen König Ludwig XVI. verfaßte [1]. „Die Allianz

[1] Flassan: diplomatie française VII. 127.

mit Oestreich," sagt er, „hat den Nutzen für Frankreich, daß sie die Ruhe auf dem Festlande von Europa sichert, und uns erlaubt unsere Kräfte gegen England zusammen zu halten. Es ist jedoch große Vorsicht nöthig, daß Oestreich nicht diejenigen unterdrücke, an deren Erhaltung Frankreich gelegen ist, besonders Preußen und die protestantische Partei in Deutschland. So wenig auch der jetzige König von Preußen wegen seiner Moral Achtung verdient und Vertrauen einflößen kann: so ist es doch sehr wichtig, daß er in den Verhältnissen, in welchen er jetzt steht, erhalten werde. Er muß uns dazu dienen, der Macht Oestreich Besorgnisse einzuflößen und dem Ehrgeize derselben die Schranken zu setzen, die ihr den Beistand Frankreichs zu einem Bedürfnisse machen."

Diese Worte sind charakteristisch für die fernere Stellung Frankreichs gegen Deutschland. Sie legen zugleich den Unterschied dar, welchen ein östreichisch-französisches Bündnis hat von einem preußisch-französischen. Das preußisch-französische Bündnis Friedrichs II. war homogen den früheren des Moritz von Sachsen mit Heinrich II. von Frankreich, des Gustav Adolf mit Ludwig XIII., des Oxenstjerna mit Richelieu: es bedeutet den Krieg in Deutschland und die Zerrüttung. Das östreichisch-französische Bündnis von 1756 u. 57 rief nicht einen Krieg hervor, sondern wurde hervorgerufen durch die brutale Vergewaltigung von Sachsen durch Friedrich. Nachdem der Krieg ausgekämpft war, blieb nicht der Offensiv-Vertrag von 1757, sondern der Defensiv-Vertrag von 1756 zwischen Oestreich und Frankreich fortan bestehen als die Schranke, welche die Eroberungsgier Friedrichs nicht wieder zu überspringen wagte, und welche ihm, wie wir später sehen werden, zuletzt, als er sie aufgelockert zu haben glaubte, im Jahre 1778, dennoch Halt gebot. So oft und so lange in den streitenden Richtungen innerhalb Frankreichs das Streben nach Recht und Gerechtigkeit die Oberhand hat, wird es immer die Allianz mit Oestreich zu erlangen suchen.

Auch auf die Türken setzt Friedrich II. noch einige Hoffnung. Im Jahre 1763 sind Gesandte derselben in Berlin. Der König verspottet die Berliner, welche die Armseligkeiten dieser Türken nachahmen [1].

[1] Oeuv. XXVI. 296.

„Die Stadt, sagt er, hat das wenige von Verstand verloren, das sie noch besaß. Die Weiber wollen alle türkisirt sein, und die jungen Bursche tragen Turbane. Das Einzige, was sie lernen, ist der Anblick eines Menschen in langem Gewande, der mit einem Turbane bedeckt, mit untergeschlagenen Beinen auf einem persischen Teppich sitzt und Tabak raucht. Das füllt die Seele eines Pöllnitz und Genossen aus.“ Der König höhnt weiter über die Geschenke, welche die Türken bringen. „Zwölf Ellen Mousselin, zwölf Ellen Goldtuch, zwölf Ellen Seide, und dergleichen mehr. Nicht solche Geschenke will ich, sondern ein gutes Bündnis, und allem Ansehen nach kommen wir damit zu Stande.“ Also hoffte er. Mit Nachdruck fügt er hinzu, daß er seit zehn Jahren an diesem Bündnisse gearbeitet habe. Er schreibt seinem Bruder Heinrich solche Worte im Jahre 1763. Sie sind geeignet uns abermals einen Fingerzeig zu geben, uns abermals nachdrücklich auf die Gründe hinzuweisen: warum hatte der preußische König seit 1753, mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, an einem solchen Bündnisse mit den Türken gearbeitet? In Wahrheit hatte sich der Großvesir Raghib den preußischen Planen zugeneigt und eine neue Ausbreitung des Osmanenthums nach Westen auf Kosten Oestreichs gehofft durch die combinirten Offensivstöße gegen Oestreich, zugleich der Türken von Süden, der Preußen von Norden. Raghib's Tod hatte diesen Plan vereitelt. Nur der Gedanke und der Wunsch verblieb dem Fridericianismus, um zu gelegener Zeit in veränderter Form wieder aufzutauchen.

Friedrich selber hoffte damals vergebens. Die osmanische Macht war, nach dem Wegfalle Raghibs, zu einem Angriff gegen Oestreich nicht mehr aufzustacheln. Es ist eine merkwürdige Fügung und wohl zu beachten in der Verkettung der menschlichen Dinge, die man Zufall nennt, daß in den beiden schauerlichen Kriegen, dem dreißigjährigen und siebenjährigen, welche dem deutschen Vaterlande den Untergang zu bereiten schienen, die Lockungen der inneren und äußeren Feinde von Deutschland bei den Türken keinen Erfolg gehabt haben.

Auf eine Verbindung mit England durfte Friedrich II. nicht rechnen. So weit der König Georg II. persönlich auf die Politik Englands Einfluß übte, war er dem Preußenkönige eher feindlich als

freundlich. Wir haben den Grund bereits berührt. Gegen das Ende des siebenjährigen Krieges lenkte sich die Politik Englands völlig im Sinne Georgs II. An ein Zusammengehen dieser beiden Könige war nicht zu denken.

Auch zu dem deutschen Reiche, zu den einzelnen Fürsten desselben konnte Friedrich nicht in ein näheres Verhältnis treten. Sie alle, mit den wenigen Ausnahmen derer, welche ihm Blut und Leben ihrer Unterthanen für seine Eroberungszwecke verkauften, mit Ausnahme ferner des Kurfürsten von Hannover, so lange dieser sein Land gegen die Franzosen vertheidigen mußte, hatten eben noch gegen ihn gestanden. Sie alle fürchteten ihn und seine Uebergriffe, unter ihnen namentlich Hannover, das die seltsame Verkettung der Dinge eben vorher zum Freunde des Preußen gemacht hatte. Wie den deutschen Fürsten vor ihm bangte: so nicht minder ihren Unterthanen. Denn das Verhalten des Königs gegen den Handel und die Gewerbe der Nachbarn im Reiche war fast feindlich. Ob der Ruhm des Königs seine eigenen Unterthanen sättigte für das, was sie entbehren mußten, mag dahin gestellt sein: die anderen Deutschen, die damals täglich fühlten, welchen Druck, welche Hemmnisse der König von Preußen ihnen bereitete, trugen zu ihm keine Neigung irgend welcher Art. Eine Annäherung des Königs zu dem Reiche konnte nicht Statt finden [1].

Sollte nun Friedrich II. sein Heil suchen im Anschluß an Oestreich, sollte er im treuen Bunde mit der Hauptmacht, die noch immer der freilich täglich mehr verblassende Schimmer des kaiserlichen Namens umkleidete, zusammen stehen gegen die gemeinsamen Feinde im Osten und Westen? Wir müssen bezweifeln, ob auch nur der Gedanke einmal in Friedrichs Seele aufgestiegen sei. Er kannte nur Haß gegen Oestreich, auf dessen Kosten er sich vergrößert hatte. Er wollte ferner sich vergrößern, wenn nicht zunächst auf Kosten Oestreichs, so seiner anderen Nachbarn, nach welcher Richtung es auch sei, und in einem solchen Streben nach Eroberung mußte er als seinem natürlichen Feinde begegnen — Oestreich. Mit dieser Macht schloß er in seiner Seele nur einen Waffenstillstand. Gegen diese Macht suchte er Freund-

[1]) Dohm I. 17.

schaft und Bündnis überall, wo eine Aussicht sich dazu bot. Eine solche ging ihm auf in Rußland.

Wir haben gesehen, wie Katharina II., welcher Friedrich als ehemaligen Prinzessin von Anhalt-Zerbst selber die Bahn des Glanzes eröffnet, nach dem Morde ihres Gemahles zuerst sich fast feindlich gegen Friedrich II. stellte. Dies war nur für kurze Zeit. Dann erkannten Beide das gemeinsame Interesse. Doch gingen die Bemühungen und die Anträge von dem preußischen Könige aus. Der Kitt dieses Bündnisses war die Gemeinschaft der Habgier. Das Object derselben war nicht blos Polen, sondern auch Schweden, aber zunächst Polen.

Bereits in dem Vertrage mit Peter III., den Friedrich II. unterzeichnet hat, war beiderseitig ausgemacht: niemals zu dulden, daß die Krone von Polen souverän oder erblich würde, ferner bei der nächsten Königswahl in Polen dahin zu trachten, daß mit Ausschluß jedes Fremden, nur ein einheimischer Pole gewählt würde, und endlich, unter dem vorgeblichen Schutze der Dissidenten in Polen, sich beständig einen Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Landes zu erhalten.

Nach der Ermordung Peters III. ging Katharina in dieselben Gedanken ein. Der preußische Gesandte in Petersburg meldet am 23. August 1763 dem Könige Friedrich: „Der Graf Panin ist nicht der Ansicht, daß man den Polen darin beistehen solle, daß sie, wie sie es vorhaben, bei sich eine solidere Verfassungsform errichten. Er glaubt, daß es eben so wohl dem Interesse seines Hofes wie demjenigen Eurer Majestät entspreche, daß die Confusion in diesem Lande immerwährend herrsche.“ Friedrich II. erwidert am 8. September: „Sagen Sie dem Grafen Panin, daß ich in Betreff Polens ganz seiner Ansicht bin.“

Aus dieser Uebereinstimmung gleich gesinnter Seelen, deren Consequenzen man bei den üblichen Vorwürfen gegen den inneren Wirrwarr des unglücklichen Polen oft nicht genügend gewürdigt hat, ging der Allianz-Vertrag vom 11. April (31. März) 1764 hervor. Derselbe enthielt das gegenseitige Versprechen Friedrichs und Katharinas, daß sie niemals eine Veränderung der polnischen Verfassung gestatten würden. Ein ähnlicher Artikel betraf Schweden. Friedrich und Katharina versprachen einander, die Verfassung von Schweden

(das ist die Oligarchie von 1720) aufrecht zu erhalten. Für den Fall eines Umsturzes derselben behalten sie sich die Freiheit vor, zweckmäßige Maßregeln anzuwenden, um dieses, wie sie es nennen, gefährliche Ereignis abzuwenden.

Es gibt in der europäischen Geschichte wenige Verträge von so empörender Art, wie diesen, in welchem zwei Souveräne, durchaus ungereizt und ungekränkt, einander zusagen, die Nachbarländer in sich zerklüftet und unglücklich zu erhalten, nicht weil sie von denselben etwas für sich zu fürchten haben, sondern um durch dieses innere Unglück sie für sich reif zu machen zur Theilung, und zu diesem Zwecke die Kräfte der eigenen Länder an Menschen und Geld zu verwenden.

Es gibt aber namentlich für uns Deutsche vielleicht keinen Vertrag schmählicher als diesen. Denn die eigentliche spätere Theilung Polens war nur die Consequenz dieses ersten Schrittes, bei welchem die Gesinnung, aus welcher jene floß, schon vollaus vorhanden war. Der Tag der Unterzeichnung dieses Vertrages ist für diejenigen Deutschen, welche dem Staate der Hohenzollern angehören, der Beginn ihrer bleibenden Vasallenschaft unter Rußland.

Katharina II. war in der Lage sich erbitten zu lassen, und sie ließ sich erbitten. Sie erhielt durch Friedrich Einfluß auf die Angelegenheiten des Westens, und Friedrich wiederum hatte einen festen Rückhalt an der russischen Kaiserin. Das erste Bündnis zwischen ihnen ward geschlossen im Jahre 1764 [1]). Es ward 1769 für acht Jahre erneuert, und wiederum 1777. Im Jahre 1781 bat Friedrich um abermalige Erneuerung. Wir werden sehen, wie damals die Dinge schon ein wenig anders lagen. Das Wesen dieses Bündnisses kündet zunächst sich an durch eine Forderung, welche die Kaiserin Katharina noch im Jahre 1777 bei der Erneuerung aussprach. Sie verlangte die strengste Geheimhaltung vor dem Wiener Hofe, damit derselbe nicht gereizt werde [2]). Von preußischer Seite war diese Forderung leicht zu erfüllen; denn außer dem Könige Friedrich und seinem Bruder Heinrich mochte dort Niemand wissen, was es mit dieser Sache auf sich habe.

[1]) Oeuv. VI p. 11. ff. XXV. p. 315. — [2]) Oeuv. XXVI. p. 390.

Wenn bei Friedrich II. Wort und That mehr übereinstimmten, als es der Regel nach bei ihm der Fall ist: so dürfte man sagen, daß er gegen ein Bündnis mit Rußland ursprünglich Abneigung empfunden habe. Eine solche nämlich hatte er früh kund gethan. Wie er im Antimachiavelli der Welt eine Reihe von politischen Grundsätzen ankündigte, die sich für Friedensfreunde vortrefflich lesen lassen: so erzählte er dort auch, wie seine Vorfahren es vermieden hätten, die nordischen Barbaren in die Angelegenheiten Europas hineinzuziehen [1]. „Als die Schweden, erzählt er, 1675 in die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg einbrachen, riethen die Minister, den Czaren zur Hülfe herbeizurufen. Aber der Kurfürst blickte klarer als seine Minister. Er erwiderte ihnen, daß die Moskowiter Bären seien, die man nicht entketten dürfe, aus Furcht, ihnen die Ketten nicht wieder anlegen zu können. Der Kurfürst nahm auf sich die Sorge der Abwehr, und hatte keine Ursache es zu bereuen."

So der König Friedrich II. Die Sache klingt recht gut, und es ist dabei nur zu beklagen, daß sie sich ganz anders verhält. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm schickte am 3/13. April 1675 von Cleve aus den Gesandten Joachim Scattel nach Moskau, damit er den Czaren um Hülfe bitte. Alexei wollte nicht. Er wollte im Frieden bleiben. So berichtet Pufendorf [2], der ungeachtet seiner Langweiligkeit als Geschichtschreiber dennoch als Geschichtsforscher in solchen Dingen vor dem allerdings glätteren und eleganteren Könige den Vorzug zu verdienen scheint.

Dagegen haben allerdings wahrhafte deutsche Patrioten von jeher mit Sorge auf die Neigung von Rußland nach Westen geblickt. Einige Jahre bevor der Kurfürst Friedrich Wilhelm sich russische Hülfe erbat, rief Leibniz unter der Verhüllung eines polnischen Edelmannes den Polen mahnende Worte gegen die Wahl eines russischen Großfürsten zu. „Der Moskovit", sagt Leibniz [3], „ist allen bedächtigen und einsichtigen Christen immer ein Gegenstand des Schreckens gewesen. Er kennt daheim bei sich nur eins: die Knechtschaft. Er ist wie ein zweiter Türke, diesem gleich an Macht, aber gefährlicher

[1] Oeuv. VIII. 134. ch. XXI. — [2] Pufendorf: de rebus g. F. G. XIII. §. 61. — [3] Opp. omnia edd. Dutens. Tom. IV. S. III. p. 614.

durch die Nähe, roher als der Türk und fanatischer. Ihr könnt geeint ihm widerstehen; aber neigt ein Theil von Euch ihm sich zu, so wird er wie der Wolf in den Schafstall zu Euch einbrechen, und im Angesichte des jammernden Europa Euch zerreißen. Aber auch die Nachbarn werden erkennen, was es bedeutet, daß so ein doppelter Türke ersteht, daß ein Bollwerk der Christenheit an die Barbarei verloren geht, daß eine Macht aufwächst, die hinreichen kann, Europa zu unterdrücken. Haben wir Polen erst dem Moskowiter das Thor eröffnet: so ist ihm der Weg nach Deutschland gebahnt."

So Leibniz 1669, und diese seine Ansicht dürfen wir als diejenige der deutschen Patrioten auch schon in jener Zeit ansehen, als Friedrich Wilhelm von Brandenburg darauf ausging, die russische Macht nach Deutschland hereinzuziehen.

Wir haben gesehen, wie Friedrich wenige Monate nachdem er im Antimachiavelli solche Ansichten über Rußland dargelegt, sich bei seinem ersten Losbruch gegen Oestreich durch passend angebrachte Geschenke bemühte, die Gunst der Mächtigen an dem nordischen Hofe zu gewinnen. Es gelang ihm damals. Daß die Czarin Elisabeth mit ihrem Kanzler Bestuschew sich 1757 feindlich gegen Friedrich wandte, ist den Umständen nach eine rein persönliche Politik, die veranlaßt wurde durch die Werbeexcesse und die Spöttereien des Preußenkönigs über diese Personen. Er wußte später, als Katharina II. weniger für Spott und Hohn, als für gerechte moralische Entrüstung Stoff in Fülle darbot, seine Zunge und seine Feder besser im Zaume zu halten, und statt dessen auf geschickte Weise die Gunst gegen ihn zu nähren.

Es wäre sonderbar, wenn dieser König auch damals nicht die Gefahr eingesehen hätte, die über kurz oder lang für Europa aus diesem nordischen Kolosse erwachsen würde. Er spricht sich darüber gegen seinen Bruder ganz bestimmt aus [1]). „Die Russen", sagt er 1769, „sehen ein, daß es vortheilhafter für sie ist mein Geld zu nehmen, als meine Truppen. Es ist eine furchtbare Macht, die in einem halben Jahrhunderte Europa erzittern lassen wird. Als Nachkommen jener Hunnen und Gepiden, welche Ostrom zerstörten, könnten sie in

[1]) Oeuv. XXVI. p. 312. 8. März 1769.

Kurzem auch über den Occident sich wälzen, und in den Oestreichern Schmerz und Reue erwecken, daß sie aus falscher Politik diese barbarische Nation nach Deutschland gerufen und ihr die Kriegskunst gelehrt haben."

Sollte denn derselbe König, der einige Jahre früher niedergeschrieben, daß die Russen zu ihren Rüstungen im siebenjährigen Kriege das Geld von Frankreich her bekommen, der ferner niedergeschrieben, daß die Oestreicher im siebenjährigen Kriege deshalb ihm den Gnadenstoß nicht versetzt hatten, weil sie es nicht mit den Russen zusammen thun wollten, der ferner selbst am allerbesten wußte, wie er nicht blos durch seine Stellung gegen Oestreich, sondern auch durch das Geld seiner Unterthanen, durch deutsches Geld die Angriffe der Russen auf Polen, mithin ihre Ausbreitung westwärts erleichterte und möglich machte: sollte dieser selbe König in Wahrheit geglaubt haben, was er hier nieder schrieb? So allerdings scheint es; denn er fährt fort:

„Aber die Blindheit der Leidenschaft, der giftige Haß der Oestreicher gegen uns, hat sie über die Folge ihres Betragens bethört, und jetzt sehe ich kein anderes Hülfsmittel, als daß mit der Zeit sich ein Bündnis der größeren Souveräne bilde, um diesem gefährlichen Strome zu widerstehen."

Aehnliche Aeußerungen wie diese letzte, finden sich öfter bei dem Könige Friedrich II. Ja er that eine solche einige Jahre später gegenüber dem Kaiser Joseph II. persönlich bei der ersten Zusammenkunft in Neisse.

Joseph II. hatte schon 1766 einmal den Wunsch ausgesprochen, mit dem Könige in Torgau zusammen zu kommen. Die Gesinnung, mit welcher Friedrich auf den Vorschlag einging, zeichnet er selbst den Worten[1]: „Das Ergebnis wird ein verbrauchtes Wortgeklingel höflicher Phrasen sein, an welches die Fürsten gewöhnt sind, ohne demselben Glauben beizumessen." — Der Gedanke kam damals nicht zur Ausführung. Aber Maria Theresia, welche hoffte, durch dieses Mittel die Grundlage eines bleibenden Friedens zu legen, regte die Sache im Jahre 1769 aufs neue an. Der Vorschlag ward aus-

[1]) Oeuvres XXVI. p. 300. 22. Juni 1766.

geführt. Im August 1769 verweilte der Kaiser Joseph II. drei Tage bei dem Könige Friedrich II. in Neisse. Die eigenhändigen Berichte[1]) des Kaisers an seine Mutter über den Verlauf dieser drei Tage liegen seit Kurzem vor. Der hauptsächliche Auftrag für Joseph II. war: er solle suchen, dem Könige das größtmögliche Vertrauen einzuflößen, ihm allen Verdacht zu benehmen, als wenn Oestreich eine Vergrößerung auf seine Kosten anstrebe; er solle ihm nachdrücklich versichern, daß das einzige Ziel der kaiserlichen Regierung die Erhaltung des allgemeinen Friedens sei, und daß das russisch-preußische Bündnis ihr keine Besorgnis einflöße.

Joseph war während der drei Tage in Neisse täglich fast sechszehn Stunden mit dem König Friedrich II. zusammen Die Conversation fand statt fast zwischen ihnen beiden allein. Der Prinz von Preußen und der Prinz Heinrich, der Bruder des Königs waren anwesend, hielten sich jedoch in Gegenwart des Königs scheu zurück. Joseph bedient sich sogar in einem der Berichte des Ausdruckes: L'air servile que son frère et neveu ont devant lui, est incroyable. Der König entwickelte alle Höflichkeit und Freundlichkeit, die da, wo er wollte, in reichem Maße ihm zu Gebote stand. Joseph charakterisirt ihn mit den Worten: C'est un génie et un homme qui parle à merveille; mais il n'y a pas un propos qui ne ressente le fourbe. Ueber die Vergangenheit indessen sprach der König mit einer gewissen Aufrichtigkeit. Denn Joseph bemerkt: Il m'assure qu'il avouait sincèrement avoir eu, étant jeune, de l'ambition et même d'avoir mal agi, mais que ces temps étaient passés et qu'il pensait bien plus solidement. Als Beweis dessen führte Friedrich II. an, daß er gerade damals die schönste Gelegenheit zu einem Kriege nicht benutzt habe. Denn Rußland habe ihn aufgefordert, in Kursachsen einzufallen. Daß er es nicht gethan, sei ein Beweis seiner Menschlichkeit.

Joseph II. kam zu der Ansicht, daß der König Friedrich II. wirklich die Erhaltung des Friedens wünsche, nicht aus gutem Herzen, sondern weil er einsehe, daß sich nicht ein vortheilhafter Krieg biete.

---

[1]) Arneth: Correspondenz von M. T. u. J. II. S. 300. u. flgd.

Dagegen schien es der Zweck des Königs zu sein, den Kaiser Joseph II. mit Besorgnis vor Rußland zu erfüllen. Er ging so weit zu sagen, daß, um die Aggressive dieser Macht zu hemmen, ganz Europa genöthigt sein werde zu einer Schilderhebung; denn Rußland wolle alles an sich reißen. Dies war, wir wiederholen es, eine sehr merkwürdige Aeußerung von Seiten eines Fürsten, der im Bündnisse mit Rußland stand, und der, ohne damals noch einen ersichtlichen Vortheil davon zu haben, jährlich dieser Macht, die er selber so gefährlich nannte, zum Kriege gegen die Türken eine halbe Million Thaler zahlte. Auf die Hindeutung Josephs erwiderte der König, daß ihm dies Bündnis nothwendig, aber sehr unbequem sei, daß er das Geld bezahle, anstatt das stipulirte Contingent an Mannschaft zu stellen. Es sei sein Glück und seine Geschicklichkeit; denn er habe den Russen zu verstehen gegeben, daß, wenn er ein Contingent an Mannschaft stelle, Oestreich ihn angreifen werde.

In der Hauptsache ging er auf die Wünsche Josephs II. ein, aber so, daß dieser Punkt zwischen den beiden Souveränen im tiefsten Geheimnisse verhandelt wurde. Sie kamen überein, nicht einen Staatsvertrag zu schließen, sondern daß, um einander etwas Schriftliches in die Hände zu geben, Jeder dem Andern einen Brief schreiben solle. Dies geschah, und zwar so geheimnisvoll, daß der König Friedrich II. die Bewegung des Tabakschnupfens benutzte, um den Brief des Kaisers Joseph an sich zu nehmen und zu verbergen. Die Briefe sind im Wesentlichen die Bestätigung des Hubertsburger Friedens. Der Brief des Königs enthält jedoch eine sehr merkwürdige Stelle. Diese lautet: „Ich wiederhole es schriftlich[1]), daß es mir im Herzen unmöglich ist, der Feind eines großen Mannes zu sein. Gebe der Himmel, daß dieser erste Schritt noch andere nach sich ziehe, die uns näher führen! Ich verspreche auf königliche Treue und Ehrenmannes Wort, daß, wenn selbst jemals sich das Feuer des Krieges zwischen England und den Häusern Bour-

[1]) Arneth a. a. O. S. 313. Die Stelle lautet nach Friedrichs eigener Handschrift: Je Luy promets foy de Roy et parolle d'honet homme que si meme jamais Le feu de la guerre se rallume entre L'angleterre et Les Maisons de bourbon que je mientienderai fidellement La paix heureusement retablie entre nous etc.

von wieder entzündet, ich getreu den zwischen uns glücklich hergestellten Frieden aufrecht halten will."

Diese eigenhändigen Worte Friedrichs II. bergen indirect in sich den Gedanken, daß Friedrich II. einen etwaigen Krieg zwischen England und Frankreich als eine günstige Gelegenheit zum Losbruche für ihn in Deutschland ansah. Es ist namentlich Gewicht zu legen auf die Worte: „wenn selbst jemals sich das Feuer des Krieges wieder entzündet", besonders auf das Wort „wieder". Denn daraus ergibt sich, daß auch in dem früheren Falle der Krieg zwischen England und Frankreich dem Könige Friedrich II. als eine günstige Gelegenheit zum Losbruche erschienen ist. Das heißt, es ergibt sich aus diesem eigenhändigen Schreiben des Königs Friedrich II., daß er sich selber allein als den Urheber des siebenjährigen Krieges betrachtet.

Im Jahre 1770 fand zu Neustadt in Mähren eine abermalige Zusammenkunft der beiden Souveräne statt, bei welcher auch Kaunitz zugegen war. Damals sahen Maria Theresia und Joseph II. nach den russischen Erfolgen über die Türken, mit lebhafterer Sorge als zuvor auf das drohende Anwachsen von Rußland. Kaunitz [1]) wies den König Friedrich auf diese Gefahr hin, und wandte alles auf um den König zu überzeugen, daß nur eine enge Verbindung zwischen Oestreich und Preußen diese Gefahr abzuwenden vermöge. Kaunitz erklärte, nie zugeben zu können, daß Rußland die Moldau und die Walachei erwerbe. Friedrich II. gestand das zu, erwiderte jedoch, daß er in nichts eingehen könne, was seiner Verbindung mit der russischen Kaiserin entgegen sei.

Da nun Friedrich II., wie wir gesehen, wiederholt in der verschiedensten Weise und zu den verschiedensten Personen sich über die Gefahr ausgesprochen, welche von Rußland her für Europa drohe; da demgemäß anzunehmen ist, daß dies in Wahrheit seine politische Ansicht gewesen sei: so ist es um so auffallender, daß er das östreichische Erbieten von 1770, welches dieser seiner Ansicht entsprach, dennoch ablehnt. Der Grund dieser Inconsequenz kann nur der sein, daß er aus dem Bündnisse mit Rußland zunächst für sich einen größeren Vortheil hoffte, mit andern Worten, daß der Plan der Aneignung eines

[1]) Dohm I. 455.

Theiles von Polen in seiner Seele bereits eine festere Gestalt gewonnen hatte. Denn — wir wiederholen es — der Keim des Planes der Theilung ist bereits in dem ersten russisch-preußischen Bündnisse von 1764 gegeben.

Auf diese Gesinnung Friedrichs und der ganzen politischen Richtung des Fridericianismus, die von ihm geschaffen ist, beziehen sich die Worte [1]) des Kaisers Joseph II.: „Il n'y a rien d'extraordinaire et de dangereux même pour le futur, que je ne me chargeasse de faire accepter sur le champ au roi de Prusse, en lui présentant un avantage du moment."

In dieser seiner Hoffnung, durch die Czarin einen Antheil von der Beute zu erlangen, that Friedrich II. selber das, was er, mit Unrecht, der Macht Oestreich zum Vorwurfe gemacht hatte. Er selbst beförderte wie kein Anderer die Ausbreitung derjenigen Macht, die er selber als höchst gefährlich für Europa schilderte. Er zahlte die tractatmäßigen Subsidien an Rußland fort, erlaubte seinen Officieren im Heere der Russen zu dienen, und versprach, wenn Oestreich sich einmische, seinen kräftigen Beistand.

Das Bündnis der beiden philosophischen Despoten war eben so wohl gegen Schweden gerichtet als gegen Polen, obwohl es gegen Schweden nicht die praktischen Consequenzen hatte. Zeichnen wir das Verhalten gegen Schweden mit kurzen Zügen.

Die Neigung gegen Schweden eben so zu handeln wie gegen Polen, war bei Friedrich II. da, und zwar war sie da gegen das Interesse seiner Schwester Ulrike und ihrer Kinder. Freilich hat, wo ein Hohenzoller etwas erlangen konnte oder zu erlangen hoffte, was einem seiner Verwandten angehörte, die Stimme des Blutes nie so laut gesprochen, daß sie nicht hätte verstummen müssen vor dem, was der Fridericianismus mit dem euphemistischen Worte der Nothwendigkeit bezeichnet.

Die Schwester Friedrichs II., die Königin Ulrike von Schweden, ertrug die schwedische Verfassung von 1720, welche den König zu einem Schattenbilde, zu einer Schreibfeder in der Hand der Oligarchen machte, nur mit großem Widerwillen; allein der Gemahl

---

[1]) Flassan VII. p. 447.

Adolf Friedrich war ein zu ehrlicher Mann, als daß er sich zum Bruche der von ihm beschworenen Verfassung hätte entschließen mögen. Sein Tod verschaffte Raum für die ehrgeizigen Plane des Sohnes Gustav III. Er brach die Verfassung von 1720 und gab der königlichen Würde die Kraft zurück.

Es kam nun darauf an, wie Friedrich II. sich benahm.

Er setzt seine Schwester Ulrike in Kenntnis über sein Verhältnis zu Katharina. „Das Wohl dieses Staates", sagt er, „fordert nothwendig, daß ich verbündet bleibe mit Rußland, und ich würde mit Recht von der Nachwelt getadelt werden, wenn meine persönliche Neigung die Oberhand gewönne über das Wohl der Völker, denen ich meine Sorge schuldig bin." Er sagt seiner Schwester, daß er nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Willen der Kaiserin von Rußland gezwungen sein würde, feindlich gegen Schweden zu verfahren.

Feindseliger lautet seine Sprache [1]) gegen den Neffen Gustav III. Die Umwälzung ist vollzogen. „Aber glauben Sie," fragt der preußische König, „daß dies Ereignis sich beschränken werde auf den Ausgang einer Revolution im Innern von Schweden? Erinnern Sie sich nicht, daß Rußland, Dänemark und ich die Regierungsform von 1720 verbürgt haben? Ich fürchte, daß die Folgen dieser Unternehmung Ew. Majestät in eine schlimmere Lage stürzen, als die verlassene, und daß dies die Epoche des schwersten Unglückes sei, welches Schweden betreffen kann. Sie wissen, daß ich Verpflichtungen gegen Rußland habe. Ich bin in dieselben eingegangen lange vor der Unternehmung, welche Sie so eben vollbracht haben. Ehre und Treue zwingen mich sie nicht zu brechen, und ich gestehe in Verzweiflung zu sein, daß gerade Ew. Majestät mich zwingen Partei zu nehmen gegen Sie. Ich würde es als den schönsten Tag meines Lebens betrachten, wo ich hoffen dürfte das Vorgefallene wieder in Ordnung zu bringen, indem ich dabei nur an das wahre Interesse Ewr. Majestät denke."

Der Schwede erwiderte in entschlossen würdiger Weise [2]). „Um mich mit demselben Freimuthe auszusprechen, von dem Ew. Majestät

---

[1]) Oeuv. XXVII. 2. 78. — [2]) a. a. O. p. 81.

mir das Beispiel geben: so frage ich, was haben fremde Mächte zu thun mit den Dingen, die im Innern meines Reiches vorgehen? Ich bin sicher, daß es in Europa auch Mächte gibt, die bereit sind, mir jegliche Unterstützung zu gewähren. Wenn ich meine Pflichten streng beobachte, mich nicht in die inneren Angelegenheiten irgend eines Staates mische: so habe ich ein Recht auch ihrerseits dasselbe zu fordern. Ein anderes Verfahren würde ein Unrecht der Gegenseitigkeit begründen, das keine Grenzen hätte. Uebrigens können Ew. Majestät überzeugt sein, daß wenn die Kriegsfackel sich im Norden entzündet, und der Gang der Dinge einmal den Waffen anheim gestellt wird, daß es da sehr schwierig sein dürfte trotz aller Wahrscheinlichkeit vorher zu sehen und zu berechnen, was die Folge sein würde. Das ist die Art, wie ich die Sache ansehe." Friedrich II. erwiderte einige Redensarten. Was auch ließ sich auf ein Schreiben entgegnen, welches so deutlich das Vertrauen auf Frankreich widerspiegelte? Der König Friedrich schrieb einige Jahre später nieder:[1] „Diese Kinder meiner Schwester Ulrike haben mir nie gefallen, und ich gestehe, daß ich nichts für sie gefühlt habe." Es scheint, daß weder der König Gustav von Schweden, noch irgend ein Anderer, der den Vertrag der russischen Vasallenschaft des Königs Friedrichs II. kannte, auch ohne dies Geständnis von seiner Seite ihm ein Gefühl für diese Kinder seiner Schwester zugetraut haben wird.

Die Revolution in Schweden gelang, weil Katharina II. damals in Polen vollaus beschäftigt war. Nicht von dem Könige Friedrich II. hing es ab, ob jene Umwälzung vereitelt werden sollte, sondern von der Czarin. „Ich bin in Petersburg glücklicher gewesen," meldet der preußische König seiner Schwester, „als ich anfangs hoffen durfte." Aber er ermahnt sie: „Seien Sie schonend gegen Rußland. Ich rathe es als Bruder. Das Schicksal des Königs von Schweden ist gegenwärtig in den Händen der Kaiserin von Rußland, und eine verschobene Rache ist darum nicht eine aufgehobene."

Die Entscheidung lag mithin in Petersburg. Der König spricht dies offen seinem Bruder Heinrich aus[2]): „Wenn meine Unterhandlungen in Petersburg fehlschlagen: so werden wir uns gegen

---

[1]) Oeuv. XXVII. 2. p. XVI. — [2]) Oeuv. XXVI. 360.

unseren Willen in einen Krieg gegen unseren Neffen verwickeln müssen." Das heißt also: Katharina II. hatte über Krieg und Frieden für die Unterthanen des Königs von Preußen zu bestimmen.

Andere Dinge indessen waren im Gange und damals der völligen Verwirklichung nahe. Katharina war 1770 siegreich in Polen und gegen die Türken. Schon meinte Friedrich selbst: die russische Czarin könne den Krieg und ihre Siege nicht fortsetzen, ohne den Rubicon zu überschreiten, d. h. ohne Oestreich zum thätigen Eingreifen zu bewegen. Der Uebermuth der Russen ist selbst ihm zu viel [1]). Katharina will allerdings Frieden machen; aber ihre Forderungen sind derartig, daß Friedrich II. sie in Wien und Constantinopel gar nicht einmal mitzutheilen wagt. Er hat damals seinen Bruder Heinrich nach Petersburg geschickt, um für den Frieden zu wirken. Die Briefe, die der König an seinen Bruder richtet, sind von zweierlei Art, je nachdem sie zum Vorzeigen bestimmt sind, oder nicht. Merkwürdig ist, daß der König in den Briefen beider Art Europa und Rußland unterscheidet. Er meldet nach Petersburg Nachrichten aus Europa.

In den vertrauten Briefen an den Prinzen nennt der König Rußland Scythien [2]). Er betrachtet seinen Bruder dort wie Pythagoras oder Plato, die bei den Scythen oder anderen barbarischen Völkern reisten, um die Geheimnisse der Natur zu erforschen und sich Kenntnisse zu sammeln. „Diese Kenntnisse mögen wunderbar sein," meint er, „aber alle Schätze der Welt brächten mich nicht dahin. Auch die gezähmten Löwen geben oft Beweise, daß der Instinct ihrer wilden Natur sich doch nicht bändigen läßt, und ich glaube, daß es mit den Russen auch so ist."

Inzwischen kamen in Petersburg sonderbare Dinge zur Sprache [3]). Gegen das Ende des Jahres 1770 rückten östreichische Truppen in einige Gegenden von Polen ein. Die Kaiserin Maria Theresia erklärte, diese Zipser Gespannschaften schützen zu wollen gegen die Greuel des in Polen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Diese Verheerungen waren derartig, daß jeder Schutz willkommen sein mußte [4]). Jeder Strich Landes, in welchem russische Heere sich befanden, wurde

[1]) a. a. O. 341. — [2]) a. a. O. 347. — [3]) Dohm I. 477. — [4]) Dohm a. a. O.

zur Wüstenei gemacht. In Folge dessen brach eine Pest aus. Sie gab dem Könige von Preußen den Vorwand auch von seiner Seite Truppen einrücken zu lassen, damit, wie es hieß, ein Cordon gegen die Pest gezogen werde. Auch diese Preußen verfuhren wie die Russen. Wir haben über das Verfahren dieser Preußen einen merkwürdigen Bericht von einem warmen Anhänger des Königs. „Sie nahmen“, also berichtet Dohm [1]), „den Einwohnern alle Lebensmittel, Rindvieh, Pferde, zuletzt auch die Jugend beiderlei Geschlechtes mit Gewalt. Die jungen Bursche mußten Kriegsdienste thun, die Mädchen von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth nach Vorschrift ausgesteuert werden, und wurden dann in preußische Länder an Männer verheirathet, welche sie verlangten.“ Dohm fügt hinzu: „man hat behaupten wollen, dies sei ohne Wissen des Königs geschehen. Er selbst gibt darauf die Antwort: wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsweise hat, wird das glauben?“ —

Es scheint uns nach den Cabinetsordres des Königs [2]), daß Dohm in diesem Berichte zu weit gegangen ist. Die betreffenden Officiere haben die Befehle des Königs überschritten. „In Pomerellen“, sagt der König selbst, „sollen die Belling'schen Officiere dergestalt hart mit den Leuten verfahren sein, daß diesen nicht das Brot, geschweige denn das Saatkorn übrig geblieben ist. Da dies meiner Intention keineswegs gemäß ist, und der General Belling dazu keine Vollmacht hat: so sollen die Officiere, die man dabei strafbar befindet, in Arrest gesetzt werden.“ Wir erfahren weiter, daß die preußischen Soldaten ihre Pferde in die katholischen Kirchen führten, die Altäre und die Hostien verspotteten und die Crucifixe hinauswarfen. Solche Uebungen in der praktischen Anwendung der Philosophie liefen dem Interesse des Königs allzu schnurgerade entgegen. Der preußische Gesandte in Warschau bat dieselben zu verbieten und zu bestrafen.

Mithin kann die Anklage einer muthwilligen, zwecklosen Grausamkeit, welche Dohm gegen den König erhebt, nicht als gerechtfertigt erscheinen. Die Officiere überschritten offenbar ihre Befehle. Es ist unsere Pflicht der Gerechtigkeit, den König Friedrich II. gegen diese nicht begründete Anklage eines seiner Anhänger zu vertheidigen.

[1]) Dohm S. 479. — [2]) Preuß: Urkundenbuch V. 164 ff

Eine Mishandlung von Seiten der Oestreicher in den Gegenden, welche sie besetzten, hat Niemand jemals behauptet.

Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1770. Am 8. Januar 1771 war der Prinz Heinrich bei der Kaiserin Katharina II. zu Abend [1]). Sie warf scherzend hin, daß die Oestreicher sich in Polen zweier Starosteien bemächtigt und auf den Grenzen derselben das kaiserliche Wappen aufgerichtet hätten. Sie fügte hinzu: „Aber warum sollte nicht Jedermann davon nehmen?" Der Prinz entgegnete: obwohl sein Bruder einen Cordon dort gezogen: so habe er doch nicht Starosteien besetzt. Die Czarin erwiederte lachend: „Aber warum nicht besetzen?" — Kurz nachher trat der Graf Czernitschew heran, sprach mit dem Prinzen über denselben Gegenstand und fügte hinzu: „Aber warum nicht das Bisthum Ermeland wegnehmen? Denn wie die Dinge liegen, muß doch Jeder etwas haben." Der Prinz berichtet dies dem Bruder. „Obwohl es nur Scherzreden waren" fügt er hinzu: „so ist es doch gewis, daß sie nicht umsonst gesprochen werden sollten, und ich zweifele nicht, daß Sie möglicher Weise bei dieser Gelegenheit etwas profitiren können." Er fügt hinzu: „Der Graf Panin ist jedoch, wie es scheint, nicht für diese Sache. Aber auch er will Freundschaft mit Oestreich, und zwar durch preußische Vermittlung. Denn der erste Grundsatz in Rußland ist einig mit Preußen zu sein."

Friedrich II. erfaßte die ersten Andeutungen nicht mit derselben Bereitwilligkeit, wie sein Bruder Heinrich. Er schildert demselben die Lage der Dinge. „Die Oestreicher", sagt er, „werden nicht in die Demüthigung der Pforte willigen. Deshalb sehe ich zwischen ihnen und den Russen einen Krieg voraus. Ich werde neutral bleiben; denn der Krieg ist noch zu früh für uns. Was man mir da in Aussicht stellt, das Bisthum Ermeland, ist nicht der Mühe werth. Durch Abwarten werden wir stärker, und wenn Rußland und Oestreich sich gegenseitig erschöpfen: so ist für den Neutralen mehr zu gewinnen, als für die Kriegenden."

Hier tritt in merkwürdiger Weise wieder die alte hohenzollern'sche Richtung hervor, die Leibniz ein Jahrhundert früher in die

[1]) Oeuv. XXVI. 346.

Worte gekleidet hat: „Als Schweden in Polen in Noth war, marchandirte Brandenburg: wer mir das meiste gibt, dem adhaerire ich.“ Die Kraft der Initiative scheint bei Friedrich II. für eine Zeitlang zu schlummern.

Der Grund ist, daß ihm bei aller Habgier nach einem Stücke von Polen dennoch immer wieder sich das Bewußtsein aufdrängt, daß die Richtung, die er verfolgt, mehr im russischen Interesse sei, als in dem eigenen. Er faßt diese Bedenklichkeit seinem Bruder Heinrich gegenüber auch damals wieder in die Worte: „Ich würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ich an dem Emporkommen einer Macht arbeitete, welche ein fürchterlicher und schrecklicher Nachbar für Europa werden kann. Die geheime Abneigung, die man in Oestreich gegen Rußland hegt, übertrifft alle Vorstellung, und wenn ich es sagen darf, so bin ich es allein, der dieselbe zu ersticken sucht.“

Unterbrechen wir diese Betrachtungen des Königs Friedrich vor seinem Bruder Heinrich durch einen Hinblick auf Oestreich. In Wahrheit erregten die Erfolge der Russen eben damals in Wien die lebhaftesten Bedenken. In denselben Tagen des Januar 1771, als die Habgier der beiden Philosophen in Petersburg und Berlin eine bestimmtere Gestalt annahm, erwogen Maria Theresia, Joseph II. und Kaunitz, ob und wie man sich den Fortschritten Rußlands entgegen stellen müsse oder könne [1]). Kaunitz sprach die Ansicht aus, daß, wenn man von dem Könige Friedrich die Zusage auch nur der Neutralität erlangen könne, Oestreich auch allein zu Gunsten der Türkei gegen Rußland einschreiten müsse. Joseph II. dagegen bestand darauf, daß dieses zu gefährlich sei, daß Oestreich nicht allein den Krieg gegen Rußland aufnehmen dürfe, sondern streben müsse, den König von Preußen mit hinein zu verwickeln. Maria Theresia war weder mit dem Einen noch dem Anderen einverstanden. Sie hielt einen Krieg zu Gunsten der Türken gegen die Russen aus religiösen Gründen für ungerecht. Ihre Friedensliebe äußerte sich sehr stark. „Man sei nicht eingeschritten“, sagte sie, „als die Russen ein freies Volk, die Polen, zertreten hätten: darum sei es wider ihr Gewissen, nun zu

[1]) Arneth: Maria Theresia und Josef II. S. 316. S. 328. u. f.

Gunsten der Türken einzutreten. Noch weniger war sie geneigt, wie Joseph II. es wollte, durch eine zweideutige Haltung den König von Preußen zur Theilnahme zu induciren. Sie hob dem Sohne gegenüber hervor, daß ihr politischer Grundsatz immer gewesen sei derjenige der vollen Ehrlichkeit und Rechtlichkeit. Joseph II. dagegen ahnte schon damals die volle Tragweite des Fridericianismus. „Es kommt für uns darauf an," sagt er, „dem Könige in Preußen zu zeigen, daß er, wenn er sich eines Stückes von Polen bemächtigen wollte, er unsern Angriff zu erwarten hat."

Maria Theresia beharrte bei ihrer Ansicht, nur daß sie sich etwas derjenigen von Kaunitz zuneigte. Sie verlangte für den Fall des Einschreitens gegen Rußland, um völlig sicher zu sein, einen eigenhändigen Brief des Königs Friedrich an Joseph, mit dem Versprechen, daß er einem solchen Vorgehen Oestreichs zu Gunsten der Türkei kein Hindernis in den Weg legen wolle. Ein Einschreiten zu Gunsten der Türkei war zugleich ein Einschreiten für das zertretene Polen, für welches damals allein die Türken als Vertheidiger auftraten. Joseph II. dagegen erkannte die Wahrheit der Dinge schärfer als seine Mutter. „Ein Einverständnis", sagt er am 31. Januar 1771 seinem Bruder Leopold, „mit dem Könige in Preußen gegen Rußland wird für immer unmöglich sein. Er fürchtet diese Macht zu sehr. Er wünscht den Frieden einzig nur zu dem Zwecke, um von den Subsidien an Rußland frei zu werden." „Und es steigt mir fast die Vermuthung auf", fügt Joseph dann hinzu, „als wenn die beiden überein gekommen wären, den Kuchen zu theilen."

Man sieht, daß Joseph II. damals eine bestimmte Kunde noch nicht hatte. Um so merkwürdiger ist es, daß diese seine Aeußerung fast dem Datum nach zusammen trifft mit der Antwort des Königs Friedrich an seinen Bruder Heinrich auf den ersten Bericht aus Petersburg. Kehren wir zu dieser Antwort zurück.

Wir haben gesehen, wie dem Könige Friedrich wieder die alten Zweifel aufsteigen, ob es richtig sei für ihn, am Emporkommen von Rußland mit zu arbeiten. Dann wiederum erwägt er den ihm zugedachten Antheil an der Beute.

„Der Antheil mit Ermeland“, meint er, „ist so gering, daß er mich nicht für das Geschrei entschädigen wird, das die Sache erwecken muß. Polnisch Preußen würde der Mühe werth sein, auch selbst ohne Danzig; denn wir würden die Weichsel haben und freien Verkehr mit dem Königreiche Polen. Dafür könnte man Geld hergeben und selbst reichlich. Aber wenn man Kleinigkeiten mit Hast annimmt: so zeigt das den Charakter einer Gier und Unersättlichkeit, welchen ich doch nicht mehr mir beigelegt wünsche, als man es jetzt schon in Europa thut.“

Zweierlei ergibt sich aus diesem Briefe: der König will nicht um Kleinigkeiten den bösen Ruf der Habgier, den er nach seiner Meinung bereits hat, noch vermehren. Und ferner: die Czarin Katharina vertheilt. Sie gibt, und Friedrich nimmt. Von Oestreich ist bis dahin nicht weiter die Rede, als daß sich deutlich die Erwartung ausspricht: es werde sich feindlich gegen die Theilung stellen. Die Rolle der Czarin Katharina tritt in der Folge deutlicher hervor.

So geringschätzig indessen auch Friedrich II. von dem Bisthume Ermeland sprach: so erhielt doch der Präsident Domhardt bereits am 19. Februar [1]), also sechs Wochen nach jener Unterredung des Prinzen Heinrich mit der Czarin, unter dem Gebote der äußersten Verschwiegenheit, den Befehl der genauen Erkundigung, wie hoch sich der Ertrag von Ermeland belaufe. Am 10. März folgen Befehle zur Erkundigung über Pomerellen ohne Danzig.

Indessen war weder die Czarin Katharina geneigt, es auf einen Bruch mit Oestreich ankommen zu lassen, noch konnte Maria Theresia einen Entschluß solcher Art fassen. Die Czarin lehnte die angetragene Vermittelung Oestreichs ab, ließ jedoch zugleich Mitte Februars 1771 in nebelhaften Worten vor Oestreich die eigentliche Absicht durchschimmern [2]). Sie versprach alle ihre Wünsche vor Oestreich offen zu legen. Diese hätten nicht Eroberungen zum Zwecke, sondern lediglich Entschädigungen für das Vergangene, Bürgschaften für die Zukunft. Die Czarin versprach, bei diesen Vorschlägen das Interesse des Hauses Oestreich eben so wohl vor Augen haben zu

---

[1]) Preuß: Urkundenbuch V. 183. — [2]) Arneth: Maria Theresia und Joseph II. S. 332.

wollen, wie das eigene. Sie wolle sich über diese Vorschläge erklären, sobald Oestreich von den Türken die Befreiung des russischen Gesandten Obreskow erwirkt habe.

Unterdessen scheint es, daß dem Könige Friedrich die Sache allzu lange sich hingeschleppt habe. Er sprach im Mai 1771 gegenüber dem östreichischen Gesandten van Swieten sich offen aus [1]). Die Türken, sagte er, würden mit den Absichten der Czarin sehr zufrieden sein können. Rußland und er zögen vor, sich an Polen zu entschädigen. Sie hätten alte Rechte, die sie geltend machen wollten. Oestreich möge dasselbe thun. Er werde den Theil von preußisch Polen nehmen, den man Pomerellen nennt, ohne Danzig, Rußland werde polnisch Liefland nehmen, Oestreich möge ein oder zwei Palatinate beanspruchen.

Diese Eröffnung setzte die kaiserliche Regierung in nicht geringe Verlegenheit. Maria Theresia erwiderte, daß sie, um Polen unversehrt zu erhalten, lieber auf ihre Rechte dort verzichten wollte, wenn die andern Beiden dasselbe thäten.

Friedrich II. indessen war dies Mal zu voreilig gewesen. Die Entschlüsse der Czarin waren noch nicht reif. Sie ließ auf die östreichische Mittheilung des preußischen Vorschlages ihre Uneigennützigkeit betheuern, ferner ihren Wunsch mit Oestreich auf gutem Fuße zu bleiben. Sie ließ sogar durchblicken, daß sie, im Falle des Zwiespaltes, geneigt sein würde, die preußische Freundschaft der östreichischen zu opfern. Die Czarin deutete an, daß sie mit dem Benehmen des Königs unzufrieden sei. Sie erfinde dasselbe als falsch, und halte ihn für habgierig nach einem Stücke von Polen. Das würde der Czarin nicht genehm sein.

So ließ die Czarin den Grafen Panin vor dem östreichischen Gesandten Lobkowitz im Mai 1771 sich aussprechen. Der Kaiser Joseph II. folgert daraus, daß der König Friedrich mit dem Vorschlage einer Theilung von Polen als von russischer Seite kommend sich als Lügner darstelle [2]).

Diese Ansicht Josephs II. war, wie wir gesehen haben, nicht richtig. Friedrich II. hatte nicht gelogen, wenigstens insofern nicht,

[1]) a. a. O. S. 341. — [2]) a. a. O. S. 342

als es klar ist, daß er mit der Czarin bereits seit Januar 1771 über die Hauptsache einverstanden war. Die eigentliche Lüge in dieser Sache fiel nicht ihm, sondern der russischen Politik zur Last. Diese wälzte gegenüber von Oestreich auf ihn den Vorwurf, den sie im selben Augenblicke für sich verdiente. Aber es hätte nun bei dem Könige Friedrich gestanden, sich zu rechtfertigen gegenüber der russischen Antwort an Oestreich, und demgemäß der östreichischen an ihn. Friedrich II. that dies nicht. Als Erwiederung auf die östreichische Antwort, daß ja Rußland von einem solchen Vorschlage der Theilung Polens nichts wisse, gab er seinerseits nur die Versicherung, daß er nichts übereilen werde.

So weit bisher das politische Verhältnis des Königs Friedrich II. zu der Czarin Katharina offen vorliegt, gibt es wenige Momente, die seine servile Unterordnung unter dieselbe so klar hervortreten lassen. Er hat geglaubt durch einen geschickten Schachzug, durch die Erweckung einer Habgier bei Oestreich, diese Macht mit in seine Bahn zu ziehen. Dies mislingt. Oestreich bringt, ohne selber noch die Sache genau zu kennen, sie an die Czarin. Diese vertheidigt sich so, daß sie auf Friedrich II. den doppelten Vorwurf der Habgier und der Lüge bringt. Der König Friedrich, der sich hätte vertheidigen können, läßt beides sich gefallen, und zwar, um es nicht mit der Czarin zu verderben.

Der Plan ward indessen darum nicht aufgegeben, weder von der Czarin, noch von Friedrich. Die beiden verständigten sich näher. Im Juli 1771 meldet der König: „Nach den Briefen, die ich heute aus Rußland erhalte, würde mein Antheil bestehen in Pomerellen bis zur Netze, Kulm, Marienburg und Elbing. Das ist rechtschaffen, und vergilt die Subsidien, die ich bezahlt, und andere unvermeidliche Ausgaben, welche der Türkenkrieg mir verursacht hat."

Es ist eine merkwürdige Freiheit der menschlichen Ausdrucksweise, das Wort „rechtschaffen" mit der Vertheilung von Polen durch die Czarin in Verbindung zu bringen.

Inzwischen machte doch Rußland an Oestreich seine Eröffnungen. Sie wurden nicht bereitwillig aufgenommen. Aber sie setzten die Kaiserin Maria Theresia in eine ihr sehr schmerzliche Lage. Sie konnte zu keinem Entschlusse kommen. Sie gab dem preußischen Gesandten

deutlich genug zu erkennen [1]), daß sie keinen Krieg wolle, und bedachte nicht, daß diese Offenheit einem energischen Auftreten nicht förderlich war. Eben so wenig aber wollte sie den russisch-preußischen Planen nachgeben. Friedrich II. erwägt am 25. September schon die Möglichkeit eines Bruches. „Die Russen", sagt er [2]), „sind erzürnt über die trockene herrische Antwort von Oestreich. Das ist der rechte Zeitpunkt, unseren Vertrag mit Rußland zu schließen. Wir können Erwerbungen machen, ohne den Degen zu ziehen. Sachsen schließt sich an Oestreich an. Indessen was auch der gute Kurfürst thun mag: wenn ein Kriegesfeuer ausbricht: so wird sein Land beiden kriegenden Parteien zum Tummelplatze dienen."

Schon im October 1771 hat der König Friedrich die Grundzüge der neuen Einrichtung fertig [3]). Er hofft damals noch, Danzig mitzubekommen. Aber die Czarin will es nicht geben. „Oestreich ist noch immer nicht geneigt," sagt er, „aber ich kann doch nicht glauben, daß Oestreich es auf einen Bruch mit Rußland ankommen lassen will."

Die Sache lag mithin auch nach der Auffassung des Königs Friedrich II. also: Oestreich sah sich in die Lage versetzt, entweder Genosse zu sein in der Theilung Polens, oder einen Krieg zu führen mit Rußland, und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Preußen dazu.

Einen solchen Krieg konnte Oestreich nicht führen. Es wiederholte sich damals wie immer der alte Fehler dieser conservativen Macht, den aggressiven Nachbarn gegenüber niemals genügend gerüstet zu sein. Der Kaiser Joseph II. weilte damals in Böhmen. In denselben Tagen als Friedrich jene Worte niederschrieb, am 17. October 1771, meldet [4]) Joseph von Rakonitz aus seinem Bruder Leopold: „Wer den jetzigen traurigen Zustand der Kronländer Böhmen und Mähren kennt, darf an Krieg nicht denken. Der König in Preußen könnte mit 20,000 Mann, selbst ohne eine Schlacht, sie erobernd durchziehen, und unsere Armee würde, aus Mangel an Subsistenzmitteln, zum Rückzuge an die Donau gezwungen sein."

---

[1]) Arneth: M. T. u. J. II. S. 344. — [2]) Oeuvres XXVI. 353. — [3]) Preuß: Urkundenbuch V. 184. — [4]) Arneth: M. T. u. J. II. S. 346.

Es ist vielleicht möglich, daß der Kaiser Joseph II., der dem Theilungsplane geneigter war als seine Mutter, eben darum die Vertheidigungskraft von Oestreich schwächer angesehen, als sie in Wirklichkeit war. Aber selbst wenn dies wäre, was eben doch nur eine Vermuthung ist: so beweist jenes Urtheil des Königs Friedrich II., daß die Aufnahme des Krieges von Seiten Oestreichs für die Erhaltung von Polen sehr gefährlich und darum sehr unwahrscheinlich war. Es trat dann dazu die Frage, ob Oestreich von Westen her eine Unterstützung zu erwarten hatte. Es handelt sich mithin zunächst darum, die Stellung der beiden Westmächte zu dem Vorgehen der beiden philosophischen Gewaltherrscher von Rußland und Preußen zu zeichnen.

Der englische Gesandte Harris in Berlin, der spätere Lord Malmesbury, berichtet[1]) von Stufe zu Stufe, was er über die Angelegenheit in Erfahrung bringen kann. Der Minister, Lord Suffolk, äußert dann je zuweilen seine Meinung über diese, wie er sagt, sonderbare Verhandlung. Darauf beschränkt sich dem Wesen nach die englische Thätigkeit. Das Endurtheil des englischen Cabinets drängt sich zusammen in die Worte einer Depesche des Ministers vom 7. August 1772: „Der König hält die Angelegenheit nicht für so dringend wichtig, daß ein thätiges Einschreiten dagegen gerechtfertigt sein würde. Jedoch ist auch kein Wort von hier aus geäußert, aus welchem in der entferntesten Weise eine Billigung gefolgert werden, oder auch nur der Gedanke aufkommen könnte, daß der König die Sache mit Gleichgültigkeit betrachte."

Daß diese Worte des Vertreters einer europäischen Großmacht nicht vermochten, der Habgier Friedrichs und Katharinas auch nur ein leises Hemmnis in den Weg zu legen, bedarf nicht eines Beweises. England hat die Theilung Polens nicht gebilligt: das ist wahr. Aber weil die europäische Großmacht England zur Verhütung derselben nicht mehr gethan hat, als was jeder Privatmann auch zu thun vermag: so trägt England nach Verhältnis seinen Antheil an der moralischen Mitschuld dieses Verbrechens, welches die beiden ersten Revolutionäre des achtzehnten Jahrhunderts an dem Völkerrechte begangen haben.

[1]) Diaries and Corr. of the Earl of Malmesbury. Vol. II. p. 85.

Einen größeren Antheil der moralischen Mitschuld aber als England, trägt Frankreich.

Der Minister Choiseul war 1770 entlassen, weil er nicht Willens war, sich vor der Madame du Barry zu beugen, weil er vielmehr hoffte und daran arbeitete, den König Ludwig dieser Entwürdigung zu entreißen [1]). Die Achtung seiner Zeitgenossen begleitete ihn ins Exil. Die Basis seiner Politik war gewesen die treue Pflege der Allianz mit Oestreich. Sein Nachfolger, der Herzog von Aiguillon, war preußischen Einflüssen zugänglich. Die Allianz dauerte fort; aber seit dem Sturze von Choiseul, dem festen Hoffnungsanker der Polen in Frankreich, schwiegen beide Mächte gegen einander über Polen. Erst als die Sachen weiter gediehen waren, als es in Wien völlig klar wurde, daß man sich auf Frankreich, trotz der Allianz, in dieser Sache nicht verlassen könne, erst da hielt der östreichische Gesandte, Graf Mercy, dem Herzog von Aiguillon die geheimen Verbindungen mit preußischen Emissären vor, und besonders die Erklärung, welche Aiguillon gethan: der Hof von Versailles würde gleichgültig Allem zusehen, was sich in Polen ereigne. Mercy ging so weit zu behaupten, daß der preußische König in Wien zu erkennen gegeben habe: Frankreich trage Neigung ihm näher zu treten. Aiguillon scheint nichts erwidert zu haben. Mercy schloß mit den Worten: da demnach seine Regierung auf die Mitwirkung Frankreichs nicht zählen könne, so sei sie gezwungen, gegen einen Sturm, den sie allein zu bestehen außer Stande sei, ihre Maßregeln zu treffen so gut sie es vermöge. Sie müsse geschehen lassen, was sie nicht hindern könne, und selbst daran Theil nehmen, um dadurch die Wirkungen des Uebels zu verhindern und demselben Grenzen zu setzen.

Der französische Geschichtschreiber fügt hinzu: „Das Benehmen von Frankreich in dieser Angelegenheit war mithin zugleich ohne Kraft und ohne Geschick.“ Freilich so war es.

In späteren Zeiten hat man in England und Frankreich das traurige Schicksal von Polen oft und vielfach beklagt. Aber man hat in dem einen wie in dem anderen Lande nicht selten vergessen, daß beide Mächte durch das Geschehenlassen des Unrechtes eine nicht

[1]) Flassan: dipl. fr. VII. p. 47. 87.

geringe Mitschuld an demselben auf sich geladen haben. Man hat dort nicht selten vergessen, daß einzig und allein Maria Theresia von Oestreich, obwohl sie nachher sich fügte bis zur Antheilnahme, dennoch, so lange sie es vermochte, alle ihre moralische Kraft für die Erhaltung von Polen aufbot.

Sie kämpfte mit sich selber schwer und lange. Sie machte ihrem Sohne Joseph II. herbe Vorwürfe, daß ihm seit langem das Streben nach einem solchen Gewinne lockend vor Augen geschwebt habe. „Man wollte verfahren", sagt [1]) sie ihm, „nach preußischer Weise, und wollte dabei doch den Schein der Ehrlichkeit retten." Sie versichert ihm, daß jede Vergrößerung der Monarchie ihr zu theuer erkauft sei, wenn sie geschehe auf Kosten der Ehre, des wahren Ruhmes der Monarchie, auf Kosten von Treue und Glauben, auf Kosten ihres religiösen Gefühles.

Doch hören wir ihre eigenen ferneren Worte: „Vom Beginne meiner unglücklichen Regierung an haben wir wenigstens uns das zum Ziele gesetzt, nach allen Seiten uns wahr, aufrichtig, zuverlässig, maßvoll, treu unsern Verpflichtungen zu beweisen. Das erwarb uns das Vertrauen, ja ich darf sagen, die Bewunderung von Europa, die Hochachtung und Anerkennung unserer Feinde. Das ist vorbei. In der letzten Zeit ist alles verloren. Ich gestehe, daß nichts auf der Welt mir so schmerzlich gewesen ist, als dieser Verlust unseres guten Namens. Zu meinem Kummer aber muß ich Dir gegenüber es auch offen aussprechen, daß wir es verdienen. Und darum wünsche ich, daß auch jetzt noch geholfen werde, daß wir jeden Versuch, von diesen Unruhen für uns Nutzen zu ziehen, als schlecht und verderblich von uns weisen, daß wir vielmehr erwägen, wie wir auf das schnellste aus dieser unglücklichen Lage kommen, nicht dadurch daß wir sinnen auf Erwerbungen für uns, sondern dadurch, daß wir streben den Glauben an uns und unsere Treue und Rechtlichkeit herzustellen, und, in so weit das möglich ist, den Frieden und das Gleichgewicht."

In gleicher Weise charakterisirt sich die edle Frau in dem bekannten Briefe an Kaunitz. „Als alle meine Länder angefochten

---

[1]) Arneth: Maria Theresia u. Josef II. S. 362. On voulait agir à la prussienne, et voulait en même temps retenir les apparences d'honnêteté.

wurden, und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr in Kraft. Darum lasse ich die Dinge, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

So sehr indessen auch Maria Theresia widerstreben mochte: es blieb, weil Oestreich allein nicht hindern konnte, für dasselbe keine Wahl, als die der Theilnahme. Friedrich II. und Katharina waren dessen seit langem sicher. Es kam nur noch auf die Zeit der Entscheidung an. Am 9. April 1772 meldete Friedrich II. seinem Bruder Heinrich [1]): „Ich glaube, daß Oestreich, um nicht seine Verbündeten völlig zu revoltiren, sich darein ergeben wird, seinen Antheil an Polen zu nehmen." In denselben Tagen schreibt Joseph II. an seinen Bruder Leopold [2]): „Wir haben endlich erklärt, was wir von Polen uns anzueignen wünschen."

Erst damals, im April 1772, hatte Maria Theresia nachgegeben. Sie schrieb auf den Entwurf des Theilungsprojectes: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde."

Maria Theresia kam oft auf diese Sache zurück. Drei Jahre später ward Breteuil Gesandter in Wien. Sofort in der ersten Audienz legte Maria Theresia ihm ausführlich ihre Ansicht über Polen dar [3]). Sie begann mit einem Ausrufe des Schmerzes: „Ich weiß, Herr Gesandter, daß ich durch das eben jetzt in Polen Vollbrachte einen großen Flecken auf meine Regierung gebracht habe. Aber ich ver-

[1]) Oeuvres XXVI. 356. — [2]) Arneth: M. T. u. J. II. S. 367. — [3]) Flassan VII. 125.

sichere, daß man es mir verzeihen würde, wenn man wüßte, wie sehr ich widerstrebt habe und wie viele Umstände zusammen getroffen sind, die meinen Grundsätzen und meinen Entschlüssen gegen die maßlosen Absichten der russischen und preußischen Habgier Zwang anthaten. Ich habe lange hin und her gesonnen; aber ich fand kein Mittel, mich allein dem Plane dieser beiden Mächte zu widersetzen. Ich glaubte dann durch übergroße Forderungen von meiner Seite, durch die Verweigerung von jener die ganze Sache abbrechen zu können. Aber mein Erstaunen und mein Schmerz war groß, als ich zur Antwort von beiden die völlige Einwilligung erhielt. Niemals bin ich so betrübt gewesen, und ich bin meinem Minister Kaunitz dieselbe Gerechtigkeit der Anerkennung schuldig: er hat sich stets mit aller Kraft dieser grausamen Abmachung widersetzt. Ja ich darf Ihnen offen sagen, daß das Benehmen des Herrn Kaunitz in dieser ganzen Angelegenheit und nach derselben mir ihn noch um so lieber und achtungswerther gemacht hat. Denn nachdem er widerstanden, so viel von ihm abhing, hat er doch, trotz des vollen Gefühles des Fleckens, den er auf sein Ministerium bringe, seinen Kummer nicht merken lassen, und hat sich von der öffentlichen Meinung alles das aufladen lassen, was er am meisten misbilligt und bekämpft hatte. Und noch heute wendet er alle geistige Kraft auf, um dies unglückliche Unternehmen zu beenden, wenigstens so, daß es Grenzen finde."

„Ich habe freilich nicht den Trost", fügte sie hinzu, „jetzt schon abzusehen, wann diese polnische Sache zum Schlusse kommt. Der König von Preußen schiebt es immer auf, die letzte Hand daran zu legen, nur zu dem Zwecke, um neue Erörterungen hervor zu rufen, um seinen Antheil zu vergrößern und dergleichen."

Der französische Geschichtschreiber, der uns diese Worte überliefert hat, fügt hinzu: „Die Kaiserin Maria Theresia war eine gerechte, weise, gefühlvolle Fürstin. Sie wurde weit mehr durch den Ehrgeiz ihrer Nachbaren fortgezogen, als durch eigene Neigung dazu. Die Theilung Polens bedrückte sie tief, und sie sprach sich darüber oft in derselben Weise aus, wie gegenüber Breteuil. Wenn die Tugend spricht, so verdient sie Glauben."

Wir haben vom deutschen Standpunkte aus diesen Worten des Franzosen nichts hinzuzufügen.

Friedrich II. dagegen faßte die Sache auf vom Standpunkte aus seiner Philosophie. „Die Theilung Polens", meldet er seinem Bruder Heinrich, „wird die drei Religionen vereinen: die griechische, die katholische, die calvinische; denn — doch es ist besser, auf eine Uebersetzung der folgenden Worte zu verzichten — nous communierons du même corps eucharistique, qui est la Pologne, und wenn das nicht zum Heile unserer Seelen gereicht: so ist das sicherlich ein wichtiger Gegenstand für das Wohl unserer Staaten."

Wenn Fürsten Krieg wollen, sagt Friedrich II.: so beginnen sie ihn, und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei. Auch dies Mal hielt er darauf, sein Recht zu dieser Erwerbung beweisen zu lassen. Was auch vermochte die Feder Herzbergs nicht zu beweisen? Sie erörterte und bewies gründlich [1]), daß Pomerellen dem Könige gehöre. Dasselbe sei nämlich einstmals ein Besitzthum der Herzöge von Pommern gewesen, denselben aber entrissen. Nun sei Kurbrandenburg Erbe von ganz Pommern: mithin nehme es auch jenes Land, welches zu Pommern gehöre, mit vollem Rechte in Anspruch. Zu diesem Zwecke vertiefte Herzberg sich in Genealogien, die ein halbes Jahrtausend zuvor erloschen waren. Da Herzberg es verstand, dem Könige vom Anfang bis zu Ende seiner Regierung zu beweisen, daß der Ertrag der Fabriken in Preußen sich zu demjenigen des Ackerbaues verhalte, etwa wie sechs zu eins: so dürfen wir annehmen, daß er auch diese Frage zur Befriedigung seines Herrn gelöst habe.

Der König selbst verfuhr nur praktisch. Die neuen Grenzpfähle wurden gesetzt. Es schien doch zu wenig, was man erhielt. Sie wurden weiter gerückt. Abermals erschien es zu wenig. Man rückte sie abermals weiter, und wiederum zum dritten Male. Da endlich ward der Unwille der Geberin rege. Katharina II. tadelte es. Der König Friedrich II. entschuldigte sich: er habe dies nur gethan wegen der Gleichheit mit Oestreich. Endlich blieben die Grenzpfähle stehen. Sie zeigten den Adler mit der Unterschrift: suum cuique. Was sollten die unglücklichen Polen thun? Sie schrieben auf die Grenzpfähle ein Wort dazu, nämlich: rapuit [2]).

---

[1]) Preuß. IV. 49. — [2]) Mir u. Mauv. I. 303.

Die Polen mußten huldigen, gutwillig oder mit Gewalt. Der König ließ den Tag festlich begehen. Der General Stutterheim erhielt den Befehl, zur größeren Verherrlichung 2000 Thaler in verschiedenen preußischen Münzen unter das Volk auszuwerfen. Der König berechnete, daß die neue Erwerbung ihm jährlich $1\frac{1}{2}$ Million Thaler bringen werde [1]).

Auch Friedrich seinerseits übte das, was er seinen Witz und seine Poesie nannte, an den unglücklichen Polen. Wir halten, wie schon erwähnt ist, für die meisten Fälle seines Lebens die scharfe Kritik, welche diese Art der Poesie von den Gegnern erfahren, für eben so ungerecht, wie die Verehrung der Späteren, welche sogar auch diese Poesie der Unsterblichkeit für würdig erklärt hat. Wir berühren hier dieselbe nur zur Charakteristik der Sinnesart des Königs. Er schrieb ein Gedicht: la guerre des confédérés, in sechs Gesängen. Er gesteht, daß er sich in der Schilderung der Conföderirten alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestatte. Worin bestand diese Freiheit? Der französische Philosoph d'Alembert fragte ihn verwundert, ob es denn wahr sei, daß der Bischof von Kiow statt aller Bibliothek sich an einem Gemälde der Bartholomäus-Nacht ergötze. Der König erwiderte: er vermöge nicht dafür zu stehen; aber es könne doch wohl so sein [2]). Er erörtert diese Möglichkeit. Heinrich III. von Frankreich könne das Bild haben malen lassen, könne es als ein Zeichen seiner Rechtgläubigkeit dem Bischofe geschenkt haben. Dieser Bischof könne das Bild seinen Nachfolgern hinterlassen haben, und dieser jetzige Bischof, wenn es in seiner Gewalt stünde, würde nichts Lieberes thun, als eine ähnliche Metzelei erneuen. Der Philosoph d'Alembert lobt in seiner Antwort das schöne Gedicht, in welchem die Vernunft durch die Imagination nicht beeinträchtigt werde. Den kühnen Schwung der besonderen licentia poëtica übergeht er mit Schweigen.

Fortan nahm Friedrich, der sich bis dahin gemäß der Verleihung des Kaisers an seinen Großvater König in Preußen geschrieben, den Titel König von Preußen an [3]). Doch nicht bei seinen Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode 1797 wurde dies dem kaiserlichen Hofe am Reichstage und sonst bekannt gemacht.

---

[1]) Preuß: Urkundenbuch V. 208. — [2]) Brief des Königs vom 26. Januar 1772. — [3]) Preuß. IV. 56.

Es war die dritte Erwerbung, die Friedrich II. machte: Schlesien, Ostfriesland, und dies Stück von Polen, welches fortan Westpreußen hieß. Auch seine Vorfahren hatten erworben und zu erwerben stets getrachtet. Sie waren in dieser hohenzoller'schen Hauspolitik über die Wahl ihrer Mittel nie sehr bedenklich gewesen. Dennoch ragt in dieser Gesinnung der völligen Nichtachtung alles göttlichen und menschlichen Rechtes keiner an Friedrich und das durch ihn begründete und seinem Hause hinterlassene System, welches wir Friedericianismus nennen. Es könnte nur vielleicht die Frage sein, welche von diesen drei Erwerbungen nach Verhältnis die meisten Verbrechen gegen das göttliche Gesetz der zehn Gebote — um mit dem in solchen Fällen üblichen Ausdrucke des Friedericianismus selbst zu reden — nothwendig gemacht hat.

Es war indessen von dem begehrten Stücke von Polen noch etwas übrig geblieben. Wegen des Widerspruches von England und Holland hatte Friedrich II. Danzig und Thorn nicht mitbekommen dürfen. Aber er wollte namentlich Danzig doch gern haben. Wie war das zu machen? Das einzige Mittel war die Danziger so lange zu quälen, bis sie sich gutwillig fügten. Die Sperre der Schifffahrt und des Handels, die Zollplackereien führten nicht zum gewünschten Ziele. Um sie bei ihrem fortdauernd obstinaten Betragen auf mehr biegsame und geneigte Gedanken zu bringen, meinte der König, sei es das geeignete Mittel den Danzigern den Zugang ihrer Bedürfnisse auf eine obzwar entfernte, dennoch nachdrückliche Weise zu erschweren [1]). Hiezu fand der König als das schicklichste Mittel die Ableitung des Flußes Radaune, welcher der Stadt das Trinkwasser gab. Katharina II. sah der Plackerei so lange zu, als es ihr Interesse war, Friedrich einstweilen noch seine Inferiorität nicht allzu sehr fühlen zu lassen. Als dies aufhörte, steifte sie die Danziger.

Doch bevor wir dies Verhältnis Friedrichs zu Katharina II. und seine Stellung zum deutschen Reiche weiter erörtern, ist es nothwendig auf sein Walten in seinen Staaten nach dem siebenjährigen Kriege unsere Blicke zu richten.

---

[1]) Preuß: Urkundenbuch IV. 61.

Vierzehnter Abschnitt.

Die innere Verwaltung nach dem siebenjährigen Kriege.

Es ist eine gewöhnliche Annahme, die sich namentlich auf die Schriften von Friedrich II. selbst und dem Minister Herzberg stützt, daß es nach dem Frieden die angelegentlichste Sorge des Königs gewesen sei, den Wohlstand seiner Länder herzustellen. Daß Friedrich die Absicht hatte, ist ganz unzweifelhaft. Es fragt sich nur dann, ob die Mittel, durch welche er diese Absicht zu erreichen strebte, dem großen Zwecke entsprachen. Und hierbei scheint uns auf ein Zeugnis in der Regel zu wenig Werth und Gewicht gelegt zu sein, nämlich auf das Zeugnis der Betheiligten selbst, deren Wohlstand erblühen sollte. Wir werden in unserer Untersuchung dieser Sache den König Friedrich II. nicht zu bemessen haben nach den Grundsätzen der Volkswirthschaft späterer Zeiten, sondern, wie es die Wissenschaft der Geschichte erfordert, lediglich Gewicht legen auf die Zeugnisse der Zeitgenossen, so spärlich auch diese unter dem eisernen Despotismus seines Regimentes für uns fließen.

Die Hauptsache für Friedrich II. unter allen Umständen war das Heer. Dieses mußte gekräftigt und vermehrt werden. Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege trug Maria Theresia dem Könige an, die beiderseitigen Heere in völlig gleichem Verhältnisse zu vermindern und sich das Wort zu geben, daß man über einen Armeebestand, wegen dessen man sich einmal vereinbart hätte, nicht hinaus-

gehen wollte [1]). Es war ein Vorschlag, dessen Zweck und Ziel nichts Anderes sein konnte, als die gegenseitige Verbürgung des Friedens. Friedrich lehnte denselben ab.

Friedrich fand, daß sein Heer durch den Krieg sehr gelitten habe, namentlich, indem bei der Noth der Umstände bürgerlich geborene Officiere Eingang in dasselbe gefunden. Es war seine nächste Sorge dieselben wieder auszumerzen. Sein Grund war, daß mit wenigen Ausnahmen das Gefühl der Ehre dem bürgerlich Geborenen fremd sei. Es liegt nahe, daß eine solche Ansicht sich vom Haupte aus durch die Glieder verbreitete. Die Officiere selbst kleideten dieselben auf ihre Weise ein. Einer derselben [2]), den nicht der Vorwurf von Unkenntnis in wissenschaftlichen Dingen trifft, sagt uns: „Eine geringe Beobachtung lehrt, daß die besseren Classen der bürgerlichen Stände im Ganzen gar nicht einmal auf Muth Anspruch machen, daß sie das, was davon zeugt, was dahin führt, oft sogar lächerlich finden, und in ihren Kindern schon zu ersticken, oder diesen doch den Soldatenstand auf alle mögliche Weise zu verleiden suchen. Und wer also aus dieser Classe in den Soldatenstand tritt, erweckt mit einigem Rechte wenigstens das Vorurtheil gegen sich, daß er ein ausgearteter, ausgelassener Mensch sei." Ungeachtet der Verquickung, welche das Sachverhältnis in dem Auge des preußischen Officiers erhalten hat, scheint es doch ziemlich genau den wahren Thatbestand wiederzuspiegeln: nämlich den, daß ein scharfer Gegensatz zwischen den Officieren und den höheren Ständen des bürgerlichen Lebens bestand, ein Gegensatz, der kaum eine gegenseitige Achtung aufkommen ließ. In Wahrheit, wie kann auch noch eine Achtung da vorhanden sein, wo ein ganzer Stand dem anderen die erste und unmittelbare Eigenschaft des Mannes abspricht: Muth und Ehrgefühl? Man mag die Annahme von dem Knechtssinne des deutschen Bürgers im achtzehnten Jahrhunderte so hoch treiben, wie man wolle: eine solche sittliche Verkommenheit ist bei einem Volke, aus welchem in derselben Zeit Männer wie Klopstock und Lessing hervorgehen, durchaus unmöglich. Die Behauptung des preußischen Officiers beweist im Grunde nur den

[1]) Dohm IV. 320. — [2]) v. Blankenburg bei Mirabeau u. Mauvillon Thl. IV. 257. u. f.

ungeheuren Abstand der Lebensanschauung zwischen den Bürgern und Officieren. Die Schroffheit dieses Gegensatzes gedieh dahin, daß gesellige Vereinigungen von Kaufleuten und anderen Bürgern die Officiere statutenmäßig ausschlossen.

Es scheint uns, als habe dem Könige bei dieser Ansicht doch noch ein tieferer Grund vorgeschwebt. Die Angehörigen der Stände, welche die eigentliche Grundlage und die Kraft eines Staates constituiren, der mittlere Bürgerstand, der selbständige Landmann sind für Eroberungskriege in der Regel weniger zu gebrauchen, als der geringe, dürftige Adel und die niederen Classen.

Friedrich brachte sein Heer auf 195,000 Mann [1]). Davon sollten der Bestimmung nach Ausländer sein 50,000. Diese Zahl ward nie vollzählig, und die best Unterrichteten geben nur 30,000 an. Rechnen wir jedoch 40,000. Es würden mithin 155,000 Inländer sein. Die höchste Zahl der Bevölkerung, welche die preußischen Staaten unter Friedrich II. erreicht haben, schätzt man auf $5\frac{1}{2}$ Million. Mithin kommen auf 100 Menschen 3 Soldaten, das heißt: der 33. Mensch aus dem Inlande war Soldat. Dazu jedoch mußten auch jene 40,000 Ausländer erhalten werden. Die Werbung derselben im Auslande kostete jährlich beinahe eine halbe Million. Eine Vergleichung dieser Zahlen mit denjenigen unserer Zeit ergibt, daß die Militärlast unserer Tage auch nicht entfernt mit derjenigen unter Friedrich II. zu vergleichen ist.

Man rechnete, daß 1000 Mann Fußvolk ungefähr 40,000 Thlr. jährlich, und 1000 Reiter 115.000 Thlr. jährlich kosteten. Rechnet man 150,000 zu Fuß, und 40,000 Reiter: so würde das eine Summe von 11 Millionen Thalern ausmachen [2]). Aber dazu kamen die anderen Kosten. Die geringste Angabe ist, daß das Heer Friedrichs II. jährlich zwei Drittel der Staatseinkünfte verschlungen habe, die höchste gibt eilf Zwölftel an [3]).

Es ist das eine Militärlast, wie sie bis dahin die Welt nicht gekannt hatte, und, man darf es hinzusetzen, auch in unseren Tagen

---

[1]) Mir. u. Mauv. IV. 119. Nach Preuß: Urkundenbuch IV. 46. Nr. 87 sollten es von 1772 an nur 186,000 Mann im Frieden sein, 218,000 im Kriege.

[2]) Mir. u. Mauv. IV. 180. — cf. Boyen: Darstellung der Grundsätze der alten und gegenwärtigen K. V. S. 2. — [3]) Mir. u. Mauv. IV. 312.

selbst, ungeachtet aller Beschwerden, nicht kennt. Allein die Sache hat noch eine andere Tragweite. Indem Friedrich II. nur darauf ausging, eine jederzeit bereit stehende Kriegsmaschine zu haben, für den Fall, daß irgendwo die Gelegenheit einer neuen Eroberung auftauche, ward er nicht blos für seine Zeit direct seinen Unterthanen und indirect allen anderen Ländern zum schweren Alp, der Alle niederdrückte. Er blieb es auch für die Zeit nach ihm bis herab zu der unserigen. Ich ziehe es vor mich darüber mit den Worten eines Italieners auszusprechen, dessen Urtheil im Ganzen über Friedrich II. ungleich günstiger ist, als dasjenige eines patriotischen Deutschen, dessen Vaterland von Friedrich nur Jammer und Elend erfahren, sein kann.

„Gewis," sagt der Italiener Botta [1]), „gebührt dem Könige Friedrich von Preußen unsterbliches Lob für seine Vertheidigung gegen ganz Europa. Aber er hat andererseits Europa unendlichen Nachtheil zugefügt durch sein Beispiel der Errichtung einer für seine Länder ganz unverhältnismäßigen Militärmacht. Die anderen Potentaten wurden theils durch die Sucht der Nachahmung, theils durch die harte Nothwendigkeit der Pflicht der Selbstvertheidigung gezwungen, dasselbe zu thun. Es kam dann die französische Revolution, es kam Napoleon Bonaparte. Sie trieben das bereits vorgefundene System auf den Gipfel. Wahrlich, es kann auf die Dauer weder eine Freiheit, noch eine gute Ordnung der Finanzen, noch eine stetige Culturentwickelung in Europa bestehen bleiben, wenn nicht die Fürsten sich entschließen, ihre Heere auf ein gerechteres Maß herabzusetzen. Das ist der Dank, welchen die späteren Geschlechter in Europa dem Könige Friedrich II. von Preußen schuldig sind."

Zu den Summen, die Friedrich II. direct für das Heer verwendete, kamen noch diejenigen, welche in den Kriegsschatz gelegt wurden, bis dieser die Kosten für einige Feldzüge tragen konnte. Wir werden dies später von Friedrich II. selber hören. Wichtiger als diese Summen selbst ist zunächst für uns die Frage, wie dies Geld aufgebracht wurde.

Es ist ein merkwürdiger Grundsatz Friedrichs II., daß er keine neue Steuer auferlegen wollte. So wenigstens dachte er es sich.

[1]) Storia d'Italia dal 1789—1814. Parigi 1837. Tom. I. p. 44.

Wir haben zu untersuchen, in wie weit dieses Wort begründet war. Sein Heer war im stetigen Wachsen. Es war weit mehr als doppelt so groß, als dasjenige seines Vaters je gewesen war. Es war in stärkerem Maße gewachsen, als seine Besitzungen. Woher denn nahm er die Mittel?

Der Aufwand für den König persönlich beschränkte sich nach dem Hubertsburger Frieden auf das kleinste Maß [1]). Gemälde kaufte er nicht mehr. Sein Stall, der nur für militärische Bedürfnisse eingerichtet war, ward einer sehr haushälterischen Ordnung unterworfen. Er hatte eine eigentliche Hofhaltung nur in Berlin, wo er einen kurzen Theil des Winters zubrachte. Seine Ausgaben in Wohnung und Möbeln beschränkten sich auf den Bau des neuen Palais in Potsdam. Es war sein eigenes Werk, und er verwendete darauf ungeheure Summen. Bereits die Zeitgenossen urtheilten, daß es ein geschmackloses, mit Prunk überladenes Gebäude sei [2]). Dies war jedoch der einzige Gegenstand einer Verschwendung, weil derselbe den Nachkommen seinen Ruhm auch auf dem Gebiete dieser Kunst verkünden sollte: in allen anderen Dingen war er sehr haushälterisch. Früher hatte er für französische Tänzer, Sänger und Schauspieler manche Summen verausgabt. Er ließ das Schauspiel nicht ganz fallen, schon um seines persönlichen Bedürfnisses willen. Er weinte auch noch später im Theater [3]). On aime à retrouver son coeur et à se sentir encore des entrailles. Cela est plus amusant que cette maudite politique, où l'on n'a à traiter qu'avec des fripons. Aber er beschränkte diese Ausgaben sehr. Er wohnte einsam zu Sanssouci, und ergötzte sich an den Freuden der Tafel, der Musik, seinen Hunden und seiner eisernen Arbeitskraft. Er hatte keine Diener, als die er wirklich brauchte. Es ist gewis, daß selten ein König sparsamer gelebt hat, als Friedrich II. Er hatte den Muth den Prunk und Flitter des Hofes für sich zu verachten, und sein Geld aufzusparen für reelle Zwecke. Diese Sparsamkeit oder Kargheit wurde nicht selten zur Mesquinerie. Er selbst ordnete das Detail der Ausgaben bei Hoffesten für die Tafel, schrieb die Zahl der Schüsseln

[1]) Mir. u. Mauv. II. 370. — [2]) Malmesbury: Diaries and Corr. I. p. 4.
[3]) Oeuv. XXVI. 369.

und sogar die Qualität eines jeden Gerichtes vor, zählte die Menge und die Form der Wachskerzen auf, und ließ auch nicht einen einzigen Artikel unerwähnt, der möglicher Weise bei solchen Bewirthungen erforderlich sein konnte. Der englische Gesandte Malmesbury bemerkte, daß bei Hoffesten nur die unmittelbar nöthigen Räume erleuchtet waren: in den anstoßenden brannte eine einsame Kerze. — Gäste duldete Friedrich nicht lange. Im Jahre 1775 waren seine beiden Schwestern von Schweden und Braunschweig in Berlin zum Besuche. Sie blieben unter dem Vorwande der Ordnung von Familiensachen länger als ihm lieb war. Friedrich schnitt kurz ab. Er setzte den Tag fest, an welchem die von Potsdam zur Bedienung hergeschickten Köche ihre Arbeit einstellen und zurückkehren sollten. Während dies geschah, kam er herüber und sprach in ausgesucht höflichen Worten seinen Schwestern den tiefsten Kummer über die kurze Dauer ihres Aufenthaltes aus [1]).

Demgemäß besoldete er seine Diener sehr karg. Als er Jemand als Gesandten nach Kopenhagen schicken wollte, machte der für diesen Posten ernannte auf die geringen Mittel aufmerksam, die ihm nicht gestatten würden, weder einen Tisch noch eine Equipage zu halten. Der König entgegnete: „Vous êtes un prodigue: car sachez qu'il est beaucoup plus sain d'aller à pied qu'en voiture, et que, pour manger, la table d'autrui est toujours la meilleure."

Indessen können solche Mesquinerien doch nur zu einem Theile dem Könige Friedrich persönlich zur Last gelegt werden. Sie gegehören, und vielleicht zum größeren Theile, dem Parvenu-Charakter an, welcher nicht blos Friedrich, sondern dem Hause Hohenzollern überhaupt als erbliche Tradition unvertilglich anzukleben scheint. Auch der Königin, mit welcher er nie zusammen kam, schlug er 1771 eine Vermehrung ihrer Einkünfte ab [2]). „Denn wir sind genöthigt alle unsere Kraft zusammen zu nehmen, um uns auf einen Krieg zu rüsten, den das Haus Oestreich uns bereitet, und welcher eher ausbrechen wird, als es sein muß." Wir werden später, bei der Gelegenheit seines vierten Anfalles auf Oestreich ersehen, daß

[1]) Alle diese Einzelheiten aus Malmesbury: Diaries and Corespondence, Vol. I. p. 4, S. 99. — [2]) Oeuv. XXVI. 39.

wahrlich nicht Oestreich einen Krieg gegen ihn vorhatte, und daß Maria Theresia, um nur nicht wieder auch die geringste Mitschuld an einem Kriege zu haben, zu allen erdenklichen Conzessionen bereitwillig war.

Es wäre unrecht die gute Absicht des Königs seinem Lande nach dem Kriege wieder aufzuhelfen, in Zweifel ziehen zu wollen. Er schenkte Brot und Saatkorn. Er baute verbrannte und verödete Wohnungen wieder auf. Er gab Geldvorschüsse. Voran jedoch trat der Adel —, wenn anders dieser Name berechtigt ist. Einer seiner Bewunderer erzählt uns: Friedrich schenkte nach dem Kriege dem schlesischen Adel 300,000 Thlr., gründete hernach mit einem Zuschusse von 200,000 Thlr. die bekannten Landes-Credit-Cassen, und rettete dadurch in Schlesien 400 adelige Familien. Er bezahlte die Schulden von Edelleuten, die durch Unglück dazu außer Stand gesetzt waren. Er gab nach dem Kriege den pommerschen Edelleuten eine halbe Million zur Bezahlung ihrer Schulden, und abermals eine halbe Million zur Herstellung der Güter. In der Folge erhielt der pommersche Adel jährlich über 300,000 Thlr. Aehnlich verfuhr er gegen den Adel anderer Provinzen. Dazu wurden sehr beträchtliche Summen zur Verbesserung der Güter verliehen. Dem Edelmanne verblieb das Capital ungekündigt, und er entrichtete davon ein Procent, und bei ganz großem Gewinne zwei.

Der Adel, oder richtiger: das Junkerthum mußte erhalten werden; denn der Adel gab die Offiziere für das Kriegsheer. Darum wurde er, der selber steuerfrei war, erhalten durch die Gelder, welche die andern Lebensstände in den Staatsschatz bezahlten.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Friedrich gern die Steuerkraft dieser anderen Unterthanen auf die höchst mögliche Stufe erhoben gesehen hätte. Er that alles, was nach seinem Systeme dazu erforderlich war. Allein es fehlte diesem Systeme eins, und dies Eine war das Wesentliche, dessen die Menschen bedürfen: die freie Entfaltung ihrer Thätigkeit. Friedrich wollte sein Land erheben, die Finanzen blühend machen. Hier vor Allem steckte der Knoten, den wir abermals, wie immer in den Worten des Königs erkennen: die Ameisen sammeln im Sommer, wovon sie im Winter zehren.

Nicht alles was fortan folgte, ist ihm unmittelbar zur Last zu legen. Die grausam verworrene Schilderung, die Herzberg dem

Könige um die Zeit seines Lebensendes einreichte, die Tabellen, in welchen er mit Zahlen darthat, daß die Production des Ackerbaues an Werth kaum einem Sechstel der Production der Fabriken und Manufacturen gleich komme, gibt den unwiderleglichen Beweis, daß der König Friedrich II. über die wichtigste materielle Lebensfrage seiner Unterthanen von Anfang bis zu Ende in einem, wir möchten sagen, unerklärbaren Irrthume befangen gewesen ist. Charakterisiren wir, bevor wir dies im Einzelnen nachweisen, die Gesammtrichtung mit den Worten des englischen Gesandten Malmesbury, der längere Zeit in Berlin anwesend, fast alle diese Dinge mit erlebte.

„Er besitzt", sagt Malmesbury [1]), „unzweifelhaft den Ehrgeiz, eine Handelsmacht werden zu wollen, und hat je zuweilen auch die Einsicht, daß dies nicht geschehen kann, wenn er nicht vorher den Handel ermuthigt durch die Abnahme der Fesseln, mit welchen er diese Thätigkeit in seinen Ländern überall eingeschränkt hat. Dagegen wird er niemals sich selbst dahin bringen können, auf die kleinlichen Nutzungen zu verzichten, welche diese Beschränkungen und die Chikane, mit der seine Beamten dieselben ausüben, ihm einbringen. Ein unmittelbarer Gewinn, und wäre er noch so gering, wird immer bei ihm überwiegen. Seine Ansichten in dieser Beziehung sind so außerordentlich falsch, so maßlos beschränkt, daß nach meiner Ueberzeugung das Ergebnis seiner Erwerbungen von Küstenländern und zahlreichen Seehäfen nur zum Schaden für Andere gereichen wird, ohne je ihm selber wirklichen Nutzen zu bringen. Jede Handelsunternehmung, vom Beginne seiner Regierung an bis heute, ist völlig fehl geschlagen."

Aber wagte es denn Niemand diesen Irrthum, das Grundübel der inneren Verwaltung, die Wurzel aller Schäden des preußischen Staates unter dem Könige Friedrich II., ihm jemals aufzuklären? Auch auf diese Frage wird sich eine Antwort finden lassen.

Das System, nach welchem Friedrich II. handelte, war dasselbe nach dem siebenjährigen Kriege, wie vor demselben, nur mit dem Unterschiede, daß es schärfer ausgeprägt ward. Um den Ackerbau bekümmerte der König sich nicht. Das Losungswort, das von

[1]) Malmesbury: Diaries and Correspondence Vol. I. 29. Octbr. 1774.

ihm aus durch seine Behörden hinab ging, war: Fabriken. Dadurch vermehrt sich die Bevölkerung, wird das Geld im Lande erhalten, und wenn die Nachbarn von uns kaufen, fremdes Geld hereingebracht. Freilich, wenn die Nachbarn von uns kaufen.

Die einzigen Fabriken [1]), die von Alters her geblüht hatten, die auch noch unter Friedrich II., wenn auch minder lebenskräftig fortbestanden, die einzigen, die Geld ins Land zogen und niemals Unterstützung erhielten, waren die Leinenwebereien in Schlesien und Westphalen, in geringerem Maße auch die metallischen Fabriken, die Wollenmanufacturen in der Mark, in Magdeburg und Schlesien. Sie erhielten weder Unterstützung, noch verlangten sie dieselben. Sie waren zufrieden, wenn der Staat den Grundsatz befolgte, sich nur nicht um sie zu bekümmern. Sie konnten nicht immer das erlangen; denn Friedrich, der für sie sorgen zu müssen vermeinte, verbot in ihrem Interesse die Ausfuhr des Garnes. Der Rückschlag auf die Production des Flachses ward sofort fühlbar; doch war das Gewerbe ein zu gesundes, als daß es dadurch gelähmt werden konnte.

Die neu errichteten Fabriken dagegen, welche dem Staate unermeßliche Summen kosteten, brachten diese Kosten nicht wieder. Es gab kaum ein Product der Natur und Kunst, welches nicht der König im eigenen Lande erzeugen zu können vermeinte, damit nicht das Geld nach auswärts ginge. Immerhin hätte, wer da wollte, diesen Versuch machen können; aber der König war bereit mit Belohnungen und, was schlimmer war, — mit Verboten. Die Schwindler kannten ihn und speculirten auf ihn. Ein Beispiel statt aller mag genügen.

Im Jahre 1765 kam ein Uhrmacher Huguenin aus Genf nach Potsdam, und bot zum neuen Palais die Lieferung einiger Uhren an [2]). Er war bereit, in Berlin mit Vorschuß des Königs eine Uhrenfabrik zu errichten, zu welcher er die Arbeiter aus Genf und Neufchatel kommen ließ. Der König gab ihm 68,000 Thlr. Huguenin entwich im Jahre 1775, und die Fabrik ward von einem anderen Genfer Namens Truitte fortgesetzt, der abermals 36,000 Thlr. erhielt. Weiter gab der König ihm 37,000 Thlr. zur Errichtung einer anderen Uhrenfabrik in Friedrichsthal. Truitte starb 1783 insolvent.

[1]) Dohm IV. 407. — [2]) Allg. deutsche Bibliothek 105. S. 81.

Aus dem Verkaufe wurden 31,000 Thlr. gezogen, die der König einem neuen Fabrikanten überließ. Dieser konnte wieder nicht bestehen, und der König gab 6000 Thlr. her. Der abermalige Schiffbruch zog sich hin bis nach dem Tode des Königs.

Auf diese Weise wurde ähnlich wie bei der Ansetzung von Colonisten das Geld des kargen Königs vergeudet. Da er immer wieder bereit war zu solchen Unterstützungen: so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ihm niemals die volle Wahrheit dieser Dinge aufgegangen ist. Für die Blüthe der Porzellanfabrik, die er unmittelbar selbst gründete, machte er sämmtliche Juden seines Staates tributpflichtig. Sie wurden nämlich gezwungen bei ihrer Heirath für einige hundert Thaler Porzellan zu kaufen, nicht nach freier Auswahl, sondern nach derjenigen der Verwaltung. Dennoch ging auch diese Fabrik den Krebsgang. Und dasselbe geschah mit allen anderen. Die Privilegien, die sie erhielten, übten argen Druck auf die andern Unterthanen, und dennoch konnten wenige von ihnen bestehen, noch viel minder fremdes Geld in das Land des Königs ziehen.

Was für die Fabriken, das galt auch für den Handel. Wie jene ausschließende Privilegien erhielten: so wollte Friedrich auch aus dem Handel die größten Vortheile ziehen vermittelst der Monopole. Er hatte eine Vorliebe, den Handel an Gesellschaften, an Compagnien zu binden. Und in Wahrheit faßte er in dieser Beziehung weitreichende Entwürfe. Wir haben einen besonders lehrreichen Fall dieser Art genauer zu erwägen.

Der König hoffte das Geld, welches für Thee aus dem Lande ging, darin erhalten zu können durch die Stiftung einer neuen ostindischen Compagnie in Emden [1]). Zugleich würde er für die Verleihung der Octroi nicht unerhebliche Summen ziehen. Im April 1764 ward Hand an die Sache gelegt. Die Compagnie mußte sich verpflichten, für das erste Retourschiff tausend alte Pistolen, und für jedes folgende dreitausend an den König zu erlegen. Wie lockend mußte der in Aussicht stehende Gewinn sein, wenn er solche Opfer tragen konnte, zumal da der König zu seiner Sicherheit noch den Zusatz machte: unangefehen ob das Schiff Vortheil oder Schaden

[1]) Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. p. 78.

gehabt habe! Und doch war die einzige Gegenleistung von seiner Seite die Verleihung der Octroi. Aber die Octroi barg in sich den Keim zu weitschichtigen Unternehmungen aller Art. Es sollte der Compagnie frei stehen, heißt es darin, mit dem Handel nach China und Bengalen alle anderen Handelszweige zu verbinden, welche sie für vortheilhaft und ihrer Absicht entsprechend halten wird. Sie kann folglich Schiffe jeglicher Art unter der preußischen Flagge, oder unter anderen neutralen Flaggen, ausrüsten und nach allen Meeren entsenden. Wir sehen, der Plan war ein wahrhaft großartiger. Der Fond wurde auf $1^1/_4$ Mill. Thlr. in Gold angesetzt. Die Octroi lautete auf 20 Jahre, und enthielt ausdrücklich die königliche Zusicherung, daß während dieser Zeit Niemand sonst mit einer ähnlichen Octroi begünstigt werden solle.

Die Zeichnungen der Actien begannen zu Emden, Berlin und an anderen Orten. Aber kaum war die Sache so weit gediehen, daß man an die Ausrüstung des ersten Schiffes denken konnte, als ein seltsames Gerücht erscholl. Es habe sich noch ein einzelner Kaufmann hieß es, Namens Paul Haussen, unmittelbar an den König gewandt, und von demselben die Octroi für ein einzelnes Schiff nach Ostasien erhalten, gegen das Versprechen, dem Könige nach der Rückkehr des Schiffes 5000 Dukaten zu zahlen. Das Gerücht mehrte sich, und bald ward es offenkundig, daß es in der That begründet war. Der König setzte die Compagnie in Kenntnis, daß er dem Paul Hanssen aufgetragen sich mit jener zu verständigen. Die Actionäre stutzten. Wer war Paul Hanssen? Er war nicht in Emden und nie dort gewesen. Niemand wußte von ihm, Niemand kannte den Namen. In jedem Falle war das Verfahren wider die ausdrückliche Zusicherung in der Octroi der Compagnie. Das Mistrauen stieg empor. Die Zeichnungen der Actien stockten. Die bereits gezeichneten wurden gekündigt. Die Compagnie löste sich auf. Von Paul Hanssen hat man niemals wieder ein Wort vernommen.

Die Sache ist räthselhaft; dennoch liegt die Auflösung nicht sehr fern. Die wahrscheinliche Annahme nämlich ist, daß die holländisch-ostindische Compagnie dem Könige Friedrich II. diesen Streich gespielt habe. Wenn diese Vermuthung begründet ist, so muß anerkannt werden, daß das Spiel auf die Habgier des Königs Friedrich in

derjenigen Richtung, welche Malmesbury oben geschildert, meisterlich berechnet und darum vollständig gelungen ist.

Wenn auch in diesem Falle die Erwerblust des Königs und die in solchem Falle völlige Unzuverlässigkeit seines Charakters die Sache scheitern machte: so gelangen ihm andere, schlimmere Monopole um so viel besser. Eins derselben war schon von früher her in seiner Hand: er hatte es nur noch weiter auszubeuten. In sehr vielen Staaten ist der Fiscus schon früh auf den Gedanken gekommen, sich das Monopol des Salzes anzueignen[1]). Mithin mußte der Staat auch die Erzeugungskosten übernehmen. Nun ist es notorisch, daß die Staatsgewalt überall und jederzeit ein schlechter Fabrikant, ein schlechter Kaufmann ist, der bei freier Concurrenz mit der Privatthätigkeit unabwendbar von dieser überrannt wird. Die Tonne Salz kostete dem Könige von Preußen nach Abzug aller Unkosten 16 Thlr. Wir haben Grund anzunehmen, daß sie der Privatthätigkeit nicht so theuer gekommen wäre. Aber damit der Staat Nutzen davon hatte, mußte die Tonne Salz theuer verkauft werden. Es geschah. Man setzte sie auf 68 bis 70 Thlr. Mithin zog der Staat von dem nothwendigen Lebensbedürfnisse eines jeden Menschen, des Armen wie des Reichen, das $4^1/_4$fache der eigenen Auslage, oder nach Abzug der Herstellungskosten einen Reingewinn von 325 Procent. Demgemäß hätte die Regierung sich nicht gegen den Schleichhandel schützen können. Allein man fing das schlau an. Salz ist nothwendig. Jeder Mensch verbraucht Salz. Deshalb befahl der König Friedrich II., daß jedes menschliche Wesen in seinen Staaten, das über 9 Jahre alt sei, vier Metzen Salz jährlich verzehren müsse. Wenn es nicht verbraucht ward, so mußte es doch gekauft werden. Jeder Hausvater mußte sich durch ein Salzbuch darüber ausweisen. Wo nicht: so wurde er mit einer Geldbuße belegt. Ebenso ward der Verbrauch für das Vieh geregelt. Aber es gab Gewerbe, die mehr verbrauchten. Diesen Verbrauch bestimmte der Inspektor nach einem billigen Ueberschlage. Man ahnt leicht, was da vorgehen mochte.

In ähnlicher Weise zog der König verschiedene Genußmittel heran, die ursprünglich als Gegenstand des Luxus betrachtet, sich

[1]) Mir. u. Mauv. II. 287. ff.

nach und nach in die Lebensgewohnheiten der Menschen eingebürgert hatten. Seit dem dreißigjährigen Kriege verbreitete sich der Tabak. Verschiedene Regierungen säumten nicht sich dieses Genußmittel als eine Quelle des Einkommens zu Nutze zu machen. Dies geschah in den meisten Staaten von Anfang an, als dieses Kraut eingeführt ward. Dort aber, wo der Tabak ein freier Handelsartikel war, hatte sich allmählich die Existenz vieler Menschen damit verknüpft. Im Jahre 1765 kam ein Franzose Rubeaud, der in Marseille Bankerott gemacht hatte, nach Berlin, und erbot sich dem Könige eine Million für die Tabakspacht zu zahlen. Mit ihm vereinte sich der Italiener Calzabigi, der damals durch die Einführung des Lotto eine andere Finanzquelle für den König eröffnet hatte. Da beide nicht zahlungsfähig waren, so mußten sie mit den Berliner Tabaksfabrikanten zusammen die Sache übernehmen. Die Gesellschaft erhielt ausgedehnte Privilegien: sie hatte das Recht der Durchsuchung von Privathäusern und unzähliger anderer Plackereien des ruhigen Bürgers. Sie misbrauchte ihr Glück, und schon im nächsten Jahre übernahm der König die Sache für eigene Rechnung.

Mehr noch schien der Kaffee abwerfen zu müssen. Dies Getränk bürgerte sich erst damals in das deutsche Leben ein, und trotzte allem Widerspruche der Aerzte und Obrigkeiten [1]). Friedrich II. hätte es gern völlig untersagt, weil der Ankauf Geld aus dem Lande führte. Da dies nicht ging, benützte er es zu einer Finanzquelle. Er belegte den Kaffee mit einer Steuer von etwa 150 Procent des Einkaufspreises, nämlich 6 ggr. für das Pfund, und noch einem Aufschlage von 2 pf. für die Bank. Der Nutzen schien mithin sehr beträchtlich sein zu müssen.

Allein eine solche, um es mit dem rechten Ausdrucke zu bezeichnen, habgierige Rechnung brachte bei diesen Gegenständen eine Aushülfe nicht mit in Anschlag: den Schleichhandel. Derselbe ward in einer Ausdehnung betrieben, von dem man sich in unsern Tagen kaum eine Vorstellung machen kann. Der Kaffee war in den Ländern des Königs von Preußen nicht theurer, als wenn er statt 150 Procent nur 50 Procent Steuer trüge. Und in ähnlichem Verhältnisse

[1]) Schlözer: Briefwechsel Heft 44.

war es mit vielen anderen Waaren, die der König monopolisirt hatte: mit Zucker, mit Salz, mit Tabak, mit Allem, was dahin gehört. Es kam zu blutigen Gefechten der bewaffneten Banden mit den Grenzwächtern und Truppen. Der Schleichhandel war die moralische Pest der Grenzgegenden. Und was etwa blieb von dem Insectenleibe des preußischen Staates übrig, was nicht Grenzgegend war? Vor der Erwerbung von Westpreußen gab es keine Stadt des Königs, die von der nächsten Grenze mehr als vier Meilen entfernt gewesen wäre [1]).

Es gab jedoch auch andere Artikel, bei denen der Schmuggel eher überwacht werden konnte. Ein solcher war das Brennholz für Berlin und Potsdam [2]). Diese Städte liegen unsern von den Wäldern der Mark und Pommerns, und deshalb war nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Mangel an Brennholz dort nicht sehr wahrscheinlich. Der König indessen beschloß, 1766, gegen die Möglichkeit eines solchen Mangels Fürsorge zu treffen. Er errichtete zum Zwecke des ausschließlichen Verkaufes von Brennholz eine Gesellschaft und gebot, daß aller Handel von Privatpersonen damit aufhöre. Nur den Domänenkammern der Prinzen des königlichen Hauses ward gestattet, mit dem Verkaufe des Holzes aus ihren Wäldern fortzufahren, für denselben Preis wie die Gesellschaft, oder um einen geringeren, nicht jedoch um einen höheren. Der König schien also die Concurrenz der höheren Preise zu fürchten? Nur von dieser Gesellschaft durften fortan die Bürger von Berlin und Potsdam das Brennholz kaufen. Das Privilegium ward 1773 erneuert. Es traten an die Stelle der ersten Unternehmer zwei Juden, Itzig und Wolff. Denn in der Regel gebrauchte der König zu solchen Operationen Franzosen oder Juden. Der Preis ward etwas wohlfeiler gestellt, nämlich um 2 fl. für eine Quantität, die man Haufen nannte (486 Kubikfuß). Ein solcher Haufen sollte fortan 16 Thlr. 4 ggr. kosten. Aber die Gesellschaft kaufte von den Eigenthümern, die den Haufen ins Magazin lieferten, denselben für 9 Thlr. Dieser Preis war nicht ein zufälliger, sondern es war vorher bestimmt, daß er gelten solle, wenn nicht ein anderer vereinbart würde. Mithin zog

[1]) Dohm IV. 433. — [2]) Mirab. u. Mauv. II. 155.

diese Gesellschaft bei einem unentbehrlichen Lebensartikel von dem Verbraucher 80 Procent. Welches Recht hatte man, von ihm dieses zu fordern, welche Pflicht lag ihm ob dies zu bezahlen, da er ja auch selber diesen unentbehrlichen Gegenstand für 9 Thlr. hätte kaufen können? Und wie viel erhielt von diesen 80 Procent der König in seinen Kriegesschatz? Dies Verhältnis wurde, wie in der Regel, nicht bekannt.

Der König fand diese Einrichtung gut und vortheilhaft. Besser jedoch erschien es ihm dann, selbst den ganzen Nutzen zu ziehen, und zwar nicht blos von Berlin und Potsdam, sondern von allen seinen Ländern. Das Privilegium lief bis 1787. Zwei Jahre vorher übernahm der König das Monopol für eigene Rechnung, indem er eine Accise auf alles Brennholz in seinen Staaten legte. Mehrere Provinzen kauften sich durch eine jährliche Summe los.

In diesen ersten Jahren nach dem Kriege drängt sich ein bedeutendes Monopol, eine Finanzeinrichtung an die andere. Wir haben dieselben zu dem Zwecke eines begründeten Urtheiles über die Ansichten der damaligen Menschen noch weiter zu erörtern.

Wie eine ostindische Compagnie, so gründete der König 1765 zu Emden auch eine levantische Compagnie [1]). Abermals stand ein Franzose an der Spitze, ein gewisser Clement, nicht durch Wahl der Betheiligten, sondern auf Befehl des Königs, der ihm nicht blos einen reichlichen Gehalt bestimmte, sondern ihn unabsetzbar machte, als im Falle erwiesener Untreue. Trotz dieser Verkehrtheiten wurden die Actien zum Belaufe einer Million Thaler gezeichnet; denn die in Aussicht gestellten Vortheile der Compagnie waren gar zu groß. Der König sicherte dieser Compagnie den ausschließlichen Handel nach der Levante, ferner die Einfuhr aller rohen oder gesponnenen Baumwolle, die Einfuhr der Südfrüchte. Mithin wurde abermals das Gewerbe aller derjenigen Menschen, die bisher von der Einfuhr und dem Verkaufe dieser Dinge gelebt hatten, rücksichtslos zerstört. Auch von dieser Compagnie ist es nie bekannt geworden, wie viel sie dem Könige in seinen Kriegesschatz zahlte.

---

[1]) Mir. u. Mauv. II. 75. Ueber das Lokale vgl m. Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. S. 80.

Dann kam die Bank [1]). Man hatte dem Könige gesagt, daß die Londoner Bank die Hauptquelle des Flors von England wäre. Demgemäß dachte er: eine Bank in Berlin könne vielleicht dieselbe Wirkung thun. Er wandte sich an den Obersten Quintus Icilius, und verlangte von diesem den Entwurf zu einer Bank. Der Oberst wiederum wandte sich an den Berliner Kaufmann Gotskowsky. Auch dieser wußte nicht recht, wie das Ding zu machen sei. Er bat einen Hamburger Geschäftsfreund um Rath. Der Hamburger machte einen Entwurf, und schickte seinen Bruder, einen Advocaten, mit demselben nach Berlin. Sollte man nun aber dem Könige dies kostbare Machwerk umsonst hingeben? Quintus Icilius berichtete: der herrliche Entwurf enthalte das Geheimnis des Mechanismus aller Banken. Man könne das Papier um keine geringere Summe haben, als um 25,000 Thlr. Uebrigens werde das dem Könige nichts kosten; denn diese Summe könne sofort von dem Einbringen des Giro erhoben werden. Das leuchtete ein. Die Bank ward errichtet, und der König gab die ausdrückliche Versicherung, daß weder er noch seine Nachfolger jemals das Capital der Bank angreifen würden.

Ob eine solche Versicherung geeignet sein mochte, das Vertrauen zu der Bank zu erhöhen?

Die Geschäfte derselben waren höchst unbedeutend. Es erschien bald nöthig die Sache anders einzurichten. Der Italiener Calzabigi, der Begründer des Lotto, verfaßte ein Jahr nachher einen anderen Entwurf. Das Wesen desselben war der Bankzwang, die Vermittelung aller Zahlungen über 150 Thlr. durch die Bank. Furcht und Entsetzen ergriff die Kaufleute; doch — wir ziehen es vor, später die Ansicht der Minister des Königs Friedrich über diesen Bankzwang zu vernehmen.

Auch das Postwesen sollte mehr aufbringen. Der König stellte an die Spitze drei Franzosen, welche sofort die Taxen erhöhten [2]). Es war Gesindel, wie es so häufig sich traf. Noch vor Ablauf desselben Jahres 1766 sah sich der König genöthigt, dem einen der drei Häupter wegen allerlei Schändlichkeiten den Befehl zuzusenden, daß er binnen 24 Stunden Berlin verlasse. Der Nachfolger ward

[1]) Mir. u. Mauv. II. 163. — [2]) Preuß. III. 21. Mir. u. Mauv. II. 237.

im Laufe des nächsten Jahres abgesetzt. Der Dritte entzog sich der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht. Aber die Taxen blieben. Nirgends reiste man kostspieliger und beschwerlicher, als in den Ländern des Königs von Preußen. Andere Regierungen besaßen für den Postzwang, den sie übten, wenigstens die Menschlichkeit, die auf die Achse genagelten Wagenkasten mit einem Zeltdache zu überspannen. In den preußischen Staaten fuhr man unter freiem Himmel daher. Das Briefporto war nirgends so hoch, wie dort.

Solche Vermehrungen der Einkünfte griffen indessen nicht gründlich durch. Es trat noch eine andere ins Leben, die schrecklichste von allen, weil Niemand sich ihr entziehen konnte, weil jeder Einzelne ihr ausgesetzt war an jedem Orte und in jeder Stunde seines Lebens.

Schon seit Friedrich Wilhelm I. wurden in den preußischen Ländern die indirecten Abgaben mit der größten Strenge beigetrieben. Beachten wir, daß dies die Consequenz der Bewilligung der Landstände von 1641 war: die Consequenz ihrer Zustimmung, daß die directe Abgabe für die Erhaltung eines Militärstandes, die Contribution, umgewandelt war in eine indirecte Abgabe von den Gegenständen der Verzehrung. Diese Bewilligung der Stände war, bei der Sinnesrichtung der Hohenzollern, die Eröffnung des Thores der Militärdespotie, des reinen Absolutismus, der fortan und namentlich seit Friedrich Wilhelm I. den Staat der Hohenzollern charakterisirt und ihn zu jeder wahren Freiheit unfähig macht. Die Hohenzollern verwandten die dadurch erlangten Mittel nicht für irgend welche andere Zwecke, sondern lediglich für das Heer als die Maschine des Anwachses ihrer Hausmacht. Nur waren sie gegen sich selbst und ihr Princip gewissenhaft und streng. Namentlich Friedrich Wilhelm I., der, wenn er auch direct selbst durch diese Maschine nicht viel erlangte, sie doch actionsfähig seinem Nachfolger hinterließ. Die Sparsamkeit, die Strenge, mit welcher Friedrich Wilhelm die indirecten Abgaben eintrieb, fand ihre Auslegung, oder wenn man will, ihre Kehrseite in seinem Worte: „Ich stabilire die Souveränetät wie einen rocher de bronze." Dennoch ist es denkbar, daß mancher Unterschleif vorkommen mochte[1]). Friedrich II. glaubte, daß sich aus

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. p. 3. ff.

diesen Steuern mehr machen lassen müsse. Er trug seinen Ministern diese Ansicht vor; aber er traf auf Widerstand. Damals befand sich bei dem Könige der französische Schriftsteller Helvetius, der als Generalpächter der französischen Regie bereits im Lebensalter von 25 Jahren ein Einkommen von 100,000 Thlrn. gehabt hatte. Der philosophische König theilte diesem philosophischen Generalpächter seine Verlegenheit mit, daß er von seinen indirecten Abgaben nicht die Einkünfte erhalte, die er nothwendig davon haben müsse [1]). Der französische Philosoph untersuchte die Rechnungen und befand, daß nachlässige Aufsicht allein die Ursache sei, daß der Ertrag größer sein müsse, wenn dem Schleichhandel kräftiger gesteuert werde.

Hat nun Helvetius dem Könige den Rath gegeben, Franzosen kommen zu lassen? Als später Friedrich Wilhelm II. das mit dem allgemeinen Hasse gebrandmarkte System abschaffte, versicherte die Familie des Helvetius aus den Originalbriefen beweisen zu können, daß Helvetius dem Könige jenes Mittel abgerathen habe. Allein diese Briefe wurden nicht vorgelegt und sind auch sonst nicht bekannt geworden. Demnach muß die Anklage, die man gegen Helvetius erhoben hat, dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war der König selbst die entscheidende Person. Mag Helvetius zu- oder abgerathen haben, so viel ist gewis, daß er dem Willen des Königs gemäß die französischen Blutsauger schickte, deren fortan Friedrich II. sich bediente.

Der Philosoph sandte fünf Männer. Eine Verpachtung wie in Frankreich wollte der König nicht, weil eine solche mit seiner Ansicht von landesherrlichen Rechten in Widerspruch stand, zugleich auch weil dadurch ein bedeutender Theil des Mehrertrages in die Tasche der Generalpächter fließen würde. Im Uebrigen war es sein ausdrücklicher Wille, daß die Einrichtung in seinen Ländern ganz auf französischem Fuße sein solle [2]). Bisher hatten die Kriegs- und Domänenkammern die Zölle und die Accise verwaltet. Alles was darunter befaßt wurde, sollte fortan der General-Administration der königlichen Gefälle untergeben werden. Dieselbe führte kurzweg den Namen Regie. Der König fügte noch die Verwaltung einiger Monopole hinzu, des Tabaks und des Kaffees.

[1]) Dohm IV. 508. — [2]) Schreiben des Königs abgedr. bei Mir. u. Mauv. II. 439.

Um die Möglichkeit des Vorwurfes zu vermeiden, als wollten wir den Bericht der Thatsachen subjectiv färben, ziehen wir es vor den Eindruck, den die Nachricht von diesem Plane des Königs machte, zu erzählen mit den Worten eines Zeitgenossen und Anhängers des Königs.

„Vielleicht," sagt Dohm [1]), „ist kein Gedanke Friedrichs je für sein Land verderblicher gewesen, und wir glauben die Periode, wo die Ausführung desselben begann, als die traurigste der Regierung des Königs ansehen zu können. Zuverlässige Männer, die dies erlebten, haben uns den furchtbaren Eindruck nicht stark genug schildern können, als die anfangs kaum geglaubte, aber bald als wahr sich bewährende Nachricht erscholl: es sollten ganz ungewohnte, harte Abgaben eingeführt und dieselben durch eine solche Beschränkung aller natürlichen Freiheit, und durch einen solchen Zwang bei den unschuldigsten Handlungen beigetrieben werden, daß der König sich nicht getraue hierbei eigene Unterthanen zu gebrauchen, weil er bei ihnen zu viel menschliches Gefühl voraussetze, sondern unbarmherzige Fremdlinge kommen lasse, denen er sein Volk zur grausamsten Mishandlung überliefere, denen er dafür zum Lohne erlauben wolle, sich mit dessen Schweiße zu bereichern. Dieser erklärte königliche Wille empörte alle Gemüther, und raubte dem Könige selbst einen guten Theil der Liebe und Achtung seiner Unterthanen, deren er bisher in so hohem Grade genossen hatte, und die durch die Wunderthaten des siebenjährigen Krieges bis zur höchsten Bewunderung und zärtlichsten Anhänglichkeit erhoben waren. Viele Unterthanen sahen in ihm von nun an nicht mehr den gütigen Landesvater, sondern einen durch den langen blutigen Krieg abgehärteten Tyrannen, der immer auf neue Entwürfe der Vergrößerung sinne, und nun das zu deren Ausführung nöthige Geld von seinem Volke durch Fremde erpressen lassen wolle."

Diesem Berichte Dohms, dessen Einzelheiten, namentlich die Stelle von der bisherigen Liebe und Anhänglichkeit an Friedrich II. einigem Zweifel unterliegen dürften, zeichnet doch in der Hauptsache klar die Lage der Dinge. Namentlich die Schlußworte sind, aus der

[1]) Dohm IV. 512.

Feder eines für Friedrich II. so eifrigen Verehrers wie Dohm, sehr belehrend.

Die Franzosen kamen, und Friedrich II. unterhandelte mit ihnen direct. Nur bei einigen Artikeln machte er Einwendungen wegen der Höhe der Ansätze, namentlich in Betreff des Fleisches. „Alles, was zum Luxus und Ueberfluß gehört," sagt der König, [1]) „gebe ich Ihnen preis. Sie können auch alle fremde Weine so hoch besteuern, wie Sie wollen: so etwas bezahlt der Arme nicht, und ich sehe mich an als Sachwalter der Soldaten und Fabrikanten, deren Vortheil ich allein zu besorgen habe. Uebrigens ist Ihr Prospect vortrefflich. Sie beide werden die Ehre haben, in dieses Chaos Licht, Ordnung und Deutlichkeit gebracht zu haben. Ich betrachte die Herren de la Haye und Candy als zwei Jupiter, die es glücklich entwirrt haben."

Wer sind die Soldaten, deren Sachwalter hier der König ist? Als de la Haye auch den Adel heranziehen wollte, die Pflanzschule der Officiere, erwiedert ihm der König kurz und bündig [2]): „Der Adel genießt kraft der Gesetze meines Staates Freiheit von Zöllen und Accisen. Es ist nicht mehr als billig, daß derselbe von allen damit zusammenhangenden Lasten befreit bleibe." Also nur der Bürger und Bauersmann blieb übrig. Nicht blos die ungeheuere Bevorzugung des einen Standes, der in sehr wenigen Fällen eine eigentliche auf sich selbst ruhende Aristokratie, in den meisten Fällen dagegen nur das darstellte, was man mit richtiger Bezeichnung das preußische Junkerthum genannt hat, gegen die anderen fällt hier in die Augen, sondern zugleich das Wirrsal, das aus dem nothwendigen Schutze und der Ueberwachung der Interessen des Staates gegen den Misbrauch des unerhörten Privilegiums entstehen mußte.

Friedrich II. ist fortdauernd in gleichem Maße verschwenderisch mit Lobeserhebungen gegen diese Franzosen. Es thut ihm leid, daß sie so viele Mühe mit dem Entwurfe haben [3]). „Ich hoffe aber," sagt er, „daß Sie durch den Nutzen, den Sie stiften, und durch die Ehre, ein so herrliches Werk vollendet zu haben, eine Ehre, die Ihnen Niemand rauben wird, reichlich belohnt werden sollen." Auch an

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 12. — [2]) a. a. O. p. 36. nr. 76. — [3]) a. a. O. III. 12. nr. 3.

anderen Belohnungen fehlt es nicht. Die Regisseure hatten sich jeder 15,000 Thaler jährlich bedungen. Der König, der seinen Ministern jährlich je 4000 Thaler gab, vermehrte jene Summe durch bedeutende Geschenke. Mirabeau machte später dem de la Haye, der zuletzt allein übrig blieb, den Vorwurf, er habe in den 20 Jahren beinahe eine halbe Million Rthlr. gezogen. De la Haye bewies, es seien nur 400,000 Thaler gewesen, und zwar alle durch Schenkung des Königs erworben.

Der König arbeitete unmittelbar mit den Generalregisseurs und bewies ihnen völliges Vertrauen. Hatte er ihre Vorschläge genehmigt: so führten sie dieselben aus ohne alle Einmischung Anderer. Das Militär stand ihnen zur Verfügung, und sie bedurften desselben, da Aufläufe häufig waren. Alle Unterbediente wurden von den Generalregisseurs angestellt, und standen nur unter ihrem Befehle. Man hat sich lebhaft mit der Frage beschäftigt, ob der König habe 1500, 3000, 5000 Franzosen kommen lassen, oder weniger. Was thut es zur Sache, wenn es auch nur 500 gewesen sind? Alle oberen Stellen waren mit Franzosen besetzt. Man könne auch Einheimische brauchen, sagt der König [1]), besonders, wenn die Fremden nicht geschickter sind. Unter gleichen Verhältnissen also hatten die Franzosen immer den Vorzug. Sobald diese Menschen sich Vermögen erworben, kehrten sie nach Frankreich zurück; denn es war ausdrückliche Bedingung, daß von allen Geldern, die sie während ihres Dienstes nach Frankreich schickten oder später mitnahmen, kein Abzug irgend welcher Art stattfinden dürfe [2]).

Die Processe der Regie waren der ordentlichen Justiz entzogen und eigenen Accisegerichten übergeben. Ueber diese hatte der Minister Horst die Oberaufsicht; doch hielt er es dabei nicht aus, sondern zog sich nach einigen Jahren zurück.

Es kann den Franzosen nicht vorgeworfen werden, daß sie die Accisesätze erhöheten. So wenigstens vertheidigte sich de la Haye vor Friedrich Wilhelm II. [3]). „Ich habe die Tarife nicht geändert. Sie sind noch eben so, wie zu der Zeit von Ewr. Majestät Herrn Groß-

[1]) a. a. O. S. 15. nr. 10. — [2]) Dohm IV. 518. — [3]) S. M. d. Könige abgelegte Rechnung des G. Finanzrathes de la Haye de Launay p. 259.

vater, und stellen nur die Veränderung der Abgaben aufs Brot in eine Vermehrung der Abgaben auf das Getränk und auf das Fleisch, welche beide Artikel mir für das Volk nicht so nothwendig erschienen." An einem anderen Orte gebraucht derselbe Franzose den Ausdruck: „Das Volk ißt kein Fleisch."

Also das war der Schutz, den Friedrich II., der sich den Vertreter der Soldaten und Fabrikanten nennt, ungeachtet seines früheren Wortes für dieselben, den Armen angedeihen ließ, daß Fleisch und Getränke für das Volk nicht als nothwendig erschienen! De la Haye de Launay wiederholt diese Behauptung. Er hat, wie er behauptet, das Volk nicht gedrückt; denn, also sagt derselbe Mann, „Brot und Covent sind frei." Was denn ist Covent?

Es gab in den preußischen Ländern eine Anzahl privilegirter Brauer. Es war festgesetzt, daß sie aus einer gewissen Menge Getreide eine gewisse Quantität Bier brauen durften. Dann bezahlten sie von der Tonne Bier ein Gewisses. De Launay nun gibt zu verstehen, daß die Brauer die Erlaubnis erhielten die Auflage vom Malz zu bezahlen, und dann so viel Bier daraus zu brauen, als der Geschmack und die Vermögensumstände der Kunden gestatteten. Da indessen das Zugießen zum Biere verboten war: so ist de Launays Aussage mit dem königlichen Befehle nur so in Einklang zu bringen, daß die Regie selbst ihren Leuten gebot darüber hinwegzusehen. Der Covent oder das Nachbier, der Spülicht von der Braupfanne, blieb frei. Das also war es: das Volk wird nicht gedrückt; denn „Brot und Covent sind frei" [1]).

Und doch war nicht dies das Schlimmste, sondern die Erhebungsart [2]). Es entging nichts und auch gar nichts dieser Regie. Der Zoll- und Accisetarif war ein vollständiges Lexicon fast aller Natur- und Kunstproducte. De Launay hat sich beklagt [3]), daß 480—490 Artikel nicht accisepflichtig waren, und zwar darum nicht, weil der König zum Schutze seiner Fabriken die Einfuhr derselben verboten hatte. Diese 480—490 Artikel hätten ehemals ansehnliche Abgaben gezahlt, und darum sei er genöthigt gewesen, um das Loch in der Einnahme zu stopfen, sich auf's äußerste anzustrengen. In Wahrheit

[1]) Mir. u. Mauv. II. 333. — [2]) Dohm IV. 521. — [3]) Mir. u. Mauv. II. 343.

ist bei der Aufzählung aller dieser verbotenen Waaren von Eisen, Messing, Kupfer, Blech, Elfenbein, Knochen, Glas, Cement, aller Waaren von Leinen, Seide, Baumwolle u. s. w., u. s. w. schwer zu begreifen, wovon denn zuletzt noch an die Regie etwas zu zahlen übrig blieb. Aber sie war erfinderisch. Derselbe Gegenstand, so oft er in eine neue Form gebracht, zu einem neuen Gebrauche zugerichtet war, oft auch, wenn man ihn nur aus einer Provinz in die andere verführte, wurde wiederholten Abgaben unterworfen. Dazu kam, um dies Verhältnis zu erschweren, die schmale Lage der preußischen Staaten, die große Zahl der kleinen Provinzen, die unerbittliche Strenge, die Wachsamkeit. Zu jeder Stunde bei Tage und bei Nacht drangen Zoll- und Accisebediente in das Haus jedes ehrlichen Mannes, und öffneten alles. Für jeden Gegenstand, welcher einer Abgabe unterworfen war, forderten sie den Beweis, daß diese Abgabe entrichtet sei. Wo nicht, so nahm man den Gegenstand weg und verwickelte den Eigenthümer, wenn er nicht Mittel hatte sich abzufinden, in einen verdrießlichen Proceß. Die Angestellten wurden aller Verruchtheit fähig gehalten. Es ward auf sie die Beschuldigung gebracht, daß sie selbst während des Untersuchens die Contrebande einschleppten und dann sagten: sie hätten sie dort gefunden. Was auch immer ein Reisender mit sich führte an Wein, an Arzneien und dergleichen, unterlag alles zu jeder Zeit und Stunde den Untersuchungen der Angestellten.

Diese wurden gehaßt. Sie mußten in Jedem, der ihnen begegnete, einen Feind vermuthen. Keiner von ihnen wagte es, sich auf abgelegenen Wegen allein und unbewaffnet finden zu lassen. Nicht selten wurden einige dieser Officianten vermißt. Man fand sie dann in Wäldern erschlagen und verscharrt.

Der Schleichhandel nahm überhand. Die Schleichhändler waren sicher, in ihren Kämpfen Begünstigung und Beistand zu finden. Jedes Haus bot ihnen eine sichere Zuflucht.

Der König verlangte von der Regie zwei Millionen mehr, als früher. Es ist wahrscheinlich, daß der Mehrertrag 900,000 Thaler nicht erreichte[1]).

[1]) Dohm IV. 525.

Unter solchen Umständen tritt mit gewichtigem Nachdrucke an uns die Frage heran: ob denn der König Friedrich II. nichts wußte von all diesem Jammer und Leid, welches in Folge seiner Finanzmaßregeln über die Menschen kam, ob denn nicht einmal Jemand den Muth hatte ihm die wahre Lage der Dinge vor Augen zu stellen.

Im Laufe des Jahres 1766 mehrten sich rasch die Klagen über den Verfall des Handels und der Gewerbe [1]). Der König fand die Ursache darin, daß bei Zahlungsunfähigkeit den Kaufleuten zu viele Nachsicht bewiesen würde. Der Minister Jariges vertheidigte dies Verfahren der Gerichte und bat den König, lieber die Ursachen gründlich untersuchen zu lassen. Der König erwiderte, daß ihm diese Ursachen hinlänglich bekannt seien. Er führt dies und jenes an. Die Kaufleute hätten bei der Errichtung der Bank ihre Rechnung dabei nicht zu finden geglaubt, und deshalb mehr als eine Million baaren Geldes außer Landes geschickt. Die Kaufleute seien aus Caprice gegen seine neuen Einrichtungen, und verschrieen dieselben. Das alles wisse er sehr wohl, und deshalb könne eine Untersuchung keinen Nutzen bringen. Der König hatte bereits im siebenjährigen Kriege Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie wenig seine Ansichten mit denen des Handelsstandes von Berlin vereinbar waren [2]). Im Jahre 1760 waren die Russen in Berlin. Kurz zuvor hatte eine Streifschaar des Königs im Reiche Contributionen erhoben, in Bamberg, Würzburg und an anderen Orten. Der Reichshofrath hatte als richterliche Behörde die deshalb ausgestellten Wechsel für ungültig erklärt. Wir bemerken, daß wir dies Verfahren nicht beurtheilen, sondern berichten. Der König empfand das sehr unangenehm und entschied nun: „Zu Repressalien dessen erklären S. M., daß die den Russen ausgestellten Wechsel nicht bezahlt werden sollen, und S. M. wollen sie für null, nichtig und unacceptabel declariren, sie mögen ausgestellt sein, wohin sie wollen." Der König mochte vielleicht glauben, kraft seiner Allgewalt in diesem Schritte für seine Unterthanen väterlich gesorgt und erreicht zu haben, daß das Geld im Lande bliebe. Anders dachten seine Unterthanen, die Kaufleute von Berlin. Der König mußte es erleben, daß ihr Credit ihnen höher stand, als der

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 86. — [2]) Preuß. II. 256.

Gehorsam gegen ihn und der Vortheil des Nichtbezahlens. Sie schickten ins Hauptquartier einen Abgeordneten, und zwar absichtlich einen Mann, der bei dem Könige sehr wohl gelitten war. Sie ließen durch diesen Mann den König bitten: S. M. möge allergnädigst geruhen ihnen zu erlauben, daß die ausgestellten Wechsel auch bezahlt werden dürften.

War nicht auch das schon eine Caprice der Kaufleute gewesen?

Bei näherer Erwägung jedoch der Worte des Ministers Jariges mochte dem Könige dies Mal seine Annahme einer Caprice der Kaufleute auffallend erscheinen. Die Abneigung derselben war doch wohl einer Untersuchung werth. Er befahl also dem General-Directorium der Sache weiter nachzuforschen und sich darüber auszusprechen. Es geschah. Man reichte ihm ein Gutachten ein.

Dieses Gutachten, von zwei Ministern Blumenthal und Hagen unterzeichnet, liegt uns vor. Wir wiederholen, daß wir dasselbe nicht zu messen haben nach handelspolitischen Ansichten unserer Zeit. Es ist lediglich unsere Aufgabe zu berichten, wie damals, in der Zeit Friedrichs II., seine eigenen Minister seine Finanzeinrichtungen betrachteten.

Die beiden Männer erkannten, welche schwierige Aufgabe sie unternahmen. Sie berufen sich auf ihr Gewissen und ihre Pflicht, dem Könige die wahre Beschaffenheit und Lage der Dinge zu enthüllen. Sie berufen sich auf den besonderen Befehl des Königs, der diese Pflicht ihnen auferlege. Sie wagen daher ihr devotestes Vertrauen auszusprechen, der König werde es in Gnaden aufnehmen, daß sie die reine Wahrheit zur Richtschnur genommen. Dadurch glauben sie sich den Rücken gedeckt zu haben.

Und dann treten sie hervor mit einer leisen Kritik, die allmählich an Schärfe zunimmt. Nicht auf den Krieg wälzen sie die Schuld, sondern erst seit anderthalb Jahren zeigen alle Fabriken eine große Neigung zum Fall. Die Minister finden diese und jene Ursachen, welche in der Natur der Umstände begründet sind, und berühren schonend alle neuen Institute des Königs. Sie klagen über die Theurung der Lebensmittel und des Brennholzes. Schärfer wird ihre Kritik gegen die levantische Compagnie, welche alle Fabrikanten der Baumwollwaaren von sich abhängig gemacht hat. Der Handel,

sagen sie, hat sich den Krieg hindurch zum Besten des Landes noch so gehalten, daß wenige Klagen über Bedrückung desselben eingekommen sind. Erst nach dem Kriege ist er verfallen, und sichtbarlich seit anderthalb Jahren. Abermals ist es die levantische Compagnie, auf welche eine scharfe Kritik fällt. Aber die Minister berühren an einzelnen Beispielen das System. In ähnlicher Weise hat der König den ganzen Handel nach und von Rußland einem einzigen Hause übertragen, und das Comptoir dieses Hauses erhebt von allen Producten, die nicht durch dasselbe nach oder von Rußland vermittelt werden, einen Zoll, der bis zu 8 Procent steigt. Die Minister betonen: es ist schlechterdings wider die Natur alles Handels einen Kaufmann zwingen zu wollen, daß er seine Waare kauft bei einem bestimmten Comptoire. Der Handel erfordert die natürliche Freiheit, daß es einem Kaufmanne gestattet sein muß, seine Waaren von dem Manne seines Vertrauens zu kaufen. Aus dem Berichte der Minister geht sogar die fast unglaubliche Thatsache hervor, daß der König auch auswärtige Kaufleute, welche etwa ihre Waaren durch sein Gebiet gehen lassen müssen, vermittelst der Zölle hat zwingen wollen bei dem Hause zu kaufen, welchem er die Octroi des Alleinhandels verliehen.

Nachdem sie also sich den Weg gebahnt, stellen die Minister ihren Satz allgemein hin: „Alle die verschiedenen eingeführten Monopole sind dem Handel höchst schädlich." Besonders heben sie das Tabaksmonopol hervor, und schildern die unzähligen Nachtheile. An die Regie wagen sie sich nur von fern. Sie sind nicht der Meinung, daß Brot und Covent für die Unterthanen des Königs von Preußen genüge. Da die Erhöhung, sagen sie, der Abgaben vom Getränke und Fleische mehr beträgt, als die aufgehobenen Abgaben vom Brote: so muß der Arbeitslohn in die Höhe getrieben werden. Sie wagen nicht mehr darüber zu sagen, sondern überlassen es der Beurtheilung des Königs.

Sie weisen nach, wie schon früher in Folge der erhöheten Zölle der Transithandel abgenommen. Doch habe er sich noch gehalten bis 1764, wo abermals eine neue Erhöhung eingetreten. Seitdem höre er auf. Der Handel von Hamburg ins Innere des Reiches gehe den Umweg über Lüneburg und Braunschweig, und vermeide das preußische

Gebiet. Und ähnlich stehe es mit der Messe zu Frankfurt a/O. Seitdem die Waaren von Polen und Sachsen mit Durchgangszöllen von 8 bis 30 Prozent belegt sind, haben die polnischen Juden, die den Meßverkehr von Frankfurt bedingen, seit zwei Jahren angefangen sich nach Leipzig zu wenden. Die Regierungen von Sachsen und Oestreich bieten die Hand. Sie vermindern die Zölle und Abgaben und halten die Landstraßen in gutem Stande. In Preußen dagegen klagt man über die Erhöhung der Sätze in Post- und Fuhrwesen.

Und dann kommen die Minister zur wichtigsten Sache. Bei den Bankerotten, sagen sie, die vor drei Jahren hier ausbrachen, erfand sich, daß die meisten Gläubiger in Hamburg und Holland wohnten. Dennoch behielten unsere Kaufleute Credit. Erst die Errichtung der Bank hat den Credit erschüttert, weil Jedermann sich fürchtete, fortan mit Papier bezahlt zu werden. Viele Gelder wanderten aus. Das war der Erfolg der Errichtung der Bank vor einem Jahre. Nun aber liegt ein neues Bankstatut vor. „Wir sind vollkommen überzeugt", sagen die Minister, „daß die Feinde Ewr. Majestät sich freuen würden, wenn dieser neue Plan zur Ausführung käme. Wir haben daher auch mit vieler Betrübnis vernommen, daß derselbe schon vor einigen Wochen, und ehe er uns bekannt geworden, in Hamburg zum Gegenstande einer nachtheiligen Kritik gemacht ist. Wollen Ew. Majestät eine Bank: so sind wir auf Befehl dazu erbötig einen Plan einzureichen." Sie erörtern weiter den neuen Bankplan. „Der Zwang", sagen sie, „daß jedes Capital über 150 Thaler durch die Bank gehen soll, ist nirgends in der Welt jemals erhört. Das Hauptsächlichste in dem Plane ist aus dem berüchtigten Law'schen Systeme in Frankreich und aus den dänischen und schwedischen Bankeinrichtungen entlehnt, und auf alle Unterthanen, auch diejenigen, welche nicht Handel treiben, in einer solchen Weise ausgedehnt, daß die Folgen für uns betrübter sein werden, als jemals diejenigen in Frankreich, Schweden oder Dänemark. Dort sind die Capitalien geflohen, wie viel mehr wird es bei uns geschehen! Statt des Gewinnes, den man vorspiegelt, ist allgemeiner Verlust unvermeidlich."

„Calzabigi und seine Helfershelfer", fahren sie fort, „sinnen nur auf ihren Gewinn. Darum haben sie schon seit geraumer Zeit die Kaufleute, welche ihre Ränke und Geldschneidereien durchschauten,

und alle anderen, welche wider ihre Einrichtungen erhebliche und gründliche Bedenken gemacht, theils selbst, theils durch Andere bei Ewr. Majestät als Ignoranten und Bösewichter anzuschwärzen gesucht."

Der König erhielt die Eingabe der Minister am 1. October 1766. Am 2. ließ er erwidern, das General-Directorium würde besser gethan haben, gänzlich zu schweigen, als eine solche Probe von Unwissenheit und Mangel an Einsicht abzugeben. So ward die Antwort officiell gefaßt. Sie genügte dem Könige nicht. Er schrieb eigenhändig darunter[1]: „Ich erstaune über der impertinenten Relation so sie mir schicken, ich entschuldige die Ministres mit ihre Ignorance, aber die Malice und corruption des Concipienten muss exemplarich bestrasset werden, sonsten bringe ich die Canaillen niemahls in der Subordination."

Die exemplarische Strafe erfolgte sofort. Als Verfasser erfand sich der geheime Finanzrath Ursinus. Am folgenden Tage kam ein neuer Bescheid des Königs, daß er diesen Mann cassirt und nach Spandau zur Festung habe bringen lassen. Er sprach den Ministern noch einmal seinen herben Tadel aus. Da ihre Vorstellung der Widerspenstigkeit der Kaufleute so sehr das Wort rede: so könne der König unmöglich anders schließen, als auf Bestechung, und daß die Berichte des General-Directoriums dem Meistbietenden feil sein müßten. Um solcher Corruption ein Ziel zu setzen, habe der König mit dem gewissenlosen und pflichtvergessenen Verfasser der Schrift in angezeigter Weise verfahren, und jeder Andere, ob Rath oder Minister, möge sich die sichere Rechnung machen, daß der König in ähnlichem Falle denselben gleichfalls ohne alle Umstände arretiren und auf Zeitlebens werde zur Festung bringen lassen. Fortan karrte Ursinus in Spandau.

Es ist merkwürdig, wie leer an Berichten über derartige Zustände im preußischen Staate selbst vertraute Briefe der Zeitgenossen sind. Lessing ist zugegen und selbst thätig gewesen in mancherlei Angelegenheiten des siebenjährigen Krieges. Seine Briefe sind erfüllt von Untersuchungen über Kunst und Literatur; von Politik

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 102. ff.

dagegen enthalten sie selten, fast niemals ein Wort. Nur einmal als der schale Berliner Schwätzer Nicolai, ein Philosoph nach Art von Voltaire und Friedrich, die Städte Wien und Berlin vergleicht und von der Berliner Freiheit zu denken und zu reden spricht, hat Lessings Geduld ein Ende. „Wien mag sein wie es will," sagt er [1]), „der deutschen Literatur verspreche ich dort noch immer mehr Glück, als in eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden und man sich nicht hat einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich ein rechtlicher Mann doch nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien gethan hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.

So Lessing. Von Ursinus, der in Spandau karrte, wußte er wahrscheinlich nichts.

Um dieselbe Zeit reiste der Engländer Malmesbury nach einem längeren Aufenthalte in Berlin von dort nach Polen. „Als ich von Glogau nach Fraustadt gelangte," sagt er [2]), „berührte mich nach dem Aufenthalte in dem Despotenlande die Luft der Republik Polen wie ein erfrischender Hauch."

Friedrich II. war sicher, daß fortan, nach Ursinus, kein unbequemer Tadel ihn in seinen Finanzplanen stören würde. Er wandelte weiter auf dem Wege des Monopols.

---

[1]) Lessing an Nicolai 25. August 1769, in der Ausgabe der Nicolaischen Buchhandlung Thl. XXIX. S. 261.

[2]) Malmesbury: Diaries and Correspondence. Vol. I. p. 10.

Bald nachher ersah er eine Gelegenheit, wie ein solches auch seinem Adel nützlich werden könne, nämlich dasjenige des Kornhandels. Es ist wahrscheinlich, daß ursprünglich die Beschränkung desselben bei ihm nur von dem Grundsatze ausging, das unentbehrliche Nahrungsmittel der Menschen auf einem Preise zu erhalten, bei welchem sowohl der Producent als der Consument bestehen könne. Zu diesem Zwecke legte der König Magazine an, aus denen in der Zeit der Theuerung das Getreide an Arme zu einem billigen Preise verkauft werden sollte. Aus diesem Grunde ferner verbot er nicht blos die Ausfuhr des Getreides, wenn nach seiner Meinung Mangel entstehen konnte, sondern er verbot auch die Einfuhr, wenn nach seiner Meinung genug gewachsen war. Er verwunderte sich dann sehr über den Ungehorsam seiner Unterthanen [1]), die ihn baten, dennoch auswärts kaufen zu dürfen. Er schlug das ab. Erst später scheint sich der Gedanke in ihm ausgebildet zu haben, den Getreidehandel zu einer Finanzquelle zu machen, wenn nicht für sich, so doch für seinen Adel, an dessen Erhaltung der Officierstand seines Militärstaates hing. Im Jahre 1770 gab er eine Bewilligung zum ausschließlichen Getreidehandel auf der Elbe und der Oder an zwei Gesellschaften [2]). Das Capital einer jeden Gesellschaft sollte aus 200,000 Thalern bestehen, nämlich in 200 Actien zu je 1000 Thaler. Der Adel hatte das Recht vor allen anderen Unterthanen so viele solcher Actien für sich zu nehmen, als er für gut fand. Aber ein solches Geschäft hätte den Adel, der nach den Worten des Königs im allgemeinen Ehrgefühl hatte, in eine Linie gesetzt mit Kaufleuten, die nach den Worten desselben Königs im allgemeinen kein Ehrgefühl hatten. Friedrich II. bauete vor. Er erklärte ausdrücklich, daß die Theilnahme an solchen Actien dem Adel an seiner Ehre keinen Eintrag thun solle. Diese beiden Gesellschaften befaßen ausschließlich das Vorrecht fremdes Getreide einzukaufen und wieder zu verkaufen, und Niemand durfte in diesem Handel ihr Mitbewerber sein. Sie konnten auch einheimisches Getreide kaufen und auswärts wieder verkaufen, nur daß dabei der Zwang des Ausschlusses anderer Unterthanen nicht statt fand.

[1]) Preuß: Urkundenbuch III 82. — [2]) Mir. u. Mauv. II. 129.

Das Institut konnte für das Gemeinwohl drohend werden; indessen war für Hemmnisse in jeder Beziehung gesorgt. Dieser Handel nämlich war nur so lange gestattet, als der Scheffel Rocken in Berlin 1 Thaler, in Pommern oder in Magdeburg 18 ggr. galt. Man sieht, wie die Maßregeln des Königs der Speer des Achilles sein konnten, der die Wunden heilt, welche er eben geschlagen. Der Natur der Sache nach konnte aus beiden Unternehmungen nichts werden.

Alles bis dahin Geschehene überbot der König im Jahre 1772 [1]). Am 3. October gründete er eine Gesellschaft zum Vertriebe des Seesalzes. Der Salzhandel war auch früher schon Regal: diese Gesellschaft hatte einen anderen Zweck. Oestreich hatte damals die Salzwerke von Wieliczka in Besitz genommen, und es trat demgemäß für den König die Besorgnis ein, daß bei einer zweckmäßigen Verwaltung fortan die Salzwerke Oestreichs die Polen mit Salz versorgen würden. Deshalb wollte der König den Polen Seesalz liefern, und gründete, um den Handel zu organisiren, eine Gesellschaft. Der Handel mit Salz, hieß es, sei zu vielen Abwechselungen unterworfen. Bald sei Ueberfluß daran, bald Mangel in den Vorrathshäusern der Kaufleute. Deshalb hat der König, um das wahre Beste des Handels zu berathen — freilich, wozu auch sonst? —, aus diesen und vielen anderen erheblichen Ursachen, von deren Wirklichkeit er durch gründliche Untersuchung überzeugt ist, beschlossen, daß dieser Zweig einer ausschließenden Gesellschaft anzuvertrauen sei. Dies Mal indessen dachte er auch an eine Entschädigung derer, welchen er ihren bisherigen Erwerbszweig nahm. Damit die Kaufleute in Königsberg, Elbing, Memel und Braunsberg dafür schadlos gehalten würden, versprach ihnen der König den ausschließlichen Verkauf alles Garnes, des Leinens, der Pottasche, des Lein- und Hanfsamens, des Wachses aus dem Fürstenthum Ermeland. Die Frage, ob denn die unglücklichen Producenten hier etwas verbrochen hatten, daß der König auf ihre Kosten Andere entschädigen wollte, scheint nicht aufgeworfen zu sein. Indessen auch die Freude der Kaufleute, wenn anders sie eine solche hatten, über die Entschädigung war kurz.

---

[1]) a. a. O. p. 131.

Am 14. October desselben Jahres, also 11 Tage später, stiftete derselbe König Friedrich II. die Seehandlungs-Gesellschaft. Sie sollte gegründet sein auf 2400 Actien zu je 500 Thaler. Sieben Achtel der Actien nahm sofort der König für eigene Rechnung, ein Achtel verblieb für Andere. Diese Gesellschaft soll den ausschließlichen Handel mit allem Seesalze haben, und das Stapelrecht auf alles Wachs, zehn Meilen weit von der Weichsel auf preußischem Grunde und Boden. Die Stapelplätze sind Bromberg und Fordon. Dahin muß alles Wachs geschafft werden. Können die Verkäufer sich mit der Seehandlung nicht einen, so dürfen sie nach fünf Tagen mit ihrer Waare wieder wegziehen, nicht jedoch zunächst und sogleich zum Verkaufen an einem andern Platze, sondern erst wieder nach dem Ursprungsorte. — Bei solcher Quälerei fühlt man sich fast versucht zu fragen: warum nahm der große König den armen Leuten nicht etwa die Hälfte ihres Vorrathes unentgeltlich ab und bezahlte die andere Hälfte? Es wäre wenigstens kürzer gewesen.

Allein eben diesen selben ausschließenden Handel mit Wachs hatte ja der König 11 Tage vorher an die Kaufleute der vier preußischen Seestädte verliehen. Allerdings, das hatte er. Aber nun nahm er es wieder? Auch das that er. Wollte vielleicht Jemand darüber räsonniren und dabei das Beispiel des geheimen Finanzrathes Ursinus vergessen, der damals, wenn er noch nicht dem Grame erlegen war, fleißig in Spandau die Karre schob? Der König nahm mit demselben Rechte, mit welchem er gegeben hatte. Er hatte sich durch gründliche Untersuchung von der Wirklichkeit der erheblichen Ursachen überzeugt. Was also wollte man mehr?

Nur wolle man nicht sagen, daß in den Ländern und unter dem Scepter dieses allregierenden Königs fortan noch von einem Handel die Rede sein konnte.

Wie sich von selbst versteht, durfte nun das Geld des Königs nicht schlecht angelegt sein. Die Actien, so hieß es in den Paragraphen der Stiftung, werden beständig zehn Procent Zinsen abwerfen. Außerdem wird nach Umständen eine Dividende ausgetheilt. Diese Zinsen, die der König im Voraus befahl, beruhten auf dem Handel mit Wachs. Für den Seehandel überhaupt war die Gesellschaft nicht ausschließend privilegirt, nur für denjenigen mit dem Salz aus Spa-

nien u. s. w., dem sogenannten Seesalze; aber sie hatte andere Vergünstigungen. Das Holz aus Polen war mit 50 Procent belastet; nur das Holz, dessen die Seehandlung für ihre Schiffe bedurfte, war frei. Also Wachs, Seesalz, Holz waren das ausschließliche Eigenthum dieser Gesellschaft; denn ein Zollprivilegium von 50 Procent steht einem Verbote alles anderen Schiffbaues durch Privatpersonen gleich. Daneben errichtete der König noch wieder eine andere Gesellschaft für den Verkauf des Seesalzes nach Polen hin. Die Anlage war eine halbe Million Thaler in fünfhundert Actien.

Nach der alten Erfahrung kann eine Handelsgesellschaft, die unmittelbar von einer Regierung geleitet wird, nicht bestehen. So geschah es auch hier. Die Gesellschaft ging sofort zurück. Wir möchten fast bezweifeln, ob auch nur jemals die 10 Procent Zinsen bezahlt sind, wenn nicht vielleicht vom Capitale selbst. 1774 trat der Minister Görne an die Spitze. Er betrog. Dennoch schwindelte er dem Könige den Stand der Dinge derartig vor, daß Friedrich II. 1780 seine Zufriedenheit darüber aussprach. Erst nachher ward Görne festgenommen, und es eröffneten sich auch ihm die Thore von Spandau. Die Commissare [1]) fanden, daß er 800,000 Thaler für sich verwandt habe. Die Gesellschaft hatte damals bereits 1.400,000 Thaler verloren. Dennoch bestand sie fort, im engen Zusammenhange mit der Bank, von wo sie die Gelder entlehnte. Der König hatte Gelder in die Staatsbank gelegt, und zwar lediglich aus Speculation [2]), „damit die großen Summen," sagt er, „die ich des Krieges wegen vorräthig halten muß, inzwischen theils nicht ganz todt liegen, theils zum Besten des Staates durch die Bank circuliren." Daß ein solches Verfahren nicht im Rechte sei, fühlt er selbst, indem er dem Minister Hagen, dem er es mittheilt, Verschwiegenheit anbefiehlt. Aber freilich, Friedrich brauchte Geld, viel Geld; denn es konnten ja die Oestreicher kommen. Oder auch, er konnte wieder zu ihnen gehen.

Wir haben zu erwägen, wie sich in den Augen des Königs nach solchen Finanzoperationen die Dinge gestalteten. Er überblickt dieselbe im Jahre 1775 [3]).

[1]) Moser: patr. Archiv I. 409. Bericht der Commissare. — [2]) Preuß: Urkundenbuch III. 105. — [3]) Oeuv. IX. 183.

„Die Finanzen sind der Nerv des Staates. Nach dem Kriege haben sie sich mächtig gehoben. Die Mehreinkünfte sind von Westpreußen 1,200,000 Thaler. Der Tabak bringt eine Million. Die Bank 100,000 Thaler. Das Brennholz 50,000 Thlr. Das Lotto 56,000 Thlr. Dazu die Einkünfte der Regie. Die ganze Einnahme beträgt 21,700,000 Thaler. Davon müssen 187,000 Mann unterhalten werden. Nach Abzug der Unterhaltkosten bleiben 5,700,000 Thaler."

Wir sehen also, Friedrich II. selbst schlägt den Unterhalt seines Heeres im Jahre 1775 auf 16 Millionen Thaler an. Zur selben Zeit berechnet der Berliner Nicolai[1]) die Einkünfte der weitschichtig hin ausgedehnten Macht Oestreich unter Maria Theresia auf 40 Millionen Gulden. Davon, sagt er, wurden für das Heer verwendet 14 Millionen Gulden. Mithin war die Heereslast in Oestreich etwa ein halber Gulden jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, in Preußen drei und ein drittel Rthlr. Aber dann kam der Kriegsschatz und die Festungen.

„Von den 5·7 Millionen sind jährlich 2 Millionen in den Schatz gelegt, und 3·7 Millionen sind verwendet für Fortificationen, Landesverbesserungen, Gebäude und Subsidien an Rußland." (480,000 Thlr.)

Wir müssen dabei uns erinnern, daß die Kosten für den Civildienst in den Provinzen selbst aufgebracht wurden.

„Die Bestimmung dieser 5·7 Millionen ist, in Kriegszeiten die außerordentlichen Ausgaben zu bezahlen, die jährlich auf 11 Mill. steigen, so daß man noch 5·3 Mill. zu erlegen hat. Diese Summe muß aus dem Schatze genommen werden, der 19·3 Mill. enthält, außer 4·3 Mill. im kleinen Schatze für die Mobilmachung. Dann haben wir noch 4·2 Mill. in Breslau und 900,000 Thlr. in der Bank von Magdeburg. Außerdem muß die Kriegskasse 11 Mill. haben, um zur Kriegszeit die Regimenter im voraus zu bezahlen. 4 Mill. sind schon da, die andern werden in drei Jahren da sein."

Das heißt: im Jahre 1778 werden sie da sein. Das Jahr anzugeben ist nicht ohne Bedeutung.

[1]) Reise durch Deutschland und die Schweiz Bd. III. S. 98.

„Aber man kann mit allem dem nur vier Feldzüge aushalten. Deshalb ist es nothwendig, sich Sachsens zu bemächtigen, um den Schatz so viel wie möglich zu schonen. Er darf nur angegriffen werden, um den Ausfall der Provinzen zu decken."

Unwillkürlich enthüllt hier Friedrich II., daß er an keinen anderen Krieg überhaupt denke, keinen anderen in die Möglichkeit seiner Berechnung aufnehme, als Krieg gegen Oestreich. Und im Voraus wieder ist es sein Plan: die unglücklichen Sachsen sollen diesen Krieg bezahlen. Freilich wer mit dem Könige Friedrich II. darin übereinstimmt, daß es der Zweck des Daseins seiner Unterthanen war, abermals und abermals in den Krieg zu gehen, so oft es ihm gefiel, der wird auch hier wieder seine Umsicht bewundern, die alles zuvor erwog. Friedrich II. selbst allerdings zollt sich diese Anerkennung und Bewunderung.

„Das ist der Kern der Dinge, welcher zeigt, daß man die größte Sparsamkeit beobachten muß, um den letzten Thaler in der Tasche zu haben, wenn man den Frieden unterhandelt."

Aber auch ihm muß doch einmal die Frage aufstoßen, ob seine Art zu verfahren nicht das Land unsäglich drücke. Hier helfen ihm die Tabellen seines Ministers Herzberg.

„Dieses Geld, die zwei Millionen, welche jährlich aus der Circulation in den Schatz übergehen, ist beträchtlich; aber das Zurückziehen desselben ist gerechtfertigt, weil die Handelsbilanz jährlich 4·4 Millionen zu Gunsten des Staates ausweist, so daß sich die Circulation auch nach Abzug der 2 Millionen um 2·4 Millionen jährlich bereichert. Unter dem verstorbenen Könige verlor der Staat jährlich eine halbe Million. Ich habe Mittel gefunden durch die Gründung vieler Fabriken, und besonders mit Hülfe von Schlesien, die Dinge dahin zu bringen, wie ich angezeigt habe. Darum muß man die Manufacturen nicht aus den Augen verlieren. Durch dieses Mittel kann die Bilanz jährlich noch um einige hunderttausend Thaler steigen. Aber wichtiger noch ist die gute Ordnung, welche die Regie begründet hat."

Es ist ein merkwürdiges Document der Selbsttäuschung, in welcher dieser König befangen war. Wie auch sollte er derselben entrissen werden? Die Thore von Spandau standen ja offen.

Der König erörtert weiter Heer und Politik?

„Die Lage unseres Staates zwingt zum Unterhalte vieler Truppen; denn unsere Nachbarn sind Oestreich, Frankreich, Rußland und Schweden. Der Kriegsfuß ist 220,000 Mann, Freibataillone und Vermehrung der Cavallerie inbegriffen. Davon kann man 180,000 Mann ins Feld stellen. Aber wenn man die Armeen bilden muß: so springt es in die Augen, daß wir nicht zu viel haben. Ich glaube, daß die Disciplin auf dem Fuße bleiben muß, wie sie ist. Wenn der Souverän sich nicht bei dem Heere betheiligt, nicht selbst das Beispiel gibt: so ist alles verloren. Wenn man die Faullenzer des Hofes dem Militär vorzieht: so wird Jedermann sich dieser Faulheit hingeben, und anstatt daß nun unsere Officiere adelig sind, wird man seine Zuflucht nehmen müssen zu Bürgerlichen (roturiers). Das würde der erste Schritt zum Verfalle und zur Vernichtung des Heeres sein. Wir haben gegenwärtig auf die Compagnie nur 70 Inländer. Dieses Princip muß festgehalten werden, um das Land zu schonen, welches durch die Vermehrung der Bevölkerung, wenn der Krieg es erfordert, Nachschub leisten kann."

„Einer der ersten Grundsätze der Politik ist sich mit dem Nachbar zu verständigen, welcher dem Staate die gefährlichsten Schläge beibringen kann. Aus diesem Grunde sind wir im Bündnisse mit Rußland. Denn so lange dieses dauert, ist Preußen im Rücken gesichert und kann auch von Schweden aus in Pommern nicht angegriffen werden. Die Zeiten können sich ändern; aber niemals wird man von einem Bündnisse mit anderen Staaten dieselben Vortheile haben, wie mit Rußland."

Er erörtert dann die anderen Länder.

„Die französischen Truppen sind nichts werth, und die Franzosen helfen ihren Nachbarn schlecht. Die Engländer zahlen Subsidien und opfern ihre Alliirten dem eigenen Interesse auf. Ich spreche nicht vom Hause Oestreich, mit welchem es unmöglich scheint eine feste Verbindung einzugehen."

„Da das Land arm ist und keine Hülfsquellen hat: so ist es nothwendig, daß der Souverän immer einen gefüllten Schatz habe, um wenigstens einige Feldzüge auszuhalten. Deshalb muß er sparsam sein und scharfe Ordnung halten. Wenn er das Beispiel der

Verschwendung gibt: so ahmen seine Unterthanen ihm nach. Auszeichnungen müssen allein für Verdienste und nicht für Reichthümer gegeben werden. Weil man in Frankreich dies Princip nicht beobachtet hat: so sind die Sitten verdorben. Da der Krieg ein Strudel ist, welcher die Menschen verschlingt: so muß man die Augen darauf haben, daß das Land sich möglichst bevölkere. Dadurch wird es auch besser bebaut, und die Eigenthümer stehen sich günstiger. Ich glaube nicht, daß man in diesem Lande jemals sich überreden lassen darf eine Kriegsmarine zu bauen. Meine Gründe sind: es gibt in Europa große Marinen: die englische, die französische, die spanische, die dänische und die russische. Wir können es nie ihnen gleich thun. Also werden wir mit einigen Schiffen immer schwächer sein, als sie, und die Ausgabe ist unnütz. Das Geld, welches die Marine uns kosten würde, müßte von unseren Landtruppen genommen werden. Das Land ist nicht volkreich genug, um zugleich Soldaten und Matrosen herzugeben. Da ferner Seeschlachten selten entscheidend sind: so ist es vortheilhafter das beste Landheer zu haben, als die schlechteste Flotte."

Weil der König so argumentirte: so blieben die seefahrenden seiner Unterthanen mit seiner Flagge nach wie vor auf allen Meeren dem Uebermuthe eines Jeden preis gegeben, der eine Kanone an Bord hatte. Der König vergaß, daß aus der Pflicht des Steuerzahlens auch ein Recht auf Schutz erwachse. Indessen, er hatte ja Anderes im Sinne.

„Die Politik muß ausschauen, um die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Deshalb muß Geld im Vorrathe sein, damit die Regierung bereit sei zu handeln, sobald politische Gründe den Moment ergeben. Der Krieg selbst muß nach den Grundsätzen der Politik geführt werden, um dem Feinde die blutigsten Schläge beizubringen. Die großen Feldzugsplane gelingen nicht immer; aber wenn sie ausgedehnt sind: so erfolgt daraus immer mehr Vortheil, als aus den kleinen Projecten der Einnahme einer Festung auf der Grenze."

„Politik, Militär, Finanzen sind so eng verbunden, daß sie nicht getrennt werden können. Wenn diese Zweige in diesem Staate getrennt würden, wie es in Frankreich geschieht: so wäre er verloren. Die großen Monarchien erhalten und bewegen sich durch sich selbst.

Die kleinen Staaten werden zertreten, wenn dort nicht alles Kraft, Nerv und Spannung ist."

Es ist das Trugbild, welches der ruhelose Ehrgeiz des Königs sich entwirft. Es hatte ihn niemals eine Gefahr bedroht, als welche er selber heraufbeschwor. Aber man beachte, daß der Kern aller dieser Worte der Gedanke ist: der Staat der Hohenzollern muß erobern um jeden Preis, und alle Kräfte, die an Menschen und Geld ihm angehören, haben einen Werth für ihn nur als Material zum Zwecke der Eroberung.

„Das sind meine Gedanken über diesen Staat. So lange derselbe nicht eine größere Ausdehnung und bessere Grenzen hat, muß er durch Fürsten regiert werden, welche immer auf der Schildwache sind, welche die Ohren gespitzt haben, um über ihre Nachbarn zu wachen, und bereit sind von einem Tage zum anderen, sich gegen die verderblichen Plane ihrer Nachbarn zu vertheidigen."

Die Art und Weise der Erwerbung von Schlesien, Ostfriesland und preußisch Polen lieferte den lehrreichen Beleg, was Friedrich unter dem Worte des Vertheidigens gegen die verderblichen Plane der Nachbarn verstand. Es ist eine, man möchte sagen, dämonische Consequenz in diesem Principe des Fridericianismus, durch Gewalt und Tücke aller Art fremdes Eigenthum an sich zu bringen, und dann von diesem Besitze des unrechtmäßig erworbenen Gutes aus die Nothwendigkeit zu demonstriren, daß man mehr sich aneignen müsse.

Fünfzehnter Abschnitt.

Der Gegensatz von Friedrich II. und Maria Theresia.

Charakterisiren wir den König Friedrich II., wie er in damaliger Zeit dem Auge eines mehrjährigen und competenten Beobachters erschien. Es ist nicht ein deutscher Mann, der diese Zeichnung entworfen: mithin wird man eine Kundgebung des deutschen Patriotismus, eine Aeußerung des gerechten Zornes über das unendliche Weh, welches die Fridericianische Gier der Eroberung zunächst über Deutschland gebracht, in dieser Schilderung nicht suchen. Andererseits aber gewinnt sie durch das Fernbleiben jeder anderen Erregung, als derjenigen des Unwillens gegen das Häßliche und Gemeine, an innerer Kraft der Wahrheit. Der Verfasser dieser Schilderung ist der englische Gesandte Harris, später bekannt unter dem Namen des Lord Malmesbury. Es ist ferner nicht eine gelegentliche Aufzeichnung oder eine solche, die vielleicht zu irgend einem politischen Zwecke für die Oeffentlichkeit bestimmt sein konnte, sondern eine Charakteristik, die der Gesandte in Eid und Pflicht seiner Regierung nach bestem Wissen und Wollen, nach langjähriger Beobachtung, zur Information für seinen Minister Suffolk abfaßte. Dieselbe lautet wie folgt:

„Die Basis Sr. pr. Majestät, von dem Tage seiner Thronbesteigung an bis heute, scheint diese zu sein. Er betrachtet die Menschen im allgemeinen und besonders die, welche er zu regieren bestimmt war, als Wesen, die lediglich zu dem Zwecke geschaffen

worden, seinem Willen unterworfen und brauchbar zu sein zur Ausführung desjenigen, was immer ihm zur Ausdehnung seiner Besitzthümer, zur Vermehrung seiner Macht zweckmäßig erscheinen mochte. Von dieser Basis aus hat der König, ohne jemals seine Minister oder Generale zu befragen, nur von seinem eigenen Urtheile allein sich leiten lassen. Er hat dies nicht so sehr gethan, etwa wegen seiner geringschätzigen Meinung von ihren Fähigkeiten, als wegen der aus seinem eigenen Gefühle stammenden Ueberzeugung, daß, wenn er sie anders denn als einfache Werkzeuge anwendete, sie mit der Zeit einen eigenen Willen annehmen, und anstatt Gehülfen zu bleiben, es versuchen würden, Führer zu werden."

„Um in diesem Systeme zu beharren, fand er es für nöthig, sich des Mitleides und des Gewissens zu entschlagen, mithin auch der Religion und der Moralität. An die Stelle der Religion hat er für sich den Aberglauben gesetzt: an die Stelle der Moral das was man in Frankreich nennt: sentiment. Dies erklärt einigermaßen die bunte Mischung von Barbarei und Menschlichkeit, die seinen Charakter so stark markirt. Ich habe ihn in einem Schauspiele weinen sehen, habe erfahren, daß er einem kranken Hunde eben so viele Sorgfalt widmete, wie eine sorgende Mutter ihrem Kinde. Und dieser selbe Mann gab am nächsten Tage Befehl zur Verheerung eines Landstriches, oder er machte durch eine muthwillige Steigerung der Abgaben einen ganzen Bezirk unglücklich, und was vielleicht noch widersprechender erscheint, er trug während der ganzen Zeit der Krankheit seines Bruders, durch beständige Kundgebungen seiner Unzufriedenheit mit ihm, zum Tode desselben bei. Ferner ist er so weit entfernt von Blutdurst, daß er kaum irgend jemals einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen läßt, es wäre denn wegen einer ganz notorischen Sache. Allein im vorigen Kriege gab er den Chirurgen seiner Armee geheime Befehle, eher die Gefahr auf sich zu nehmen, einen verwundeten Soldaten sterben zu lassen, als durch die Amputation eines Gliedes die Zahl seiner Invaliden und die Ausgaben für dieselben zu vermehren. Indem er so niemals sein Interesse aus dem Auge verliert, setzt er in dem Augenblicke, wo dasselbe betheiligt wird, alle Gefühle bei Seite. Obwohl er demnach als Individuum oft menschlich, wohlwollend und freundlich erscheint,

und wirklich auch ist: so verlassen ihn doch diese Eigenschaften von dem Augenblicke an, in welchem er als König handelt, und dann ist, wohin auch immer er seinen Fuß setzt, in seinem Gefolge Verwüstung, Elend und Jammer."

„Denken wir uns dieselben irrigen Grundsätze angewandt auf die innere Verwaltung seiner Länder: so sehen wir den Grund, weshalb er nie sich belehren läßt zu glauben, daß ein reicher Schatz, der todt in seinen Koffern aufgespeichert liegt, sein Königreich arm macht, daß dagegen die Reichthümer wachsen durch die Circulation, ferner daß ein Handel nicht bestehen kann ohne gegenseitigen Nutzen, daß Monopole und ausschließende Privilegien den Wetteifer und folglich den Fleiß niederschlagen, überhaupt daß der wahre Reichthum eines Souveräns besteht in dem Wohlstande und dem Ueberflusse seiner Unterthanen."

„So klar auch diese seine Grundirrthümer vorliegen: so ist doch der Erfolg derselben weit mehr der gewesen, daß das Elend seiner Unterthanen gesteigert, als daß der Fortschritt seiner eigenen Größe gehindert wurde. In Kleinigkeiten hat er sein Ziel verfehlt: in fast allen wichtigen Unternehmungen, die er angefangen, hat er durch seine Thatkraft und List, so wie durch andere große Fähigkeiten, den Erfolg davon getragen. Wir haben ihn einen Krieg mit fast allen großen Mächten Europas beenden sehen durch einen vortheilhaften Frieden. Wir haben seitdem ihn über diejenigen, welche seine natürlichen Feinde waren, ein solches Uebergewicht gewinnen sehen, daß sie beitrugen zu der Ausführung seiner ehrgeizigen Plane. Der unermeßliche Zuwachs an Einnahmen, die riesige Armee, welche er unterhält, und das wunderbare Uebergewicht, welches er in Europa behauptet, werden in zukünftigen Zeiten unglaublich erscheinen. Er fand beim Tode seines Vaters ein Einkommen von 13 Millionen Thalern, einen Schatz von 16 Millionen, keine Schulden und ein Heer von 50,000 Mann. Man sah dies an als die stärkste Anstrengung der Sparsamkeit. Er hat jetzt ein Einkommen von 21 Millionen, wenigstens die dreifache Summe im Schatze, und nahe an 200,000 Mann wirklichen Heeresbestand."

„Er verdankt dies unzweifelhaft zu einem bedeutenden Theile der Ueberlegenheit seiner Talente. Allein ich meine doch, man sollte

auch eine andere Ursache finden in dem Charakter und der Stellung seiner Unterthanen. Im allgemeinen sind sie arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Eine wirkliche Aristokratie, ein begüterter Adel würde nicht sich dazu hergeben, ihm für seinen Dienst eifrige Subalternofficiere zu liefern. Ihre Eitelkeit bringt sie dahin, in der Bedeutung ihres Monarchen ihre eigene Bedeutung zu finden. Ihre Unwissenheit erdrückt in ihnen jeglichen Begriff von Freiheit und Widerstand gegen Despotismus. Ihr Mangel an Grundsätzen macht sie zu bereitwilligen Werkzeugen der Ausführung jeglichen Befehles, den sie empfangen, ohne Prüfung, ob derselbe mit der Billigkeit vereinbar sei oder nicht. Se. pr. Majestät hat es sehr wohl verstanden, diesen Charakter auszunutzen. Er hält sie alle in respectvoller Entfernung. Jedes Wort, jedes Lächeln von ihm ist für sie eine Gnade. Indem er keinen von ihnen nach Verdienst belohnt, lehrt er sie verzichten auf den Glauben, daß sie überhaupt Verdienste haben. Die höhere Begabung, die er von Natur besitzt, und der Abstand, in welchem er die Menschen von sich erhält, bewirken, daß sie aufblicken zu ihm wie zu einer Gottheit. Und obwohl sie die eiserne Ruthe, welche über sie herrscht, sehr wohl fühlen: so wagt doch Keiner auch nur zu murren. In den Augenblicken, wo er den Monarchen bei Seite setzt, und sich in jeglicher Art der Zügellosigkeit ergeht, duldet er nie, daß die Werkzeuge oder Genossen seiner Ausschweifungen den geringsten Einfluß auf ihn ausüben. Einige Wenige derselben hat er belohnt, Andere entfernt, die Meisten in der Stellung belassen, in welcher er sie fand."

„Nach dem Gesagten ist es vielleicht weniger wunderbar, daß ein solcher Souverän, der über ein solches Volk regiert, ein Land, das vermöge seiner Lage, seines Climas, seines Bodens nur zu einer sehr secundären Rolle in Europa berufen sein könnte, so hoch empor gehoben hat. Eben darum aber wird diese Bedeutung, die nicht eine solide und natürliche, sondern nur eine vorübergehende und künstliche Basis hat, eben so schnell wieder zusammen brechen, wie sie empor gestiegen ist." —

Die Erfahrung hat bewiesen, daß der Engländer die innere Kraft und Haltbarkeit des Fridericianismus doch zu gering angeschlagen hat. Andererseits dagegen ist sehr wichtig seine Beobachtung,

daß der Despotismus Friedrichs nur möglich war auf dem Rücken des gefügigen Servilismus von unten. Lessing hat, wie wir oben gesehen haben, den Staat der Hohenzollern den am meisten sclavischen in Europa genannt. Aber dieser Staat war so wie er war, doch nicht blos von oben herunter, sondern zugleich auch von unten hinauf. Die Herrschaft eines Despoten ist nur möglich über Sclaven, und Friedrich, der unter seinem Vater genau dieselbe Rolle gespielt, die er nach dem Tode seines Vaters die Anderen spielen ließ, wußte, wie weit er darin gehen durfte. Er gelangte selten an die Grenze eines freien Manneswortes, und wo er an eine solche gelangte, da brach er sie nieder. „Sonsten bringe ich, wie er sich ausdrückte, die Canaille niemaln zu der Subordination."

Der Friderieianismus als das System des absoluten Militärstaates nach innen legte sich von Jahr zu Jahr schwerer und bleierner auf den unglücklichen Nordosten von Deutschland.

Dazu wirkten zugleich die Erfolge nach außen nachdrücklich mit. Der Rückschlag dieser Siege des Unrechtes und der Gewalt nach außen war nach innen demoralisirend im höchsten Grade. Schildern wir auch diese Demoralisation mit den Worten des Engländers Malmesbury.

Es ward diesem Gesandten damals von einem Freunde der Wunsch ausgesprochen, er möge Berlin verlassen und einen andern Posten sich ausbitten. Malmesbury dagegen legt seine Neigung dar, in Berlin zu bleiben, wegen der Wichtigkeit, welche dieser Posten bald haben könne, nicht aus einem andern Grunde. Dann schildert [1]) er das damalige Berlin.

„Kein Ort freilich kann in Betreff der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens schlimmer sein als Berlin. Es ist eine Stadt, in der, wenn man das Wort fortis mit ehrenhaft übersetzen darf, weder zu finden ist: vir fortis nec femina casta. Durch beide Geschlechter in allen Lebensständen herrscht eine gänzliche moralische Verkommenheit, verbunden mit Dürftigkeit. Die letztere ist die nothwendige Folge einestheils des Druckes der gegenwärtigen Majestät, und anderntheils der Neigung zur Verschwendung, welche der Großvater ange-

[1]) Malmesbury: Diaries and Correspondence Vol. I. p. 97.

regt hat. Daraus ergeben sich die schlechtesten menschlichen Charaktere. Die Männer sind beständig beschäftigt, Mittel ausfindig zu machen, um die Ausschweifungen ihres Lebens zu decken. Die Weiber sind Harpyen, zügellos eher durch den Mangel an Bescheidenheit als durch irgend welchen anderen Mangel. They prostitute their persons to the best payer, and all delicacy of manners and sentiment is unknown to them."

„So häßlich dies Bild ist, so glaube ich doch nicht allzu dunkele Farben aufzutragen. Ich bin ohne Voreingenommenheit hierher gekommen, und glaube sagen zu dürfen, daß ich hier mit zu vielen verschiedenartigen Leuten in Berührung komme, als daß ich durch Vorurtheile geblendet würde. Alles was ich zu Gunsten dieser Menschen hier sagen kann, ist dies, daß das Beispiel der irreligiösen Nichtachtung aller moralischen und gesellschaftlichen Pflichten, welches der König vor ihren Augen gibt — dies Beispiel, sage ich, verbunden mit dem Erfolge aller seiner Unternehmungen, mit dem Respecte, den er durch Europa genießt, hat das bessere Urtheil der Menschen hier verwirrt, und ihnen die Umkehrung des Sittengesetzes in allzu vortheilhaftem Lichte gezeigt."

Diese Rückwirkung, die zu allen Zeiten der Sieg des Unrechtes übt, ist, moralisch betrachtet, die schlimmste von allen Folgen desselben.

Um so weniger noch konnte von dieser Masse aus, welche von Friedrichs eiserner Hand geknetet wurde wie weiches Wachs, jemals ein politischer Wunsch, eine politische Hoffnung zu ihm emporbringen.

In Friedrichs politischem Systeme bildete einen Grundpfeiler seine Zuversicht auf die Czarin Katharina, über die er zu den Zeiten der Theilung von Polen und auch noch in der ersten Zeit nachher eine merkwürdige Macht geübt zu haben scheint. Der Briefwechsel der beiden ward zu Zeiten sehr eifrig geführt, und deshalb ist es sehr zu beklagen, daß derselbe bis jetzt durchaus verborgen und unbekannt ist. Die Gründe, um deren willen man von preußischer Seite die Veröffentlichung unterläßt, liegen allerdings nahe. Dohm, der einige derselben gesehen, sagt [1]) darüber, daß der Ton in diesen Briefen

---

[1]) IV. p. 259.

nicht immer eines Friedrich würdig sei. Die Herausgeber der Oeuvres de Frédéric haben nur einen einzigen Brief [1]) von Friedrich an Katharina gebracht, und dieser einzige ist nicht blos eines Königs, sondern jedes Mannes von wahrhaftem Selbstgefühl unwürdig. Wenn dies der einzige Brief war, den die Herausgeber zu veröffentlichen wagten: wie mögen da die anderen sein? Wir werden auf diesen einen Brief zurückkommen.

Diese Gründe gegen eine Veröffentlichung, daß man nicht gern die eigenen Vorfahren an den Pranger stellt, können jedoch, sollte man sagen, nur von der hohenzoller'schen Seite obwalten, nicht von der russischen, da die Czarin Katharina, wenn sie sich auch in der Sache von Friedrich hat leiten lassen, doch in der Form wenigstens immer als die Herrin ihm gegenüber steht.

Die Dienste Friedrichs waren zum Theile eigener Art. Katharina selbst war als Prinzessin von Zerbst durch ihn nach Petersburg gekommen. Als sie ihren Sohn, den Großfürsten Paul, zu verheirathen gedachte, wandte sie sich wieder an den gefälligen Friedrich. Er war um so eifriger, weil die Gelegenheit ihm doppelt günstig erschien. Er hatte den Prinzen von Preußen mit einer Darmstädter Prinzessin verheirathet. Es waren dort noch mehrere Schwestern. Eine Verschwägerung seines Thronerben mit dem künftigen Kaiser Paul konnte für das Bündnis zwischen Preußen und Rußland sehr nützlich sein. Deshalb wandte er sich an die alte Landgräfin von Darmstadt [2]), nicht an den Vater.

Er hatte, wie es scheint, in Betreff des Religionspunktes zu dieser Dame mehr Vertrauen als zu dem Vater. Doch war er so vorsichtig im voraus ihr zu erzählen, wie er früher so viele Mühe gehabt, um die Scrupel des Fürsten von Zerbst über die griechische Religion zu beruhigen, wie er nur durch die Dummheit dieses Prinzen zum Ziele gekommen. „Das hat aber gemacht, daß seine Tochter gegenwärtig die Kaiserin von Rußland ist. Sie sehen, Madame, wodurch oft der Anfang der größten Fortune bedingt wird."

Wenn vielleicht die Landgräfin bisher noch nicht auf der Höhe der Philosophie stand: so schwang sie sich bei solchem Anerbieten leicht

---

[1]) Oeuvres XXVII. 3. 323. — [2]) Oeuv. XXVII. 2. 142. ff.

dazu empor. „Die Bedingung der griechischen Religion“, sagt sie, „erschreckt mich nicht im mindesten. Ich bin der Einwilligung des Landgrafen sicher. Ich habe ihn über diesen Punct sondirt. Allerdings habe ich ihm noch nicht gesagt, daß, um mit dem Fürsten von Zerbst zu reden, seine Tochter griechisch werden solle; aber ich habe Ursache zu glauben, daß in Rücksicht auf die Vortheile, die er sich von dieser Verbindung verspricht, er ihr den Schritt verzeihen wird, der bis nach der Abreise unbekannt bleiben kann.“ Die Antwort freut den König sehr. Er erzählt ihr noch einmal die ganze Geschichte von der Starrköpfigkeit des Anhalter Fürsten, und wie er selbst endlich einen Geistlichen so gefällig gefunden habe dem Fürsten zu beweisen, daß der griechische Ritus demjenigen der Lutheraner ganz gleich wäre. Da habe dann der Fürst unaufhörlich vor sich hingesprochen: „Lutherisch griechisch, griechisch lutherisch: das gehet an.“ — „Nach einigen weiteren Possen und Miseren von gleicher Art reiste seine Tochter nach Rußland.“ Der König wünscht, daß auch dies Mal die dunkelen Geschicke seinen Wünschen entsprechen. Er fügt hinzu, daß seine maquerellage — wir gebrauchen seinen eigenen treffenden Ausdruck — hinreichend belohnt sein werde durch einen Besuch der Landgräfin.

Diese Dame hat nun doch einige Zweifel. Der König beruhigt sie. Nur dreierlei sei wichtig: sanftes Wesen, eine honette Haltung und Fruchtbarkeit. „Was den letzten Punkt betrifft,“ fügt er hinzu, „so muß man sich auf die Wahrscheinlichkeit verlassen; denn Erfahrungen über einen so zarten Gegenstand zu machen, dürfte nicht rathsam sein.“ Aber die Landgräfin muß mit ihren drei Töchtern nach Petersburg reisen, damit der Großfürst Paul dort die Auswahl habe. Mithin muß die Sache so eingefädelt werden, daß das Alles mit dem erforderlichen, wenigstens dem äußeren Anstande geschehe. Die Dame zagt vor einer solchen Reise. Der König ermuthigt sie. „Ich habe dann zwei Epochen zu genießen: diejenige Ihres Durchzuges beim Kommen, und diejenige Ihrer Rückkehr. „Das“, wiederholt er ihr, „wird mein Kuppelpelz sein“ [1]). Die Landgräfin entschließt sich, und der König bestreitet die Kosten der Reise bis zu den russischen Fre-

[1]) a. a. O. p. 149.

gatten, welche bei Stettin die Mutter mit den drei Töchtern aufnehmen. Am 26. August 1773 ward die Darmstädter Prinzessin Wilhelmine russische Großfürstin Natalie Alexiewna.

Die Freundschaft war also durch ein neues Band befestigt. Dennoch schien im Beginne des Jahres 1775 die Gefahr aufzusteigen, daß sie sich lösen könne. Friedrich beeiferte sich zum Entgegenkommen auf jede Weise. Der Fürst Orlow, der Mörder seines Kaisers im Dienste der Katharina, ward in Berlin und Potsdam aufgenommen und geehrt wie ein Prinz des königlichen Hauses [1]. Die Mitglieder der Familie wetteiferten in Zuvorkommenheiten. Sogar die Königin, welche niemals Fremde zur Tafel lud, ward veranlaßt, dies Mal eine Ausnahme zu machen. Nur einer schloß sich aus, der Prinz Heinrich, welcher in Reinsberg weilte.

Auch dieser ward zur Hülfeleistung heran gezogen. Der König spornt ihn beständig [2]. „Sie, mein lieber Bruder, sind im Stande das gute Verständnis zwischen Rußland und Preußen zu erhalten und dadurch unserem Vaterlande die größten Dienste zu erweisen, die in der Macht eines Prinzen unseres Hauses sind." Die Kaiserin Katharine wünscht im Juli 1775 den Prinzen Heinrich wieder in Petersburg zu sehen. „Wenn Sie diese Gefälligkeit ausschlügen," sagt der König: „so wäre das ein Bruch mit ihr, und Sie wissen, mein lieber Bruder, was die Inder sagen: man muß den Teufel anbeten, um ihn zu hindern, zu schaden."

Es scheint, daß dieser letzte Satz eine Concession an die persönliche Ansicht des Prinzen Heinrich war. Auf Friedrich selbst lag die Furcht, daß er das russische Bündnis verlieren könne, mit lastender Wucht. Dazu traten andere Umstände die ihn niederdrückten: das Mislingen aller seiner Handelsspeculationen, die darauf angelegt waren, auf Kosten des Publikums ihn allein zu bereichern, und die in Wahrheit nur die Schwindler bereichert hatten, denen er sich hingab; vor allen Dingen aber sein eigener kränklicher Zustand [3]. Er suchte die Welt darüber zu täuschen. Jeden Morgen verkündigte der Commandant von Potsdam den Officieren, daß der König bei der Pa-

[1]) Malmesbury: Diaries and Corr. Vol. I. p. 125. — [2]) Oeuv. XXVI. 368.
[3]) Malmesbury a. a. O. viele Briefe dieses Inhaltes.

rade zugegen sein werde, und setzte sie dann unmittelbar vor derselben in Kenntnis, daß Se. Majestät durch höchst dringende Geschäfte verhindert sei. Jedermann wußte, daß er nicht blos krank, sondern auch daß er gefährlich krank sei. Dennoch wagte Niemand in Potsdam sich nach seinem Zustande zu erkundigen. Unter allen Ständen der Bevölkerung herrschte das tiefste Schweigen. Niemand als dem Wundarzte und wenigen geringen Dienern war es gestattet, sich Sans-Souci zu nähern.

Dennoch hatte dem Könige, schon bevor seine Krankheit zur vollen Höhe gedieh, manches angedeutet, was man erwartete. Er hatte seinen Neffen und Nachfolger in Geld eben so kurz gehalten, wie sein Vater ihn selbst. Die Summe, die Friedrich dem Prinzen gab, reichte kaum aus, für den Verbrauch einer einzigen der Maitressen desselben. Demgemäß schlug der Prinz ähnliche Wege ein zur Erlangung von Geld, wie früher Friedrich. Nachdem er seinen Credit daheim erschöpft, wendete er sich an die Gesandten fremder Mächte. Auch dem Oheime selbst gegenüber befolgte Friedrich Wilhelm das Beispiel desselben gegen den Vater. Die Krankheit Friedrichs änderte darin etwas. „Sein Nachfolger", sagt Malmesbury, „merkt, daß er gemäß dem Laufe der Natur bald König werden wird. Er beginnt dies zu zeigen, und tritt seinem Oheime mit geringerem Respecte und Willfährigkeit als früher entgegen. Ferner verrathen den König seine Diener. Seine Tischgenossen bitten um ihre Entlassung. Sogar seine Soldaten klagen. Mit einem Worte: jegliches Symptom des herannahenden Endes einer Regierung, die ein andauerndes Schauspiel der Unterdrückung gewesen, tritt nun an das Licht."

So schreibt Malmesbury im October 1775. Dennoch täuschten sich alle. Friedrich genas, wenn auch sehr langsam. Vier Wochen später schreibt Malmesbury: „Er ist nur halb genesen von einer schmerzlichen und verwickelten Krankheit: daher leidet seine Seele mit seinem Körper, und vollzieht nur mühsam die Functionen, welche unerläßlich sind, um das wunderbare Staatsgebäude, welches er errichtet hat, nur zusammen zu halten. Da er unfähig ist, neue Plane der Beraubung auszuführen: so scheint nun sein einziges Ziel zu sein, unangefochten in dem Besitze zu verbleiben, dessen er sich er-

freut, und in Europa dasjenige Uebergewicht zu behaupten, welches Glück und Geschick an seinen Namen geknüpft haben. Indem er sich vielleicht des unrechtmäßigen Verfahrens bewußt ist, kraft dessen er seine Länder hat; indem er ferner die Gemüthsart anderer Fürsten nach der seinigen bemißt, regen sich endlich in ihm dieselben Gefühle, die er so oft eingeflößt hat. Seine Seele ist erfüllt mit Unruhe und Argwohn, und daher scheinen alle seine Maßregeln abzuzielen auf die Entdeckung der Entwürfe anderer Höfe, während er selber keinen bestimmten Plan hat. Er fühlt sich unbehaglich bei dem Vertrauen, welches zwischen den Höfen von Wien und Versailles herrscht, noch viel mehr aber bei dem Einflusse von Frankreich in Petersburg. Dort wird er alles aufbieten. Zu diesem Zwecke hat er seinem Bruder Heinrich eine neue Reise dahin vorgeschlagen, und außer vielen anderen Versprechungen ein beträchtliches Geldgeschenk in Aussicht gestellt."

Der König Friedrich II. entschloß sich damals sogar, um das völlige Wohlgefallen der Czarin wieder zu gewinnen, von seinen Quälereien gegen die Stadt Danzig abzulassen, und den Erwerb derselben durch dieses Mittel für seine Nachfolger zu vertagen. Der Prinz Heinrich bat für alles dies um eine bestimmte Erklärung. Er erhielt eine solche, die man als das feste Programm des Friedericianismus auch für die folgenden Zeiten ansehen kann. Der König erwidert nämlich am 14. April 1776:[1]) „Um Ihnen eine runde und kategorische Antwort über unsere Beziehungen zu Rußland zu geben: so will ich Ihnen sagen, daß ich es als ein hauptsächliches Ziel für unser Haus betrachte, die gute Harmonie mit Rußland zu hegen und zu festigen. Wir haben sie nöthig, und die Nachwelt kann sie vielleicht noch nöthiger haben als wir. Von diesem Grundsatze aus muß man ohne Zweifel das bewilligen, was die Hartnäckigkeit Rußlands entschieden fordern wird. Wenn wir den Hafen von Danzig fahren lassen sollen: so muß es geschehen. So auch ist es in anderen Dingen. Denn die Hauptsache für uns ist Rußland für uns zu haben, und diese Union muß so fest gegründet sein, daß unsere Feinde sie nicht lösen können. Das Uebrige überlasse ich Ihnen, mein lieber Bruder, in der Ueberzeugung, daß Sie nicht die Interessen

[1]) Oeuvres p. 378.

des Vaterlandes vergessen und nur das nachgeben werden, was nothwendig ist, um dem großen Zweck der innigen Verbindung mit Rußland zu entsprechen."

In denselben Tagen schon verlangte diese für Deutschland und Westeuropa von Grund aus verderbliche Verbindung der beiden Eroberungsmächte neue Opfer auf Kosten nicht blos eigener, sondern auch fremder Ehre.

Friedrich hatte die Darmstädter Prinzessin nach Rußland verheirathet. Diese starb schon am 26. April 1776. Es kam darauf an dem Großfürsten eine neue Frau zu verschaffen, und zwar so bald wie möglich. Am 9. Mai erwiedert[1]) der König Friedrich auf die Anzeige und Anfrage seines Bruders, daß er gerührt sei durch das abermalige Vertrauen. „Die Kaiserin und der Großfürst werden mich bei dieser und jeder anderen Gelegenheit an Leib und Seele stets bereit finden ihnen die Dienste zu leisten, die von mir abhangen werden." Es ist die Frage, was denn dies Mal die Dienste an Leib und Seele betreffen. Der König erstattet sofort Bericht. Um nicht durch Einleitungen zu ermüden, sage ich zuerst im Allgemeinen, daß ich Erfolg gehabt habe in dem schwierigsten Theile meiner Unterhandlung, die sich auf den Erbprinzen von Darmstadt bezieht. Ich gestehe, daß er mich zu Thränen gerührt hat. Sein Herz war voll von dem unerwarteten Tode seiner Schwester, tief gebeugt durch diesen Verlust. Dann sprach er zu mir: „„Ich begreife, daß der Großfürst sich schleunig wieder vermählen muß. Die Partie, welche ihm am besten zusagt, ist diejenige meiner Braut. Ich liebe sie. Ich habe gehofft glückliche Tage mit ihr zu verleben. Allein mehr noch liebe ich den Großfürsten, und ich bringe ihm das Opfer dar der Abtretung meiner Braut, ja mein Leben selbst würde ich hingeben, wenn es ihm nützlich sein könnte."" Nein, Pylades hat nicht mehr für Orestes gethan, und Nisus nicht für Euryalus. Das ist ein Beispiel von Anhänglichkeit und Freundschaft, welches unserem Zeitalter Ehre macht."

Wir unsererseits glauben aussprechen zu müssen, daß von einer wahren Ehrenhaftigkeit bei den betheiligten Personen doch wohl nicht

---

[1]) a. a. O. 379.

eigentlich die Rede sein kann, weder bei denjenigen, welche die Forderung stellten, noch bei denjenigen, welche sie erfüllten. Aber freilich Friedrich II. war ja bereit der Czarin Katharina zu dienen mit Leib und Seele. Und dies Mal waren das bei ihm nicht leere Worte.

„Ich habe sogleich," fährt er fort, „einen Courier an unsere Nichte in Mümpelgard geschickt, um ihr Mittheilung von den gnädigen Absichten der Czarin und des Großfürsten über die Wahl ihrer Tochter zu machen. Ich habe ihr zugleich bemerkt, was ich mit dem Erbprinzen von Darmstadt vereinbart habe. Ich schmeichle mir von dieser Seite nicht auf Schwierigkeiten zu stoßen, auch nicht in Betreff der Religion. Der Vater katholisch, die Mutter reformirt, die Kinder lutherisch, mit einer Griechin dazwischen: diese Familie wird die Einigkeit der verschiedenen Sekten der Christenheit darstellen."

Der König fühlt sich hocherfreut, daß alles so wohl gelingt. Der Prinz Heinrich ist die Seele des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen. Friedrich II. ist ihm sehr dankbar. „Der Himmel möge auf Sie alle Segnungen ergießen, welche ich wünsche: denn das Vertrauen der Czarin zu Ihnen ist das sicherste Band der Einigung zwischen Russen und Preußen. Wenn es geschehen sollte, daß Jemand, den ich nicht nenne, irgend eine Thorheit beginge: so werden Sie immer im Stande sein die Dinge wieder in Ordnung zu bringen."

Die Nichte von Mümpelgard eilt herbei. Der Großfürst kommt zur Brautschau. Alles wird aufgeboten. In allen Dörfern bringen die jungen Mädchen ihm Blumen dar; in den Städten hat man Leute hinzugefügt, welche Vivat rufen. Alles das bringt die beste Wirkung hervor [1]). So Friedrich II.

Waren denn die deutschen Länder, welche dem Könige von Preußen gehorchten, welche täglich mehr dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit den andern Deutschen entfremdet wurden, darum schon zu einer Satrapie von Rußland hinabgesunken?

Der König hat noch die Sorge, daß in Berlin nicht Leute genug zusammen kommen. Die Sorge ist unnütz. Das Volk strömt massenweise herzu. Es will den großen Triumphbogen sehen, den der König hat erbauen lassen. Auch schreit man Hurrah. Alles

[1]) Oeuv. XXVI. 385.

geht gut. Der König hofft die Allianz mit Rußland bis 1790 verlängern zu können. Das ist drückend für die Oestreicher, meint er. „Sie können darauf rechen", fügt er hinzu [1]), „daß die Oestreicher nur meinen Abgang erwarten, um ihre Maschinen spielen zu lassen."

War er denn dieses Bündnisses und der Dankbarkeit der Czarin für seine getreuen Dienste länger sicher, als sie diese Dienste brauchte? Es dämmert auch damals schon zuweilen in ihm die Besorgnis auf, daß man, nachdem man einstweilen ihn benutzt, wozu er gut war, ihn gelegentlich sehr derb erinnern könne, wie hoch man seinen Ruhm und seine Machtstellung anschlage. Am 3. December 1776 schreibt er seinem Bruder das ängstliche Wort: „Uebrigens gestehe ich, daß mich nicht recht sehr auf die russische Politik verlasse, die dem leichtfertigen und wenig folgerechten Geiste dieser Nation unterworfen ist. Ihre Monarchie ist so mächtig, daß sie keiner Verbündeten bedarf. Es ist mehr eine Miene des Großthuns, daß sie mit anderen Staaten Bündnisse eingehen, als das Bedürfnis der Vertheidigung. Deshalb werden sie immer gesucht sein und Niemandem entgegen kommen."

Um desto mehr mußte er entgegen kommen. Einstweilen jedoch war die Besorgnis ungegründet. Die Czarin hatte durch ihn noch nicht alles erlangt, was sie wünschte. Sie ließ sich zur selben Zeit abermals bewegen auf die Bitten des Königs das Bündnis mit ihm für acht Jahre zu erneuern. Nur verlangte sie Geheimhaltung der Sache vor Oestreich, weil sie den Wiener Hof nicht reizen wollte. Der Muth des Königs stieg wieder empor. „Mein Plan ist," meldet er im April 1777 [2]), „so eng wie möglich verbündet zu sein mit Rußland, zu wachen über die kleinen, wie über die großen Schritte des Hofes von Wien, und mit allen Mächten so viel wie möglich gut zu stehen, so, daß wenn die Conjuncturen uns zu verbünden nöthigen, man im Stande ist eine Unterhandlung zu beginnen. Das ist mir in Frankreich geglückt. Sie haben Tott nach der Türkei gesandt, um diese zu beruhigen zum Frieden mit Rußland. Sie haben mich wieder von den Verleumdungen in Kenntnis gesetzt, welche die Oestreicher bei ihnen vorgebracht. Diese haben mir nämlich ehrgeizige Plane beigelegt, an die ich nie gedacht habe."

[1]) a. a. O. 387. — [2]) a. a. O. p. 391.

Friedrich war in Frankreich unablässig bemüht, die östreichisch französische Allianz zu unterwühlen. Und in der That, nicht ohne Erfolg. Denn es geht durch alle französischen Staatsmänner fast jederzeit derselbe alte Irrthum, den vielleicht nur Choiseul nicht getheilt hat, nämlich daß Oestreich eine aggressive Macht sei, oder auch nur jemals werden könne. Dieser Irrthum spiegelt sich wieder in einem Memoire, welches in derselben Zeit, wo Friedrich jenen Brief im April 1777, der Minister Vergennes dem Könige Ludwig XVI. vorlegte. Vergennes sagt darin [1]): „Betrachten wir den König von Preußen von der moralischen Seite: so hat er allerdings auf Schonung gar keinen Anspruch; aber politisch betrachtet, ist es für Frankreich mehr als für irgend eine andere Macht wichtig, daß er bleibt wie er ist. Die Furcht vor ihm, der stets auf Oestreich drückt, hat den Wiener Hof zur Annäherung an Frankreich bewogen. Diese Furcht hält Oestreich in unseren Banden zurück, und wird es so lange zurückhalten, als der Beweggrund dauert. Vernichten wir den König von Preußen: so ist kein Damm mehr gegen Oestreich. Deutschland wird sich dann vor dieser Macht beugen, ihr den Zugang zu uns eröffnen, und was werden wir, wenn wir unsere Kräfte verbraucht haben, um diese Macht übergroß zu machen, ihr dann noch entgegen stellen können? Der König von Preußen, so wie er jetzt dasteht, ist uns weniger gefährlich als Oestreich; aber allerdings würde jedes fernere Anwachsen seiner Macht Frankreich zu großer Vorsicht herausfordern."

Es ist die Ansicht des leitenden Ministers von Frankreich im Jahre 1777. Man sieht daraus, wie Friedrich doch wieder dort Boden gewonnen hatte. Er hatte nicht blos direct, sondern eben so sehr indirect dahin gearbeitet durch seinen Verkehr mit den tonangebenden Schriftstellern von Frankreich. So karg sonst Friedrich II. war, hier pflegte er nicht zu sparen. Manche Aeußerungen deuten eher auf Ueberschätzung. Er ist auch hierin der Gegensatz von Oestreich. Während diese Macht zu allen Zeiten, von Carl V. an, die Macht der Literatur unterschätzt und vornehm auf diese hinab gesehen, oder wo sie sich derselben bedienen zu müssen glaubte, es fast durchweg in ungeschickter und darum erfolgloser Weise gethan hat,

[1]) Flassan VII. 137.

gelangte Friedrich II. persönlich durch seine übertriebene Ansicht dessen, was eine gute Feder, was namentlich die Feder Voltaires vermöge, zur tiefsten persönlichen Wegwerfung. Er vermochte es über sich, dasselbe Individuum, welches er wie einen Dieb und Räuber aus dem Hause gejagt, welches dann, zur Vergeltung dafür, öffentlich ihn den Bewohnern des einstigen Sodom gleichgestellt, ihm den Namen des Lasters selbst offen beigelegt hatte — dieses selbe Individuum wieder mit derartigen Schmeicheleien zu beräuchern, daß sie beiden in gleicher Weise auch dann noch zur Unehre gereichen würden, wenn sie früher als die besten Freunde geschieden wären. Es hat kaum jemals ein Verhältnis zweier geistig hoch begabter Menschen gegeben, welches das sittliche Gefühl so tief empört, wie das von Friedrich und Voltaire in den verschiedenen Phasen ihres Lebens. Jene einstigen Anschuldigungen von Friedrich gegen Voltaire sind begründet. Ob diejenigen von Voltaire gegen Friedrich begründet sind — in diesem Schmutze zu wühlen, überlassen wir Anderen. Aber seien sie wahr oder nicht — in jedem dieser Fälle ist durch das Aussprechen einer Anklage solcher Art jegliches Band zweier rechtlicher Menschen gelöst. Indem Friedrich es wieder anknüpfte, indem er dann, man möchte sagen, im Staube liegt vor dem Manne, der „allein den Ruhm von Frankreich aufrecht halte“, der „Bossuet und Racine und Newton in sich vereine“ — das alles, um seinerseits dieses Lob von Voltaire her mit Wucherzinsen wieder zu empfangen, und um, so wie Voltaire ihn zeichnen werde, dem gleichzeitigen Frankreich und von daher auch den anderen Nationen, namentlich der nation prussienne, in Zukunft zu erscheinen — durch alles dies, sagen wir, erniedrigt Friedrich sich tiefer als er jenen zu erhöhen vermeint. Demgemäß gipfelt dieses Lob in den Worten:

Il terrassa l'erreur et la religion.
Ce grand homme lui seul vaut une académie [1]).

Wenden wir uns hinweg von dieser moralischen Tiefebbe des Fridericianismus in eine reinere Sphäre, wo ein frischer lebendiger Hauch dessen uns umfängt, was wahrhaft groß und gut und edel sich in der menschlichen Seele regt.

[1]) Brief vom 6. Octbr. 1772.

Es ist sehr merkwürdig, wie sowohl im großen politischen, wie im Privatleben, die Menschen oft sich nicht klar sind über die Grundprincipien derer, mit welchen sie in naher Verbindung stehen, und wie wiederum diese anderen das als bekannt voraussetzen, woran jene oft gar nicht einmal denken. Ein besonderer Fall dieser Art ist jenes oben berührte Gutachten des französischen Ministers Vergennes. Er mißt der Macht Oestreich Offensivgedanken bei. Aber wiederum setzt Oestreich die Thatsache, daß es keine Offensivgedanken hat, als so bekannt voraus, daß auch von seiner Seite dieses Princip gar nicht zur Erörterung kommt.

Und doch bedurfte es nur eines Blickes in die verschiedene Organisation der Mächte Oestreich und Preußen zur Klarmachung des ungeheuren Unterschiedes, der größer nicht gedacht werden kann.

Nachdem es dem Hause Hohenzollern gelungen war, die Macht der alten Stände niederzubrechen, die Souveränetät, das ist den Absolutismus, wie einen rocher de bronze zu stabiliren, folgte aus diesem centralisirenden Absolutismus im Innern mit Nothwendigkeit die Kehrseite desselben nach außen: das Princip der Eroberung. Jedes neu acquirirte Land wurde sofort in dieselbe Uniform des Hohenzollern-Staates eingekleidet, und diente als neues Material zu demselben Zwecke. Die Hohenzollern hatten mit Niemand zu verhandeln, wie viele Truppen sie halten wollten oder halten durften. Sie nahmen, so viele sie gut fanden, und preßten zum Zwecke der Erhaltung derselben die Unterthanen aus, so weit diese es erleiden konnten, ohne selbst Hungers dabei zu sterben. Aber es war das eigene Interesse der Herrscher, den Wunsch, möglichst viele Truppen zu haben, nicht vereitelt zu sehen durch Sorglosigkeit in der Einnahme oder Ausgabe der Mittel. Darum herrschte die größte Strenge und selbst Kargheit der Verwaltung, um alle Nerven anzuspannen. Nur so war ein Offensivstaat möglich.

Ganz anders war das alles bei Oestreich. Die Habsburger besaßen keines ihrer Länder kraft des Schwertes der Eroberung, als etwa den Antheil von Polen. Maria Theresia besaß ihre Länder kraft Vertrages, kraft der pragmatischen Sanction. Sie war nicht absolut. Sie konnte nicht Truppen ausheben nach Gefallen. Sie verhandelte darüber mit den einzelnen Landtagen. Immerhin verordnete auch sie, gemäß dem Geiste ihrer Zeit, tief eingreifende Maßregeln

der Verwaltung; aber eine Klage der Verletzung der pragmatischen Sanction ist mit Grund gegen sie niemals erhoben. Ja sogar dehnte das Princip sich nach dem Geiste und der Tradition der Habsburger auf den erlangten Antheil von Polen mit aus. Die Russen begannen sofort in Sprache und Religion die Polen zu russificiren, die Preußen sie zu borussificiren — denn die Bezeichnung: germanisiren dürfte für das, jedem wirklichen Deutschen nicht minder als dem Polen widerstrebende Preußenthum eine sehr ungeeignete sein —: Oestreich suchte zu erhalten und zu schützen.

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Irrthum der Neuzeit und ihrer Theorie der unterdrückten Nationalitäten, als ob auf Oestreich in dieser Beziehung ein Vorwurf falle. Es scheint vielmehr, daß es niemals eine Großmacht gegeben habe, unter deren schützendem Dache die verschiedensten Besonderheiten von Nationalitäten so einträchtig und friedlich zusammen wohnen können. Denn sie sind alle geblieben wie vor hunderten von Jahren. Einen bündigeren Beweis, daß die eine die andere nicht unterdrückt hat, kann es nicht geben.

Eben darum aber, weil dies so ist, weil eine Uniformirung Oestreichs nicht sein kann, und am wenigsten von Maria Theresia versucht wurde; eben darum, weil Oestreich eine auf dem Wege des Vertrages errichtete und in einander gefügte Monarchie war: — eben darum konnte Oestreich nicht offensiv sein.

Daß Friedrich II. dessen ungeachtet das alte Vorurtheil in Frankreich gegen Oestreich in seinem Interesse zu nähren suchte, ist erklärlich. Wir finden dagegen bei dem französischen Geschichtschreiber der Diplomatie keine Andeutung, daß jemals der Gesandte Graf Mercy, bei aller seiner ruhmvollen Thätigkeit, diesen principiellen Unterschied der Macht, die er vertrat, gegen die fridericianische hervorgehoben hätte. Es ist das eine der vielen Sorglosigkeiten, die dem conservativen Principe Oestreichs wie es scheint, fast unvertilglich anhangen; während das aggressive Princip von Preußen die Kräfte derer, die es verwendet, durch die stetige Action in weit schärferer Spannung erhält.

Nicht blos hatte Maria Theresia keine Offensivplane gegen Preußen, sondern eben die Allianz mit Frankreich gab den entgegengesetzten Beweis: sie fürchtete sich vor Preußen. Es ist merkwürdig, daß der Minister Vergennes dies selber anerkennt, ohne doch nur daraus auch

die weiteren Schlüsse zu ziehen. Ueberhaupt, wie war es möglich, daß ein König über fünf Millionen Menschen eine Herrscherin schrecken konnte, welcher mindestens die vierfache Zahl von Menschen gehorchte? Schon der Vergleich dieser Zahlen an sich reicht hin zum Beweise, wer von den beiden einen Krieg wollte und wer ihn zu vermeiden bestrebt war.

Denn dies ist der Grundzug des politischen Strebens von Maria Theresia nach dem siebenjährigen Kriege. Darum hält sie fest an der Allianz mit Frankreich. Es ist ausdrücklich hervorzuheben, daß dies die Defensiv-Allianz vom 1. Mai 1756 war, nicht die Offensiv-Allianz vom 1. Mai 1757. Die letztere hatte mit dem Kriege ihr Ende erreicht. Darum ferner ging die Kaiserin gern und bereitwillig auf den Plan von Choiseul ein, das Band dieser Allianz enger zu schlingen durch die Vermählung des künftigen Königs Ludwig XVI. mit ihrer Tochter Maria Antoinette. Sie sah in dieser ihrer Tochter ein Unterpfand des Friedens der Völker.

Fortan entwickelt dieser Tochter gegenüber die hohe edle Frau ihre mütterliche Sorge, die in ihren Kindern zugleich ihre Völker umfaßt, in ihren Briefen, den Documenten ihrer Sinnesart auch für die entfernte Nachwelt. Da ist nichts von Habgier und Egoismus, nichts von Schmeichelei und Falschheit —; sondern Wahrheit, Ehrlichkeit, Treue und Aufopferung für Andere.

Eben damals, als Maria Antoinette nach Frankreich kam, geschah der Sturz der Brüder Choiseul. „Vergiß nie," ruft Maria Theresia ihrer Tochter zu[1]), „daß von diesen Männern der Gedanke deiner jetzigen Stellung ausgegangen ist, und bewahre ihnen die Pflicht der Dankbarkeit." Als sie vernimmt, daß Maria Antoinette sich sehr bemühe Französin zu sein, ruft sie ihr warnend zu[2]): „Bleib eine gute Deutsche, und rechne es dir zur Ehre an, eine solche zu sein." Diese Worte wiegen für damals doppelt so schwer als heute. „Glaub mir," fährt die Mutter fort, „die Franzosen werden um so mehr dich achten, je mehr sie dich als feste und freimüthige Deutsche erkennen. Schäm dich nicht deutsch zu sein, selbst bis zum Linkischen, und wo dies eintreten sollte, da verbessere es durch Herzensgüte. Nicht auf unsere

[1]) Arneth: Briefwechsel von Maria Theresia und Maria Antoinette S. 15.
[2]) a. a. O. S. 17. 25.

Schönheit und unsere Talente und unser Wissen können wir in unserem Stande bauen, sondern auf jene allein."

„Jede Einbuße," sagt sie [1]) im folgenden Jahre, „welche Frankreich gegenüber von England in der öffentlichen Achtung erleidet, macht mir Kummer. Es kommt mir fast vor, als spiele Frankreich vor England dieselbe demüthigende Rolle, wie wir vor Preußen. Dennoch ist da ein großer Unterschied. Frankreich hat zu seinem Schutze noch das Meer dazwischen und dann den breiten Grenzgürtel seiner Festungen. Wir aber haben den König von Preußen vor der Thür, und als einzigen festen Platz das erbärmliche Olmütz."

„Wir bedürfen der Ruhe, Frankreich und wir, um für unsere inneren Angelegenheiten zu sorgen. Wenn wir vereint zusammen stehen, so wird Niemand diese unsere Arbeit stören, und Europa wird sich des Glückes des Friedens erfreuen. Nicht blos unsere eigenen Völker werden dies Glück genießen, sondern auch die anderen mit, deren Fürsten gern um ihrer besonderen Absichten willen diesen Frieden stören möchten. Die ersten 20 Jahre meiner Regierung liefern dafür den Beweis. Durch unsere glückliche Allianz, die wir durch so viele zarte Bande befestigt haben, ist die Grundlage der Ruhe und des Friedens gegeben, und darum ist Aussicht auf denselben für lange Jahre."

„Ich wünsche auf dieser Welt nichts mehr," schreibt sie einige Jahre später, „als die Erhaltung unserer heiligen Religion, das Glück meiner lieben Kinder, das Gedeihen unserer Staaten, und das Wohl unserer Völker, die ich mit derselben treuen Liebe umfasse. Und weil ich dies wünsche, so wünsche ich auch das Mittel, nämlich unsere beiden Häuser, unsere beiderseitigen Interessen für immer so eng verbunden zu sehen, wie sie es gegenwärtig sind, und zwar durch die Zuneigung und herzliche Freundlichkeit der Personen, damit niemals ein Minister oder ein anderer fremder Neid störend dazwischen treten könne. Der Kaiser und der König sind beide jung. Beide denken gut und groß. Darum ist, wenn sie sich gegenseitig kennen lernen, meine Hoffnung wohl begründet. Es wird sich dann unter ihnen das gegenseitige Vertrauen anknüpfen, das ihnen beiden in ihrer politischen Laufbahn so nothwendig und nützlich sein wird. Sie werden glücklich

[1]) a. a. O. S. 79. S. 105.

sein. Sie werden ihre Völker beglücken, ja Europa selbst. Das sind die Gedanken einer alten guten Mutter und Fürstin für ihre Kinder. Zu diesem Zwecke habe ich Mercy meine Instruetionen gegeben. Er soll dich belehren, dich unterrichten, wie du dich zu benehmen hast."

„Die Zwistigkeiten zwischen Türken und Russen, zwischen Spanien und Portugal können leicht einen allgemeinen Brand anfachen, in den auch ich wider meinen Willen verwickelt würde. Du kennst unseren bösen Nachbar. Wir müssen um so vorsichtiger gegen ihn sein, seitdem sein hergebrachter Haß gegen uns sich aufs neue gesteigert hat durch den Widerstand, den wir neuerdings in Polen und anderswo seinen Ungerechtigkeiten entgegen gestellt haben. Er leistet das Unglaubliche, um überall sich anzuklammern, oder wenigstens um überall bei allen Höfen uns zu verschreien. Er spart keine Verleumdung, vor allen Dingen in Frankreich. Die Freude, die er an der geringsten Mishelligkeit zwischen uns und Frankreich hat, ist für uns der deutliche Fingerzeig, daß wir uns nicht trennen dürfen. Halten wir zusammen, so wird weder er noch irgend ein Anderer es wagen, die Ruhe zu stören."

Das ist es, was die Seele Maria Theresias erfüllt: Die Hoffnung, durch die Allianz mit Frankreich das Thor zu schließen gegen jeglichen Krieg. Darum freut sie sich über die Reise ihres Sohnes, des Kaisers Joseph II., nach Paris, über seinen Empfang dort, über die Freundschaft und das gegenseitige Vertrauen der Schwäger. „Möge Gott den Anfang ihrer persönlichen Bekanntschaft auch ferner segnen, zum Heile der Völker, zum Heile Europas! Unsere Enkel werden die Früchte dessen ernten!" Sie ist stolz darauf, daß der König Friedrich ihre Tochter Maria Antoinette fürchtet. Maria Theresia wußte, daß für die deutschen Höfe die Quelle jedes gehässigen Wortes über die Königin von Frankreich in Berlin entsprang. Sie meldet es ihrer Tochter. Maria Antoinette erwiedert, daß wahrscheinlich der König selbst getäuscht werde durch seinen Gesandten, von dessen Gewissenhaftigkeit in Frankreich Niemand eine hohe Meinung habe.

Wie auch konnte in der damals noch sorglos heiteren Seele dieser jungen Königin eine Ahnung dessen aufsteigen, was diese Furcht, dieser Haß des Preußenkönigs gegen sie bedeute? Sie wußte nicht, wie viele Federn in Frankreich ihm zu Gebote standen, wie er durch dieselben wirkte, um das Vertrauen zu ihr untergraben zu lassen.

Auch Maria Theresia wußte das nicht. Sie kannte allerdings die alten Vorurtheile der französischen Politik. „Man fürchtet", sagt sie [1]), „die Uebermacht unseres Hauses und unsere Neigung zur Vergrößerung. Ich versichere Dir, daß wir eine solche Neigung aus uns nicht haben, und daß wir nur gezwungen ein solches Streben aufnahmen."

Es ist merkwürdig, daß die Mutter ihrer eigenen Tochter eine solche Versicherung macht, wo doch die Thatsachen so klar beweisen, daß das Haus Habsburg nur verloren hatte von dem, was ihm rechtmäßig gebührt hätte. Sie berührt den anderen Vorwurf und sagt:

„Die Uebermacht unseres Hauses existirt nicht mehr, und sie existirt für das Gemeinwohl von Europa sogar weniger, als es wünschenswerth wäre. Unser böser Nachbar hat dafür hinreichend gesorgt."

Aber sie kehrt immer wieder auf ihren Satz zurück: „Frankreich kann nicht völlig ruhig sein ohne uns, und wir nicht ohne Frankreich. Diese Allianz ist die natürlichste, die zweckmäßigste, mir die liebste. Wo ein Wort anders ist, da ist es unwahr. Oestreich hat durch die Allianz gewonnen, und hat dadurch nur zu gewinnen."

Und in diesem Sinne faßt sie es auf, als endlich ihr die Aussicht auf die Erfüllung des langjährigen Wunsches nach einer Nachkommenschaft in Frankreich aufsteigt. Es ist die Hoffnung einer Mutter; aber dieser persönliche Wunsch und diese persönliche Hoffnung wird verklärt durch das große Bewußtsein, daß die Erfüllung derselben den Frieden und das Glück von Millionen befestigt.

Es war mehrere Jahre zuvor, daß dem Großherzoge Leopold von Toscana sein Sohn Franz geboren war. Maria Theresia erhielt die Nachricht in der Burg. In der Freude ihres Herzens durcheilte sie die langen Corridore bis in das Theater der Burg, und rief von ihrer Loge hinab in die Menge die Worte, die in gleicher Weise die Fürstin und das Volk charakterisiren: „Der Poldl hat a'n Bubn!"

Es ist das volle überwallende Gefühl der Selbstgewißheit, das auch nicht einen Zweifel aufkommen läßt: jeder Einzelne fühle so wie sie selbst, in dem Herzen jedes Kindes müsse nachklingen, was die Mutter fühlt, die gemeinsame Mutter ihrer Aller.

---

[1]) a. a. O. 320.

Und nicht anders ist es bei der Nachricht aus Frankreich, welche durch die Hoffnung auf die Geburt eines Dauphin dem sehnlichsten Wunsche der Kaiserin nach der Befestigung der Allianz und dadurch des Friedens für Europa die Erfüllung zu verheißen schien. Niemals vielleicht hat Maria Theresia sich stolzer geäußert, als damals über die Theilnahme ihrer Unterthanen an ihrer eigenen Freude. „Welche Wonne", ruft sie aus [1]), „ist es geliebt zu werden, und mehr noch es zu verdienen! Das ist der einzige Lohn unserer Mühen!" —

Die Kaiserin war sich des Unterschiedes, der in dieser Beziehung zwischen ihr und dem Könige Friedrich statt fand, vollaus bewußt. Als einmal ihr Sohn Joseph II. gegen ihre Räthe einen scharfen, höhnisch bitteren Ton anzuschlagen schien, erwidert [2]) sie ihm: „Diese Nachahmung ist nicht schmeichelhaft. Hat denn dieser Held, der so viel von sich hat reden machen, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Ist er nicht argwöhnisch gegen Jedermann? Welch ein Leben ist das, aus welchem jede menschlich warme Empfindung verbannt ist!"

Und ob auch jener Wunsch der hohen Frau sich nicht erfüllte, und ob auch dann Stürme sich erhoben, die sie nach menschlicher Einsicht der irdischen Dinge nicht vorhersehen, nicht ahnen konnte, — die späte Nachwelt noch weist der wahrhaft großen Kaiserin Dank für ihr politisches Streben. Eine Fürstin, eine Frau, eine Mutter wie diese, hat die Welt niemals gesehen, nicht vor ihr, nicht nach ihr.

Wir wandeln umher in dem Parke von Schönbrunn, den sie angelegt, den sie gepflegt, dessen Gedeihen die Freude ihrer alten Tage war. Eine jegliche dieser Anlagen verkündet den Geschmack der Zeit, in welcher sie lebte, aber zugleich die Größe des Sinnes, mit welchem sie dieselbe auffaßte. Und wie die Gloriette leuchtend das Ganze überschaut: so scheint es uns, als müsse der Geist der hohen Frau hernieder blicken auf uns, und uns mit der ernsten Mahnung dessen, was sie gewollt, was sie erstrebt, auch zugleich die tröstende Verheißung zurufen, daß ihr Segen das alte Oestreich, von ihr neu gegründet, nimmer verlassen werde. Ohne Maria Theresia gab es nach dem Jahre 1740 kein Oestreich mehr: so kann es auch fortan niemals ein Oestreich geben ohne den Geist Maria Theresias.

---

1) a. a. O. S. 243. — 2) a. a. O. S. 202.

Sechzehnter Abschnitt.

Der vierte Angriffskrieg Friedrichs II. gegen Oestreich. 1778.

Als Joseph II. zum römischen Könige erwählt wurde, schrieb [1]) er dem Kurfürsten von Mainz: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen als dem Reichskanzler und ersten Kurfürsten des Reiches zu versichern, daß ich mich genau an die Wahl-Capitulation halten, und die Rechten und Freiheiten der ganzen Nation, so wie die Vorzüge der Reichsstände insbesondere vertheidigen und beschützen will."

Joseph folgte bald darauf seinem Vater Franz als römischer Kaiser deutscher Nation. Er stand in der Vollkraft seiner Jahre. Er empfand tief den Abstand der Idee seiner Würde, als des Trägers der ersten Krone der christlichen Welt, von der traurigen Wirklichkeit. Seine Macht im Reiche war fast geringer, als diejenige eines Königs in Polen. Es war das natürliche Bestreben eines Mannes von Kraft, den Titel zur Wahrheit zu machen. Als der würdige Sohn seiner Mutter sagte Joseph zu Dalberg: „Ich heiße alle Mittel willkommen, welche auf das Wohl Deutschlands abzielen, unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gern so nenne, weil ich es liebe, und weil ich stolz darauf bin ein Deutscher zu sein."

Allein von der Nation aus fand dies Bestreben keinen Widerhall. Es war in den letzten siebzig bis achtzig Jahren eine trau-

[1]) Schuselka: Briefe K. Josephs II. Leipzig 1846. S. 3.

rige Veränderung vorgegangen. Leibniz hatte im Jahre 1697 für seinen Aufruf an die Deutschen zur Pflege ihrer Muttersprache den Grund hergenommen von der politischen Bedeutung der deutschen Nation, weil sie durch die Würde des Kaiserthums die erste sei in der Christenheit. Er hatte sein ganzes langes politisches Leben hindurch den gewichtigsten Nachdruck gelegt auf das Vaterland.

Die Erfolge Friedrichs hatten diesen Sinn zerstört. „Ich habe", sagt Lessing, von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheint mir nur eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre." Aehnlich dachten Herder und Göthe. Man bildete statt eines energischen Patriotismus ein verschwommenes, markloses Weltbürgerthum aus. Man gewöhnte sich über die alten Erinnerungen zu spotten. Der Name des Reiches war noch vorhanden und mit demselben der Anklang an die Erinnerung, daß einst wirklich und wahrhaftig die Deutschen politisch die erste Nation der Welt gewesen waren. Die entarteten Nachkommen schienen sich zu schämen, nicht der eigenen Schwäche, sondern des einstigen Glanzes der Vorfahren. Sie suchten das Recht zu ihrem Spotte dadurch zu begründen, daß sie die Jammergestalt, zu welcher die Widersacher und Feinde, vor allen anderen aber Friedrich II. selbst, das Reich herunter gebracht hatten, verwechselten mit der Idee und der einstigen Wirklichkeit. Vor dieser Idee war einst aller Particularismus verstummt. Die Anerkennung dieser Idee allein hatte es noch in späteren Zeiten vermocht, die aus einander strebenden Richtungen des Particularismus zu einer gemeinsamen Leistung zusammen zu binden. Nur unter der Form und dem Namen des Römerzuges hatte man noch im sechzehnten Jahrhunderte die Bewilligung eines zeitweiligen Reichsheeres, einer zeitweiligen Reichs-Casse möglich gemacht. Und in den alten Zeiten waren die Deutschen mit ihrem Kaiser in den Tod gegangen für das Reich.

Auch die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts und ferner gingen in den Tod, nicht mehr für das Reich, sondern für den Fridericianismus.

Und eben so wenig, oder noch weniger als bei der deutschen Nation, fanden die Worte Josephs II. ihren Widerhall bei den Fürsten derselben.

Im Schatten Friedrichs II. suchte jeder kleine deutsche Landesherr innerhalb seiner Grenzpfähle dieselbe Souveränität auszubauen, deren der Preußenkönig sich erfreute. Auch sie begannen nach und nach ihr Land zu einer Brutanstalt für Soldaten zu machen. Sie konnten nicht erobernd über ihre Nachbarn herstürzen wie Friedrich; aber sie konnten Geld verdienen durch den Verkauf der Menschen, die in ihrem Lande lebten, an Friedrich selbst, an England, an Holland, kurz wer immer die besten Preise zahlte.

Einige von ihnen warteten nicht einmal die Nachfrage ab. Sie kamen mit dem Angebote zuvor, namentlich an England. Es ergab sich im Jahre 1777 das sonderbare Schauspiel, daß hessische Unterthanen vor der Gewaltwerbung ihres Landesherrn sich flüchteten auf das Gebiet desjenigen Fürsten, an dessen englische Regierung ihr Landesherr sie verhandeln wollte. Denn Georg III., obwohl er als König von England der Politik seiner Minister seine Zustimmung gab, wollte als Kurfürst von Hannover in seinem eigenen Lande ein solches Verfahren nicht dulden.

Der Kaiser Joseph mahnte und verbot. Er wies alle seine Gesandten an, zu hindern, wo sie könnten. Er forderte das Directorium des westfälischen Kreises auf, mit ihm zusammen jede Truppenaushebung für England vereiteln[1]).

Hier trat der Fridericianismus schützend ein für den Menschenhandel. Der Antrag scheiterte an dem Widerspruch des preußischen Gesandten, weil sein Herr sich nicht dem Kaiser unterordnen werde.

Dennoch hat Friedrich auch zuweilen gehindert. Wie und warum das geschah, erfahren wir am sichersten von ihm selbst. „Der König chicanirte die Truppen der mit England verbündeten Fürsten, sobald sie durch Magdeburg, Minden, und die Gebiete am Niederrhein passiren mußten. Es war das eine schwache Rache für das schlechte Verfahren, welches der Hof von London ihm gegenüber in Betreff des Hafens und der Stadt Danzig beobachtet hatte. Der König wollte übrigens die Dinge nicht zu weit treiben, um nicht zu viele Feinde zu haben."

Anders im englischen Parlamente. Dort hob die Opposition unter den Gegengründen den hervor, daß die deutschen Fürsten dem

[1]) Kapp: Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. S. 151. u. f.

Kaiser Gehorsam schuldig seien. Sie fragte, was geschehen solle, wenn der Kaiser, über dies Verfahren seiner Vasallen entrüstet, eine Execution gegen sie vornähme und an England Entschädigungsansprüche erhöbe.

Diese Opposition irrte. Die Vasallen des Kaisers waren sicher vor seinem Zorne, die Menschen unter ihnen eben darum ihres Lebens und ihrer Freiheit unsicher — beides, weil Friedrich II. da war.

Dem Kaiser war der Verfassung nach dennoch das wichtigste Recht im Reiche verblieben: er war der Quell aller Gerichtsbarkeit. Die Oberaufsicht über die Rechtspflege im Reiche war die Pflicht des Kaisers. Joseph nahm sich der Sache mit dem regsten Eifer an, aber nur zu hastig, zu eifrig, als daß er nicht über die zahllosen Stricke, welche aus dem Knäuel der Reichsverfassung ihm gesponnen und in den Weg gelegt werden konnten, gestrauchelt wäre, nicht in ihren Irrgängen sich verwirrt und verwickelt hätte. Er wollte die beiden Gerichte, den Reichshofrath, der von ihm besetzt wurde und das Reichskammergericht, welches er mit den Reichsständen gemeinsam besetzte, reinigen und herstellen. Den Reichshofrath bezeichnet ein Kundiger jener Zeit als den rechten Arm des Kaisers in Bezug auf das Reich. Das Kammergericht hatte weder in sich die gleiche Kraft, noch im Reiche dasselbe Vertrauen. Es ist thatsächlich ein merkwürdiges Zeugnis zu Gunsten der Kaiser des Hauses Habsburg und ihrer Gerechtigkeit, daß von den beiden concurrenten Gerichtshöfen derjenige sich des größeren und zwar der Natur der Sache nach freiwillig dargebrachten Ansehens erfreute, der nur von dem Kaiser besetzt wurde, dessen Mitglieder nur ihm den Eid leisteten, und nicht einmal auf die Reichsverfassung, wie die Mitglieder des Kammergerichtes.

Joseph brachte eine Visitation des letzteren in Gang. Sie gedieh nicht weiter.

Und eben so war es mit allen anderen Dingen. Wohin auch immer sonst Joseph im Reiche reformirend seine Blicke wandte: er fand auf seinem Wege immerdar den König von Preußen, stets hindernd, stets verneinend.

Joseph versuchte es auf anderem Wege. Er strebte seine Hausmacht im Reiche zu stärken, nicht auf dem Wege der Eroberung, des

Herfallens des Mächtigen über friedliche Nachbarn, sondern im Wege des Vertrages. Der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern war söhnelos. Auf ihn mußte Carl Theodor von der Pfalz folgen. Auch dieser hatte keine berechtigten Leibeserben, und der nächste Agnat war der Herzog Carl von Zweibrücken. Der Kaiser Joseph unterhandelte mit Carl Theodor über die Abtretung eines großen Theiles von Bayern gegen andere persönliche Vortheile. Carl Theodor war willig. Wegen der Hausverträge war noch der Beitritt des Herzogs von Zweibrücken einzuholen. Derselbe stand in sicherer Aussicht. Niemand, auch Friedrich nicht — und es ist wichtig dies hervorzuheben — hatte Einspruch gegen diese Verhandlungen erhoben, obwohl der Gegenstand derselben allgemein bekannt war.

Da starb Maximilian Joseph unerwartet vor dem Schlusse des Jahres 1777. Die Beitrittserklärung des Herzogs Carl von Zweibrücken war unterwegs.

Ein anderes hatte Friedrich II. von Preußen im Sinne. Nach der Berechnung, die er 1775 aufgestellt, enthielt sein Kriegesschatz im Jahre 1778 die Mittel, die zum Kriege erforderlich waren. Ein Hindernis war also nicht vorhanden. Bereits am 16. Januar 1778 ergingen die Befehle an die Minister und Generale, daß im Frühjahre alles marschfertig sein müsse. Die Rüstungen begannen [1]). In Oestreich hatte man, wie immer, keine Ahnung, weil man bei der hergebrachten Sorglosigkeit stets vergißt, daß die Feindschaft des Fridericianismus gegen Oestreich weder zu tilgen, noch zu mindern ist, und daß sie immer nur sinnt auf die Gelegenheit, um, selber vorbereitet, Oestreich unvorbereitet zu überfallen.

Constatiren wir hier gleich die Thatsache, die allein entscheidet. Als die Dinge weiter gediehen waren, schrieb [2]) Joseph II. im Juli 1778 an Friedrich: „Sie haben weder gegen die Unterhandlungen über die Erbfolge von Baiern, noch gegen die Besetzung des Landes Einspruch erhoben, in jener Zeit, wo Oestreich ohne Kränkung der Ehre und des Ansehens, welches es in Europa behauptet, hätte zurücktreten können. Erst dann erhoben Sie Zweifel, als alle Zweifel längst vorüber waren."

[1]) Dohm I. S. 49. — Preuß: Urkundenbuch IV. 196. 207. — [2]) Schuselka: Briefe K. Josephs II. S. 39.

Es ist die direete Anklage, daß Friedrich II. unter allen Umständen Oestreich zum Kriege zwingen wollte. Aber warum kam, nach achtunddreißigjähriger Erfahrung dessen, was der Fridericianismus ist, diese Erkenntnis für Oestreich erst so spät? Es ist das freilich eine Frage, welche die Staatsmänner von Oestreich seitdem immer wieder vergessen haben, und wiederum ist von preußischer Seite die Zuversicht, daß dies Vergessen trotz aller Erfahrung sofort wieder aufs neue emporwachse, ein nicht geringer Factor in den Berechnungen des Fridericianismus.

Es fehlte indessen dem Könige Friedrich noch an einem Vorwande. Auch ein solcher mußte gefunden werden in irgend welchem Schmerzensschrei. Friedrich berief heimlich einen Grafen Görz, den Bruder eines seiner Generale, und schickte ihn aus mit eigenhändig geschriebenen, aber nicht officiellen Vollmachten. Görz ging nach Regensburg und machte von da aus Eröffnungen an Carl Theodor, der schon in München war. Carl Theodor war durch seine Verträge gebunden: er konnte weder, noch wollte er gegen dieselben auftreten. Deshalb wollte Görz nach Zweibrücken. Dieser Herzog hatte bereits seinen Minister Hofenfels nach München abgeschickt mit der Erklärung seines Beitrittes zu den Verträgen seines Oheims mit dem Kaiser [1]). Hofenfels wollte das Schreiben übergeben. Da erhielt er einen Brief von Görz. Er übergab das Schreiben an Carl Theodor nicht, sondern eilte zurück, dem Herzoge Carl nach Augsburg entgegen, und trieb ihn zu einem Briefe an Görz. Görz ging heimlich nach München, und ward dort in einem Gartenhause der Herzogin Clemens verborgen gehalten. Dort kam Carl von Zweibrücken mit ihm zusammen, und ließ sich von ihm bereden, die bereits ausgefertigte Acte der Zustimmung zurück zu nehmen. Dann ging er nach Zweibrücken, und Görz folgte ihm, um dort offen als Gesandter des Preußenkönigs aufzutreten. Am 28. März 1778 schloß Friedrich II. mit dem Herzog Carl den Vertrag, daß er die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht vertheidigen werde. Es war geglückt. Der Vorwand zum Kriege war gefunden. Oestreich konnte, wie es schien, nicht mehr zurück: es mußte schlagen.

---

[1]) Dohm a. a. O.

Von Wien aus dagegen hob man hervor [1]): das Recht sich über streitige Gegenstände zu vergleichen, gebühre wie jedem Privatmanne, so auch jedem Reichsstande. Da der Kaiser sich mit der Hauptperson, dem Kurfürsten, verglichen habe: so sei kein Dritter ermächtigt, die Gründe, bei denen jener sich beruhige, einer Prüfung zu unterwerfen. Kaunitz erklärte: der kaiserliche Hof werde nicht zugeben, daß ein Reichsstand sich zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe.

Es sind damals über die Frage dieser Erbfolge, über das Recht des einen oder des anderen Theiles nahe an dreihundert Bücher und juristische Deductionen erschienen. Sie alle halten sich an die positive Rechtsfrage, und erörtern dieselbe mit einem ungeheuren Aufwande von Gelehrsamkeit. Als ob es Friedrich II. darum zu thun gewesen wäre! Nicht darum handelte es sich für ihn, sondern um den Zusammenstoß der Principien, auf denen der Staat der Hohenzollern und die Macht der Habsburger beruhten. Darum hatte er abermals den Krieg provocirt. Dies erkannte nicht blos er von seiner Seite, sondern nicht minder klar und scharf, ja man darf sagen, mit prophetischem Blicke erkannte es Maria Theresia. Darum lassen wir das gelehrte Material jener dreihundert Bücher bei Seite, und wenden uns nur zu den Aeußerungen dieser maßgebenden Personen, Friedrichs an seinen Bruder Heinrich, der Kaiserin an ihre Tochter Maria Antoinette.

Friedrich II. ist längst auf den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph gefaßt gewesen. Er hat die Sache oft und lebhaft vorher mit seinem Bruder Heinrich erörtert [2]). Der Kurfürst starb am 30. Decbr. 1777. Wir haben gesehen, wie schon um die Mitte des Monates Januar Friedrich II. im Stillen eine Mobilmachung anordnete. Noch sollte man es nicht wissen. Zugleich wie immer schaute er Hülfe suchend aus, und zwar nicht blos bei Rußland, sondern, ungeachtet daß zwischen Oestreich und Frankreich die Defensiv-Allianz bestand, auch bei Frankreich.

Am 4. Februar 1778 stattet Friedrich seinem Bruder Heinrich Bericht ab. „Nach den letzten Berichten aus Frankreich ist die Schwäche

[1]) a. a. O. 98. — [2]) Oeuv. XXVI. 402.

dieser Regierung augenscheinlich, und ich sehe beinahe voraus, daß alles, was von da aus zu erwarten ist, eine Neutralität sein wird. Dagegen sind die Briefe aus Rußland mir um so günstiger. Auf die bloße Todesnachricht des Kurfürsten von Baiern hat der russische Hof in der Anerkennung, daß das Streben des Hofes von Wien immerdar gegen die deutsche Freiheit und die deutschen Gesetze gerichtet sei, sich erboten, mir alle Hülfe zu gewähren. Diese wird beträchtlich sein, wenn nur der Friede mit den Türken dauern könnte. Meine Briefe aus Constantinopel lassen mich hoffen, daß dieses Mal die Türken ihren Stillstand mit den Russen nicht brechen werden. Also, mein lieber Bruder, werden Sie erkennen, daß unsere Sachen nicht schlecht stehen, und daß der Wiener Hof Ursache zur Reue haben dürfte über das ungerechte, tyrannische und voreilige Verfahren, in welches er sich gegen den Kurfürsten von Baiern eingelassen hat."

Wir sehen, der Plan des Königs ist, wo möglich, ein gemeinsamer Krieg von Rußland, Frankreich mit ihm gegen Oestreich.

Er nimmt jedoch von Frankreich noch keine Bereitwilligkeit wahr. Abermals tröstet er sich[1]. „Da Frankreich zu weichlich, zu feige ist, und eine östreichische Königin hat: so ist alles was wir von dort erlangen können, die Neutralität, und in Ermangelung eines Besseren muß man damit sich begnügen." Bis dahin fehlt ihm jedoch noch der Vorwand. Am 9. Februar erlangt er, wie wir gesehen haben, auch diesen durch die Thätigkeit des Grafen Görz. Die Hoffnung malt sich etwas sanguinisch. „Es ist alle Aussicht vorhanden, den Kurfürsten Carl Theodor zu nöthigen, daß er seinen Vertrag zurück nimmt, oder wenigstens den Herzog von Zweibrücken um Hülfe schreien zu lassen." Die Gunst der Umstände nimmt zu. Einige Tage später scheint man auch in Frankreich sich zu entschließen einer Erklärung durch die Waffen Nachdruck zu verleihen. „Die Nachrichten aus Frankreich", fährt der König fort, „sind fast eben so gut, wie diejenigen aus Rußland. Man erwartet dort nur eine Erklärung des Wiener Hofes, um einen entscheidenden Entschluß zu ergreifen. Wir haben also Frankreich und Rußland. Auf Frankreich und Rußland gestützt können wir an unser wahres Interesse denken."

[1]) a. a. O. 418.

Immer günstiger wird die Lage der Dinge in Frankreich. Am 24. Februar meldet der König: „Frankreich erklärt sich offen für uns und wird kräftig handeln. Die Oestreicher wissen nichts davon, daß wir und Frankreich einig sind. Ferner erbietet sich Sardinien, eine Diversion in Mailand zu machen. Sie sehen, mein Bruder, daß die Oestreicher von allen Seiten in die Klemme gerathen werden, und Sie begreifen, daß, wenn wir mit Frankreich und Sardinien uns geeinigt haben, alle Erbietungen des Hofes von Wien zu spät kommen werden. So ist die gegenwärtige Lage, und sie ist für uns nicht schlecht." „Ich glaube gern," setzt er hinzu, „daß die Kaiserin-Königin den Frieden will. Sie möchte gern friedliche Eroberungen haben, die ihr nichts kosten."

Wenn also, wie der König hier sagt, Maria Theresia abermals nur den Frieden wollte: wer denn wollte den Krieg?

Die Antworten des Prinzen Heinrich auf diese Ergüsse seines Bruders liegen uns nicht vor [1]). Der Inhalt indessen läßt sich aus den Briefen des königlichen Bruders leicht errathen. Der Prinz Heinrich, der einzige Mann, der in dem Staate Friedrichs II. es wagen durfte, eine eigene Meinung blicken zu lassen, eine andere als der König zu haben befahl, ist gegen alle kriegerischen Entwürfe. Es ist wiederum dieselbe Erfahrung, wie bei den drei ersten Eroberungskriegen. Der Fridericianismus concentrirt sich nur noch in die eine Person seines Urhebers.

Allmählich indessen lassen die Hoffnungen des Königs etwas nach [2]). Er spricht am 3. März sich aus über die Fürsten des Reiches. „Sie sind ohne alle Thatkraft und Ehrgefühl. Der Herzog von Zweibrücken ist getrieben (poussé) zu dem, was er gethan hat: sich selbst überlassen, würde er sich der Schande überliefert haben, wie sein Oheim der Kurfürst."

Welche Mittel also mag Görz angewandt haben, um diesen Herzog zu treiben? War mithin seine Neigung zu Oestreich freiwillig, oder sein Hülferuf an den preußischen König? „Das ist die Schmach unseres Jahrhunderts," ruft der König aus, „und ich erröthe für Deutschland."

[1]) Vom 13. Septbr. 1777 bis zum 12. März fehlt in den Oeuvres Tom. XXVI. jegliche Antwort des Prinzen Heinrich. — [2]) Oeuv. XXVI. p. 407.

Hatte er denn diesen Grund zum Erröthen?

Auch die Hoffnung auf französische Hülfe läßt nach [1]). „Ich habe alles gethan," sagt der König am 5. März, „um die Franzosen zu stacheln. Ich habe ihnen den Ruhm vorgehalten, das gegebene Wort, ihr eigenes Interesse, die günstige Gelegenheit zum Handeln. Man kann nicht mehr thun." Er betrachtet sich als einen Arzt. „Die Franzosen sind krank. Sie bedürfen drastischer Mittel."

Der Prinz Heinrich räth abermals ab von dem Wege der Gewalt. Der König bestreitet ihn. „Mein lieber Bruder, wenn Sie Oestreich eine despotische Gewalt in Deutschland gewinnen lassen: so heißt das ihm Kräfte verschaffen gegen uns, und ihre Macht noch furchtbarer zu machen, als sie es jetzt schon ist. Das darf ein Mann auf meinem Posten nicht dulden. Oestreich darf uns nicht zu sehr überlegen werden." Indessen, die Nachrichten werden ungünstiger. Auf Frankreich ist gar nicht mehr zu rechnen. Man sagt, der Kurfürst von Baiern sei auf dem Punkte seine Truppen den Oestreichern zu überlassen. „Für mich", ruft der König am 11. März, „ist der Krieg unvermeidlich."

Um so entschiedener räth der Prinz Heinrich ab. „Seit Januar", sagt er [2]), „war ich überzeugt, daß Sie Krieg anfangen würden. Allein ich habe geglaubt, daß Vorschläge von Seiten Oestreichs eine Friedensstiftung herbeiführen könnten. Was meine Meinung betrifft, mein Bruder, so habe ich sie nicht verhehlt. Ich habe Ihnen gesagt, ein Krieg mit der Hülfe mehrerer Verbündeter unternommen, könne den wünschenswerthen Erfolg haben, daß Oestreich auf Baiern Verzicht leiste, während ein Krieg mit gleichen Kräften angefangen nichts erzielt. Alle meine Hoffnungen und Wünsche beschränken sich darauf, daß Sie glücklich aus diesem Labyrinthe hervorgehen mögen. Wenn ich nicht auf Frankreich hoffte: so würde ich viel besorgen, nicht gerade Unglück für diesen Staat; aber ich betrachte einen Krieg als sehr unglücklich, aus welchem Sie hervorgehen würden ohne die geringsten Vortheile, nach welchem ferner Oestreich im Besitze Baierns bleiben würde."

Wie konnten solche Einreden etwas vermögen auf den Sinn des Königs? Zur Antwort meldet Friedrich am 18. März: nachdem

[1]) a. a. O. 419. — [2]) Oeuv. XXVI. p. 410.

er die letzten Nachrichten von Wien empfangen, lasse er Pferde kaufen. Der Krieg sei gewis. Der Prinz Heinrich dagegen bot ihm eine Wette an, daß Oestreich nur sich vertheidigen würde. Der König veränderte dieselbe zu Heinrichs Gunsten, mit der Behauptung, daß die Oestreicher ihn angreifen würden, sobald er in Schlesien wäre. Sollte er selbst das geglaubt haben? — Der Prinz Heinrich läßt nicht nach in dem ehrenwerthen Streben, dem Könige abermals und immer wieder den Frieden ans Herz zu legen[1]). „Obgleich wir noch nicht völlig auf den Punkt gekommen sind," sagt er am 29. März 1778, „wo alle vernünftigen Gründe aufhören: so sehe ich doch, daß in kurzem alles, was ein Staat Kostbares hat, dem Zufalle preisgegeben sein wird: Wohlstand, Leben, Ehre, Ruhm, die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft." Friedrich, ohne die eigentliche Absicht des Bruders verstehen zu wollen, nennt die Ansichten desselben düster. Heinrich lehnt ab, und spricht deutlicher. „Meine Ansicht würde düster sein," sagt er, „wenn ich mir nur Unglück vorstellte. Davon bin ich weit entfernt. Sie würde leichtsinnig sein, wenn ich nur Glück voraussähe, mir alle jene Illusionen vormalte, welche die Einbildungskraft erzeugt. Ich glaube, daß es einen Weg der Mitte gibt, welcher der wahrhafte ist: diesen wünsche ich ergreifen zu können. Es ist derjenige, der auf dem besten Wege zu einem erreichbaren Ziele führt. Er ist sehr schwer zu finden: nur durch sorgfältiges Nachdenken gelangt man dahin."

Ob Friedrich einen solchen anderen Weg finden wollte? — Sein Kriegesschatz enthielt die erforderlichen Summen: er wollte den Krieg. Bereits im April gab er selbst seine Wette mit seinem Bruder verloren. Nicht die kaiserlichen Truppen griffen an. Er machte dann dem Prinzen andere Vorwürfe. „Wenn Ihnen der Krieg so zuwider ist: so haben Sie es nur zu sagen, wie mein Bruder Ferdinand gethan, und Sie sind Herr Ihrer Handlungen." Er wiederholt seinem Bruder: „Der Krieg ist so gut wie erklärt. Ich mühe mich ab Ihnen das zu sagen. Zurückweichen geht nicht mehr an als mit Schaden an der Ehre. Rechnen Sie also auf Krieg, und legen Sie jeden friedlichen Gedanken bei Seite."

---

[1]) a. a. O. p. 413. 29. März 1778.

Friedrich wollte den Krieg. Er wollte ihn in dem Vertrauen, daß seine Dienstbeflissenheit gegen Katharina II. wenigstens diese zur thätigen Hülfeleistung bewegen werde. Triumphirend ruft er [1]) im Juli 1778 seinem Bruder Heinrich zu: „Das Recht der Kanonen wird entscheiden." Einige Tage später fügt er [2]) hinzu: „Die Kaiserin von Rußland hat sich entschlossen, sich offen für uns zu erklären. Sie will die Oestreicher aus Lodomerien und Galizien jagen. Sie will das Haus Oestreich zwingen, Billigkeit und Gerechtigkeit in Deutschland zu üben."

Man achte auf die Redeweise Friedrichs selbst seinem Bruder gegenüber. Niemand kannte besser als Friedrich die Unwahrheit dieser letzten Beschuldigung gegen Oestreich. Niemand wußte besser als er selbst, daß bei Lebzeiten Maximilian Josephs weder ein Anderer noch er gegen die Verhandlungen über die Erbfolge in Baiern etwas eingewendet hatte. Niemand ferner wußte besser als er, wie viele Künste er hatte aufwenden müssen, um den Herzog Carl von Zweibrücken zu einem Schmerzensschrei zu treiben, um dadurch für sich einen Vorwand zur Einmischung zu erhalten. Wenn Friedrich nun alle diese Unwahrheiten, die als Unwahrheiten er selbst am besten kannte, nur Oestreich gegenüber vorgebracht hätte: so hätte das wenigstens einigen Schein. Aber er begnügt sich nicht damit, sie gegen Oestreich vorzubringen. Er spricht sie auch vor seinem Bruder aus, der eben so wie Friedrich ganz genau wußte, daß es Unwahrheiten waren.

Denn das ist die wunderbare, für einen anderen Menschen kaum zu fassende Dreistigkeit Friedrichs selbst und des ganzen Systemes, das nach ihm den Namen führt, daß auch bei den handgreiflichsten Unwahrheiten der eine Fridericianer dem anderen gegenüber sich stellen will, als glaube er selber, was er sagt.

Betrachten wir jedoch auch jenen andern Satz, nämlich den Plan, den Friedrich für die Action Rußlands entworfen hat. Er liegt uns noch bestimmter vor, als in jenen Worten an seinen Bruder Heinrich. Friedrich schlug der Czarin vor [3]): Die Russen sollten durch Galizien und Lodomerien in Ungarn einbrechen, und dort, ferner in

[1]) Oeuvres XXVI. 432. — [2]) a. a. O. 439. — [3]) Preuß IV. 107.

Croatien, im Banat, in Siebenbürgen die Griechisch-Katholischen bewaffnen. Das heißt: sie sollten die Unterthanen des Hauses Oestreich zur Rebellion aufreizen und ihnen die Waffen dazu bieten.

Solche Mittel sind bekanntlich alt und neu; aber jeder ehrliche Mann hat sie zu allen Zeiten mit demselben Namen benannt.

Eben diese Vorschläge aber, auf welche die Czarin nicht einging, beweisen, daß für Friedrich die Vereitelung der Erbfolge in Baiern nur der Anlaß und Vorwand, daß es in Wahrheit ihm zu thun war um einen vierten Eroberungskrieg gegen Oestreich. In dieser Hoffnung, in der Erwartung mindestens die Russen, wenn nicht auch die Franzosen als Mithelfer zu finden, rückte er in Böhmen ein. Und mit ihm gingen die Sachsen, bereit, um in den Oestreichern sich selber zu besiegen und zu Werkzeugen des Fridericianismus zu machen.

Stellen wir den Aeußerungen Friedrichs an seinen Bruder diejenigen der Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter Marie Antoinette gegenüber.

In den ersten Wochen nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph tritt die Besorgnis vor der Möglichkeit eines Krieges noch nicht hervor. Dieselbe zeigt sich ausdrücklich erst am 19. Februar 1778. Maria Theresia schreibt[1]) um 5 Uhr Morgens: „Niemals vielleicht gab es einen wichtigeren Moment fest zusammen zu halten. Das Interesse unserer Häuser, und mehr noch dasjenige unserer Staaten, ja Europas haugt davon ab." Sie bittet, daß Frankreich Zeit zu gewinnen suche, sich nicht voreilig in einen Krieg mit England einlasse. Vor allen Dingen möge kein Schatten auf die Allianz fallen.

Inzwischen wurde die Ansicht am Hofe zu Versailles ungünstiger für Oestreich. Am 10. März 1778 las der Baron Breteuil dem Fürsten Kaunitz eine Note vor[2]), welche die Stellung Frankreichs zu der Frage charakterisirte. Als Breteuil die Worte aussprach: „Die Regierung des Königs hat sich nach sorgfältiger Prüfung überzeugt, daß für Frankreich der casus foederis nicht vor-

---

[1]) Arneth: Briefwechsel zwischen M. T. und M. A. S. 222. — [2]) Flassan VII. 199.

liegt —", konnte Kaunitz sich des Ausdruckes seines Unmuthes nicht erwehren. Noch weniger gelang es nachher Maria Theresia, dem französischen Gesandten ihre Gemüthsbewegung zu verhehlen.

Indessen noch gab sie die Hoffnung nicht auf. Diese Hoffnung bestand darin, daß Frankreich sich noch bestimmen lasse, den casus foederis auszusprechen, und daß gegen diese entschiedene Erklärung von Frankreich für den casus foederis der König Friedrich den Angriff nicht wagen werde. „Wenn die Feindseligkeiten einmal begonnen haben", schreibt[1]) sie am 14. März 1778 an ihre Tochter: „so ist es bei weitem schwerer, den Bruch zu heilen. Du kennst die Weise unseres Gegners, der darauf ausgeht, sofort im Beginne einen energischen Schlag zu führen. Urtheile über meine Lage. Bei dem Gedanken an dieselbe verläßt mich meine Standhaftigkeit. Ich fühle nur noch, daß ich die Mutter meiner Kinder, aller meiner Völker bin. Soll ich sie alle unglücklich machen? Diese meine Lage läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben." Marie Antoinette hat damals noch Hoffnung. „Der König ist gut gesinnt. Auch Maurepas und Vergennes sind in Worten für die Allianz; aber sie haben Furcht vor einem Landkriege."

Hier nämlich lag der Hauptgrund, den man in Versailles dem Grafen Mercy gegenüber sehr klar erkennbar durchschimmern ließ. Der Hof von Versailles fürchtete bei dem bevorstehenden Seekriege mit England eine russisch-preußisch-englische Allianz.

Maria Theresia dagegen hält fest an dem Glauben, daß ein energisches Wort von Frankreich für die Allianz das Schwert Friedrichs in der Scheide halten werde. Sie hofft auf dieses Wort. Aber allmählich gewinnen die Dinge für sie ein trüberes Ansehen. „Ich habe immer gehofft," sagt[2]) sie, „daß in Frankreich kein böser Wille gegen uns sei, sondern nur Schwäche und alte Vorurtheile, die um des gemeinen Besten willen für beide Länder und für Europa längst begraben sein sollten. Aber ich sehe zu meinem großen Leidwesen, wie fest diese Vorurtheile wurzeln, und wie die Wahrnehmung dessen, der Eifer ferner, mit welchem die französischen Minister gegen uns reden,

[1]) Arneth: Briefwechsel zwischen M. T. u. M. A. S. 224. — [2]) a. a. O. S. 232.

unseren Feind so kühn gemacht hat. Sie werden davon zurückkommen, aber zu spät für uns und das Gemeinwohl, wenn wir nicht noch diesen Krieg beschwören können. Nicht als ob wir mehr zu fürchten hätten als die früheren Male. Noch niemals war unsere Armee so stark, so wohl ausgerüstet, so guten Willens, so voll Eifer, sich mit dem Feinde zu messen. Die Aussichten sind noch nie so günstig gewesen wie dies Mal. Der Kaiser ist beim Heere anwesend. Aber das Loos der Waffen ist allzu veränderlich und ungewiß. Ich denke an das Schicksal so vieler Unglücklichen, und darum wünsche ich die friedliche Beilegung, wenn es nur mit Ehren geschehen kann." Sie führt dann einen neueren Zug der Perfidie Friedrichs gegen den Kaiser Joseph an. Sie fragt, wo ein europäischer Fürst sei, der nicht den preußischen König von dieser Seite aus eigener Erfahrung kenne.

„Und ein solcher Mann", fragt die Kaiserin, „will sich zum Dictator von Deutschland aufwerfen? Und gegen einen solchen Mann halten nicht alle Mächte zusammen, und suchen nicht ein Unglück abzuwenden, dessen Folgen sie früher oder später Alle zu tragen haben werden? Seit 37 Jahren ist dieser Mann durch seinen Despotismus, durch seine Gewaltsamkeit das Unglück Europas. Er hat sich losgesagt von allen anerkannten Principien des Rechtes und der Wahrheit: er spottet jegliches Vertrages und jeglicher Allianz. Wir sind die zunächst ihm blos Gestellten und man verläßt uns. Wir werden uns vielleicht noch dieses Mal herausziehen, sei es wohl oder übel."

„Aber ich rede nicht für Oestreich", fährt sie dann mit Nachdruck und prophetischen Blickes fort — „nicht für Oestreich: es handelt sich hier vielmehr um die Sache aller Fürsten. Die Zukunft liegt nicht hoffnungsvoll vor meinen Augen. Ich werde es nicht mehr erleben; aber meine Kinder, meine Enkel, unsere heilige Religion, meine guten Völker werden es nur zu bald, nur zu schmerzlich empfinden. Fühlen wir ja doch jetzt schon diesen grundsatzlosen, aber kraftvollen Despotismus, der keine andere Richtschnur seines Handelns kennt, als seinen Vortheil. Wenn man ihn noch immer mehr Boden gewinnen läßt: welche Aussicht bleibt da für diejenigen, die einst nach uns kommen werden! Denn dies System ist — man darf sich darüber nicht

täuschen — in stetem Wachsthume. Ich gäbe mein eigenes Leben hin, wenn ich dadurch meine Kinder glücklicher und ruhiger sehen könnte als mich selbst, vor allem, seitdem ich die Hoffnung habe, einen Dauphin als meinen Enkel zu erblicken."

„Verzeih, meine Tochter, ich rede hier nicht als Fürstin zur Fürstin, sondern als Mutter zu meinem Kinde."

Maria Theresia hat darin nicht Recht. Sie redet als Mutter und zugleich in ganz eminenter Weise als Fürstin. Ja es wäre im Interesse von Oestreich, im Interesse von Deutschland, im Interesse von ganz Europa zu wünschen gewesen, daß diese Charakteristik des Fridericianismus durch die Hand der Kaiserin, welche Oestreich neu geschaffen, als ein unverlierbares Eigenthum ihren Söhnen und Enkeln für immer eingeprägt wäre. Dann hätte nicht wieder so oft das edle und ritterliche, aber sorglose Vertrauen das erfahrungsmäßig allein begründete und allein berechtigte Mistrauen überdeckt, und hätte nicht, den Maßstab aus sich selber nehmend, zu eigenem Schaden, dem Fridericianismus die Möglichkeit derjenigen Eigenschaften beigemessen, die mit demselben ewig unvereinbar sind.

Maria Theresia kommt noch wieder auf diese Charakteristik zurück. „Man wolle sich", sagt sie, „doch nicht durch die Schmeicheleien Friedrichs täuschen lassen. Er macht sie, um seinen Zweck zu erreichen; aber nach Erreichung desselben thut er immer gerade das Gegentheil und hält nie sein Wort. So handelt er gegen Alle, nur nicht gegen die eine Macht, die er fürchtet. Es ist Rußland. Eben so wenig darf man sich täuschen über diese Macht. Sie handelt nach denselben Maximen wie der König von Preußen, und der Nachfolger neigt sich noch mehr dahin, als einst sein sogenannter Vater und seine Mutter. Sie ist ein wenig davon zurückgekommen, aber nie so viel, daß sie etwas gegen den König von Preußen thun würde. Auch sie ist freigebig mit schönen Worten, die entweder nichts sagen, oder hinter denen die griechische Treue lauert."

„Und diese beiden Mächte will man in Frankreich uns guten, ehrlichen Deutschen vorziehen?"

„Wir haben mit Frankreich dieselben Staats- und Familien-Interessen. Wir werden uns in Zukunft noch besser verständigen, wenn man eine Veränderung vornehmen wollte. Die unglückselige

Erwerbung von Galizien, die uns so leicht gemacht wurde, hat uns ein wenig in diese Richtung gelockt; aber eben sie ist uns eine gute Lehre, die wir nicht so leicht vergessen werden. Die großen Kosten, die Sorge und Unruhe, die Einbuße an Vertrauen sind so drückend für uns, daß sie uns den übereilten Schritt von damals noch lange in traurigem Andenken halten werden. Dazu wirkt auch ein wenig mit das Zurückziehen unserer guten Freunde von uns. Aber wir wollen alles vergessen, die Schwäche und die bösen Willen der Minister und eines großen Theiles der Nation, wenn wir nur zählen können auf das Herz des Königs und seiner liebenswürdigen Königin. Wir betrachten ihren Ruhm und ihr Interesse wie die unserigen. Sie können darauf rechnen, daß wir niemals aus uns etwas veranlassen, das sie in Verlegenheit bringen könnte. Dagegen sind wir ihnen nützlich. Wegen der Allianz mit uns kann Frankreich alle seine Aufmerksamkeit wenden auf die Marine, auf die Colonien, auf den Handel, kurz auf Dinge, wegen deren wir nie eifersüchtig sein können."

„Aber wir verlangen auch unsererseits dafür einen Entgelt. Wir verlangen, daß man auch uns das Gute dieser Einigung genießen lasse. Denn, ich wiederhole es, diese unsere Allianz allein kann, wenn fest begründet, Europa für immer die Ruhe wieder geben."

„Dagegen wäre es doch wahrlich ein trauriges Unheil, wenn diese Ruhe abhangen sollte von dem Willen der beiden Mächte, deren Principien der Welt so offen vor Augen liegen und sich kund geben selbst in dem Despotismus gegen die eigenen Unterthanen. Unsere heilige Religion würde von dort her den Todesstreich empfangen, und die Ehrlichkeit und die Treue würden dann zu suchen sein nur noch bei den Barbaren."

„Das Bild, das ich zeichne, ist nicht übertrieben. Und nun bedenk, welch ein Schmerz für mich, wenn ich Frankreich sehen müßte als Genossen dieser Beiden. Und was würde sich ergeben? Auch wir müßten an unsere Sicherheit und nur daran denken. Es wäre nicht so schwer die Einigung zu lösen, wenn man jedem Einzelnen seinen Vortheil zeigte, wie im Jahre 1741."

„Meine liebe Tochter, glaub mir, daß ich kein Wort zu viel sage. Noch ist es Zeit alles wieder in Ordnung zu bringen; aber diese

Gelegenheit kann vorüber gehen. Ziehe Du Nutzen aus den Rathschlägen meines alten grauen Kopfes, und wende sie an für das Wohlergehen unserer Königreiche, unserer Familien, unserer Kinder."

Marie Antoinette suchte diesem Rathe gemäß zu wirken. Die langen Erwägungen der französischen Minister dagegen lassen sich auf wenige Gedanken zurückführen: für Frankreich ist bei der politischen Lage von Europa die Erhaltung des Friedens in Deutschland nothwendig. In diesem Vordersatze stimmte man mit Maria Theresia überein. Aber die Folgerung war eine andere. Maria Theresia forderte die Zurückweisung des Königs Friedrich in seine Schranken. Die französischen Minister dagegen folgerten: um diesen Frieden zu sichern, müssen wir Oestreich bewegen, nachzugeben; denn der König von Preußen ist gefährlich. Den großen Gedanken Maria Theresias zu erfassen, den Gedanken, in welchem sie, ohne es zu wissen, noch zu ahnen, sich mit Leibniz begegnet, nämlich, daß die bleibende Allianz von Oestreich und Frankreich die Garantie des europäischen Friedens und aller Segnungen desselben in sich schließe — diesen Gedanken in seiner vollen Tragweite aufzufassen, waren die französischen Minister nicht befähigt. Ludwig XVI. schwankte zwischen der Einwirkung, welche die Königin Marie Antoinette und derjenigen, welche die Minister auf ihn übten.

Die Unentschiedenheit Frankreichs war der Vortheil Friedrichs. Wir haben vernommen, welchen Jubel er im Juli vor seinem Bruder Heinrich erhebt, daß die Kanonen entscheiden werden.

Anders Maria Theresia. Sie sieht mit schwerem Herzen, wie Kursachsen mit Preußen geht, eifrig sich selber in die Ketten zu schmieden, mit denen es früher oder später an den Triumphwagen des Fridericianismus gefesselt werden muß. Das Hinzukommen der sächsischen Armee von 30,000 Mann erhöht die Ueberlegenheit der Preußen auf 40,000 Mann.

„Wir müssen beide Armeen bewachen[1])," sagt die Kaiserin, „die des Königs und des Prinzen Heinrich." Die erstere war von der Grafschaft Glatz aus in Böhmen eingedrungen. Die letztere stand noch von Zittau bis Aussig. „Es ist dort keine Festung. Es kann nicht lange dauern. Er wird uns durch seine Uebermacht wie im Jahre 1757 zwingen,

[1]) a. a. O. S. 252.

den Rückzug nach Kollin zu nehmen." Im heftigen Schmerze berichtet sie am 6. August: „Der Prinz Heinrich ist von Sachsen aus eingedrungen. Loudon hat nicht vermocht ihm Stand zu halten, ist über die Iser zurückgegangen. Fünf schöne Kreise von Böhmen sind in der Hand des furchtbaren Feindes. Wenn ich in dieser Stunde Friede machte, so lade ich auf mich den Vorwurf einer großen Kleinmüthigkeit. Aber ich mache den Feind noch immer mächtiger, und doch sollte ihm gegenüber das Heilmittel ein schnelles sein. Ich gestehe es, der Kopf schwindelt mir, und mein Gemüth ist auf das tiefste zerrissen von diesen widerstreitenden Gefühlen."

Noch einmal richtet sie an ihre Tochter die Bitte: „Wende alles auf, um dein Haus, deine Brüder zu retten. Ich bitte den König um nichts als eine energische Demonstration. Es gereicht Frankreich nicht zum Heile, daß wir unserem grausamen Feinde erliegen." Sie beschäftigt sich unablässig mit diesem Gedanken. „Es handelt sich ja nicht mehr um die alten Vorurtheile, die längst begraben sein sollten, um die Eifersucht zwischen uns und Frankreich. Es handelt sich um alle heiligen Güter, ja um unsere Interessen selbst. Wir werden überrannt und zu Boden gestoßen werden, der eine nach dem anderen, wenn wir nicht mit Festigkeit entgegen treten. Nicht in Bezug auf uns, auf die Gefahr in der wir uns befinden, die wir zur Zeit allein diesem furchtbaren Systeme ausgesetzt sind, sondern für das Gemeinwohl von Deutschland und vielleicht von Europa selbst, nehme ich die Ursache des Krieges hinweg, in der Hoffnung, daß dadurch unsere Bundesgenossen zur Erkenntnis der Nothwendigkeit kommen, jetzt für uns aufzutreten."

Einigermaßen geschah dies. Frankreich eröffnete im August 1778 dem preußischen Könige, daß der Vorschlag von Maria Theresia, auf Baiern zu verzichten, wenn Friedrich dafür die beiden fränkischen Markgrafschaften als Secundogenitur seines Hauses bestehen lasse, — daß dieser Vorschlag völlig vereinbar sei mit den Absichten der Mäßigung, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit, die er selber verfolgen zu wollen erklärt habe. — Friedrich II. erwiderte, daß dies ganz verschiedene Dinge seien. Aber die Stimmung in Frankreich wendete sich gegen ihn. Und zugleich lehrte ihn die Noth, daß er sich in Böhmen nicht mehr halten könne.

Wir haben demgemäß auf die Beschaffenheit seines Heeres und seiner Kriegsführung im Jahre 1778 etwas näher einzugehen.

Der König Friedrich wußte dies Mal wie immer selbst sehr wohl, daß seine Kriegsgedanken in seinem Volke auch nicht die leiseste Sympathie fanden. Dies Mal sogar weniger als jemals früher. Noch niemals zuvor hatte es ihm so viele Mühe gekostet, das Heer vollzählig zu machen. Niemals zuvor hatte er solche Mittel in solcher Ausdehnung zu seinem Zwecke angewandt, wie dies Mal. Wir haben einige derselben zu erörtern.

Die westfälischen Provinzen des Königs waren der Regel nach cantonfrei d. i. militärfrei. Bei der Erwerbung von Ostfriesland war dies Versprechen von Seiten des Königs eine ausdrückliche Bedingung der dortigen Stände gewesen, und für dieses Versprechen hatten sie dem sehr schwachen Rechtstitel des Königs auf den Besitz des Landes die Stütze ihrer Huldigung gegeben. Er selbst behauptete später den Ständen gegenüber, er habe dies Versprechen nur gegeben, weil doch die Ostfriesen sich nicht zu Soldaten eigneten. Dennoch scheint der König in späteren Jahren die Versprechungen dieser Art bereut zu haben. Er versuchte sie auf andere Art illusorisch zu machen. Es ward in Westfalen eine sogenannte freiwillige Werbung versucht. Sie mislang völlig. „Einem Tecklenburger", so berichtete ein dieses Landes kundiger preußischer Beamter [1]) zwei Jahre nach dem Tode des Königs, „kann es nicht so elend in der Welt gehen, daß er preußische Kriegsdienste nehme, und wenn er gezwungen wird, so stirbt er vor Verdruß und Heimweh." Indessen Friedrich II. wußte die Tecklenburger und die anderen Unterthanen in Westfalen zu finden. Als er im Winter 1777/8 den vierten Eroberungskrieg beschloß, gebot er, daß die westfälischen Provinzen 1265 Trainknechte liefern sollten. Auf diese Weise konnte er den unvermeidlichen Klagen, die nachher einlaufen würden, immer erwiedern, daß er keine eigentlichen Soldaten verlangt oder genommen habe. Die Klagen konnten nur nachher einlaufen, nicht vorher, weil nur die Behörden den Bescheid erhielten. Dies mochte nöthig sein, damit die Ausführung des Befehles Menschen vorfände, die genommen werden könnten. Die

[1]) Holsche: hist. top. statistische Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg. p. 143.

Sache nämlich verhält sich wie folgt. Man bereitete in der Stille die nöthigen Maßregeln vor. Alsdann machten sich in der Grafschaft Tecklenburg die Untervögte und dergleichen Leute, die im Geheimnisse waren, mitten in der Nacht auf, ergriffen die Unglücklichen in ihren Betten, und schleppten sie fort.

In Ostfriesland war die bestimmte Zahl von 424 solcher Train-Knechte zu groß, als daß man sie heimlich aus den Betten abholen durfte. Hier ward die Sache anders eingerichtet[1]). Von den Behörden aus erging das Gerücht, daß der König allerlei Arbeiten in Emden vornehmen lassen wollte. Die Kriegs- und Domänenkammer in Aurich forderte die Ortsobrigkeiten auf, dafür Sorge zu tragen, daß sich am 6. April Arbeiter im Emden einfänden. Da der in Aussicht gestellte Lohn hoch war: so erschienen 600 Mann ohne Arg und Mistrauen. Der Lohn ward sofort gezahlt, die Arbeit noch ausgesetzt. Das ließen die Leute sich gefallen und lebten vier Tage lang fröhlich und guter Dinge. Um 4 Uhr Morgens am 11. April öffneten sich die Thore. Ein Commando von 150 Soldaten, die vorher von Bielefeld gekommen waren, rückte ein und umstellte sofort die Häuser, die den Arbeitern angewiesen waren. Sie lagen noch zu Bette. Es ward ihnen geboten sich anzukleiden. Die Soldaten mit geladenem Gewehre umringten die schmerzlich Enttäuschten, und geleiteten sie so auf den Kasernenhof. 263 wurden als dienstfähig befunden, die anderen sofort entlassen. Jene Unglücklichen legte man in Schiffe, und führte sie unter der Bedeckung der Soldaten stromaufwärts.

Das Gerücht von diesem Bruche des öffentlichen Friedens und Vertrauens durcheilte mit Windesschnelle das Land, und erfüllte es mit Entsetzen. Die jungen Männer, die ihrer kräftigen, gesunden Glieder sich bewußt waren, eilten auf und davon. Man sah Knechte, die auf dem Felde pflügten, die Pferde ausspannen und hinweg reiten, um nur fortzukommen, bis sie gesicherten, nicht preußischen Boden unter den Füßen hatten. Andere warfen sich in Schiffe, um nach Holland hinüber zu fliehen. Es gab Dörfer, in denen auch nicht ein rüstiger junger Mann mehr zu finden war. Der Ackerbau hörte

[1]) Wiarda: Geschichte Ostfrieslands IX. 151.

auf. Das Vieh ward nicht mehr gewartet. Die Gewerbe, Handel und Verkehr standen still. Erst als die Behörden öffentlich verkündeten, daß die Soldaten abgezogen seien, kehrten die Entflohenen zögernd wieder.

Die Stände des kleinen Landes waren in den preußischen Staaten fast die einzigen, die noch ein Wort der Beschwerde wagen durften. Sie hielten dem Könige die Verträge vor, durch welche sie ihn anerkannt hatten gegen das ausdrückliche Versprechen der Freiheit von aller Werbung, freiwillig oder gewaltsam. Der König persönlich erwiederte, wie zu erwarten, daß die Aushebung von Trainknechten keine Verletzung der Werbefreiheit sei. Trainknechte seien ja keine Soldaten.

Dessen ungeachtet könnte vielleicht noch Jemand der Meinung sein, daß immerhin der König eine Aushebung befohlen, daß jedoch die tückische und brutale Art und Weise der Ausführung den Unterbehörden zur Last falle, und daß der König dieselbe nur nachträglich auf sich genommen, um seine Behörden nicht zu desavouiren. Obwohl es in sich selbst undenkbar ist, daß irgend eine Behörde es wagen würde, ohne ausdrückliche Vollmacht in solcher Weise zu handeln: so haben wir uns dennoch umzusehen nach bestimmten Befehlen Friedrichs II. Sie sind vorhanden. Nicht für das eine Mal und den einen Ort verfährt Friedrich II. so, sondern zugleich an verschiedenen Orten[1]). Um die beiden Regimenter Markgraf Heinrich und Falkenhain in Schlesien zu completiren, befiehlt er, muß man der Sache eine andere Wendung geben. Man muß die Leute einholen unter dem Vorwande, daß sie an der Festung Brieg arbeiten sollen. Wenn man sie dort hat, so werden sie, anstatt an der Festung zu arbeiten, dort einexereirt. Auf solche Weise muß man es anfangen, um die Leute zusammen zu bringen. Also am 4. Februar. Vierzehn Tage später verallgemeinert er den Befehl solcher Vorwände für alle schlesischen Regimenter. Ueberhaupt soll die Absicht des Krieges verdeckt werden durch den Vorwand einer Verfrühung der Revue[2]).

Betrachten wir dann die Kriegführung.

Man hätte denken sollen, daß ein König, der im Alter von 66 Jahren einen Krieg unternimmt, wie ein Jüngling von 20, alle

[1]) Preuß: Urkundenbuch IV. 208 nr. 3 u. 4. — [2]) a. a. O. 207.

nöthigen Anstalten getroffen haben würde, um die Leiden des Krieges, wenn nicht den Gegnern, doch den Seinigen zu erleichtern. Dem war nicht so. Von Anfang an hatte der Prinz Heinrich, während er mahnend vom Kriege abrieth, den königlichen Bruder auf die vielfachen Mängel aufmerksam gemacht. Er hatte ihm ein inhaltreiches kurzes Wort hingeworfen. Die Sachsen erboten sich zum Austausche der Deserteure [1]. „Das Anerbieten", bemerkte Prinz Heinrich, „ist sehr nützlich für Ihre Armee." Er erinnert den König, daß kein General-Auditeur da sei, kein General-Profoß. Es fehlte nicht blos daran. Das System des Königs alles allein und alles selbst überwachen zu wollen, stieg mit den Jahren und trat hier sehr grell zu Tage. Die Umstände sind fast unglaublich. Wir berichten sie nach den Worten eines Anhängers des Königs [2].

Es war alles vernachlässigt. Kein Generalstab war angestellt. Niemand war mit der Sorge für die Bedürfnisse des Heeres beauftragt. Der König selbst wollte unmittelbar für alles sorgen. Die übelen Folgen waren unvermeidlich. Die Lager wurden so abgesteckt, daß sie eines feindlichen Ueberfalles immer gewärtig sein mußten. Der Unterhalt und die Bedürfnisse des Heeres wurden nicht regelmäßig herbeigeschafft. Da der König selber für alles sorgen wollte: so wurde er unaufhörlich mit Kleinigkeiten behelligt. Er wurde mislaunig, zumal da er sich schlecht befand. Die Soldaten wurden aus Noth und Verzweiflung hart und grausam gegen das Landvolk. Es wurde diesem Alles genommen, nicht blos die Lebensmittel, sondern auch die Werkzeuge zum Ackerbau. Die Wohnungen wurden niedergerissen, und das Material zur Feuerung benutzt. Alle Mannszucht schien erstorben. Friedrich duldete nicht blos die Unordnungen, er schien selbst sie anfachen zu wollen. Wenn der König irgendwo Schutzwachen fand, die zur Erhaltung der Ordnung von oberen Officieren hingestellt waren, ließ er sie abziehen mit den Worten: die Leute müssen wissen, daß sie den Krieg im Lande haben. Ja er befahl ausdrücklich die Soldatenweiber mit zum Fouragieren auszuschicken, weil diese in solchen Fällen es am ärgsten machen. Es liegen bestimmte Befehle von ihm vor, daß, wo seine Soldaten weg-

[1]) Oeuv. XXVI. 412 vom 29. März 78. — [2]) Dohm I. 133.

gingen auch nicht ein Halm übrig bleiben dürfe [1]). Die Unmenschlichkeit rächte sich wie üblich. Die Menschen flohen mit Allem, was sie hatten. Sie waren in Verzweiflung. Sie benutzten jede Gelegenheit, um auch ihrerseits ihren Haß zu beweisen. Durch die Barbarei, mit welcher die Armee verfuhr, beraubte sie sich alles ihres Unterhaltes. Die Soldaten erlagen der Krankheit, sie desertirten. Der König verlor binnen fünf Wochen durch Krankheit und Desertion 7000 Mann.

Der Vorwurf wegen alles dessen traf nicht das preußische Heer im Allgemeinen. Nur da war es so, wo der König persönlich den Oberbefehl führte. Sein Bruder, der Prinz Heinrich, der an der Spitze des anderen Heeres stand, beobachtete die strengste Disciplin [2]). Bei dem Einmarsche in Böhmen legte er den Einwohnern auf, sich ruhig zu verhalten, ihre Wohnungen nicht zu verlassen und ruhig ihren Geschäften nachzugehen. Er versprach Schutz und Sicherheit gegen jede Mishandlung. Die Einwohner blieben. Sie führten dem Heere Lebensmittel zu, und die schwere Last des Krieges ward hier ungleich weniger gefühlt, als da, wo der König sich befand.

Die Befehle desselben werfen grelle Streiflichter auf den moralischen Zustand seines Heeres. In Brieg gab es Arrestanten, „die darum sitzen, weil sie sich für Scharfrichterknechte und Schinder, mithin für infam ausgegeben," [3]) um nur nicht dienen zu müssen. Der König befiehlt sie unter das Freibataillon zu stecken; denn „dort thun sie doch immerhin einige Dienste, und wenn sie auch desertiren, so wird man sie doch aus der Verpflegung der Festung los." Also war die Anzahl nicht gering. Der König setzt dasselbe in Glogau und Neisse voraus. Wohin doch war es mit den Menschen gekommen, wenn sie lieber öffentlich für unehrlich gelten wollten, als Kriegsdienste thun? An wem lag die Schuld? Aber der König traf auch Maßregeln die Soldaten von der Desertion abzuhalten. Eine derselben ist so merkwürdig, so eigenthümlich, daß sie nur gewürdigt werden kann nach den eigenen Worten des Königs Friedrich II. Sein Befehl ist gerichtet an den General Tauentzien.

[1]) Preuß: Urkundenbuch IV. 224 nr. 36. — [2]) Dohm I. 170. — [3]) Preuß: Urkundenbuch IV. 226.

„Ich trage Euch hierdurch auf," schreibt der König am 1. September 1778[1]), „durch die Officiere unter die Regimenter ausbringen zu lassen: die östreichischen Deserteure hätten hier ausgesagt, daß kein Tag vorbei ginge, wo die Oestreicher nicht 10 bis 12 Kerle alle Tage todt prügelten und die sie kaum mal begrüben. Ingleichen hätten sie von den Deserteuren, die von uns herüber gekommen, einen Haufen, die sie in Frankfurt a. M. angeworben, und die sie wieder erkannt, weil sie nicht bei ihnen Dienste genommen, aufhängen lassen. Ihr habt demnach dieses so anzustellen, daß die Officiere davon unter sich öffentlich sprechen, daß die Bursche solches hören, und sie von der Desertion ein bischen abgeschreckt werden. Fdch."

Die kriegerischen Ereignisse waren von keiner Erheblichkeit. Wie Friedrich II. gehemmt wurde durch die moralische Beschaffenheit seines Heeres, durch sein Abwarten einer bestimmten Entscheidung, in wie weit Katharina II. mit ihm gehen wollte: so ward Joseph II. zurückgehalten durch die Abneigung seiner edlen Mutter gegen jeden Krieg. Als Friedrich im September 1778 durch die selbstverschuldete Noth aus Böhmen hatte weichen müssen, drängte er um so mehr in die Czarin einen nachdrücklichen Schritt zu thun. Dieser erfolgte. Es ward zu Gunsten Friedrichs an Oestreich eine russische Note gerichtet, deren Ton die französischen Minister als drohend anerkannten. Die Furcht vor einem russisch-preußisch-englischen Bündnisse stieg mächtig wieder empor. Ludwig XVI. bat die Kaiserin Maria Theresia, auf die russische Vermittlung einzugehen[2]). Maria Theresia war bereit, wenn zugleich Frankreich vermittele.

Es ist nicht zu verkennen, daß es Maria Theresia Ueberwindung kostete. Sie beklagte sich bei ihrer Tochter schmerzlich über den Unterschied in der Sprache des preußischen Verbündeten für Friedrich, und des ihrigen für sie. Aber sie wußte, daß, wie Friedrich vom Anfang an den Krieg mit aller Anstrengung heraufbeschworen, er so auch jetzt jede Möglichkeit benützen werde, um ihn zum vollen Ausbruche zu bringen. Er wollte nach wie vor den Krieg. Sie wollte nach wie vor ihn nicht. Darum war sie bereit an die Grenze des Möglichen zu gehen.

[1]) Preuß: Urkundenbuch IV. 222. — [2]) Flassan: VII. p. 226 u. f.

Frankreich legte einen Vermittlungsvorschlag vor, am 11. Januar 1779. Maria Theresia erklärte, daß sie bereit sei zur Annahme. Friedrich nahm ihn nicht an. Er ließ ein Ultimatum übergeben, mit der Erklärung, daß er davon nicht weichen werde. Maria Theresia acceptirte auch dieses Ultimatum.

Indem Friedrich II. in Folge dessen sich darein ergeben mußte, daß für dies Mal sein eigentlicher Plan gescheitert sei, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß derselbe zur gelegenen Zeit wieder aufgenommen werde. In der Regel kann man sagen, daß Friedrich II. und mithin auch der Fridericianismus von dem Tage an, wo er mit Oestreich Frieden geschlossen, beginnt, über einen neuen Krieg gegen Oestreich nachzudenken. Dies Mal entwarf Friedrich seinen Plan für die Führung eines neuen Krieges noch **vor** dem Friedensschlusse. Er verfaßte noch innerhalb des Jahres 1778 eine Schrift, die er benennt[1]): Réflexions sur les mesures à prendre au cas d'une guerre nouvelle avec les Autrichiens, en supposant qu'ils suivent la même méthode d'une défense rigide comme dans la dernière campagne. 1778.

Der letzte Zusatz ist merkwürdig. Sollte Friedrich nach viermaliger Erfahrung noch darüber zweifelhaft gewesen sein, ob Oestreich einen andern Krieg führen werde als den der Vertheidigung? Eben das Unternehmen einer solchen Arbeit selbst macht den Zweifel unwahrscheinlich, und läßt den Zusatz nicht erscheinen als eine Bedingung, sondern als einen Grund.

Die Schrift ist nicht gedruckt.

Für dies Mal hatte Friedrich, wie er selbst sagt, alles gethan, was er vermochte, um durch den Schimmer der zu erringenden Vortheile Frankreich und Rußland zur thätigen Mitwirkung zu bewegen. Weder die eine, noch die andere Macht hatte seinen Lockungen entsprochen. Denn auch Katharina II. wollte nicht Krieg gegen Oestreich. „Ich habe gar keinen Grund mich über das Benehmen der Russen bei dieser Gelegenheit zu freuen," meldet Friedrich am 12. März seinem Bruder[2]). Im Uebrigen jedoch durfte er zufrieden sein; denn Rußland führte seine Sache. Friedrich II. versuchte noch

[1]) Preuß: Bd. III. S. 562. — [2]) Oeuv. XXVI. 475. 1. März 1779.

durch die kleinen Mittel verletzender Ausdrücke die Sache hinzuhalten. Sie reizten den Kaiser Joseph mehr als die Kaiserin Maria Theresia; aber sie verloren ihre Wirkung dadurch, daß der französische Gesandte indirect die Absicht anerkannte. Rußland und Frankreich vermittelten den Frieden. Er kam zu Stande zu Teschen am 10. Mai 1779. Oder daß wir es richtiger sagen: im Namen der Czarin Katharina II. dictirte Repnin den Frieden, der seiner Herrin den Eingang in das deutsche Reich eröffnete.

Denn das war die Bedeutung dieses Friedensschlusses für das arme deutsche Vaterland. In dem Frieden zu Teschen ward der westfälische Friede bestätigt. Indem die russische Czarin den Frieden von Teschen verbürgte, übernahm sie zugleich auch ausdrücklich die Gewähr des westfälischen Friedens. Das nächste Ziel Peters I. war erreicht. Die Bahn zur Einmischung Rußlands in die deutschen Angelegenheiten war gebrochen.

Und diese Anklage fällt in der Geschichte der deutschen Nation mit der ganzen Wucht ihrer Schwere auf den König Friedrich II. von Preußen. Derselbe Mann, der sehr wohl wußte, der es früher selbst geschildert, welche Gefahren für den Westen das Emporwachsen Rußlands bereite, hat aus Kriegesgier und fanatischem Hasse gegen die deutsche Macht, welche nicht ihn, sondern welche er beleidigt, so oft er konnte, die Russen nach Deutschland gezogen, und da er sie nicht zur thätigen Hülfe für ihn bewegen konnte, sie zu Schiedsrichtern des deutschen Vaterlandes gemacht. Er war sich dessen voll bewußt. Er brachte zwei Jahre später der Czarin Katharina unter vielen Lobeserhebungen und anderen Redensarten auch diejenige dar, daß sie den Frieden von Teschen dictirt habe [1]).

Man hat diesem selben Könige nachgerühmt, daß er in diesem Frieden nichts für sich gefordert. Es wäre zuerst die Frage zu untersuchen, ob die Dinge so lagen, daß der König etwas verlangen konnte. Frankreich wollte Frieden von dieser Seite, um freie Hand zu haben gegen England. Rußland wollte Frieden, um Kräfte zu sammeln für neue Türkenkriege. Friedrich konnte nichts fordern, weil er nichts erlangen konnte. Er war unmuthig genug über diese beiden

[1]) Oeuv. XXVII. 3. 323.

Mächte, daß sie nicht wollten wie er; aber er war klug genug keine Forderungen zu erheben, welche diese beiden Mächte ihm abgewendet haben würden.

Und damit hatte er einstweilen für die Czarin geleistet, was sie wünschte. Er hatte sich den Namen verdient, mit welchem Panin ihn damals in einem Memoire für die Czarin charakterisirte, nämlich zu sein une vedette de la Russie. Fortan bedurfte die Czarin seiner nicht dringend mehr. Darum erschien es ihr zweckmäßig, wenn auch nicht ihn fallen zu lassen, so doch gelegentlich ihm eine Mahnung zu geben, daß er die Bedeutung seiner Großmannschaft nicht überschätze.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Politik der letzten Jahre Friedrichs II.

In der Czarin Katharina regten sich gewaltige Plane. Indem sie in den Gefühlen persönlicher Ehre und der Sitte auch dem letzten ihrer Unterthanen nachstand, wollte sie an großartigen Unternehmungen Peter I. übertreffen. Sie hatte den Thron, auf den sie persönlich nicht den mindesten Anspruch hatte, bestiegen durch Verbrechen der Nacht und des Grauens. Die Klugheit rieth ihr dieselben zu verdunkeln durch den Glanz und den Schimmer weltbewegender Thaten, hauptsächlich gegen die Türken. Es ist wahrscheinlich, daß Münnich sie in diesen Entwürfen bestärkt habe. Er ein Edelmann von den Ufern der Hunte, sie eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst: welches Loos der Sterblichen! Münnich war schon seit 1736, wo er die Linien von Perekop überstieg, die bis dahin für unüberwindlich galten, ein Schrecken der Türken. Er durfte hoffen die Moldau als Fürstenthum für sich davon zu tragen. So stand seine Sache unter der Kaiserin Anna. Elisabeth verbannte ihn nach Sibirien. Dort weilte er 20 Jahre und arbeitete seine Entwürfe aus zur Vernichtung des ottomanischen Reiches. Peter III. rief ihn zurück. Münnich war damals 79 Jahre alt: an Ehrgeiz und Thatkraft war er jung geblieben. Er harrte bei Peter III. aus, bis dieser selbst sich verließ. Wenn der schwache Mann den Muth gehabt hätte dem dringenden Rathe Münnichs zu folgen: so wären die Entwürfe Katha-

rinas vereitelt. Sie rächte sich nicht an dem alten Manne und er nährte dafür in ihr die Entwürfe, die seit langen Jahren seine Seele ausgefüllt. Katharina war eine gelehrige Schülerin. Das Glück dieser Frau gewährte ihr den Frieden von Kudschuk-Kainardge an demselben Tage im Juli, an welchem 63 Jahre zuvor der schmachvolle Friede am Pruth geschlossen war. Der Gedanke des Aufhörens des Osmanenreiches fing an Hoffnung auf Verwirklichung zu haben.

Schon vorher hatte er bei Niemandem mehr Anklang gefunden als bei dem Patriarchen des Philosophenthums jener Tage. Der alte Voltaire wurde wieder jung durch seinen fanatischen Eifer gegen die Türken. Er schrieb eine Schrift, welche man die Sturmglocke der Könige nannte. Nicht einen Frieden gewöhnlicher Art, meint er, dürfe man mit den Türken schließen: sie müssen ausgerottet, ihr Reich muß vernichtet werden. Die Czarin selbst unterrichtet ihn über den Fortgang der Siege, über die Verbrennung der Flotte zu Tschesme. Voltaire war trunken vor Freude. Er selbst wollte sich auf den Weg machen, um in Constantinopel die Huldigung seiner Göttin zu sehen. Die Czarin erwidert, daß die Einnahme von Constantinopel noch nicht so nahe sei: indessen dürfe man an nichts verzweifeln. Halb scherzend erwidert sie dem drängenden Philosophen: „Ich glaube wirklich, daß es bald Zeit für mich ist griechisch zu lernen." Der Aufstand der Griechen entzückte Voltaire. Er sah griechische Kunst wieder aufleben. Er zürnt dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, daß sie nicht mithandeln. Allmählich durchzuckte ihn dann die Besorgnis, daß auch Katharina die Griechen wieder preis geben werde, nachdem sie dieselben gebraucht. Voltaire beschwor sie es nicht zu thun. Katharina schloß den Frieden von Kudschuk-Kainardge. Voltaire tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Friede nur ein Stillstand sei. In dieser Hoffnung starb er.

In Wahrheit war es der Plan Katharinas, die Türken aus Europa zu vertreiben und auf den Trümmern der osmanischen Herrschaft ein neues griechisches Kaiserthum zu gründen [1]). Katharina wollte selbst beide Reiche regieren und dereinst dem ältesten ihrer beiden Enkel Rußland, dem zweiten das griechische Reich überlassen.

[1]) Dohm II. p. 5.

Sie nannte dieselben Alexander und Constantin. Die Namen sollten in den Prinzen große Erinnerungen wecken, sie vorbereiten für ihre große Bestimmung. Constantin ward nach dem Ritus der griechischen Kirche getauft, etwas abweichend von der russischen. Griechische Ammen und Wärterinnen wurden für ihn berufen. Griechische Töne waren die ersten, die an sein Ohr schlugen. Er hieß der Stern des Morgenlandes. Es traten Griechen vor das Kind, um ihm die Huldigung seines demnächstigen Reiches darzubringen. Der Plan sollte dem Namen Katharinas Unsterblichkeit zusichern und ihn hervorglänzend machen über Alles, was die Geschichte Großes kennt und nennt.

Wußte Friedrich II. nichts von diesen Planen? Hielt er sie für leere Worte? Oder übertäubte sein fanatischer Haß gegen Oestreich alle politische Erwägungen.

Im Jahre 1779 erhielt sein Gesandter Görz [1]) in Petersburg den Auftrag, der Czarin ein Bündnis vorzuschlagen zwischen Preußen, Rußland, Polen und der Pforte. Eine solche Verbindung würde Oestreich nöthigen jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könne, zu entsagen. War denn Oestreich die Unruhe an der politischen Uhr Europas? Der König lief mit seinem Vorschlage sehr übel an. Sein Gesandter Görz erhielt von dem Kanzler Panin zur Antwort: die Kaiserin habe den letzten Frieden nicht deshalb geschlossen, damit ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werde, sondern nur um Zeit zu gewinnen, um Kräfte zum neuen Angriff zu sammeln, um sich energisch zu rüsten zur Ausführung ihrer großen Entwürfe. Der Gedanke einer Verbindung mit den Türken werde von Katharina II. als widersprechend gegen ihre liebsten Neigungen und Entwürfe mit höchstem Widerwillen aufgenommen werden. Die Pforte ist eine Macht, fuhr Panin fort, mit welcher für Rußland jeder Friede nur ein Waffenstillstand ist, nur eine momentane Unterbrechung des Kriegszustandes. Die Kaiserin wird gar nicht begreifen, sagte Panin, wie der König Friedrich eine solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbfeinde ihres Reiches nur als möglich habe denken können.

---

[1]) Dohm I. 399.

Friedrich ließ die Idee fallen. Aber der Eindruck blieb. Die Gunst der Czarin war verscherzt. Eben noch hatte der König dieser Herrscherin des barbarischen Nordens den Weg eröffnet, sich mit einem Vorwande und Scheine des Rechtes einzumischen in die inneren Angelegenheiten der deutschen Nation. Er hatte ihr damit den größten Dienst, der deutschen Nation den größten Undienst erwiesen, den er erweisen konnte. Er hatte die Selbstentsagung gehabt, die Czarin zu preisen für das Machtgebot eines Friedens, der keineswegs seinen Wünschen entsprach. Und nun war der Dank dafür, daß diese selbe Czarin ihn fallen ließ, weil er die Dinge in der Welt ansah von seinem Standpunkte aus, und nicht von dem ihrigen. Er, der gewohnt war in seinem lang gestreckten Lande nur seine eigene Stimme zu vernehmen, weil er für jeden Anderen, der ihm gegenüber es wagte nicht seiner Meinung zu sein, die Thore von Spandau eröffnen ließ: er erlebte nun als Greis von siebenzig Jahren die Wendung der Dinge, daß die volle Kundgebung seiner politischen Leidenschaft ihm die Gunst der mächtigen Gewalthaberin entzog, die seit siebzehn langen Jahren ein Eckstein seiner politischen Plane war. Die Enttäuschung war ihm schmerzlich, um so schmerzlicher, da die Entfremdung der Czarin von ihm unmittelbar eine Annäherung derselben zu Oestreich nach sich zog. Die Thatsachen lagen unverkennbar vor, daß Katharina II. dem Kaiser Joseph II. auf halbem Wege entgegen kam. Denn es war ja für Joseph das natürliche Bestreben, dieselbe Macht, mit welcher Friedrich II. so lange gedroht hatte, nun, da sie sich aus sich selber von diesem Könige abwandte, für sich zu gewinnen, ihr näher zu treten. Es war abermals dasselbe Verfahren, wie es einst Kaunitz mit Frankreich verfolgt. Weil Friedrich in den ersten beiden schlesischen Kriegen seine sichere Stütze an Frankreich gehabt, weil er auch fernerhin rechnete, bei allen Unternehmungen gegen das Haus Habsburg und das Reich abermals seinen festen Verlaß auf Frankreich zu haben: so war es der Plan des Fürsten Kaunitz ihm diesen festen Verlaß und diese Stütze zu entziehen. Wir haben gesehen, wie das gelang, freilich erst dann gelang, als Friedrich durch die stäte Wiederholung des Vertragsbruches, durch seine Gier der Eroberung um jeden Preis, Frankreich belehrt hatte, daß ihm nie zu trauen sei. Fortan blieb Frankreichs Politik, weil die conservative

Richtung in ihr vorherrschte, dem Einverständnisse mit Oestreich getreu. Friedrich hielt sich an Rußland und brachte durch dieses Bündnis neue Schwächung und Entwürdigung über das Reich. Abermals überspannte er den Bogen. Rasch faßte Oestreich dahin, und auch diese langjährige Gönnerin wandte ihr Angesicht von dem Preußenkönige halb hinweg.

Friedrich konnte sich darein nicht finden. Er strebte das Bündnis festzuhalten, das leise und allmählich seinen Händen sich entzog. Es war zuerst geschlossen 1764, wurde später erneuert: es war die Frage, ob es wieder erneuert werden könne.

Joseph II. kam als Graf von Falkenstein im Jahre 1780 mit der Kaiserin Katharina zu Mohilew zusammen und reiste dann zu ihr nach Petersburg [1]). Ob beide Herrscher sich über einen Plan zur Theilung von Ost- und Westrom beredet, wie weit sie darüber sich geeinigt, ob sie einander persönlich gefallen oder misfallen: wagen wir nicht zu entscheiden. Aber Thatsache ist, daß Rußland und Oestreich einander näher traten. Friedrich schickte seinen Neffen und Thronfolger hinterher nach Petersburg. Der Prinz war zuvorkommender gegen die russischen Großen, als Joseph gewesen war. Das ward anerkannt; aber den Gang der Dinge hielt sein Eifer, sich liebenswürdig zu machen, nicht auf. Die Zeit des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen lief ab. Katharina weigerte sich es zu erneuern. Um des neuen Freundes willen, dessen Freundschaft sie bedurfte, damit er nicht ihrem Lieblingsplane gegen die Türken ein Hindernis entgegen stelle, opferte sie den alten, der seine Dienste bereits erwiesen hatte, dessen mögliche fernere Dienste für sie geringer ins Gewicht fielen, als die des neuen.

Eine merkwürdige Verkettung der Dinge führte im nächsten Jahre die Czarin Katharina zur Stiftung der bewaffneten Neutralität zur See. Wir berühren dieselbe auch in anderer Hinsicht, weil der Minister Herzberg, der Herold des Ruhmes für Friedrich II., es angemessen gehalten hat, für den preußischen König wie vieles Andere, so auch das zu beanspruchen, daß dieser zuerst für das Recht der Neutralen zur See aufgetreten sei. Was Friedrich II. in dieser Beziehung gethan, verhält sich wie folgt.

[1]) Dohm I. 414.

In dem Kriege mit Frankreich bis 1748 hatten die Engländer fünf neutrale preußische Schiffe weggenommen. Friedrich II. ließ nicht ab dieselben zurückzufordern [1]). Er konnte es, weil er für dieses Mal ein Mittel in Händen hatte. In den Friedensschlüssen, durch welche Maria Theresia ihm Schlesien abtrat, hatte er die Bezahlung einer Schuld von beinahe zwei Mill. Thaler an englische Kaufleute übernommen. Als ein neuer Termin zur Zahlung dieser Schuld heranrückte, setzte der König Friedrich in Berlin ein Tribunal nieder, welches in der Streitsache zwischen seinen geschädigten Unterthanen und den englischen Kapern zu Gunsten der ersteren entschied. Demgemäß hielt der König seine Unterthanen aus der Summe schadlos, welche er an die Engländer schuldete. Das erweckte bei diesen, welche seit den Tagen der Königin Elisabeth gewohnt sind, die zum Vortheile ihres Landes verfaßten Gesetze als maßgebend für alle Völker anzusehen und dieselben durch Gewalt zu behaupten, einen heftigen Zorn. Erst als der Ausbruch des siebenjährigen Krieges drohte, gab England für das Mal nach, und bewilligte in einem geheimen Artikel dem Könige zur Entschädigung 20,000 Pfund zu zahlen.

Das ist Alles, was Friedrich II. jemals aus sich zum Schutze der Neutralen zur See gethan, weil er es den Umständen nach für das Mal thun konnte. Für die Folgezeit beschränkte sich sein Schutz, wie er es ja nicht anders konnte, auf Fürbitten, deren Erfüllung von dem guten Willen der Gebetenen abhing. Daß der Gedanke der Kaperei ihm nicht zuwider war, beweisen seine Aufforderungen an seine Unterthanen im siebenjährigen Kriege zur Aussendung von Kaperschiffen. Auf einen weiteren Schutz von ihm als denjenigen seiner Flagge an ihrem Maste hatten diese Kaperschiffe nicht zu rechnen, und deshalb blieb ihre Thätigkeit auf ein wenig Räuberei beschränkt [2]).

Anders lag die Sache für die russische Czarin im Jahre 1779 und ferner. Frankreich und Spanien waren im Kriege gegen England. Und hier nun trat eine merkwürdige Verwickelung ein. Rußlend besaß wenige Handelsschiffe, und sehr selten sah man diese Flagge auf dem Oceane. Dennoch geschah es 1779, daß zwei russi-

[1]) Oeuv. IV. 31. — [2]) Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. S. 43 ff.

sche Schiffe mit Korn beladen sich im Mittelmeere zeigten. Ein spanischer Kaper ergriff die beiden Fahrzeuge, behauptete, daß die wahre Bestimmung derselben die Versorgung der englischen Seefeste Gibraltar sei, und brachte sie auf. Dergleichen Dinge waren für die Unterthanen anderer schwacher neutraler Mächte sehr gewöhnlich: aber hier ward die Czarin Katharina von Rußland beleidigt. Sie forderte von Spanien eine augenfällige Genugthuung, und gab dem englischen Gesandten Harris einen Wink, daß sie im Falle der Verweigerung bereit sei, mit England am Kriege Theil zu nehmen. Sofort begann in Kronstadt die Ausrüstung von 15 Linienschiffen und 6 Fregatten. In England war große Freude, und der russische Fürst Potemkin erhielt 50,000 Pfd. Sterling. Allein anders dachte der russische Reichskanzler Panin. Er war weit davon entfernt, den Zorn der Kaiserin gegen Spanien zu schwächen. Vielmehr fachte er denselben an. Aber er stellte der Kaiserin noch ein anderes, ein höheres Ziel vor Augen. Nicht bloß die Genugthuung für den einzelnen Fall müsse ihr Zweck sein, sondern es entspreche ihrer Würde und Hoheit, das Recht ihrer neutralen Unterthanen vor ganz Europa einmal für immer sicher zu stellen. Das auch für sich zu erlangen, sei schon längst der sehnliche Wunsch aller Völker, und die Erfüllung bis dahin nicht gelungen, weil die Macht nicht mit Weisheit und Menschenliebe vereinigt gewesen sei. Wenn die Kaiserin eine Aufforderung an die Regierungen ergehen lasse, welche am Kriege nicht betheiligt seien: so würden sie sämmtlich sich beeilen ihr beizutreten, und dann sei der Bund stark genug seine Festfellungen zum Gesetze des Meeres zu machen. Fortan werde man Katharina nennen als die Wohlthäterin der Völker und des menschlichen Geschlechtes.

Eine so lockende Aussicht schmeichelte dem Ehrgeize der Kaiserin. Dagegen hütete sich Panin sehr, es ihr klar zu machen, daß ein solcher Bund hauptsächlich oder nur gegen ihre Freunde, die Engländer [1]), gerichtet sei. Die Czarin war der eigentlichen Lage der Dinge so völlig unkundig, daß sie im Beginn des Jahres 1780 dem englischen Gesandten eröffnete: sie werde bald eine Erklärung geben,

[1]) Ueber englisches Verfahren jener Zeit vergl. man Schlözers Briefwechsel Heft 38 p. 92 ff. Heft 43 p. 61 ff.

welche die englische Regierung ganz zufrieden stellen solle. Diese Erklärung erschien im Februar 1780. Es wurden fünf Punkte festgestellt, welche den Neutralen zur Zeit eines Krieges jeden Handel außer mit Kriegs-Contrebande sicherten und diese Contrebande so genau bestimmten, daß alle Willkür ausgeschlossen ward. Die Engländer stutzten sehr. Die Minister dort beschwerten sich mit heftiger Bitterkeit über den russischen Hof, der, nachdem er lange freundschaftliche Gesinnungen geheuchelt, nun einen Schritt weiter gethan habe, der allein gegen Englands Interesse gerichtet, und offenbar von dessen Gegnern eingegeben sei.

Während England sich beschwerte, priesen die Könige von Frankreich und Spanien den Entschluß der Kaiserin, welche zu gemeinsamer Vertheidigung der natürlichen Rechte aller Völker auffordere. Spanien leistete sofort die verlangte Genugthuung. Die Meinung der Kaiserin wandte sich. Ihr Ehrgeiz, das Lob in Wahrheit zu verdienen, das man so eifrig ihr darbrachte, lag im Streite mit ihrer Vorliebe für England. Die gereizten Vorwürfe dieser Macht beförderten den Sieg des Ehrgeizes, und fachten denselben an. Sie bemühte sich die neutralen Mächte zu gleichem entschiedenem Auftreten zu bewegen. Der König Gustav III. von Schweden erklärte, daß die Ansichten der Kaiserin auch die seinigen seien. Auch Dänemark that den kriegführenden Parteien dasselbe kund. Die drei Mächte vereinigten sich zu einem Bündnisse des gegenseitigen Schutzes für ihre Unterthanen.

Keinem Fürsten lag die Aufforderung, den Schutz dieses Bundes für seine seefahrenden Unterthanen zu erlangen, so nahe, als Friedrich II., der selber völlig wehrlos war. Man bot ihm den Beitritt an. Er zauderte und weigerte, weil er keine Gegenleistung darbringen konnte. Die Weigerung war der Czarin nicht unlieb. Sie wollte mit dem Könige nicht mehr ein näheres Verhältnis haben. Erst auf Dänemarks Veranlassung bot sie dem Könige Friedrich II. den Beitritt nochmals an [1]).

Er trat bei, und richtete abermals Lob und Preis an diese Czarin, die nichts mehr von ihm wissen wollte. Hier wie immer

[1]) Dohm I. 142.

sind nicht diplomatische Verhandlungen unser hauptsächliches Augenmerk, sondern die persönlichen Aeußerungen des Königs. Eben noch hatte die Czarin ihn, nicht er sie zurückgestoßen. In Folge dessen meldet er ihr am 22. April 1781 [1]: „Die Kaiserin kann fest überzeugt sein, daß ich nie die Bande lockern werde, welche mich an ihre erhabene Person knüpfen, wie an die bleibenden Interessen Rußlands, und daß ich beständig jede Gelegenheit suchen werde, um sie enger zu schließen, und die Dauer derselben über meine Tage hinaus zu verlängern. Selbst in der Unterwelt werde ich mich mit dem großen Czaren Peter über alle die Wunder unterhalten, die nach seinem Tode vorgegangen sind. Er wird mit Erstaunen vernehmen, daß die russische Flotte siegreich gewesen ist im Archipel, daß Mustafa gedemüthigt, der Pontus Euxinus bedeckt ist mit den Schiffen der großen Katharina, daß der Chan der Tartaren unabhängig gemacht, daß der Friede von Teschen dictirt ist durch diese selbe Kaiserin, daß der Ocean frei gemacht ist durch ihr Gesetz, daß Holland sich geschützt sieht durch ihre Großmuth, und daß zur selben Zeit Rußland im Innern von Tage zu Tage sich blühender entfaltet. Ich werde Maria Theresia selbst zur Zeugin aufrufen, und sie wird zugestehen, daß sie genöthigt gewesen ist, dem siegreichen Uebergewichte der großen Katharina zu weichen."

Wir untersuchen nicht, in wie weit diese Phrasen mit der Wahrheit überein kommen. Wir wollen selbst annehmen, daß sie mehr Wahrheit enthalten, als wirklich darin ist. Wir werfen dagegen die Frage auf, ob es eines selbständigen Königs würdig sei, in dieser Weise an einen anderen Herrscher zu schreiben, und zwar an einen solchen, der ihm deutlich zu erkennen gibt, daß er ihn etwas hinabdrücken will?

Denn es konnte dem Könige Friedrich II. nicht unbekannt geblieben sein, was der englische Gesandte [2] in Petersburg wußte, nämlich daß der russische Kanzler Panin ein Jahr zuvor in einem Memoire für die Kaiserin ihn bezeichnet hatte als une vedette de la Russie. Dem Kaiser gegenüber, welcher geschichtlich und rechtlich das

[1]) Oeuv. XXVII. 3. 323. — [2]) Malmesbury: Diaries and Correspondence I. p. 225.

Oberhaupt des Kurfürsten von Brandenburg war, durch dessen Vorfahren die Seinigen mit Gnaden und Ehren überhäuft waren, kannte er nur ein Gefühl, dasjenige der Feindseligkeit, und mehr als dies, das Streben zu wachsen auf Kosten desselben — vor der fremden Macht, die er selbst früher als die gefährlichste für Deutschland und für Westeuropa geschildert, beugte er sich in solcher Weise. Das eben war das traurige Geschick der deutschen Nation, daß sie an sich, auf ihre Kosten, aus ihrem Blute eine neue Macht hatte heraufwachsen sehen, die ferner zunehmen wollte auf Kosten der anderen Deutschen, und dennoch auch wieder zu schwach war, in sich ein selbständig neues Leben zu gestalten. Die Macht Friedrichs II. war zu groß, um klein sein zu wollen, und zu klein, um groß sein zu können. Darum suchte er sich anzulehnen, hierhin, dahin, und bat und flehte bald hier, bald da, daß man sein Anlehnen ihm verstatte. Bis an sein Lebensende beharrte er in dieser demüthig flehenden Stellung vor der russischen Czarin. Hören wir darüber einen seiner Verehrer aus jener Zeit.

„Die Schmeicheleien," sagt Dohm [1]), „mit denen der König die Bundesgenossin bei guter Laune zu erhalten suchte, waren nicht immer eines Friedrich würdig; doch kam ihm zu statten, und bewahrte ihn vor noch weiterer Erniedrigung, daß Katharina von Jugend auf die tiefste Verehrung für ihn hegte." Dohm betheuert, er könne dies mit Wahrheit sagen, da er verschiedene Briefe Friedrichs an Katharina gelesen, von denen seines Wissens keiner gedruckt sei.

Wir unsererseits vermögen nicht etwas für oder wider diese Meinung Dohms zu sagen, weil die Briefe, von denen Dohm spricht, nicht vorliegen. Die neue vollständige Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand von der Akademie zu Berlin enthält nur den einen Brief vom 22. April 1781, mit dem Lobe des Königs für die Czarin, daß sie den Frieden von Teschen dictirt habe. Dieser Brief, den man der Oeffentlichkeit zu geben gewagt hat, ist unwürdig: wie mögen die anderen sein, die man zu geben nicht gewagt hat?

Und man wolle doch nicht sagen, daß Friedrich II. diese seine unwürdige Stellung, dieses sein Flehen und Bitten um ein Bündis, das ihm nicht gewährt wurde, nicht tief empfunden hätte! Es wäre

[1]) Dohm IV. 259.

unwahrscheinlich. Im Jahre 1782 schickt Katharina ihren Sohn auf Reisen nach Deutschland mit seiner Frau, derselben, die Friedrich II. ihm auf Kosten des Darmstädter Prinzen nach dem Wunsche der Kaiserin verschafft. Paul hatte den Befehl, sich eine geraume Zeit in Wien aufzuhalten, und nicht nach Berlin zu gehen [1]). Er war ein gehorsamer Sohn. Friedrich wagte nicht sich zu beklagen. Derselbe Mann, der in seinem Lande von seinen eigenen Unterthanen auch nicht das leiseste Wort des Widerspruches oder einer anderen Meinung als der seinigen duldete, schluckte von der Czarin alle und jegliche Kränkung geduldig hinunter. Er hoffte durch seine zahme Geduld das einmal verlorene Bündnis wieder zu erreichen. Man sieht, daß er, trotz der einundvierzigjährigen Despotenrolle, die Kehrseite derselben, wie er sie vor seinem Vater geübt, noch nicht verlernt hatte.

Mit der Geduld wiederum paart sich die Furcht, die täglich mehr sich stärkende Furcht, daß Joseph II. dennoch die Czarin vollends für sich gewinne. Es fehlt ihm sogar der Punkt der Anknüpfung. „Ich kann ihr nicht schreiben," klagt er. „Ich habe nichts ihr zu schreiben, keinen Glückwunsch." Und wiederum denkt er dann an Frankreich. Aber auf Frankreich ist ja längst nicht mehr zu hoffen. So lange Kaunitz am Ruder bleibt, meint Friedrich, ist es die östreichische Politik, mit Frankreich eng verbunden zu bleiben. Er irrte sich. Es war nicht blos Kaunitz. Joseph II. trat ein in die Politik seiner Mutter. Aber auch Frankreich wird sich von Oestreich nicht lossagen, meint Friedrich. Dies war richtig. „Unsere glückliche Einigung," sagt Ludwig XVI. zu Joseph II., „hat zur Basis den Bestand des Friedens auf der Grundlage der Anerkennung der bestehenden Rechte." Frankreich, meint Friedrich, wird den Russen und Oestreichern gegen die Türken freie Hand lassen. „Wir aber schweben ohne Bündnisse, ohne Freunde in der Luft" [2]). Er überlegt das oft. „Preußen muß aber Verbündete haben, weniger in der Hoffnung Hülfe davon zu ziehen, als um sie zu hindern uns zu schaden. In der gegenwärtigen Lage hat Preußen nicht die Wahl. Der Tractat von Versailles, und der Familienvertrag bindet Oestreich mit den Bourbonen zusammen. Die russische Kaiserin haßt alles, was fran-

[1]) Dohm I. 437. — [2]) Oeuv. XXVI. 496.

zösisch ist, und zeigt eine entschiedene Vorliebe für England. Deshalb muß die Kaiserin, die noch den Namen einer Verbündeten von Preußen hat, sorgfältig geschont werden. Wenn nicht in Petersburg eine Revolution erfolgt: so wird die Kaiserin nach diesem Kriege sich sicher mit England verbinden."

Friedrich kam der Gewaltigen entgegen, in jeder Weise, wo und wie er nur konnte [1]). Er hatte zu Constantinopel einen Geschäftsträger, Namens Gaffron. Dieser war geheim beauftragt, bei schicklicher Gelegenheit die türkischen Minister in ihrem Widerwillen gegen die Abtretung der Krim zu bestärken, jedoch so, daß dem Könige darüber kein Vorwurf gemacht werden könnte. Die Czarin beklagte sich dennoch, daß Gaffron dem russischen Interesse zuwider handele. Friedrich II. ließ ihn zurückkommen. Bei der Ankunft in Berlin ward Gaffron verhaftet und nach Spandau gebracht. Dohm erhielt den Auftrag der Untersuchung. Die Papiere ergaben nicht, daß Gaffron aus Vorsatz oder Unvorsichtigkeit gegen Rußlands Interesse gearbeitet. Der König legte der Czarin die Beweise vor, daß sein Geschäftsträger unschuldig sei, verurtheilte den Unglücklichen aber dennoch, um der Czarin Genüge zu thun, zum Festungsarrest auf unbestimmte Zeit.

Er wandte ein ähnliches Verfahren, wie gegen die Czarin selbst, an gegen Persönlichkeiten, durch die er einen Einfluß auf die Herrscherin zu üben hoffte. Er schrieb an den Fürsten Potemkin einen Brief [2]) voll häßlicher Schmeicheleien. Er stellte ihm darin als Preis der Mitwirkung für das Interesse Friedrichs den Besitz von Kurland, die Heirath mit einer deutschen Prinzessin. Potemkin ließ sich nicht ein. Er hielt den Brief nicht für aufrichtig.

Was konnte das alles helfen? „Der Friede zwischen Russen und Türken ist gezeichnet", meldet Friedrich [3]). „Jetzt wird die Allherrscherin der Vorsehung selbst nicht mehr weichen: sie wird von der Höhe ihres Thrones herab den Potentaten der Erde despotische Gesetze geben." Zunächst gab sie nur Gesetze gegen ihn. Sie wandte

[1]) Dohm II. 42. — [2]) Malmesbury: Diaries and Correspondence I. 225. It was conceived in terms of the vilest adulation and most fulsome flattery.
[3]) Oeuv. XXVI. 501.

gegen ihn dasselbe Verfahren an, welches er längst gegen alle seine Nachbaren im deutschen Reiche angewandt. Er hatte die Einfuhr von 480—490 Artikeln in seine Länder verboten, um seine Unterthanen zu veranlassen, sie selbst zu machen. Er war mächtig: die Nachbarn waren schwach. Aber der Czarin gegenüber wär er schwach, und sie war mächtig. Demgemäß handelte auch sie. „Diese große Allherrscherin", also klagt er seinem Bruder, „hat, um völlig die Erniedrigung einer Verbindung mit den deutschen Fürsten auszutilgen, so eben allen preußischen Handel dahin verboten durch eine gnädige Steuer von 50 Procent auf alle unsere Waaren. Mein Herz ist von Dankbarkeit durchdrungen für alle ausgezeichnete Gunst, welche ich von der Allherrscherin empfangen, und ich sehe mich genöthigt mein Glück anderswo zu suchen. Sie erkennen, mein lieber Bruder, mit welchem Geschicke sie sich von ihren alten Anbetern losmacht. Sie sehen, daß ihre Sanftmuth, ihre Höflichkeit, und ihre guten Sitten sie in den Augen ihrer Feinde selbst vergöttern müssen. Ich sage nichts mehr über diesen Gegenstand. Ich fühle meine Demüthigung, und erkenne an, daß ein Grashalm sich nicht beklagen darf, wenn ein fallender Eichenast ihn zerschmettert."

Es war die Vergeltung seines eigenen Thuns. Mit Oestreich, mit seinem Kaiser, wie Kaunitz, wie Joseph II. es nachdrücklich ihm angeboten, wäre er stark gewesen gegen Rußland. Er zog es vor mit Rußland stark zu sein gegen seine natürlichen Verbündeten, gegen die Nation, gegen das Reich und den Kaiser. Um dieser Hoffnung willen demüthigte er sich als Mensch und Fürst. Diese Hoffnung betrog ihn. Er ward mit demselben Maße gemessen, wie er gemessen hatte.

Indessen bei dem Allen dürfen wir nicht verkennen, daß die Demüthigung nur eine persönliche für Friedrich II. war, daß die vorübergehenden Neigungen der Czarin das Wesen der Dinge nicht änderten. Dieses Wesen bestand in der Gleichartigkeit der Zwecke von Rußland und Preußen und der Mittel, deren sie sich zu diesen Zwecken bedienten. Deshalb blieb, ungeachtet der temporären Abwendung der Czarin Katharina von Friedrich, doch dem Wesen nach das Wort der Kaiserin Maria Theresia in Kraft, das Wort nämlich: daß Rußland und Preußen für Europa wie eine und dieselbe gefährliche, zerstörende, erobernde Macht zu betrachten sind.

Und doch ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß der Eifer, mit welchem Joseph II. dem Könige Friedrich II. das russische Bündnis zu entziehen suchte, indirect für Friedrich günstig wirkte, und zwar in Frankreich und bei einigen deutschen Regierungen.

Es kam überhaupt manches zusammen, was durch die geschickte Benutzung in der Hand Friedrichs bei Anderen den Schein erwecken konnte, als sei doch die alte Anklage wahr, als strebe doch das Haus Oestreich nach einer Vergrößerung auf Kosten Anderer.

Es gelang noch im Jahre 1780 dem jüngsten Erzherzoge Maximilian, der bereits zum Coadjutor seines Oheimes, des Hoch- und Deutschmeisters Herzogs Carl von Lothringen erwählt wàr, auch die Nachfolge in Köln und Münster zu verschaffen. Es gelang zu nicht geringem Theile dadurch, daß der preußische General Wolfersdorf in Hamm durch brutale Drohungen auf die Mitglieder der Capitel von Köln und Münster einzuwirken suchte, und dadurch das Gegentheil dessen hervorbrachte, was er und sein König Friedrich wollten, nämlich die einhellige Wahl des Erzherzogs.

Kaunitz hatte, nach dem Zeugnisse von Dohm [1]), weder in Köln noch in Münster irgend welche Mittel angewendet, die nicht streng mit der Reichsverfassung überein kamen. Dessen ungeachtet war durch diesen Erfolg ein Argwohn rege geworden, den Friedrich geschickt zu benutzen verstand. Die anderen Regierungen fürchteten, daß es in Hildesheim, Paderborn, Lüttich eben so gehen, daß auch diese Bisthümer zu östreichischen Vorposten gemacht würden. Sie waren mit dem Könige Friedrich darin einig, daß diesem Streben des Kaisers Joseph entgegen gearbeitet werden müsse.

Es ist ist sehr merkwürdig, daß diesen anderen Regierungen dabei nicht klar wurde, wie viel weniger gefährlich ihnen ein Wachsthum der defensiven Macht Oestreich als der offensiven Macht Preußen sei. Freilich hatte Friedrich selbst seine Offensivstöße, mit alleiniger Ausnahme von 1756 gegen Kursachsen, durchweg nur gegen Oestreich gerichtet, nicht gegen die Mittelstaaten. Die Consequenzen seines Principes lagen noch nicht in der erschreckenden Weise vor wie später. Man bemerkte noch nicht am Horizonte der eigenen Sicherheit das

[1]) Dohm I. 378. u. f.

dunkel aufsteigende Gewölk des Fridericianismus. Man war um so eher geneigt, den Vorspiegelungen Friedrichs von der Gefahr, die Oestreich für alle bereite, sich gläubig zuzuneigen, da ja auch die Geschichtsliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, aus welcher der Staatsmann wie jeder Andere seine historische Bildung gewann, unter dem doppelten Einflusse französischer und deutsch particularistischer Anschauung, fast unablässig die alten Erzählungen von Oestreichs Ländergier, von der Hauspolitik Oestreichs wiederholte. Verschiedene deutsche Fürsten begannen sich Friedrich zuzuneigen und in dem Kaiser Joseph ihren Feind zu sehen.

In Frankreich gaben sich ähnliche Regungen kund, weniger bei dem Könige Ludwig XVI., als bei dem Minister Vergennes und Anderen. Es waren gleichzeitig drei Verwickelungen, welche die Gelegenheit der Anklage auf Vergrößerungsluft gegen Joseph II. boten: sein Bündnis mit der Czarin Katharina, sein Eifer gegen die Holländer wegen der Schelde, sein Plan des Austausches von Belgien gegen Bayern.

Dieser letztere Gedanke war völkerrechtlich begründet in dem Friedensschlusse von Rastadt-Baden im Jahre 1714. Das Haus Wittelsbach war damals in das verlorene Land Bayern wieder eingesetzt. Zugleich aber war ausgemacht, daß, wenn das Kurhaus gut finde, einen Austausch dieses Landes gegen die östreichischen Niederlande einzugehen, der König von Frankreich nichts dawider haben wolle. Joseph II. ließ den Kurfürsten von Bayern über diesen Punkt befragen. Es zeigte sich, daß derselbe geneigt sei. Man verständigte sich im allgemeinen. Joseph hebt vor seiner Schwester Marie Antoinette hervor[1]), daß es sich nicht handle um eine Vergrößerung für ihn, sondern daß er an Bevölkerung und Einkünften verliere.

Der Grund für Joseph II. war mithin offenbar hauptsächlich: die Monarchie abzurunden, und durch die Erwerbung Bayerns das deutsche Element derselben zu stärken.

Dies war der Gedanke Josephs. Bevor er demselben eine weitere Folge gab, bevor er sich dem Könige von Frankreich und dem

[1]) Arneth: Briefwechsel zwischen Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. S. 47.

Herzoge Carl von Zweibrücken darüber eröffnete, trat sein Streit mit Holland ein.

Betrachten wir diesen Streit.

Im Jahre 1781 bereiste Joseph II. die Niederlande. Er sah dort mit eigenen Augen, wie Holland die Thätigkeit seiner Unterthanen lähme. Der Ackerbau der östreichischen Niederlande war blühend, der Seehandel war todt. Joseph kam nach Antwerpen. Er durchwanderte die herrliche Stadt mit den vielfachen Denkmälern der einstigen Größe und des einstigen Reichthumes. Die Straßen waren öde. An der Stadt her floß der herrliche Strom, breit und tief: aber er war eine weite Wasserfläche, auf welcher kein Segel sich blähte, kein Ruder sich regte. So wollte es der Friede von Münster im Jahre 1648. Die Holländer, nicht zufrieden sich selber frei gemacht zu haben von Spanien, hatten ihren Nachbarn, die Spanien getreu geblieben, untersagt und unmöglich gemacht mit ihnen zu wetteifern. Der Trotz der Uebermacht hatte 1648 die Feststellung des Friedens errungen, daß die Schelde mit allen anderen Mündungen belgischer Gewässer in das Meer von den Holländern geschlossen gehalten werden sollte. Es ist merkwürdig, wie eine solche unwürdige Bestimmung noch hatte dauern können.

Spanien hatte den Vertrag eingehen müssen, weil es schwach und verfallen war. Bald nachher wandten sich die Dinge. Dieselbe Macht, welche bis dahin die Holländer gegen Spanien unterstützt, drohte nun sie zu verschlingen. Das gemeinsame Interesse gegen Ludwig XIV. führte Holland und Spanien zusammen zum Bündnisse. Wir sehen fortan diese beiden Mächte, den sehr katholischen König und die calvinische Republik, im dauernden Bündnisse gegen den französischen Uebergewaltigen die Schlachten Europas schlagen. Bei solchem Bündnisse konnte von einer Aenderung des Friedens von Münster, von einer Herstellung des gewaltsam entzogenen natürlichen Rechtes der belgischen Unterthanen des Königs von Spanien nicht die Rede sein. Man beließ die Dinge, wie sie waren.

Erst als die bis dahin spanischen Niederlande zurückfielen an das deutsche Haus Oestreich, konnte dieser Gedanke Raum gewinnen. Der Kaiser Carl VI. ging nicht einmal so weit. Er versuchte seinen Unterthanen Antheil am Handel nach Indien zu verschaffen durch die

Compagnie von Ostende, einer Stadt, die unmittelbar am Meere liegt. Der Plan war nicht gegen den Frieden von Münster. Dennoch fand er allgemeinen Widerspruch der Mächte, deren Unterthanen nach Ostindien Handel trieben. Karl VI. opferte alle anderen Interessen dem Plane der Erbfolge seiner Tochter. Er unterschrieb aufs neue die Sperrung der Schelde, den unnatürlichen Vertrag des Zwanges, der seinen Unterthanen den Handel untersagte, damit die Holländer desto reicher würden.

Joseph II. sah die Schelde. Er sah, was sie seinen Unterthanen sein konnte und was sie war. In dem Fürsten voll Muth und Kraftgefühl mußte sich die Frage erheben, ob solche Verträge, welche nur die Gewalt dictirt hatte, bindend seien für immer.

Im belgischen Lande hielten die Holländer belgische Festungen besetzt, und schossen von da aus auf belgische Fahrzeuge, weil sie auf dem belgischen Strome einherfuhren, weil sie den eigenen Strom benutzten, um ins freie Meer zu gelangen und ihren von Gott und der Natur angewiesenen Antheil am Welthandel durch eigenen Fleiß und eigene Thätigkeit zu erwerben [1]).

Joseph II. und Kaunitz erhoben eine lange Reihe von gleichartigen Forderungen gegen die Holländer, nur nicht zuerst diejenige der Oeffnung der Schelde. Dann erst, als Unterhandlungen darüber im Gange waren, trat Joseph im August 1784 mit der Forderung auf, die Schelde zu öffnen und die Schiffahrt auf derselben frei zu lassen, auch seinen Unterthanen nicht ferner zu wehren aus ihren Häfen nach anderen Welttheilen Handel zu treiben.

Die Sache ward ein Gegenstand für Europa. In Frankreich trat Mirabeau auf, der spätere Apostel der Freiheit, als der literarische Vorkämpfer der Partei, welche im Sinne Friedrichs II. arbeitete. Er behauptete, daß die Einschränkung der Belgier nicht so nachtheilig sei, wie der Kaiser Joseph behaupte. Mirabeau, dessen Ziel das Zerreißen der Freundschaft zwischen Oestreich und Frankreich war, bemühte sich darzulegen, daß die Belgier bei ihrem Landbau und ihren Fabriken des Handels nach fremden Welttheilen sehr wohl entbehren könnten: sie seien vielmehr glücklich zu preisen diesen Handel

[1]) Dohm III. 247.

und die Nachtheile desselben nicht zu kennen. Dieses Glück wollte Mirabeau den Belgiern erhalten, die Holländer bei ihrem vermeinten Unglücke dieses Handels nach Ostindien beschützen. Darum stößt er in die Lärmtrompete: andere Mächte dürfen nicht zugeben, daß Holland gezwungen werde. Der letzten Ansicht war auch der Minister Vergennes.

Dieser persönlich stand ganz in den Vorurtheilen derjenigen Partei in Frankreich, welche in Oestreich eine Offensivmacht fürchtete. Die Gutachten von Vergennes neigen sich dem preußischen Könige zu. Denn dieser habe für Frankreich die Bedeutung, daß er das Anwachsen der Macht Oestreich verhindere. Er hebt zugleich nachdrücklich hervor, daß Joseph im Vereine mit der Czarin darauf ausgehe, das türkische Reich zu theilen. Die Consequenz seines Memoire [1]), wenn Ludwig XVI. darauf eingegangen wäre, hätte bestanden in der Sprengung der östreichisch-französischen Allianz, in dem Abschlusse einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen, welche der Natur der Sache aus der Defensive in die Offensive übergegangen wäre. Ludwig XVI. wollte nicht. Eben so wenig aber waren Joseph II. und Kaunitz geneigt, die Sache aufs äußerste zu treiben. Sie wollten nicht minder als Ludwig XVI. die Erhaltung der Allianz, die den Frieden Europas sicherte. Frankreich übernahm die Vermittelung. Die Holländer zahlten eine Geldsumme.

Es ist die Frage, wie Friedrich II. sich dazu verhielt. Er, der in einem gleichen Falle beim Besitzergreifen von Ostfriesland der holländischen Besatzung von Emden, die auf gleiche Verträge sich stützte, ohne Verzug die Entfernung geboten, war gegen Joseph II. für Holland [2]). Allein offen aufzutreten wagte er nicht. Er mußte sich begnügen dem Kaiser kleine Steine in den Weg zu wälzen. Er als Reichsfürst verweigerte den Truppen des Kaisers den Durchzug. Die anderen Reichsfürsten nicht. Aber Friedrich II. war kreisausschreibender Fürst, der als solcher die Obliegenheit hatte dafür zu sorgen, daß der Durchmarsch nach Ordnung der Reichsgesetze geschehe. Friedrich II. weigerte auch das. Der Kaiser verlangte, daß die Werbungen der Holländer im Reiche untersagt würden. Friedrich weigerte

[1]) Flassan VII. 384 u. f. — [2]) Dohm I. 217.

auch das. Er bot dagegen den Holländern seine Vermittlung an, um von anderen deutschen Fürsten her Truppen für Holland gegen den Kaiser Joseph zu erhandeln [1]).

Jede Regung des Kaisers Joseph erfüllte den König Friedrich mit Angst und Sorge, um so mehr, da er sich nun endlich sagen mußte, daß die Zeit der Eroberungen für ihn persönlich vorüber sei [2]). Der Zustand, in welchem Malmesbury ihn schon 1775 beschreibt — der Zustand, in welchem ihn die Furcht nicht mehr verließ, daß andere eben so gegen ihn handeln würden, wie er gegen sie gehandelt, war nun erst recht gekommen. Obwohl Joseph II. nicht der reine Habsburger war, obwohl sich seinem Blute etwas lothringische Unruhe beimischte, bei weitem mehr als bei seinem Bruder Leopold, der ganz wieder den habsburgischen Typus trug: so zeigt doch Josef II. von der Neigung zur Offensive gegen Friedrich keine Spur. Er nennt ihn [3]) vor seiner Schwester „den geschworenen und erbitterten Feind unseres Hauses," und fügt dann doch mit einigem Zagen hinzu: „So darf man ihn nennen." In Wahrheit, man fühlt sich versucht zu fragen, wie nach 43jähriger Erfahrung daran noch ein Zweifel möglich war.

Eben so aber, wie sogar bei Joseph II. die tiefe Abneigung gegen Friedrich doch wieder gemildert wurde durch das leise Bedenken, ob er demselben doch nicht vielleicht Unrecht thue: so stachelte umgekehrt bei Friedrich das Bewußtsein seiner Schuld, seine Furcht vor Joseph II. und dem Hause desselben über alles Maß hinaus. Der Prinz Heinrich sucht ihn zu beruhigen. Es ist vergeblich: allzu mächtig regt sich das böse Gewissen. „Ich glaube wohl," erwidert Friedrich im October 1782, „daß der Kaiser im gegenwärtigen Augenblicke keinen Krieg will, weil seine Festungen nicht vollendet sind, weil er noch nicht Geld genug hat aufhäufen können, weil er noch nicht dahin gelangt ist, sein Bündnis mit Rußland abzuschließen. Aber, mein lieber Bruder, diese Plane existiren darum nicht weniger, und wenn man ihm nicht das Widerspiel hält in seinen Unterhandlungen, wenn man sich nicht behauptet in der mög-

[1]) Malmesbury II. 49. — [2]) Oeuv. XXVI. 491. 3. Oct. 1782. — [3]) Arneth: Briefwechsel zwischen Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. S. 31.

lichst respectabelen Stellung: so werden Sie sehen, wie er unvermuthet sich auf unsere Besitzungen stürzt und einen eben so verderblichen Krieg erregt, wie den von 1756." Wußte nicht der Prinz Heinrich besser, wem Deutschland jenen entsetzlichen Krieg verdankte? — Aber der König fährt fort: „Der Kaiser hat die nämlichen Absichten, wie seine Mutter. Er arbeitet an einem Bunde der ersten Mächte Europas gegen uns. Ich sehe das Alles. Täglich kommen mir Nachrichten darüber zu. Wie soll ich denn mit kalten Blute ein Verfahren betrachten, das so gefährlich ist für diesen Staat! Die Sorge für die Erhaltung desselben ist mir anvertraut, und darum ist es meine Pflicht, nicht blos bei Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode durch gute Bündnisse und alle Mittel, die ich habe, die künftige Gefahr zu entfernen."

Aber weder Frankreich, noch Rußland wollten mit ihm zu thun haben. Jenes wollte mit dem Kaiser gut Freund bleiben, damit es durch das Bündnis mit demselben den Frieden zu Lande sichere, und in dieser Sicherheit seine Kraft auf die Marine gegen England wenden könne. Rußland wollte mit dem Kaiser in gutem Verhältnisse bleiben, um dadurch freie Hand zu behalten gegen die Türken. Friedrich II. sah sich nach einer Stütze um im Reiche selbst.

Hier regten sich seit einiger Zeit andere Gedanken[1]). Die andauernd fast feindselige Stellung des Kaisers Joseph und des preußischen Königs erweckte die Besorgnis, daß über kurz oder lang einmal wieder ein heftiger Ausbruch erfolgen werde. Abermals würden dann die übrigen Länder des Reiches mit hinein verwickelt werden. Um dem zuvorzukommen, faßte man in Hannover und in Kassel den Gedanken einer bewaffneten Neutralität des übrigen Deutschland für einen solchen Fall. Die Fürsten des Reichs sollten einander versprechen, an solchem etwaigen Zwiespalte keinen Antheil zu nehmen, vielmehr gegenseitig sich geloben sich schnell und insgesammt gegen denjenigen zu erklären, der Theilnahme würde erzwingen wollen. Der Entwurf wurde mehreren Fürsten mitgetheilt. Sie äußerten sich beifällig. Dennoch scheiterte er an den Besorgnissen, die Jeder für sich hatte. Keiner mochte sich dem Gefahr bringenden Rufe aussetzen,

[1]) Dohm III. 54.

für den gehalten zu werden, der zuerst einen solchen Gedanken angeregt habe.

Unterdessen hatte Friedrich andere Entwürfe. Er wollte die anti-josephinische Stimmung der deutschen Fürsten benutzen, um einen Bund der gesammten deutschen Fürsten unter seiner Führung zusammen zu bringen gegen den Kaiser. Dieser Gedanke ging von ihm persönlich aus. Er erörtert ihn.

„Ein Bündnis so wie ich es vorschlage," sagt er, [1]) „zielt nur dahin, die Besitzungen eines Jeden zu sichern, und zu hindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser dahin gelange, die deutsche Verfassung umzustürzen, indem er sie stückweise zerstört. Wenn man nicht bei Zeiten Sorge trägt: so wird der Kaiser alle seine Neffen in die Bisthümer, Erzbisthümer und Abteien von Deutschland setzen. Dann wird er sie bald säcularisiren, und auf allen Reichstagen durch die Stimmen seiner Neffen die Mehrheit erlangen. Die Reichsverfassung nöthigt uns, die katholischen Geistlichen in ihren Rechten zu schützen. Die weltlichen Fürsten beider Confessionen haben ein gleiches Interesse an Behauptung der Länder, welche sie besitzen. Darum wird dieser Bund den Kaiser hemmen und hindern in allen Ansprüchen auf unsere Staaten."

„Nicht minder wichtig", sagt der König, „ist der Reichstag von Regensburg und das Kammergericht von Wetzlar. Wenn man nicht zeitig darauf Bedacht nimmt, diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu behaupten: so wird der Kaiser sie benutzen, um seinen Despotismus durch ganz Deutschland zu begründen. Das sind die wichtigen Punkte, welche die deutschen Fürsten zu diesem Bündnisse bewegen müssen, weil ihre Interessen die nämlichen sind. Der Vortheil besteht darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht misbrauchen will, die vereinigten Stimmen des ganzen deutschen Reichskörpers ihm Gefühle der Mäßigung einflößen können."

Dahin war es gekommen, daß der König von Preußen, der niemals eine Institution des Reiches geachtet, der den Reichstag durch seine Gesandten hatte beschimpfen lassen, der nicht blos für seine eigenen Länder, sondern im Friedensschlusse von Teschen auch

---

[1]) Oeuv. VII. 211. Oct. 1784.

für Mecklenburg wider den Willen der Stände dieses Landes die Freiheit, wie man es nannte, von den Reichsgerichten gefordert und erlangt hatte, [1] der ferner geflissentlich seit dem Beginne seiner Regierung in seinen Unterthanen jede Erinnerung an das einstige Band mit dem Reiche zu ertödten gestrebt hatte — daß dieser selbe König nun den Plan ausarbeitet sich der bestehenden Institutionen des Reiches zu bedienen, um den Kaiser in allen Dingen zu hemmen und zu hindern!

Es ist eine neue Form des Fridericianismus. Er sucht den Particularismus aller Einzelnen, indem er scheinbar demselben das Wort redet, auszunutzen für sich allein.

Die Umstände lagen dies Mal günstig für seinen Plan. Er fand Geneigtheit für seinen Bund bei Diesem und Jenem. Es war eben damals in mehrere mächtige deutsche Fürstenhäuser ein großer Schrecken gefahren.

Eben damals nämlich suchte der Kaiser Joseph II. den längst gehegten Plan des Austausches von Belgien gegen Bayern zu verwirklichen. Er war mit dem Kurfürsten Carl Theodor in München darüber einig. Er brachte dann den Plan vor den König Ludwig XVI., vor die Czarin Katharina. Der König Ludwig hatte keine Einwendung; aber der Einfluß des Ministers Vergennes brachte die Antwort zuwege, daß Joseph II. sich mit Friedrich darüber verständigen möge. Die Czarin erkannte an, daß, wenn die Contrahenten einig seien, völkerrechtlich sie keinen Einspruch erheben werde.

Es kam mithin noch auf den Agnaten und Nachfolger an, den Herzog Carl von Zweibrücken. Diesem wurde der Vorschlag gemacht durch den russischen Gesandten Romanzoff. Carl lehnte ab. Er that das Vorhaben dem preußischen Könige kund, im Jahre 1785 [2].

Sofort wandte sich Friedrich mit klagendem Flehen an die Czarin [3]. Er beschwor sie bei ihrer alten Freundschaft und Allianz, die er noch nicht ganz erloschen glaube, sie wolle doch einen so gefährlichen Entwurf, der ihr eigenes glorreiches Werk, den Frieden von Teschen, ganz zerstören würde, nicht zugeben. Die Kaiserin er-

[1]) Dohm I. 249. — [2]) Dohm III. 33. — [3]) a. a. O. p. 43. Der Brief ist nicht gedruckt. Wir entnehmen den Inhalt aus Dohm.

klärte, daß sie weit entfernt sei, einigen Zwang ausüben zu wollen. Der Herzog von Zweibrücken möge nach seinem Interesse handeln. Sie habe aber geglaubt, daß ein freiwilliger und billiger Tausch mit dem Frieden von Teschen sehr wohl bestehen könne, und nach den Bedingungen, welche der Kaiser aufgestellt, habe sie den Tausch dem pfälzischen Hause für vortheilhaft gehalten. Da indessen der Herzog Carl nicht wolle: so verstehe es sich von selbst, daß damit die Sache erledigt sei. Dieselbe Erklärung gab Frankreich. Eben dieselbe Erklärung gab der Kaiser Joseph II. Das Project war aufgegeben.

Aber daß dieser Plan nur hatte auftauchen können, war ein vortreffliches Mittel der Agitation in der Hand des Preußenkönigs und seines Ministers Herzberg. Auch die Kurhöfe von Dresden und Hannover zeigten Furcht vor den Planen des Kaisers. Es bot sich die Gelegenheit, beide zu einem Bündnisse gegen denselben heran zu ziehen. Sie ward rasch benutzt. Der Kaiser hörte von diesen Planen. Er erließ Abmahnungen [1]), daß man nicht gehässigen Erdichtungen und falschen Vorstellungen von bedenklichen Absichten des Kaiserhofes Glauben beimessen, nicht einen Bund schließen möge gegen Kaiser und Reich. Hannover und Kursachsen lehnten die Mahnung ab. Sie waren schon fast mit Preußen einig. Ihre Abgeordneten gingen nach Berlin, um dort das Bündnis zu schließen, von welchem, wenn es einen praktischen Erfolg haben konnte, der Löwenantheil dem Könige von Preußen zufallen mußte.

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, wie die anderen Deutschen damaliger Zeit sich äußern durften. Einer der Hauptarbeiter an diesem Fürstenbunde, der ehrliche Dohm, beklagt sich über die freie Sprache der Zeitungen in Oestreich, und stellt die preußische Weise entgegen [2]). „Unsere Zeitungen", sagt er, „sind so unschuldig, wie alle Hofzeitungen. Die eigentlich Berlinischen Nachrichten in denselben sind gewöhnlich lauter strenge Wahrheit. Unter demjenigen, was sie anderen, vorzüglich auch östreichischen Zeitungen nachschreiben, mögen sich freilich zuweilen wohl Unfacta einschleichen; aber Verleumdungen

[1]) Dohm III. 70. — [2]) Dohm: über den Fürstenbund. Wieder abgedruckt in den Denkwürdigkeiten III. 354.

werden zuverlässig nie darin geduldet, und die Verfasser enthalten sich mit Bescheidenheit alles Räsonnements, oder übereilter Nachrichten, die irgend einen Hof beleidigen könnten. In hiesigen Journalen ist, so viel ich weiß, bis jetzt" — d. h. bis Ende des Jahres 1785, nachdem der Tauschantrag im Januar geschehen, der Fürstenbund im Juli abgeschlossen war — „weder des Tausches von Bayern, noch der Association gedacht, und besondere Privatschriften sind hier vor der meinigen noch nicht erschienen. Von Wien aus haben wir dagegen schon verschiedene erhalten, von welchen man in der Schrift von Gemmingen eine Probe hat. Auch kann es wohl keinem Leser von Zeitungen und Journalen entgehen, daß sie wenigstens zehn Artikel, die offenbar von Wien oder aus den Prager und Brünner Zeitungen sich herschreiben, enthalten gegen einen, der von Berlin kommt."

Derselbe ehrliche Dohm ruft gegen die Wiener Broschüren das Censur-Collegium in Wien an. „Jeder Deutsche", meint er, „ist berechtigt von dem Wiener Censur-Collegium eine bestimmte Erklärung zu fordern, entweder, daß diese Schriften nicht in Wien, wenigstens wider Wissen des Censur-Collegiums, gedruckt und verbreitet sind, oder zu gestehen, daß es einer strafbaren Nachlässigkeit sich schuldig gemacht habe, die seinen Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt auf immer beflecken muß." Der kluge Mann setzte hinzu: „Das sicherste Zeichen einer bösen Sache würde sein, wenn eben diese Censur, welche alle jene Schmähungen geduldet hat, etwa meine Schrift verbieten wollte." Man wird nicht annehmen, daß Dohm Liebkosungen geschrieben habe. Indessen fühlte sich das Wiener Censur-Collegium nicht bewogen, diesem seinem Wunsche des Verbotes zu willfahren. Es gestattete die Schrift Jedem zu lesen, der etwa sie lesen wollte.

Wie war doch auch wieder dieser Fürstenbund gemäß der Absicht, die Friedrich dabei verfolgte, so wenig offen und ehrlich! Was in der Natur der Sache begründet war, daß der Bund nur gegen den Kaiser geschlossen werden konnte, das spricht Friedrich II. in seinen Briefen offen aus. „Wir wollen uns einmüthig dem maßlosen Ehrgeize des Cäsar von Oestreich widersetzen" [1]). Aber die Worte des Bundes sagen das nicht. Derselbe nennt Oestreich nicht und nicht

[1]) Oeuv. XXVI. 517.

den Kaiser. Er hält sich in allgemeinen Redensarten, zur Köderung der Schwachen. Man berief sich darauf, daß ein solcher Bund nicht etwas Neues sei. Und doch sollte derselbe nach den Worten des Ministers Herzberg, des vornehmsten Werkzeugs, ein neues politisches System in Deutschland begründen. Und dies wollte man thun ohne Vorwissen des Reichsoberhauptes, des obersten Richters im Reiche. Man wollte nach den Worten die Reichsverfassung schützen, und forderte doch zu diesem Schutze nicht Alle und Jeden auf, denen doch Allen in gleichem Maße an diesem Schutze gelegen sein mußte. Man ließ zuerst und vor allen Dingen das Haupt selbst weg, den Kaiser. Man wollte nach den Worten allerdings jeden Reichsstand auffordern: in der That forderte man auf nach der Auswahl des Königs von Preußen. Die geistlichen Kurfürsten und Fürsten, mit Ausnahme von Mainz, die kleineren weltlichen Fürsten, die Grafen, die Reichsstädte wurden nicht gefragt. Der Grund liegt nahe. Der natürliche Schützer aller dieser Schwachen war der Kaiser. Es lag im natürlichen und wohlbegründeten Interesse aller dieser Kleinen, daß die Macht des Reichsoberhauptes nicht noch mehr geschwächt, sondern daß sie gefestigt würde.

Darum machte die Schließung dieses Fürstenbundes auf alle Deutsche einen peinlichen Eindruck. Selbst der erklärte Lobredner des Bundes, den er selbst mit hat schließen helfen, der preußische Rath Dohm berichtet uns [1]), daß „nicht blos Anhänger Oestreichs, sondern auch wohlgesinnte Patrioten nicht ohne Bedenken und Zweifel diesen Bund anschauten. Die Erhaltung des Reiches liegt allen Ständen desselben ob, sagten sie: warum einigen sich wenige zu diesem Zwecke? Warum trägt man die Bedenken, die man hat, nicht dem Reichsoberhaupte selber vor? Warum wählt man nicht den einfachen, [illegible] geraden Weg? Daß man dieses nicht thut, beweist zur [illegible] bei den Leuten andere Absichten verborgen [illegible] hat sich zu einer Verbindung mit allen [illegible] die Verfassung in Gefahr glauben: [illegible] Anerbieten benutzen, und dadurch [illegible] tung zuvorkommen? Und was [illegible]

---

[1]) Dohm III. 129.

pfälzischen Hause einen Tausch angeboten. Das Haupt dieses Hauses hat angenommen, ein Mitglied hat ausgeschlagen. Sofort hat der Kaiser sein Angebot fallen lassen und öffentlich erklärt, nicht weiter daran zu denken. Wo liegt in dieser Handlung etwas Unrechtes, etwas Gewaltsames, eine Bedrohung für das Recht und die Freiheit Anderer? Ein Tausch ist freiwillig. Finden beide Theile denselben zuträglich: wer dann hat das Recht, sie daran hindern zu wollen?"

Also, sagt der preußisch gesinnte Dohm, redeten deutsche Patrioten. Er dagegen beruft sich darauf, daß die deutschen Fürsten das Recht unter einander und mit Fremden Bündnisse schließen zu dürfen, von jeher als ihr köstlichstes Kleinod betrachtet haben. Freilich so war es: denn mit gutem Bedachte hatten Frankreich und Schweden zu Münster und Osnabrück dies Recht den deutschen Fürsten gegeben. Der Vorbehalt war nur, daß ein solches Bündnis nicht gegen Kaiser und Reich sei. Auch dieser Vorbehalt war hier gewahrt; denn die Worte des Fürstenbundes erwähnten den Kaiser nicht, sagten mithin auch nicht, daß der Bund gegen den Kaiser sei.

Es war die letzte bedeutende politische That Friedrichs im Reiche oder vielmehr gegen dasselbe und die Nation. Die unausbleibliche Folge war früher oder später ein Kampf auf Leben und Tod. So wäre es geschehen, wenn nicht der Eintritt der gewaltigen Ereignisse im Westen mit vielen anderen Dingen auch den Fürstenbund in die Vergessenheit geschleudert hätte.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Stellung Friedrichs II. zur Religion und dem positiven Kirchenthume seiner Länder.

Ein warmer Verehrer des Königs Friedrich II. hat die Vortrefflichkeit, welche er an demselben findet, genauer bezeichnet [1]). Er hebt hervor die Leitung der politischen Verhältnisse mit anderen Staaten. Wir erkennen unsererseits im vollen Maße an, die Geschicklichkeit, die Gewandtheit, die Fähigkeit der Action Friedrichs II., aber zugleich auch den steten Widerspruch seiner Politik mit den Pflichten des Rechtes und der Wahrheit. — Dohm hebt ferner hervor die Behauptung der wichtigen Stellung, welche Friedrich II. allein durch die Kraft seines Geistes errungen. Der Punkt knüpft sich eng an den vorhergehenden. Die wichtige Stellung ist unbestreitbar; aber eben so unbestreitbar ist es, daß sie errungen und behauptet ward auf Kosten der deutschen Wohlfahrt und Sicherheit. Dohm hebt ferner hervor die Bildung des Heeres, den kräftigen Gebrauch, den der König davon in den Kriegen für die Existenz seines Staates führte. Wir haben zu erwidern, daß das Heer gebildet wurde durch einen fast unglaublichen, bis auf Friedrich in der menschlichen Geschichte nicht erhörten Bedruck des Landes, daß die Kriege sämmtlich ausgingen von dem Könige Friedrich, daß sie reine Eroberungskriege

[1]) Dohm IV. 489 ff.

waren, daß sie endlich geführt wurden von Deutschen gegen Deutsche, gemäß dem alleinigen Willen des Königs Friedrich II. In Betreff der inneren Regierung, der Verwaltung der Finanzen u. s. w. enthält Dohm sich des Lobes. Dagegen hebt er das Bestreben des Königs hervor, in der Gesetzgebung etwas Vollkommenes zu leisten.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Eifer des Königs auf diesem Gebiete nie bestritten worden ist. Wenn auch immerhin es an Uebereilungen nicht gefehlt haben mag: so war doch sicherlich die Gesinnung gut und löblich. Friedrich II. trug sich sein Lebenlang mit dem Gedanken eines klaren, bündigen Gesetzbuches, bis die Sache des Müllers Arnold den Gedanken zur That reifte. Man kennt sein Verfahren bei dieser Gelegenheit, seine Gewalt gegen die Richter. Es war die Veranlassung des preußischen Landrechtes, das gewissermaßen als eine besondere Verfassung des preußischen Staates zu betrachten war. In dieser Beziehung vollendete das Landrecht die Trennung der Unterthanen Friedrichs vom deutschen Reiche. Das Landrecht prägte die Ansichten des Königs aus. Er war sich dessen voll bewußt, daß sein neues Gesetzbuch dem Adel, oder richtiger doch nur dem Junkerthum, eine ganz andere Stellung anwies, als welche derselbe bis dahin nach gemeinen Rechten hatte [1]). Friedrich wollte es so. Das Landrecht legt ferner die Ansicht des Königs dar über den Grundpfeiler aller menschlichen Gesittung, über die Ehe. Es ist nicht unsere Absicht, die Laxheit der Meinungen, welche der späteren Gesetzgebung und Regierung in Preußen bereits so viele Noth gemacht hat und voraussichtlich ferner machen wird, hier zu erörtern. Ob überhaupt das Landrecht ein Vorzug der preußischen Staaten vor dem übrigen Deutschland sei, ist eine Frage, über welche die Ansichten der Urtheilsfähigen je nach ihrem Standpunkte verschieden ausgefallen sind. Wir halten uns an die Thatsache, daß das Bestreben dieser Gesetzgebung des Königs aus einem löblichen Grunde hervorging, daß es jedoch daneben zugleich wesentlich dem Zwecke diente, auch in der Gesetzgebung ein besonderes Reich zu constituiren, verschieden von dem übrigen Deutschland.

[1]) Vergl. Preuß: Urkundenbuch IV. 299.

Der höchste Ruhm Friedrichs außer demjenigen der Siege besteht für einen großen Theil der Deutschen in dem Worte, daß ein Jeder nach seiner Façon selig werden müsse. Dieses Wort mithin haben wir zu betrachten.

Der Ausdruck ist eben so auffallend, wie der Gedanke, den er in sich zu schließen scheint. Wir sagen absichtlich: scheint; denn klar ist er nicht. Façon kann entweder sein das individuelle Verhältnis des Einzelnen zur Religion und Kirche überhaupt, oder das positive Bekenntnis, welchem Jemand zugethan ist: sei es das katholische, das lutherische, das reformirte, wie der Friede von Osnabrück die Gewissensfreiheit im Reiche festgestellt hatte. Scheint der Wortsinn für die erstere Erklärung zu sprechen: so ist in Betreff der anderen zu bemerken, daß sie unterstützt wird durch den Zusatz des Königs: die Religionen müssen alle tolerirt werden. Am sichersten vielleicht dürfte man gehen, wenn man das Wort Façon von dem Könige selbst in beiderlei Weise gemeint ansieht. Demnach würde er mit diesen Worten unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit für seine Länder proclamirt haben. So allerdings ist die gewöhnliche Annahme. Es fragt sich dann, ob sie außer den Worten auch thatsächlich begründet sei.

Bis auf Friedrich II. war die Zahl katholischer Unterthanen in den Ländern des Hauses Brandenburg kaum nennenswerth. Wo sich katholische Gemeinden fanden, da gründete sich der rechtliche Bestand derselben auf das Normaljahr 1624. Einzelne Katholiken fanden sich weit zerstreut, namentlich in den größeren Städten. Neue kirchliche Gemeinden hatten sie nicht gebildet, oder vielmehr durften sie eben nach jenem Normaljahre nicht bilden.

Wir haben gesehen, wie Friedrich II. einige Monate, nachdem er jene Worte von der Façon zuerst gesprochen, sich erobernd auf Schlesien stürzte. Der Krieg fand bei seinen bisherigen Unterthanen so lange keinen Anklang, bis der König, um die Worte des Philosophen Jordan zu gebrauchen, den Meisterstreich machte, den Krieg als einen Religionskrieg zu verkünden und seinem Heere eine Anzahl protestantischer Geistlicher zur sofortigen Verfügung beizugesellen. Man sagt, das Bedürfnis der gedrückten Protestanten in Schlesien habe das so verlangt. Die Frage zu erörtern dürfte schwierig sein; doch haben wir hier wie früher, Gewicht darauf zu legen, daß in

Breslau, der hauptsächlichsten Stadt des Landes, die Katholiken, also die Bekenner der Religion des Landesfürsten, von den Rathsstellen ausgeschlossen waren. Wo solche Zustände bleibend möglich sind, da drängt sich die Vermuthung auf, daß der kirchliche Druck, den dieser Landesherr ausgeübt, auch anderswo nicht sehr lastend gewesen sein dürfte. Sobald Friedrich II. sich im Besitze des eroberten, noch nicht abgetretenen Schlesien sah, setzte eine Cabinetsordre vom 11. October 1741[1]) fest, daß fortan die Stellen der ersten Bürgermeister, der Syndici und Kämmerer der Städte nur mit Protestanten besetzt werden dürften.

In den Friedensschlüssen, durch welche Maria Theresia dem Könige das schlesische Land abtrat, übernahm er die Verpflichtung, die kirchlichen Zustände des Landes nicht zu ändern. Es war das erste Mal in Deutschland, daß eine bedeutende Verschiebung dieser Art eintrat, daß ein protestantischer Fürst Herr wurde über sehr viele katholische Unterthanen. Hier also mußte sich das Wort des Königs von der Façon nicht blos nach seinem persönlichen Willen, sondern auch nach seiner rechtlichen Verpflichtung erfüllen. Es ist wichtig ihn zu hören, wie er selbst sich darüber äußert. Er ließ durch Algarotti dem Papste melden, daß die Katholiken in seinem Staate nicht blos geduldet, sondern selbst beschützt würden[2]). Ueber den Unterschied spricht er sich nicht näher aus. Wie auch immer der König das Wort Schutz verstand: es enthält jedenfalls so viel, daß die Katholiken mit den Protestanten nicht gleichberechtigt waren. Sie waren ausgeschlossen von den höheren Landes-Collegien. So blieb es auch ferner; denn erst 1825 ist der erste katholische Assessor beim Kammergerichte in Berlin angestellt worden. Die akademischen Lehrfächer waren unter Friedrich II. den Katholiken schon darum unzugänglich, weil in dem Professoreneide die evangelische Confession von allen vier Facultäten beschworen werden mußte. Doch hat Friedrich II. einmal einem Katholiken zur medicinischen Professur in Frankfurt a/O. die Dispensation ertheilt[3]).

Die Theilung Polens führte dem Könige eine neue Zahl katholischer Unterthanen zu. Damals indessen scheint die Meinung des

---

[1]) Preuß. III. 186, als Norm und Principium regulativum. — [2]) a. a. O. 197.
[3]) Preuß. III. 238.

Königs den Katholiken noch weniger günstig gewesen zu sein als zuvor. Er bewies diese Ungunst in Ostpreußen [1]). Der Wehlauer Vertrag von 1657 sicherte den Katholiken in Ostpreußen den Zutritt zu den Aemtern und Ehrenstellen, zu welchen sie geschickt sein würden. Der Warschauer Vertrag von 1773 hob dieses Recht auf, weil es den Verhältnissen nicht mehr angemessen sei. Die übrigen bürgerlichen und kirchlichen Rechte wurden zugesichert. Friedrich II. nahm also dort ein Recht, welches der Kurfürst Friedrich Wilhelm und die beiden nächsten Nachfolger desselben aufrecht erhalten hatten. Er nahm es, weil es ihm so beliebte. Nach derselben Anschauung verfuhr der König bis an sein Lebensende. Als der Magistrat zu Preuß. Eilau im Jahre 1786 einen Katholiken zum Stadtrichter erwählte, versagte der König die Bestätigung. Nur in Collegien, erwiderte er, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, dürfe ein und anderes Subject zugelassen werden, welches dem katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan sei.

Die Sache liegt mithin wie folgt. Die Katholiken in den Staaten Friedrichs wurden geduldet, und durften auf seine besondere Erlaubnis auch da Kirchen bauen, wo es früher keine gab z. B. in Berlin. Aber gleichberechtigt waren sie nicht, selbst nicht in katholischen Gegenden seines Staates. Ihr Religionsbekenntnis schloß sie der Regel nach von öffentlichen Anstellungen im Dienste des Staates aus.

Wir verkennen den Werth nicht, den auch nur eine solche Toleranz — denn mehr war es nicht — für die damalige Zeit hatte. Doch liegt es andererseits nahe, daß der König nach den übernommenen Verpflichtungen, namentlich in Schlesien, weniger nicht thun konnte. Ob sein Verhalten gegen den Katholicismus aus Eifer für den Protestantismus hervorging, werden wir später zu erfragen haben.

In einer ganz besonderen Beziehung jedoch ist das Verfahren des Königs hervorzuheben zur Zeit der Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Die katholischen Regierungen wetteiferten, ihren Unwillen gegen die Jesuiten an den Tag zu legen. Der Papst hob den Orden

[1]) Preuß. III. 188.

auf. Die Pariser Philosophen, namentlich Voltaire und d'Alembert, hetzten den König zu ähnlichen Maßregeln, wie diejenigen, welche der Minister Pombal in Portugal anwandte. Friedrich II. lehnte alle dergleichen Zumuthungen, die mehrere Jahre hindurch immer erneuert wurden, in fester und bestimmter Weise ab. Er erwidert namentlich dem unablässig drängenden d'Alembert: wenn man den Sturz der Jesuiten als einen Sieg der Philosophie geltend machen wolle: so könne er beweisen, daß Eitelkeit, geheime Rachsucht, Ränke und vornämlich Eigennutz alles gewirkt habe.

Demgemäß verfuhr Friedrich, als er das päpstliche Breve der Aufhebung des Ordens erhielt. Er verbot die Bekanntmachung desselben in seinen Ländern. Er trug seinem Agenten in Rom auf, es bei schicklicher Gelegenheit dem Papste selber anzudeuten: es sei der Wille des Königs, die Jesuiten seiner Länder in dem bisherigen Stande zu belassen. Der König fügt hinzu, daß er in aller Rücksicht nie bessere Priester gefunden habe, als die Jesuiten. Das Wort scheint nicht ohne Bedeutung gesagt zu sein. Der König sprach nach dem siebenjährigen Kriege der katholischen Geistlichkeit von Schlesien seinen Unwillen über ihr Verhalten aus [1]). Es sei bekannt, sagte er, wie frech und untreu gegen den König sich die meisten der katholischen Pfarrer vormals und im letzten Kriege betragen, wie sie sich vom Gehorsame gegen ihn losgesagt und die Gemeinden gegen ihn aufgehetzt. Ein solches pflichtwidriges Betragen habe die härteste Ahndung verdient.

Wir finden allerdings ein schreckliches Beispiel von Ahndung — wenn nämlich dies Wort für ein solches Verfahren gestattet ist — gegen einen katholischen Geistlichen. Ein Deserteur sagte aus [2]): er habe nach der Beichte und nach der Absolution dem Priester Faulhaber die Frage gethan: „Aber ist es denn auch wohl eine so große Sünde, die nicht könnte vergeben werden, wenn ich Gelegenheit habe zu desertiren, da ich doch katholisch bin und der König lutherisch ist?“ Darauf habe der Geistliche die Achsel gezuckt und gesagt: „Freilich ist es wohl eine große Sünde, aber doch nicht so

---

[1]) Preuß. I. 328. — [2]) Schummels Reise durch Schlesien im Juli und August 1791. Die betr. Stellen in den hist.-polit. Blättern Bd. 55. S. 210 u. f.

groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." Nachher änderte der Soldat seine Aussage, ja er widerrief sie sogar einmal, so daß im Gerichtshofe die Mehrzahl der Meinung war, der Soldat habe die Geschichte blos fingirt, um sich seine Strafe zu erleichtern. Auf den Bericht des Untersuchungsrichters stellte der General Fouqué ihm die Frage: was für eine Sentenz er dem Pfaffen zuerkennen würde. Jener erwiderte: seine Meinung sei, daß der Denunciat wegen fehlenden Beweises und Geständnisses mit Suspension vom Beichtstuhl und Arrest für die Kriegsdauer zu bestrafen sei. „Gehorsamer Diener," entgegnete Fouqué, „Sie sind ein barmherziger Richter! Hängen soll die Canaille!" Faulhaber ward arretirt und verhört. Er ließ sich weder auf eine bejahende noch verneinende Antwort ein, sondern blieb bei der Entgegnung: „Ich kann nichts gestehen, und werde nichts gestehen, und das bei dem heiligen Sacrament der Beichte und meiner priesterlichen Würde."

Fouqué persönlich berichtete dem Könige Friedrich. Dieser fällte das Urtheil durch eine Cabinetsordre an den Commandanten in Glatz. Dieselbe beginnt: Mon lieutenant-colonel, vous avez à faire pendre le Père Jésuite Faulhaber, sans lui laisser un confesseur.

Der Act kann, mit rechtem Namen, nicht anders bezeichnet werden, als denjenigen eines Justizmordes.

Man hing den Geistlichen neben den Resten eines Spions, der bereits ein halbes Jahr gehangen. Man ließ die Leiche hängen zwei und ein halbes Jahr lang.

Friedrich bezeichnet das Opfer seiner despotischen Willkür hier als einen Jesuiten. Dies war irrig. Faulhaber war nicht Jesuit, sondern Weltpriester.

In der Regel waren die Jesuiten die Lehrer der katholischen Jugend, und wahrscheinlich nur das. Als solche lobt der König sie gegen die Angriffe Voltaires und d'Alemberts. Er erinnert Voltaire mit seiner Ironie, daß aus den Schulen der Jesuiten große Männer hervorgegangen seien [1]). Er hält ihm vor, daß die Jesuiten nützliche Mitglieder seines Staates seien. „Was auch immer anderswo man den Jesuiten vorwerfen mag: sie haben sich bei mir darauf beschränkt,

[1]) Oeuv. XXII. Brief v. 11. Dzbr. 1773.

in ihren Gymnasien die Schulstudien zu lehren. Soll das ein Grund sein sie zu verfolgen?" [1]) Der König fährt fort in dieser Weise den Pariser Philosophen, die daheim gegen jede Verfolgung eines Philosophen von ihrer Art ein lautes Geschrei erhoben, den Spiegel des eigenen Thuns vorzuhalten. „Wollen Sie es mir zum Vorwurfe machen," fragt er, „daß ich eine Gesellschaft von Gelehrten nicht ausrotte, weil einige Mitglieder dieser Gesellschaft, zweihundert Meilen von meinem Staate, wegen Frevelthaten angeklagt worden sind? Die Gesetze bestimmen die Bestrafung der Schuldigen; aber sie verdammen zugleich jene grausame und blinde Erbitterung, die in ihrer Rache den Schuldigen mit dem Unschuldigen verwechselt. Beschuldigen Sie mich immerhin zu weit getriebener Toleranz. Ich werde stolz sein auf diesen Fehler und es wäre zu wünschen, daß man den Fürsten keine andere als solche Fehler vorzuwerfen hätte."

War dies allein der Grund des Königs, der früher einstimmend mit den Pariser Philosophen oft die Jesuiten ein schädliches Ungeziefer genannt hatte? Er hatte ohne Zweifel noch einen anderen. Die Jesuiten waren an vielen Orten vermögend und sogar reich. Indem Friedrich ihnen eine Zufluchtsstätte bei sich eröffnete, hoffte er, daß eine große Zahl sich zu ihm begeben werde, und zwar mit ihrem Vermögen, soweit man ihnen dasselbe beließ [2]). Diese Hoffnung freilich schlug fehl; aber der König beharrte.

Wie oft auch der Fanatismus des Philosophenthumes aufs neue die Aufhetzerei versuchte, der König blieb bei seinem Entschlusse, die Jesuiten als Lehrer zu dulden und zu schützen. Wohlfeiler als durch sie konnte der Unterricht seiner Unterthanen nicht beschafft werden. Er äußert sich dem Pater Rector Reinach in Schlesien gegenüber stets mit einer besonderen Freundlichkeit [3]). Er nimmt die Jesuiten im Bisthume Ermeland in besonderen Schutz gegen den Bischof. Er spricht zu diesem die im Munde eines preußischen Königs allerdings auffallend klingenden Worte: „Da ich von der Jugend eurer Religion rede, habe ich mit Verdruß wahrgenommen, daß meinem Erziehungsplane der völlige Untergang bevorgestanden, als man den

---

[1]) 28. Juli 1774 an d'Alembert. — [2]) Preuß. III. 237. — [3]) Preuß: Urkundenbuch III. 109 ff.

Jesuitenorden vernichten wollte. Denn mir kam derselbe sehr tauglich vor zur Bildung und Führung der Jugend in der Erlernung der Wissenschaften. Ich habe deshalb zur Beibehaltung des Ordens in meinen Landen alles Mögliche gethan, und der Papst selbst hat den Grundursachen, die mich bewogen, dergleichen Lehrmeister zu begünstigen, seinen Beifall nicht versagen können. Er hat vielmehr darüber sein Wohlgefallen geäußert und mir zu wissen gethan, daß er sich gegen die Patres in meinen Staaten aller Erklärungen enthalten würde." Gestützt auf diese Zusicherung des Papstes fordert der König den Bischof auf, die Jesuiten in jeder Beziehung zu belassen und ihnen die kirchlichen Weihen nicht zu versagen.

Friedrich II. erreichte nach seinen eigenen Worten seine hauptsächliche Absicht, die Jesuiten zum Vortheile seiner katholischen Jugend in ihren Würden und Verrichtungen erhalten zu sehen [1]). Und selbst als der Orden auch bei ihm nicht mehr als Orden existiren konnte, ließ er durch einige Mitglieder desselben und seinen Minister Hoyer die Güter zum Besten der Gesellschaft verwalten, mit dem ausdrücklichen Versprechen, daß diese dabei nicht verlieren sollte. Mit der Zeit mußte allerdings auch dies sich ändern; aber es ist augenscheinlich des Königs ernster Wille gewesen, die Jesuiten so lange zu halten, wie nur immer möglich.

Am wenigsten von allen Glaubensparteien hatte sich die nichtchristliche der Juden einer Gunst des Königs Friedrich II. zu erfreuen. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sie in mancher Weise härter behandelt, als seine Vorfahren gethan. Nach den Jagden des Königs mußte die Judenschaft zu Berlin eine Anzahl der erlegten Wildschweine annehmen und den dafür gesetzten Preis sofort erlegen [2]). Sie mußte Wohnungen beziehen und räumen nach dem persönlichen Willen des Königs, und zwar, ohne zu räsonniren. Als ein Münzlieferant Veit die Münze um eine bedeutende Summe betrog, ließ Friedrich Wilhelm die ganze Judenschaft in die Synagoge bescheiden, damit sie dort den Bannfluch anhöre, den der Oberhofprediger Jablonski über sie auszusprechen den Befehl hatte [3]).

[1]) a. a. O. S. 117. — [2]) Förster: F. W. I. 342. — [3]) a. a. O. II. 287.

Härter wurde die Behandlung dieses Volkes unter Friedrich II. Während er die Juden für seine Finanzspeculationen, insbesondere für die Fälschung seiner Münze im siebenjährigen Kriege, nicht entbehren konnte, lud er ihnen als Preis seines Schutzes die härtesten Lasten auf. Er machte aus dem eigentlichen Zwecke derselben kein Hehl: die Zahl der Juden sollte sich nicht vermehren [1]).

Im Jahre 1750 wurden die Angelegenheiten der Juden durch ein besonderes Reglement geordnet und durch dasselbe der Druck verschärft. Alle gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe wurden ihnen untersagt, eben so die Erlangung des Bürgerrechtes, der Ankauf von Grundbesitz. Das Höchste, was sie erreichen konnten, war Schutzjude zu sein. Als solche waren sie entweder ordentliche oder außerordentliche. Der letztere genoß den Schutz nur auf Lebenszeit, und vererbte ihn nicht auf seine Kinder. Der ordentliche Schutzjude durfte den Schutz nur auf ein Kind vererben, jedoch nur dann, wenn dasselbe 1000 Thaler baar besaß. Allen Juden, die nicht den Schutz hatten, war das Heirathen untersagt. Der Schutz selbst ward auch da, wo er vererbte, durch schwere Opfer erkauft: 200 Thaler baar an den König. Im Jahre 1763 erkauften die preußischen Schutzjuden für 70,000 Thaler die Erlaubnis, noch ein zweites Kind auf den Schutz zu verheirathen. Zugleich gedachte der König dies zur Hebung, wie er meinte, seiner Fabriken zu benutzen. Ein solches zweites Schutzjudenkind mußte nämlich für 1500 Thaler Manufacturwaaren ausführen. Dies schien noch besser ausgebeutet werden zu können für die eigenen Fabriken des Königs. Er änderte es dahin, daß jeder neue Schutzjude fortan aus der königlichen Porzellanfabrik für 300 Thaler Porzellan übernehmen mußte, nicht nach eigener Auswahl, sondern das, was man ihm aussuchte. Auch durfte er es nicht selbst behalten, noch im Lande verkaufen, sondern nur außerhalb desselben. Damit man sich überzeuge, daß dieses wirklich geschehe, mußte er einen Ort im Auslande benennen, wohin nicht er, sondern die Direction der Fabrik es schickte. Brachte der Jude es wieder ins Land: so ward er als Schmuggler bestraft.

Die Juden sollten sich nicht vermehren. Im Jahre 1752 befahl der König, daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, sondern

[1]) Preuß III. 428.

nach Köpfen gezählt werden sollten. Sei die bestimmte Zahl überstiegen: so müßten die ärmsten und unsittlichsten weggeschafft werden [1]). — Aber wohin denn mit diesen Unglückseligen? Diese Frage ward nicht aufgeworfen.

Es ist nicht unsere Absicht weiter die kleinlichen Lasten aufzuzählen, weiter in die Zustände einzudringen, die aus einem solchen Drucke des gequälten Volkes sich entwickeln mußten. Es ist die Frage, ob bei einem solchen menschlichen Jammer eine menschliche Selbstachtung übrig bleiben konnte. Und doch gedieh in einer solchen Zeit ein Charakter wie Moses Mendelssohn, schrieb dieser Mann den Phädon! Und doch fühlte Lessing in solcher Zeit sich bewogen, den Juden Nathan zum Träger seines Humanitätsprincipes zu machen! Weniger auffallend dürfte sein, daß unter Friedrich II. — außer den Franzosen, die er zum Zwecke der Ausführung der Regie ins Land berief — nur Juden sich bedeutendes Vermögen erworben haben [2]).

Aber wenn auch allerdings, wird man uns entgegnen, die Nichttheilnahme der Katholiken an allen bürgerlichen Rechten, wenn auch der Druck auf die Juden wenig vereinbar sind mit dem Spruche des Königs, daß ein Jeder nach seiner Façon selig werden müsse: so hat er doch innerhalb des Bekenntnisses der weitaus überwiegenden Mehrheit seiner Unterthanen, innerhalb des Protestantismus, der individuellen Selbstbestimmung alle erdenkliche Freiheit gegönnt. Wir haben dies zu untersuchen.

Lange bevor Friedrich II. den Thron bestieg, hatte er für sich persönlich mit allen positiven Religionsformen gebrochen. Der katholischen Kirche war er von Hause aus entschieden abgeneigt, und in ähnlichem Grade ward er es schon früh auch den anderen bestehenden Kirchen. Er war fünf und zwanzig Jahre alt, als er über die Reformation dem Philosophen Voltaire gegenüber seine Ansicht also darlegte [3]): „Die Fürsten im Norden sind Luther und Calvin unstreitig große Verbindlichkeiten schuldig; denn diese übrigens armseligen Leute haben sie von dem Joche der Priester befreit, und durch die Säcularisation der Kirchengüter ihre Einkünfte beträchtlich ver-

---

[1]) a. a. O. 429. — [2]) Mir. u. Mauv. IV. 516. — [3]) Oeuv. XXI. 64. 14. Mai 1737.

mehrt. Indessen ist ihre Religion noch nicht von Frömmlingen und abergläubischen Leuten gereinigt.“ Dem Zusammenhange nach versteht der damalige Prinz unter diesen Leuten die Umgebung seines Vaters. Er bemüht sich bereits damals über Voltaire hinaus zu gehen. Er schreibt 1738 dem französischen Philosophen [1]): „Um mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit zu reden, gestehe ich Ihnen offenherzig, daß alles, was den Gottmenschen betrifft, im Munde eines Philosophen mir missfällt, weil ein solcher Mann über die Irrthümer des Volkes hinaus sein muß. Lassen Sie dem großen Corneille, der nun zum alten kindischen Schwätzer hinabgesunken ist, die abgeschmackte Arbeit, die Nachahmung Jesu Christi zu reimen, und nehmen Sie das, was Sie uns zu sagen haben, nur aus sich selbst. Man kann von Fabeln reden, aber nur so, daß man sie als solche ansieht, und ich halte es für besser, ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch ihr Alterthum und die Leichtgläubigkeit ungereimter und stumpfköpfiger Leute heilig geworden sind. Nur auf dem Theater würde ich irgend ein Stück aus der Geschichte dieses angeblichen Erlösers vorzustellen gestatten. Aber Sie scheinen durch allzu große Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten oder das Priestergeschmeiß bewogen worden zu sein, in einem anderen Tone zu reden. Sie sehen, mein Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich kann mich irren, aber niemals meine Gesinnungen verhehlen.“

In Wahrheit hat Friedrich II. diese Gesinnungen eben so wenig wie gegen Voltaire, auch gegen Andere verhehlt. Was er von den positiven Lehren des Protestantismus halte, verkündete er der Welt mittelbar im Jahre seiner Thronbesteigung durch einige hingeworfene Sätze im Antimachiavelli. Die Protestanten, sagt er, benutzen gegen die katholische Lehre von der Wandlung die Sätze der Ungläubigen. Für die eigenen Lehren benutzen sie gegen die Ungläubigen dieselbe Beweisführung, welche sie bei den Katholiken verworfen haben. — Dies war die Façon, in welcher er selbst lebte: die in der damaligen Zeit nothwendige Vorbedingung des Philosophenthums nach französischer Schule: das Modell, nach welchem sich die ganze Lebensanschauung regelte, vor allen Dingen die geschichtliche.

[1]) a. a. O. p. 201. Mai 1738.

Indessen die Lebensstellung der Menschen hat eine sonderbare Macht. Voltaire und Friedrich II. standen einander im Philosophenthume ziemlich nahe. Aber Voltaire war äußerlich Katholik. Friedrich II. war äußerlich Protestant. Voltaire ging zu Zeiten, wenn für ihn darauf etwas ankam, in die Messe. Für Friedrich II. lag die Sache noch ganz anders. Er war als Landesherr geborener Oberbischof seiner Landeskirchen. Eine solche Stellung bei seinen Ansichten über Religion, Christenthum und positive Kirchenformen durfte mislich erscheinen.

Der Vater Friedrich Wilhelm I. hatte diese Stellung, welche durch den Entwicklungsgang der Reformation den Landesfürsten zugefallen war, kräftig behauptet. Er hatte, gewissenhaft nach seiner Weise, auch auf diesem Felde seine Thätigkeit entfaltet. Die lutherische Kirchenform, die nirgends so principiell mit dem altkatholischen Kirchenthume gebrochen hatte, wie der Calvinismus, hatte manche Gebräuche und Ceremonien mit herüber genommen und bewahrt. Namentlich hatte Joachim II. von Brandenburg selbst, um die Hinüberführung dem Volke möglichst unbemerkt zu machen, darin mehr Schonung beobachtet als Andere. Aber seit Johann Sigismund war das Haus Hohenzollern reformirt, und der Gegensatz machte sich geltend. Der König Friedrich Wilhelm I. erstrebte die völlige Verschmelzung, und gebot zunächst den Lutheranern solche Gebräuche zu unterlassen. Es blieb keine Wahl als Gehorsam oder Entlassung. Die Geistlichen gehorchten. Denn Friedrich Wilhelm war auch für sie der episcopus natus und hatte vor allen Dingen die Gewalt seinen Willen durchzusetzen.

Im Uebrigen hielt Friedrich Wilhelm selbst sich für durchaus orthodox. Er forderte dasselbe von Anderen und handelte so in gutem Glauben. Der Protestantismus war ihm nicht ein vager, unfaßbarer Begriff, den der Eine so auslegt, und ein Anderer wiederum anders: er war ihm die fest bestimmte Lehre, die in den symbolischen Büchern Gestalt gewonnen hatte. Die Geistlichen, häufig auch die Lehrer, namentlich diejenigen der Universitäten, beschworen diese symbolischen Bücher. Einem gewissenhaften Manne von der Art Friedrich Wilhelms konnte es nicht in den Sinn kommen, daß Jemand nur der Form wegen einen solchen Eid leiste. Er nahm es für Wahrheit.

Wie sollte sich nun Friedrich II. dazu verhalten? Wenn Jemand unter ihm die Façon des Königs in Glaubenssachen annahm, wie

es leicht möglich, wie es sogar nach der Weise der Menschen in vielen Fällen wahrscheinlich war: sollte da der König solche Männer, die er vermöge seiner Anschauung als die eigentlichen Philosophen für die rechten Lehrer des Volkes halten mußte, sollte er als Oberbischof solche Männer ausschließen von der Lehrthätigkeit auf Kanzeln und Kathedern? Der König half sich auf andere Weise. Er statuirte stillschweigend eine doppelte Lehre: die eine für die Philosophen, die andere für das Volk. Für das letztere sollte das Hergebrachte bestehen bleiben. Es scheint, daß das Wort von der Façon mindestens die Bildung von Secten ermöglicht haben müsse. Dem war nicht so. Als sich zu Anfang seiner Regierung zu Treptow eine neue Secte bilden wollte, und der Geistliche des Ortes selbst an der Spitze eine auffallende Predigt hielt, gab der König Befehl, den Urhebern nachzuforschen und dieselben ohne große Umstände und, so viel möglich, in der Stille wegzuschaffen. Wohin sie geschafft werden sollen, sagt er nicht. Aber er fügt ausdrücklich hinzu [1]: „Es ist dies Mittel um so nöthiger, da ohnehin schon dergleichen Versammlungen zur Privatandacht außer den Kirchen und in Particulierhäusern nicht ohne Ursache gänzlich verboten sind." Für die Façon blieb also lediglich übrig die individuelle Stellung des Einzelnen in sich zu dem positiven Kirchenthume.

Es ist ein eigenthümlicher Zustand, der daraus sich entwickeln mußte. Die kirchlichen Gebräuche bestanden fort. Es ward gepredigt, kirchlich getraut, getauft, confirmirt, das Abendmahl gereicht. Und zur selben Zeit, wo nur die Theilnahme an solchen Dingen, wenigstens an kirchlicher Trauung, an Taufen, an Confirmation nicht blos die kirchlichen, sondern auch die bürgerlichen Rechte verbürgte, sah man von höchster Stelle herab, von dem berufenen Schützer aller dieser kirchlichen Gebräuche, von dem Schlußsteine des Gebäudes sowohl der Kirche als des Staates herab langsam und allmählich durch alle Schichten des Volkes die Meinung sich ergießen, daß es nichts sei mit allen diesen Bräuchen, die man da feiere. Selbst wenn Friedrich II. vorsichtig genug war, wie man ihm oft nachgerühmt, nicht absichtlich und planmäßig die Gewissen anderer Menschen irre zu

[1] Preuß: Urkundenbuch I. 33. von 1746.

machen: so wußte man doch, mit wem er umging, so wußte man, daß der Cyniker la Mettrie und ähnliche Philosophen von gleichem Schlage diese Vorsicht nicht kannten, so wußte man doch, daß Friedrich Bücher in die Welt ausgehen ließ, welche Kinder desselben Geistes waren, der die damals allerdings nicht bekannten Briefe an Voltaire, an Jordan, an d'Alembert und Andere schrieb.

Ob Friedrich II. einmal ernstlich die Frage erwogen, was denn zuletzt werden solle aus diesem Dualismus, damit wir nur ein solches Wort hier gebrauchen?

Seine Erziehung brachte es mit sich, daß sein Nachdenken früh auf religiöse Fragen gerichtet war. Namentlich fesselte ihn das alte Räthsel der Philosophie, welches nicht durch grübelnde Speculation sich lösen läßt, nicht durch den Klingklang der Worte, die praktisch nur die Unwissenheit zu verhehlen dienen, sondern lediglich durch das Schaffen und Wirken des Lebens: das Räthsel von der Freiheit oder Nothwendigkeit in den Handlungen des Menschen. Friedrich huldigte in seinen Jünglingsjahren zum großen Kummer des Vaters der Lehre der unbedingten Prädestination. Er ließ sie später fahren; doch kam er in seinen Briefen häufig auf derartige Erörterungen zurück. Namentlich ist der Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert reich an solchen Fragen. Unter denselben mußte der Natur der Sache nach sich die eine und wichtige vordrängen, welche Stellung die Philosophie dem Volke gegenüber einzunehmen habe.

Wir sehen in dieser Beziehung ein beständiges Schwanken. Denn obwohl Friedrich II. oft betont [1]), daß das Volk eines Aberglaubens bedürfe: so lebt doch auf der anderen Seite in ihm der natürliche Drang des Menschen, die eigenen Ansichten und Meinungen auch Anderen mitzutheilen und sie zum Gemeingute zu machen. Es ist bekannt, daß er auf die Veranlassung d'Alemberts seiner französischen Akademie die Frage zuschob, ob es nützlich sei, das Volk zu täuschen, oder nicht. Er selbst erörtert die Frage vor diesem Philosophen d'Alembert. Er unterscheidet zweierlei Zeiträume. Der erste ist der ursprüngliche, wo Irrthum und Aberglaube noch unbekannt waren. In der folgenden Entwickelung findet er eine doppelte Art

[1]) Brief an d'Alembert vom 3. April 1770.

des Betruges. Der ersten Art desselben diente der Aberglaube zum Fußschemel: die andere Art dagegen konnte durch das Mittel einiger Vorurtheile dienen, den Geist des Volkes zum eigenen Besten desselben zu lenken. Zur ersten Classe dieser Betrüger gehören: die Bonzen, die Zoroaster, die Numa, die Muhamed u. s. w. Diese gibt er sehr gern preis. „Die zweite Classe," fährt der König fort, „besteht aus den Staatsweisen, die zum größeren Vortheile der Regierung ihre Zuflucht zum Systeme des Wunderbaren nehmen, um die Menschen lenksam, um sie gelehrig zu machen. Dahin rechne ich den Gebrauch, den man in Rom von den Augurien machte. Der Beistand derselben war oft höchst nützlich, um die Empörungen kühner Volkstribunen aufzuhalten oder zu stillen. Ich kann Scipio Afrikanus nicht tadeln wegen seines Umganges mit einer Nymphe, welcher ihm das Vertrauen seiner Kriegsvölker erwarb, und ihn in den Stand setzte so glänzende Thaten auszuführen. Ich tadele Marius nicht wegen seiner alten Martha, nicht den Sartorius wegen seines Rehes. Alle, die es mit einem großen Haufen von Menschen zu thun haben, werden gezwungen sein, bisweilen zu Täuschungen ihre Zuflucht zu nehmen. Und wenn sie das Publikum aus den Gründen täuschen, die ich angeführt habe: so halte ich sie nicht für strafbar."

Man sieht, diese Worte enthalten mittelbar zugleich seine eigene Vertheidigung für das Vorgehen des Religionskrieges. Ob er sich vielleicht mit solchen Worten auch beruhigte für das Verbrechen der öffentlichen Fälschung, dem Papste ein ekelhaftes Breve an Daun wegen des geweihten Hutes und Degens anzudichten? (Man vgl. oben S. 273). Es dürfte nicht unwichtig sein zu bemerken, daß überhaupt diejenigen, welche der König Friedrich II. entschuldigt, nur Kriegeshäupter sind, daß dagegen Numa vor seinen Augen keine Gnade findet.

„Anders aber", fährt der König fort, „verhält es sich mit dem groben Aberglauben. Dieser ist eins von den schädlichen Kräutern, welche die Natur auf dieser Erde ausgesäet hat, welches sogar mit dem Wesen des Menschen innig verbunden ist. Errichtete man eine zahlreiche Colonie von Ungläubigen: so bin ich moralisch überzeugt, daß man nach Verlauf einiger Jahre ganze Gattungen von Aberglauben dort aufwachsen sehen würde. Das System des Wunder-

baren scheint nun einmal für das Volk gemacht. Man schafft eine lächerliche Religion ab, um eine noch mehr unsinnige dafür wieder einzuführen. Man bemerkt zwar Veränderungen in den Meinungen: der Gottesdienst aber wird stets durch einen neuen ersetzt."

Dieser Gedanke, so verzerrt er hier auch auftritt, ist doch in seiner Grundlage so wahr, daß es dem Könige Friedrich für denselben auch an Beweisen aus seinem eigenen subjectiven Leben nicht fehlte. Hören wir aus denselben Jahren den Bericht des Engländers Malmesbury über ihn [1]). Derselbe sagt am 11. März 1775: „Ich höre verschiedene Gründe für die gegenwärtige Mislaune Sr. preuß. Majestät. Unter anderen unglaublichen Schwächen in einem hervorragenden Menschen beweist er die, daß er nicht völlig mistrauisch ist gegen astrologische Deutungen, und ich höre von Jemandem, dessen Autorität nicht zu verachten ist, daß er Furcht haben soll vor dem Ablaufe einer Wahrsagung. Er ist nämlich schwach genug gewesen, vor einiger Zeit einen Wahrsager aus Sachsen zu befragen. Die Frist derselben lauft ab mit diesem Jahre. Diese Furcht lastet auf seiner Seele und vermehrt die Bitterkeit eines von Natur verdrießlichen Gemüthes. Wenn diese Art Furcht sich steigert, so ist das für seine Unterthanen ein großes Unglück; denn er wird unvermeidlich argwöhnisch und grausam werden, und das sein, was er bisher nicht gewesen ist, ein Tyrann im Kleinen."

„Ich würde diesen Berichten, welche so sehr nach Ammenmährchen schmecken, keinen Glauben beimessen, wenn ich nicht selbst wahrgenommen, daß es ihn unangenehm berührte, beim Empfange Jemand in Trauerkleidung zu erblicken, ferner, wenn ich nicht deutlich ihn hätte die Farbe wechseln sehen bei der Nachricht, daß Jemand eines plötzlichen Todes gestorben sei. Diese Empfindlichkeiten beweisen so klar einen abergläubischen Zug, daß ich, ohne geradezu für die genaue Wahrheit des sächsischen Beschwörers einstehen zu wollen, doch die Geschichte für wahrscheinlich genug halte."

Indessen kehren wir zurück zu der Ansicht des Königs, daß im Falle der Abschaffung eines Cultus immer ein neuer an die Stelle trete.

---

[1]) Malmesbury: Diaries and Corresp. Vol. I. p. 124.

Hier trat nämlich die Frage heran, ob denn nicht die Philosophie dahin gelangen könne, alle positive Religion und allen Gottesdienst abzuschaffen.

„Ich glaube allerdings", fährt der König fort, „daß es gut und sehr nützlich ist die Menschen aufzuklären. Die Bekämpfung der Schwärmerei ist die Entwaffnung des grausamsten und blutgierigsten Ungeheuers. Laut wider den Misbrauch der Mönche reden, wider jene Gelübde, die den Absichten der Natur so sehr zuwider laufen, und der Bevölkerung so sehr entgegen stehen: das heißt wahrhaft seinem Vaterlande dienen. Aber ich glaube zugleich: es wäre unklug und selbst gefährlich, wenn man jene Nahrungsmittel des Aberglaubens abschaffen wollte, die man öffentlich den Kindern austheilt, um sie dem Willen ihrer Väter gemäß damit zu nähren."

Als Beweis dieser Gefahr ersieht sich Friedrich die Kriege der Reformationszeit. Wir haben gesehen, wie er ein anderes Mal die Bedeutung der Reformation in die Befreiung der Fürsten von der priesterlichen Herrschaft, in den Erwerb der Kirchengüter setzt. Da die Kriege der Reformationszeit niemals vom Volke ausgehen, sondern immer von den Fürsten: so hätte die folgerichtige Durchführung jener Ansicht gefordert, daß die Kriege für jene bestimmten Zwecke der Fürsten geführt seien. Dies hätte für die sogenannten Religionskriege der Reformationszeit dem Könige um so näher gelegen, wenn er sich an sein eigenes Beispiel gleich im ersten schlesischen Kriege, und namentlich an seine Fälschung eines päpstlichen Breve an Daun hätte erinnern, sich von dort her vergegenwärtigen wollen, auf welche Weise man einen Religionskrieg macht. Allein dann hätte das Beispiel der Reformation hier nicht gepaßt. Es lag im Interesse des Philosophenthumes jener Tage, daß zum Zwecke der eigenen Verherrlichung gegenüber den positiven Religionen, diesen als solchen der Makel des Fanatismus und der Urheberschaft der Kriege angehängt wurde. Darum hat das achtzehnte Jahrhundert, das Zeitalter Friedrichs II., mit solchem Nachdrucke den Namen der Religionskriege aufrecht erhalten. Und aus demselben Grunde spricht bekanntlich die fridericianisch gesinnte Historiographie im neunzehnten Jahrhunderte dem Philosophenthume des achtzehnten dieses Wort nach.

„Die Reformation", sagt der König, „machte, wie Sie wissen, eine große Veränderung; allein welch' ein Blutvergießen, welches Menschenwürgen, welche Kriege, welche Verheerungen, um nur einiger Glaubensartikel entbehren zu dürfen! Und welche Wuth würde die Menschen ergreifen, wenn man sie alle abschaffen wollte! Es wäre in der That ein herrlicher, ein einziger Anblick ein Volk zu sehen ohne Irrthum, ohne Vorurtheil, ohne Aberglauben, ohne Schwärmerei."

Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß diese Worte in sich begreifen: ein Volk ohne alle und jegliche positive Kirchenform.

„Aber es steht in den hundert Weissagungen des Nostradamus geschrieben, daß man es nicht eher entdecken wird, als bis man zuvor ein Volk ohne Laster, ohne Leidenschaften, ohne Verbrechen wird gefunden haben. Sie, mein lieber Anaxagoras, und die anderen großen Lichter in dieser dunklen Welt werden Feuergarben der Vernunft ausstrahlen, um die Welt zu erleuchten; — aber was wird geschehen? Einige Gelehrte werden Ihnen Recht geben: die Bonzen und die Lamas werden Lärm schreien. Eine zahllose Schaar von Schwachköpfen wird die Ritzen ihrer Höhlen hermetisch verschließen, damit ja Ihr Tageslicht weder sie noch die Bewohner ihrer Schlupflöcher blende, und die Welt wird blind bleiben wie zuvor."

Er fragt nach den bisherigen Wirkungen der Philosophie und spricht seine vorher schon erwähnte Ansicht über die Vertreibung der Jesuiten aus.

„In diesem Jahrhunderte hat die Philosophie mehr Muth gewonnen, und sich mit mehr Nachdruck und Stärke geäußert, als zuvor; aber worin bestehen denn nun die Fortschritte, welche sie gemacht hat? Die Jesuiten sind vertrieben, werden Sie sagen. Ich gebe es zu; allein wenn Sie es verlangen, will ich beweisen, daß hierbei nur Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kabalen und endlich Eigennutz alles gethan haben."

Als Gegenbeweis, daß die Philosophie noch keine Fortschritte gemacht, gibt der König unter vielen anderen Dingen auch den damaligen Krieg in Polen an, welcher eine Art von Religionskrieg sei. Erinnern wir uns dabei, daß dieser Brief von Friedrich geschrieben ist im Jahre 1770, zwei Jahre vor der eigentlichen Theilung von Polen. Wir haben gesehen, wie die beiden grausamen Despoten,

Friedrich und Katharina, im Jahre 1764 eine Allianz zu dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke geschlossen hatten, die Anarchie in Polen zu erhalten, und zwar unter der Maske der Unterstützung für die verfolgten Dissidenten. Katharina II. hatte dann als Apostel der Humanität und Toleranz nach Polen ihre Kosaken geschickt, welche zu diesem Zwecke das unglückliche Land in eine Einöde verwandelten. Die Russen machten es in Polen, wie einst die Schweden in Deutschland, und in sofern war der Name des Religionskrieges nicht völlig unzutreffend. Wer den Einbruch Gustav Adolfs in Deutschland einen Religionskrieg nennt, kann immerhin mit demselben Rechte auch denjenigen Katharinas und Friedrichs in Polen so benennen.

Während der König hier in dieser Weise seine Ansicht darlegt, daß das Volk nun doch einmal von dem positiven Kirchenthume nicht zu entwöhnen sei, hat er kurz zuvor einen Auszug aus dem philosophischen Wörterbuch des Skeptikers Bayle gemacht, und mit einer Vorrede in die Welt geschickt, damit daran die Menschen seiner Zeit Logik lernten [1]). Wußte der König nicht oder dachte er nicht daran, daß Bayle seine Skepsis mit dem Rücktritte in die katholische Kirche beschlossen hatte? Zur selben Zeit gab er einen Auszug aus der Kirchengeschichte Fleurys, in welchem seine Abneigung gegen jegliches positive Christenthum alles Maß überschreitet. Das Buch wurde zu Bern öffentlich verbrannt. Es ist nicht sicher, ob das ganze Buch von dem Könige verfaßt sei. Die Vorrede jedoch ist unzweifelhaft von ihm [2]).

Man sieht aus dem ganzen Verhältnis der Dinge, daß der König principiell keinen Unterschied macht zwischen den positiven Kirchenformen des Katholicismus und des Protestantismus. Wir fassen, wie sich von selbst versteht, den Protestantismus nicht in dem modernen, seit Friedrich II. gebräuchlichen Sinne der Negation, oder der reinen Subjectivität, sondern in demjenigen, in welchem er als Kirchenform mit bestimmten Bekenntnissen zu Recht besteht. Dennoch hatte der Protestantismus in seinen Augen große Vorzüge.

Diese beruhten allerdings einerseits auf einem Irrthume, der eben so wie jene Auslegung des Protestantismus als der Religion

[1]) Oeuv. VII. p. XIV. — [2]) a. a. O.

der reinen Subjectivität sich auch sonst häufig findet. Friedrich II. maß dem Reformator Luther bei, daß er die katholische Kirche angegriffen habe aus Gründen der Vernunft. Es genügt einen Blick in die öffentlichen Schriften Luthers, wie in seine Briefe zu werfen, um darzuthun, daß Luther sich für seine Lehre einzig und allein auf das Wort der Bibel, und niemals auf die Vernunft berufen hat. Friedrich II. konnte diese Behauptung, daß die Gründe der Vernunft Luther zum Auftreten gegen die bisherige Kirchenform bewogen haben, nur deshalb aufwerfen, weil in den Schriften des Königs, ähnlich wie in denjenigen vieler Anderer, welche auch heute noch über Luther schreiben und reden, sich auch nicht eine Spur findet, welche für eine eigene, selbst erworbene Bekanntschaft mit Luthers Gedanken und Worten Zeugnis ablegt. Luther war dem Könige fast wie ein mythischer Name, dem er einen Körper gab, indem er ihm die eigenen Gedanken unterlegte. Ist doch dies eine so häufige Erscheinung, namentlich in unseren Tagen, wo mit der raschen Verbreitung des Wissens zugleich auch eine noch raschere Verbreitung des Halbwissens ermöglicht ist. Es ist in unseren Tagen nicht selten, daß Luther, dessen ganzes Sein und Denken sich concentrirte in seine ihm eigenthümliche Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den stellvertretenden Versöhnungstod Christi, gelten muß als der Urheber und Anfänger des Wortes von der Façon. In gewissem Sinne war er es; aber seine Meinung und diejenige des Königs Friedrich sind wie Wasser und Feuer.

Wir würden dem Könige Unrecht thun, wenn wir ihm persönlich mehr als Anderen seiner Zeit diesen Vorwurf machen wollten.

Wie überhaupt der Mangel an eingehender geschichtlicher Wissenschaft der hauptsächliche Fehler des seichten Rationalismus ist, der sich zur Zeit Friedrichs II. und zum bedeutenden Theile durch sein Zuthun ausbildete: so tritt dieser Irrthum namentlich in Betreff der Person Luthers hervor. Die Lehre, welche dieser Mann so oft und so nachdrücklich als den alleinigen Kern des Christenthums hervorgehoben, welche die Fahne der Orthodoxie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gewesen war, gerieth bei dem Geschlechte des achtzehnten in völlige Vergessenheit. Die symbolischen Bücher und Bekenntnisschriften, welche diese Lehre predigen, wie Luther es

gethan, bestanden fort. Man unterschrieb sie. Man erkannte die Gültigkeit an. Allein den Inhalt kannte man nicht mehr. Und doch pries man Luther. Freilich man pries ihn, nachdem man ihm zuvor das Gewand des achtzehnten Jahrhunderts angelegt. Und eben so treibt man es fort im neunzehnten.

Ein anderer Grund, weshalb Friedrich II. auf seinem Standpunkte die protestantische Kirchenform der katholischen vorzog, ist für Friedrichs Stellung gewichtiger und wahrer. Er spricht denselben am kürzesten aus in seiner Instruction für die Erziehung des Thronerben Friedrich Wilhelm[1]. „Wenn der Knabe", sagt der König, „ein fanatischer Calvinist würde: so wäre alles verloren. Es ist sehr nothwendig auch den Geistlichen zu hindern, daß er nicht frommer Weise Injurien gegen die Papisten vorbringe. Aber der Gouverneur muß seinen Zögling geschickt zu der Erkenntnis führen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand im Staate haben, wegen der Verfolgung und des Ehrgeizes des Papstes, und daß ein protestantischer Fürst weit eher Herr ist in seinem Hause, als ein katholischer."

Die letzten Worte vor allen Dingen sind bezeichnend. Nach der Anschauung Friedrichs konnte die absolute Allgewalt des Königs nicht mit dem Katholicismus, sondern nur mit dem Protestantismus bestehen. Der König von Preußen als geborner Oberbischof seiner Landeskirche hat es in seiner Hand, jeden Eroberungskrieg, den er unternimmt — und der Fridericianismus führt nur Eroberungskriege — durch die Organe der Kirche und Schule, die ihm unbedingt gehorchen müssen, entweder geradezu vor dem armen bethörten Volke zum Religionskriege zu stempeln, oder, wenn er dieses Mittel verschmäht, jedem Erfolge seiner Waffen, und wäre der Beginn des Krieges noch so ungerecht, vor demselben armen bethörten Volke, durch dieselben Organe der Kirche und Schule, die dem geborenen Oberbischof unbedingt gehorchen müssen, nachträglich die Weihe der Religion ertheilen zu lassen. Friedrich II. verschmähte dieses letztere Mittel. Aber wenn auch er selbst diese Maschinerie zur Verwirrung der Rechtsbegriffe der Menschen nicht immer spielen ließ: so war sie

[1]) Oeuv. IX. 37.

darum doch da, und seine Nachfolger haben bekanntlich nicht immer sie verschmäht.

Aus demselben Grunde legt der König Werth auf den Religionsunterricht der Jugend. Der Pariser Philosoph d'Alembert rieth ihm an es einzurichten, daß die Predigt sich nur mit der Moral beschäftige, daß Religion und Predigt gesondert gelehrt und nicht so übel, wie man es thue, mit einander verbunden würden. Als Grund dieser Meinung gab der Philosoph an, daß die Menschen, indem sie ungläubig werden, zugleich auch die Moral verlieren. D'Alembert bezeichnet dies als einen der größten Mängel der üblichen Erziehung.

Der König jedoch folgte dabei einem anderen Plane. „Daß die Schulmeister auf dem Lande", sagt er [1]), „den jungen Leuten Religion und Moral lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen. Denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser, als die katholische. Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und müssen sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur. Denn natürlicher Weise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute und solche, die bei den Cassen sind und sonst Gelegenheit dazu haben."

Der wesentliche Grund also, weshalb der König Religionsunterricht in den Schulen wünschte, ist die Furcht vor dem Katholicismus. Drücken wir es bestimmter aus. Gemäß der früher dargelegten Ansicht, daß der Mensch nicht sein könne ohne irgend welchen Cult, ist es ferner das Urtheil des Königs Friedrich, daß, wenn die Schulen nicht den Religionsunterricht, d. h. also den protestantischen, mit demjenigen der Moral verbinden, die Consequenz sein werde das Anwachsen des Katholicismus. Jegliches Dogma einer Religion oder Kirche ist ihm gleichgültig: nicht jedoch die Verfassung derselben. Da nun die Verfassung der protestantischen Kirche die Organe derselben dem Willen des Landesherrn überliefert, mithin brauchbarer ist für den Absolutismus: so liegt es im Interesse des preußischen Königs,

[1]) a. a. O.

daß der protestantische Religionsunterricht der Schule verbleibe, damit nicht, in Ermangelung dessen, das natürliche Religionsbedürfnis der Menschen in dem Suchen nach Befriedigung desselben sie dem Katholicismus zuführe, und dadurch, in dieser Beziehung, sie frei mache von dem absoluten Willen des preußischen Landesherrn. Das Vertrauen des Königs dagegen auf die positive Kraft der Religion überhaupt ist gering. Er legte diese seine Ansicht über die Macht der Religion, den Grad seines Vertrauens auf die moralische Kraft im Menschen, noch klarer und bestimmter dar in dem Briefwechsel mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich [1]).

Der Prinz, der in ähnlicher Weise an dem Philosophenthume jener Tage Theil nahm, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß nicht der Mangel an den Gefühlen der Pietät von Jugend auf sein inneres Wesen erkältet hatte, spricht seine Ansicht aus: „Es ist recht, jedes für die Gesellschaft gefährliche Dogma zu bekämpfen: die Autorität der Priester, die Absurdität, einen Gott zu essen. Aber der wahre Philosoph wird um des Wohles der Gesellschaft willen da stehen bleiben, wo die Religion beginnt mit den Gesetzen des Staates enger verbunden zu sein, und wo das Dogma, indem es nicht mehr schädlich ist, immerhin ein Irrthum sein mag, ein Irrthum jedoch, welcher dann der Gesellschaft nützlich ist. So ist es z. B. mit der Meinung eines anderen Lebens."

Der König entgegnet: „Ich denke ungefähr wie Fontenelle: wenn ich die Hand voll Wahrheiten hielte: so würde ich sie nicht öffnen, weil das Volk nicht verdient, aufgeklärt zu werden. Ich gestehe übrigens zu, daß, wenn ich die Wahl hätte zwischen allen christlichen Secten: so würde ich die protestantische wählen, weil sie die wenigst schädliche ist. Ich bin ferner fest überzeugt, daß man einem Jeden die Freiheit lassen muß, zu glauben, was er für glaublich hält. Man lasse Unsterblichkeit zu. Ich bin nicht dawider, wenn man nur einander nicht verfolgt. Was die Sitten betrifft: so möge man in allen Zeitaltern und überall nachforschen: man wird überall dieselbe Verderbnis der Sitten finden, weil nicht die Meinungen die Kraft haben die Menschen zu ändern, und weil die Leidenschaften in

[1]) Oeuv. XXVI. 479, Novbr. 1781 ff.

jedem Lande und in jedem Zeitalter dieselben sind. Bilden Sie sich ein, was Sie wollen: die Zügel der bösen Handlungen finden Sie nur in Leibesstrafen und in der Schande. Das hält einige Menschen zurück und hindert sie, der Gesellschaft zu schaden. Die Strafen dagegen eines anderen Lebens werden vor den bereit liegenden Vortheilen des Eigennutzes, des Ehrgeizes vergessen. Dies kommt daher, weil die Gegenwart die Menschen empfindlicher reizt, als die Gefahren nach einem Tode, den sie noch entfernt glauben. Also, mein Lieber, werden die religiösen Meinungen, wie diejenigen der Philosophie, immer schwach sein, wenn sie nicht gestützt sind durch die Furcht vor dem Galgen und der öffentlichen Verachtung. Die Religion kann dem Ehrgeize nur dienen in der Zeit der Schwärmerei, wie es zur Zeit Constantins, der Kreuzzüge, der Reformation Luthers und Calvins gewesen ist. Wenn diese Gährung vorüber geht, so ist es mit dem Eifer aus, und dem Fanatismus folgt die Lauheit. Uebrigens möge man erfinden, was man wolle, möge man die Grundsätze des Stoicismus erneuern, die Entsagung und die Demuth der ersten Christen: das Volk wird die schönen Reden hören, ohne sie zu begreifen. Es wird sich rächen, wenn es beleidigt ist. Es wird zornig werden, wenn sich zu viel Galle in den Magen ergießt: kurz, es wird sich den Lastern ergeben nach Umständen und Gelegenheit. Das ist, mein lieber Bruder, die Schilderung unserer Gattung. Ich würde sie für edler halten, wenn ich könnte. Meine Eigenliebe hat ja auch ihren Theil daran. Allein wenn man die Dinge mit Nachdenken und Consequenz prüft, und besonders, wenn Einem so viele Ungerechtigkeiten vorkommen, und manchmal so abscheuliche Dinge, welche jenes Urtheil bestätigen: so ist man genöthigt einzuräumen, daß, so lange die Welt nur von Menschen bewohnt wird, man sie moralisch nicht auf eine höhere Stufe heben kann, als die sie gegenwärtig einnimmt. Vielleicht gibt es eine andere Welt, nur von Engeln oder stoischen Idealen bewohnt, bei denen Religion und Moral etwas mehr vermögen. Das vernünftigste Verfahren ist, uns zu nehmen wie wir sind, und mit Ituriel zu sagen: wenn nicht alles gut ist, so ist doch alles vergänglich."

Der Prinz Heinrich bekämpft diese trostlosen, in der Subjectivität Friedrichs und seiner persönlichen Erfahrung an sich selber

allerdings vollaus begründeten Ansichten. Friedrich geht zur Erwiderung darin nur weiter. „Alexander," sagt er, „ferner Timur, Dschingiskhan, Julius Cäsar, Karl XII. haben sich alle dem Teufel übergeben, um von sich reden zu machen. Dennoch hat sich ein Jude gefunden, der sich auf dem Calvarienberge hängen ließ, und dadurch über sie alle den Preis davon trug. Das heißt doch den Ruhm ein wenig theuer erkaufen, und ich versichere Ihnen, daß ich es vorzöge, Ameise in Reinsberg zu sein, als um diesen Preis die Unsterblichkeit des Namens zu erkaufen."

Doch wozu noch weiter die moralische Zerrüttung eines Mannes ausmalen, den eine irre geleitete Nachwelt preist und der selber sich so unaussprechlich elend fühlte?

Es lag in der Natur der Sache und der Regierungsweise des Staates, daß, wenn nicht diese extremen Ansichten des Königs, dennoch eine ihr verwandte herrschend wurde an den grünen Tischen der Consistorien, auf Kanzeln und Kathedern, herrschend wurde bei denselben Männern, welche ohne Zögern und Bedenken die Bekenntnisschriften des positiven Protestantismus unterschrieben. Die Augen schienen blind zu sein gegen den grellen Widerspruch. Noch widerstrebte das Volk. Als die Consistorien die Gesangbücher im neuen Sinne umzugestalten sich bemühten, übernahm der König selbst den Schutz des Alten. Aber er that es in einer Weise, welche den klaffenden Spalt der Meinung zwischen dem Schützer und dem Beschützten nur noch schärfer zu Tage legte. „Jedermann kann bei mir singen: Nun ruhen alle Wälder, und was des dummen und thörichten Zeuges mehr ist." Also der geborene Oberbischof seiner Kirche. Was sollte aus diesem unseligen Zwiespalte endlich werden? — Das Volk faßte die Dinge auf nach seiner Weise. Berlin galt als die Heimat der Atheisten.

Und doch ist keine Spur vorhanden, daß dieser episcopus natus seiner Landeskirche auch nur einmal daran gedacht hätte, auf eine Stellung zu verzichten, für welche er sich selbst eine innere Berechtigung dem guten Willen nach nicht zusprechen konnte. Der Kern der Sache faßt sich, wir wiederholen es, dahin zusammen, daß Friedrich II. dieses sein Oberbischofthum als eine sehr nützliche Handhabe der absoluten Gewalt erkannte und benutzte.

Und damit berühren wir den eigentlichen Unterschied, den das Landesbischofthum in der Hand eines preußischen Königs seit Friedrich, hat vor dem Landesbischofthum jedes anderen protestantischen Fürsten. Alle anderen deutschen Staaten sind, dem deutschen Charakter entsprechend, defensiver Natur. Mithin kann hier das Landesbischofthum für den Frieden des eigenen Landes und denjenigen der Nachbarländer keine Gefahr irgend welcher Art bereiten. Denn jeder Staat für sich hat die Pflicht der Selbsterhaltung, der Vertheidigung. Tritt diese Pflicht in Wirksamkeit, so fällt einem jeden Mitgliede des Staates sein Antheil zu nach seiner Stellung. Es ist in diesem Falle das volle Recht des Landesherrn, als des Oberbischofs, auch die Organe der Landeskirche zur kirchlichen Thätigkeit für die Erweckung und Belebung der moralischen Kraft der Vertheidiger des Vaterlandes aufzufordern.

Anders stellt sich die Sache in einem Offensivstaate, wie es Preußen durch Friedrich II. und das durch ihn geschaffene Princip des Fridericianismus geworden ist. Hier gestaltet sich in der Hand des Königs, der den Eroberungskrieg will und der zugleich der episcopus natus ist, das Landeskirchenthum durch das anbefohlene Gebet für die Zwecke des Eroberungskrieges, zu einer furchtbaren Maschinerie für das Unrecht und die Willkür. Und mehr noch, da Niemand je geständig ist, daß er einen Eroberungskrieg unternimmt, sondern immer, trotz des klaren Widerspruches der Thatsachen, aller Welt ins Angesicht behaupten wird, daß er sich nur vertheidige: so ist nothwendig und unmittelbar immer die Lüge damit verbunden. Und eben so unvermeidlich müssen sich die Organe der Kirche, auf Befehl ihres episcopus natus, hergeben zu Werkzeugen seiner Lüge.

Die moralische Corruption, welche die unvermeidliche Folge davon ist, und welche steigt im selben Verhältnisse wie die Erfolge groß sind, läßt sich nur ahnen, nicht beschreiben.

Neunzehnter Abschnitt.

Friedrich II. und die Wissenschaft.

Es war Friedrichs Entschluß schon vor seiner Thronbesteigung, die Wissenschaften auf seinem Boden heimisch zu machen [1]. Er nahm schon damals gern solche Männer bei sich auf, die mit ihm, wie er sich ausdrückt, überzeugt waren, daß die Wissenschaften dem Adel keinen Eintrag thun und eine hohe Geburt nicht herunterwürdigen. Nach seiner Thronbesteigung berief der junge König Gelehrte, diesen und jenen. Er schuf die von Leibniz gegründete, aber nur noch vegetirende Societät der Wissenschaften in eine Akademie um. Er adoptirte das Wort, das Voltaire ihm zurief: „Berlin werde Athen!" Er mochte immerhin glauben, daß der Sand des neuen Athen kein Hindernis für dasselbe sei.

In späteren Jahren hob Friedrich namentlich dem Philosophen d'Alembert gegenüber mit allem Nachdrucke die Nothwendigkeit der Bildung auch des Volkes hervor. „Je älter man wird," sagt er [2], „desto mehr erwägt man den Nachtheil, den die vernachlässigte Erziehung der Jugend der menschlichen Gesellschaft zufügt. Ich wende alle meine Kräfte an, diesem Misbrauche möglichst abzuhelfen. Ich verbessere die Bürgerschulen, die Universitäten, und sogar die Dorfschulen; aber es gehören dreißig Jahre dazu, um die Früchte davon

[1] Oeuv. XXI. 326. an Voltaire 10. Octbr. 1739. — [2] 6. Octbr. 1772.

zu sehen. Ich werde sie nicht genießen. Allein ich werde mich damit trösten, daß ich meinem Vaterlande diesen ihm noch mangelnden Vorzug verschafft habe." Der König ist unermüdlich in der Erörterung dieses Gegenstandes seiner Sorge. Er nennt es das Steckenpferd seines Alters.

Es ist merkwürdig, daß dessen ungeachtet ein Anhänger und Verehrer des Königs, ein Mann, der alle Verhältnisse des preußischen Staates unter Friedrich II. genau kannte, dem für sein geschichtliches Werk über Friedrich II. die Briefe an d'Alembert nicht unbekannt haben bleiben können, dennoch in Betreff des Schulwesens und der Volkserziehung ein so ganz anderes Urtheil über Friedrich II. fällt, als der König selbst es gethan. „Der größte Vorwurf," sagt Dohm [1]), „der dem Könige Friedrich II. in Absicht der sittlichen Bildung seines Volkes gemacht werden kann, ist unstreitig der, daß er für die Erziehung der Jugend so wenig gethan hat. Daß diese, und gute Unterrichtsanstalten von höchster Wichtigkeit sind, und die aufmerksamste Beförderung der Regierung verdienen, darüber hat Friedrich sowohl in seinen Verordnungen, als in Schriften und Briefen sich mit solchem Nachdrucke erklärt, daß man an seiner Ueberzeugung von dieser Wahrheit nicht zweifeln kann. Allein er hat nicht dieser Ueberzeugung gemäß gehandelt. Die Schulen, besonders diejenigen für den Landmann, waren von der schlechtesten Beschaffenheit, und der König hat äußerst wenig, eigentlich gar nichts für sie gethan." Dohm sucht nach der Ursache, und glaubt sie gefunden zu haben. „Dieser Widerspruch," sagt er, „läßt sich nur daraus erklären, daß die geführten Kriege, die stete, fast alle seine Zeit wegnehmende Beschäftigung mit äußerer Politik, und mit der Ausbildung der Armee, ihm für diesen wichtigen Gegenstand gar keine Zeit übrig ließen. Auch nahmen andere Dinge von den Einkünften des Staates so viel weg, daß bei aller Sparsamkeit nicht so viel übrig zu bleiben schien, als nöthig war, um die Schulen gründlich zu verbessern."

Man sieht, Dohm hat in diesem seinem Versuche der Erklärung des Widerspruches den Gesichtspunkt verschoben. Der König hat nicht blos gesagt, daß er die Bildung der Jugend für zweckmäßig halte,

[1]) Dohm IV. 130.

daß er sie fördern wolle, daß er die Absicht habe dies zu thun. Er sagt vielmehr ganz bestimmt und ausdrücklich, daß er dies thue und gethan habe. Er sagt dies nicht vor den Kriegen, die er geführt, sondern im Jahre 1772, wo er seit neun Jahren Frieden hatte, und fortan mit der kurzen Unterbrechung durch den vierten Angriff auf Oestreich vom Jahre 1778, noch vierzehn eigentliche Friedensjahre blieben. Friedrich fordert ganz bestimmt und ausdrücklich den Dank des Vaterlandes, weil es die Früchte seines Thuns ernte, die Früchte, die er selbst nicht mehr erblicken könne. In solcher Weise spricht sich der König zu dem Philosophen d'Alembert aus.

Es gibt, wie es scheint, für jene Worte Friedrichs noch eine andere Erklärung, als diejenige Dohms. Beachten wir die Adresse des Briefes, in welchem er hier dieselben schreibt. Es ist diejenige eines Pariser Philosophen, eines Mitgliedes der Gesellschaft, die den Ton in der Literatur angab. Das ganze nicht ehrenwerthe — wir begnügen uns mit dieser Bezeichnung — Verhältnis Friedrichs zu dem Philosophen Voltaire beweist, welches Uebermaß von Werthschätzung der König Friedrich darauf legte, von diesem tonangebenden Literaten Frankreichs gelobt und gepriesen zu werden. Er spricht über seine Sorge für den Anbau der Länder zu Voltaire ganz ähnlich, wie zu d'Alembert über seine Sorge für das Schulwesen. „Ich bin," schreibt er am 11. October 1773 an Voltaire, „seit einem Monate von meiner Reise nach Preußen zurück. Ich habe dort die Leibeigenschaft aufgehoben, barbarische Gesetze reformirt, vernünftigere gegeben, habe einen Canal eröffnet, der die Weichsel, die Netze, die Wartha, die Oder, die Elbe verbindet, habe Städte wieder aufgebaut, die seit der Pest von 1709 in Ruinen lagen, habe zwanzig Meilen Morast urbar gemacht, und einige Polizei in einem Lande begründet, wo bisher sogar dieser Name unbekannt war." So in Preußen. Dann kommt in ähnlicher Weise Schlesien u. s. w.

Die Absicht liegt vor Augen. So stark auch Friedrich die Farben aufträgt, er glaubt in dem einen Falle wie in dem anderen, den Pariser Philosophen zumuthen zu dürfen, daß sie das glauben, und demgemäß seinen Ruhm verkünden.

In Betreff des Schulwesens nun vernehmen wir, trotz jener Prahlereien des Königs, durch Dohm, daß so viel wie nichts geschehen

ist. Es bleibt darum jedoch noch die Frage übrig, ob denn nicht der König etwas gethan habe. Betrachten wir das Schulwesen seiner Zeit.

Die Mutter des eigentlichen Volksschulwesens ist die Kirche. Die lehrende Thätigkeit schloß sich eng und untrennbar an die gottesdienstliche an. Auf kirchlichem Boden wuchsen wie die Universitäten, so auch die niederen Schulen empor. Selbst auch diejenigen deutschen Universitäten, welche nach der Reformation gestiftet wurden, verdankten ihre Ausstattung dem alten Kirchengute, und verbanden sich ursprünglich innig mit dem neuen Kirchenthume. Ja es kommt sogar der merkwürdige Beweis des zähen Festhaltens der alten Tradition vor, daß der Herzog Albrecht, der das Ordensland Preußen durch Felonie und Kirchenraub als erbliches Herzogthum an sich brachte, für seine neue Universität in Königsberg, die Albertina, die Bestätigung des Papstes sich erbat und erhielt. In gleicher Weise war es mit den Schulen für das Volk. Diese waren bei jeder größeren Kirche vorhanden vor der Reformation. Luther hob mit gewichtigem Nachdrucke die Nothwendigkeit der Erhaltung und Beförderung derselben hervor. Seine Wirksamkeit trug mächtig bei, daß die Reformation in Deutschland in dieser Beziehung einen so sehr verschiedenen Charakter von derjenigen in England darlegte. Was an Volksunterricht in England vor der Reformation vorhanden war, das fegte diese hinweg. In Deutschland war die Wirkung eine andere. In Folge der Reformation wurde ein Theil der ehemaligen Kirchengüter lediglich für die Zwecke des Unterrichtes verwendet. Beachten wir aber auch sogleich die Consequenz. Dieser Unterricht, dieses Schulwesen stand im Dienste des Territorial-Kirchenthumes. Es hatte die Aufgabe dasselbe zu lehren, zu beweisen. Daher kam es, daß an den Universitäten, die nach der Reformation gestiftet waren, oder in die Hände protestantischer Fürsten übergingen, die Professoren aller Facultäten den Eid auf diejenigen symbolischen Bücher abzulegen hatten, die in dem betreffenden Territorium gültig waren.

Das also entstandene und beförderte Schulwesen fand der preußische König Friedrich II. vor. Die Wichtigkeit des Unterrichtes für das Volk leuchtete ihm ein. Schon unmittelbar nach dem zweiten schlesischen oder richtiger dem böhmischen Eroberungskriege sprach er

das inhaltschwere Wort[1]): „Keine Sorgfalt ist eines Gesetzgebers würdiger, als diejenige für die Erziehung der Jugend.“ Von praktischer Bedeutung scheint indessen dies Wort nicht geworden zu sein. Dann riefen Vorfälle des siebenjährigen Krieges in dem Könige den Wunsch einer besseren Volksbildung hervor[2]). Die Unterofficiere mußten lesen und schreiben können. Nun war man aber bei den märkischen und pommerschen Regimentern oft genöthigt, diese Posten Ausländern anzuvertrauen, weil sich keine geeigneten Inländer fanden. In Sachsen dagegen erkannte Friedrich die Wirkungen eines besseren Volksunterrichtes. Ueberhaupt erschienen die sächsischen Bauern ihm gebildeter[3]) und gewandter, als diejenigen von Pommern und der Mark Brandenburg. Besonders lobte er die Altenburger Landleute als ordentlich und vernünftig. Er suchte von dort Lehrer zu gewinnen, und es gelang ihm acht derselben hinüber zu führen: vier für Hinterpommern und vier für die Kurmark. Diese acht sollten als Beispiele dienen und die anderen Lehrer unterrichten. Später begnügte der König sich mit dem Wunsche: wenn man von Sachsen her Schulmeister kriegen könnte, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut sein.

Der Gedanke war indessen einmal angeregt, und es erfolgte einige Monate nach dem Frieden das General-Schul-Reglement. Man hat dasselbe in neueren Zeiten oft gelobt. Es scheint dieses Lobes nicht unwürdig. Wichtiger jedoch ist die Frage, ob dasselbe eine bedeutende Wirksamkeit habe üben können. Dies ist deshalb nicht anzunehmen, weil man nicht sicher weiß, ob es überhaupt jemals in Kraft getreten sei[4]). Es kam so sehr in Vergessenheit, daß ein langjähriges Mitglied des Ober-Schul-Collegii unter Friedrich II., der als Schriftsteller bekannte Büsching, in seiner Charakteristik des Königs dieses Reglements nicht einmal erwähnt.

Der König dagegen faßte einen anderen Gedanken, der ihm nützlich erschien zur Erreichung zweier Zwecke auf einmal. Nach dem siebenjährigen Kriege durchschwärmten die Invaliden und Krüppel bettelnd die Länder[5]). Zugleich forderte der Zustand der Schulen

[1]) Oeuv. I. 151. — [2]) Mirabeau und Mauv. Bd. IV. 577. — [3]) Dohm IV. 442. Oeuv. XXVII. 3. 255. — [4]) Preuß. III. 114, verneint es. Es ist abgedruckt bei Dohm a. a. O. — [5]) Dohm IV. 445.

Aufhülfe. Der König gerieth auf den Einfall diese Aufhülfe zu bewirken durch Versorgung der Invaliden. Es war ein sonderbarer Gedanke solchen verdienten Männern dadurch ein ruhiges Alter sichern zu wollen, daß man ihnen die Bildung einer rohen Landjugend übertrug und dafür sie höchst schmal bezahlte. Und wiederum war es eine arge Zumuthung, daß die Eltern ihre Kinder einem Manne zum Unterricht übergeben sollten, der als Soldat auf seinem Posten ehrlich und brav seine Pflicht gethan haben mochte, der indessen von der Möglichkeit anderer Anforderungen an seine Befähigung nie geträumt hatte. Allein der König wollte es nun einmal so. Dagegen blieben alle Vorstellungen der Behörden vergeblich, und die Sache ward ins Werk gerichtet. Hatte schon früher der König wahrnehmen müssen, daß seine Pommern und Märker mit den Sachsen nicht auf gleicher Stufe der geistigen Entwicklung stünden: so ist nicht anzunehmen, daß sie nach solchen Maßregeln sich höher emporgeschwungen haben werden.

Denn man darf dies nicht außer Acht lassen. Eben so wie ursprünglich aller Volksunterricht in der Kirche wurzelt: so sind auch noch bis auf den heutigen Tag, ungeachtet der Modificationen im Einzelnen, auf deutschem Boden die Geistlichen und Volksschullehrer durchweg die Träger der Cultur des Volkes. Die Wirksamkeit der eigentlichen Männer der Wissenschaft und Kunst ist nur eine mittelbare, die für die Menge Bedeutung erst gewinnt durch die Theilnahme derer, welche unmittelbar und stetig, nicht auf Hunderte, auf Tausende, sondern auf die Millionen der Menschen wirken. Diese Bemerkung liegt so nahe, daß sie kaum der Erwähnung bedürfte, wenn sie nicht uns auf einen andern Zweck führte, den aller Wahrscheinlichkeit nach der König Friedrich bei diesem seltsamen Verfahren gegen Wunsch und Willen aller Betheiligten verfolgte. Die Invaliden sollten die leicht entzündliche Jugend erfüllen mit den Erzählungen der Kriegsthaten, sollten in ihnen den Geist der Nacheiferung erwecken, sollten durch diesen Eifer der Jugend den unverkennbaren Widerwillen der Eltern gegen den Militärdienst abstumpfen.

Dagegen bedurften die Schulen und ihre Lehrer, die weniger durch den Unterricht, als durch irgend welchen Nebenerwerb ihren dürftigen Lebensunterhalt gewannen, einer Aufhülfe durch Geldmittel.

Diese hat der König Friedrich II. nur selten gewährt. Er hat wohl einmal, wenn er dem Adel einer Provinz ein Darlehen zu geringem Zinsfuße, etwa zu 1 und 2 Procent bewilligte, die Zinsen dieses Capitals zur Verbesserung der Einkünfte von Lehrstellen auf dem Lande angewiesen[1]). Im Jahre 1772 nach der Theilung Polens nahm er einen noch stärkeren Anlauf. Es war um dieselbe Zeit, als er zu d'Alembert über seine Thätigkeit auf diesem Felde redete. Er setzte damals ein Capital von 200,000 Thaler aus. Für diese Summe sollten Landgüter, und zwar, nach ausdrücklicher Vorschrift des Königs, aus katholischen Händen angekauft werden. Der jährliche Ertrag, den der König auf 10,000 Thaler anschlug, sollte dazu dienen 187 Schulmeister in Westpreußen anzusetzen. Rechnen wir, daß diese Summe wirklich aufgebracht und verwendet wurde: so ergibt sich, daß die 187 Schulmeister mit einem Durchschnittseinkommen von je 53½ Thaler jährlich in gesammter Zahl gerade die Hälfte dessen kosteten, was der eine französische Blutsauger de la Haye de Launay jährlich auf besonderen Befehl des Königs zog. Für den Gehalt dieses einen Mannes, den im preußischen Staate Niemand für nothwendig erachtete, als der König selbst, hätte Friedrich, nach seiner Art zu verfahren, zwei seiner Provinzen mit Volksschullehrern ausstatten können. Von einer anderen, irgendwie erklecklichen Fürsorge des Königs für das Volksschulwesen ist nichts berichtet.

Der König hat ferner oft mit scharfen Zügen den Zustand der Gymnasien und Universitäten charakterisirt, so weit er denselben kannte. Jene, meint er, stopfen den Kopf mit Kenntnissen voll und bilden nicht das Urtheil. Auf den Universitäten herrscht Ungeschliffenheit und Rohheit. Die deutschen Gelehrten sind Handwerker, die Franzosen sind Künstler. Die Schriften des Königs sind reich an derartigen Vorwürfen und Schilderungen.

Angenommen auch, diese Ausdrücke seien alle völlig so wahr, wie der König sie spricht: wem denn vor Allen hätte es nahe gelegen, nach Maßgabe seiner Kräfte dazu beizutragen, daß seine Nation der französischen ebenbürtig würde, als einem Könige, der so lebhaft diese Mängel erkannte? —

---

[1]) Preuß. III. 117.

So scheint es. Aber selbst abgesehen davon, daß Friedrich II. alles Geld seines Staates für sein Heer und seine Kriegsrüstung bedurfte, gab es noch andere wesentliche Hindernisse. Es hat große Regenten gegeben, welche mit weit hinausschauendem Blicke die Grundlagen einer neuen Cultur legten. Also der Kaiser Carl, also Alfred der Große von England. Aber diese beiden Männer standen dabei in doppelter Beziehung auf einem festen Boden. Sie gehörten ihrer Kirche und ihrem Volke. Sie gründeten ihre Schöpfungen Hand in Hand mit jenem Institute, und zugleich erfüllt von dem lebendigen Bewußtsein, daß sie ihrem eigenen Volke nicht etwas Fremdes, ihm Widerwärtiges zumutheten. Carl war ein Franke, Alfred ein Angelsachse. Sie blieben es. Friedrich war nur von Geburt ein Deutscher. Er war Philosoph nach Voltaire und Franzose. Er selbst mußte fühlen, daß seinem innersten Wesen die constitutiven Elemente zur Schaffung neuer Culturinstitute, oder auch zur Umbildung der vorhandenen auf deutschem Boden abgingen. Wir wissen nicht, ob er jemals sich mit solchen Gedanken der Neubegründung beschäftigt. Wenn er es gethan: so mußte ein unbestimmtes Etwas ihm sagen, daß seine etwaigen Institute sehr kurzlebig sein würden, weil sie nicht anders als im Widerspruch stehen konnten mit den Gefühlen der Nation. Wir reden selbstverständlich nicht von der nation prussienne, die nicht existirt, sondern von der deutschen. Es gab preußische Eroberungen, ein preußisches Heer, eine preußische Uniform, u. s. w.; aber es gab nicht eine preußische Cultur, sondern eine deutsche.

Es war jedoch eine wissenschaftliche Anstalt, deren der König so sehr sich annahm, daß seine Sorgfalt für dieselbe immerhin als eine Neuschöpfung betrachtet werden darf. Es war die Akademie zu Berlin. Die Gründung derselben als einer Societät der Wissenschaften war das Werk von Leibniz, und mittelbar seiner erhabenen Freundin, der Königin Sophie Charlotte. Die Ziele von Leibniz lagen hoch. Gemeinsam ist allen seinen Societäts-Planen solcher Art, namentlich auch den späteren für Dresden und Wien, das Streben der Verbindung der Wissenschaft mit der Praxis, der Anwendung des Wissens für das Leben. Mit der Berliner Societät besonders aber verbanden sich seine Wünsche für die Ausbreitung des Christenthums in Nordasien. Ferner war der Gedanke hervorgegangen aus dem Ideenkreise,

der, zur Zeit des Friedens von Ryswick 1697 und nachher, bei Leibniz in der nachdrücklichsten Weise sich geltend macht, nämlich demjenigen der Pflege der deutschen Sprache und Literatur, und zwar auch dies nicht blos um der Sache selbst willen, sondern zugleich zur Hebung des deutschen Gemeingeistes, vor allen Dingen in politischer Beziehung.

Diese Richtungen waren dem Könige Friedrich II. fremd. Seine Umschaffung des Institutes als Akademie stellte dasselbe außer allem Zusammenhange mit Kirche und Nation. Die neue Akademie lag, wie es scheint, vielmehr dem Könige deshalb persönlich besonders am Herzen, weil er seine eigenen Geistesprodukte dort zuerst in die Welt treten ließ. Nach seiner Thronbesteigung berief Friedrich sofort den Franzosen Maupertuis, der sich einen berühmten Namen gemacht hatte durch die Gradmessung in Lappland zur Bestimmung der sphäroidischen Gestalt der Erde. „Kommen Sie," rief er diesem zu, „um der Akademie die Gestalt zu geben, welche Sie allein ihr zu geben vermögen. Kommen Sie, um diesem Wildling das Pfropfreis der Wissenschaften einzuimpfen, damit es gedeihe" [1]). Es gedieh indessen nicht sehr. Maupertuis berichtet im Jahre 1746: „Ich kann nichts ausrichten ohne meine Bestallung. Ich fühle die Schwierigkeit meine Stelle auszufüllen und den Wetteifer unter Leuten der Wissenschaft anzuregen, die regiert werden durch Staatsminister und Generale der Armee, welche durch ihre Titel über alle Uebrigen erhaben sind. Ich habe in der Akademie der Wissenschaften (zu Paris) oft den Vorsitz geführt vor Herzögen und Ministern; allein in Frankreich hatten der Geschmack der Nation für die Wissenschaft, und vielleicht eine Art Glück mir eine gewisse Beachtung verliehen, welche ich hier unmöglich finden kann, wenn nicht Ew. Majestät mir dieselbe geben. Die Wissenschaften sind hier zu Lande in einem Zustande der Erniedrigung, den das Reglement der Akademie selbst ankündigt. Man kann bis jetzt hier sagen, was Fontenelle von der gothischen Zeit Frankreichs sagt, wo es noch nicht entschieden war, ob nicht die Wissenschaften den Mann von Stande herabwürdigten." In Folge dessen ließ der König dem Maupertuis das gewünschte Patent als Präsident

[1]) Oeuv. XVI. 335. ff.

ausfertigen. Man sieht, wie das alles das soldatische Gepräge an sich trug. Maupertuis war wie der Hauptmann einer Compagnie. Als solcher hatte er auch die Verwaltung der Gelder der Akademie zu besorgen. Es bedurfte seiner dringenden Bitte, bis der König ihm das abnahm.

Die Sprache der Akademie war französisch, und der König Friedrich II. war darin französischer als Maupertuis. Die deutschen Gelehrten, welche Mitglieder der Akademie waren, beklagten sich, daß ihre Schriften zum Zwecke der Herausgabe erst ins Französische übertragen wurden. Auf die dringende Verwendung des Maupertuis erhielten sie die Erlaubnis, daß ihre Schriften fortan auch lateinisch gedruckt werden durften. Von der deutschen Sprache war nicht die Rede. Maupertuis hat niemals ein Wort der Sprache des Landes verstanden, in welchem er den Wissenschaften vorgesetzt war. Es ist das ein ähnliches Verhältnis, wie mit dem Generalregisseur der Regie, de la Haye de Launay. Es dürfte fraglich sein, ob jemals ein König die Nation, welcher er durch seine Geburt angehörte, in dieser Beziehung so tief erniedrigt hat, wie Friedrich II. die seinige. Wir reden selbstverständlich auch hier nicht von einer nation prussienne, welche dieser König erfand, sondern von der deutschen Nation, welcher die Brandenburger und die anderen Unterthanen Friedrichs II. als Glieder angehörten.

Auf den Vorschlag des Franzosen d'Alembert [1]) stellte der König dieser Akademie die Preisfrage, die ihn selbst so oft und so lebhaft beschäftigte: „Ist es nützlich das Volk zu hintergehen, sei es durch Verleitung zu neuen Irrthümern, oder durch Bestärkung in denjenigen, welche es schon hat?" Man hat bedauert, daß nicht die Gelehrten diese Gelegenheit ergriffen, um sich nachdrücklich über diese Fragen auszusprechen. Theils mochten diese Gelehrten an die Thore von Spandau denken, theils aber auch haben sie durch den Bestand dieser Akademie selbst die Antwort praktisch gegeben. Der König nämlich hatte der Akademie als Hauptquelle des Einkommens, von welchem Maupertuis und die anderen Männer der Wissenschaft lebten, das Verlagsrecht des Kalenders angewiesen [2]). Auch dieser Gedanke

[1]) d'Alembert an den König 22. Septbr. 1777. — [2]) Oeuv. XX. 209.

stammt von Leibniz. Er hatte den Plan, wissenschaftliche Kenntnisse dadurch zu verbreiten, daß Aufsätze solcher Art von den Vertretern der Wissenschaft in allgemein faßlicher Sprache geschrieben, durch die Kalender den leichtesten Eingang in das Volk finden würden. Um dazu in den Stand gesetzt zu werden, sollte die Societät der Wissenschaften das alleinige Verlagsrecht des Kalenders haben.

Friedrich II. und seine neue Akademie adoptirten diesen letzten Gedanken. Die Ausführung war dann etwas anders.

Bei schwerer Geldbuße war jedem anderen Menschen der Verlag und Verkauf eines Kalenders untersagt. Jeder neue Landgewinn des Königs war in gleicher Weise ein Gewinn für die Akademie, weil er dem Privilegium derselben eine weitere Ausdehnung verlieh. Dann jedoch kommt es für uns auf die Beschaffenheit dieses Kalenders der Akademie an. Das Volk hangt am Alten und liebt das Hergebrachte. Hergebracht war in den Kalendern astrologischer und ähnlicher Aberglauben aller Art. Es ward darin mit rothen Lettern gedruckt, welche Tage gut seien zum Aderlassen, Schröpfen, Kinder entwöhnen, Holz fällen und was mehr dahin gehört. Dieselben Männer der Wissenschaft, die nach dem Vorgange ihres Königs allen möglichen Eifer entwickelten im Declamiren gegen die Finsternis des Mittelalters, von welchem sie sehr wenig wußten, fanden es ganz in der Ordnung, daß sie im Zeitalter der Philosophie ihren eigenen Lebensunterhalt zogen von dem kindischen Aberglauben des Volkes.

Im Jahre 1779 jedoch schlug ihnen das Gewissen. Der Kalender erschien ohne rothe Buchstaben. Die Akademie verkündete im hohen Tone: sie könne nicht länger mehr zusehen[1]) — ein sonderbarer Ausdruck für das, was man selber thut — daß der gemeine unwissende Mann durch ungegründete Wetterprophezeihungen, durch Anzeige der Tage, die man ehedem zum Aderlassen, Schröpfen u. s. w. für vorzüglich gut gehalten, und durch mehr albernes Zeug hinters Licht geführt werde. Die Akademie hat also befohlen, daß all dieses unnütze Zeug künftig aus ihren Kalendern weggelassen werden soll. Dagegen will sie statt dessen nützliche und angenehme Sachen zum Unterrichte des Bürgers und des Landmannes einrücken.

---

[1]) Preuß. III. 242.

Mit unwilligem Erstaunen sah das Volk den Kalender ohne die rothen Buchstaben. Es wollte ihn nicht kaufen. Die armen Akademiker mußten ihren Anlauf zur Offenherzigkeit und Wahrheit mit der Hälfte ihrer Einnahme bezahlen. Das war gar zu hart und bitter. Sollten sie die Märtyrer sein? Lieber kehrten die Philosophen um von diesem sehr unpraktischen Wege. Im nächsten Jahre erschien der Kalender wieder mit der alten wohlbekannten Mischung von Schwarz und Roth. Er zeigte wieder an, wann gut Haarabschneiden, gut Purgiren, bös Arznei brauchen, gut Brechen, gut Schwitzen u. s. w. sei. Der Absatz stieg sofort wieder zu der vorigen Höhe, und die Besoldungen der Akademiker waren hergestellt.

Demgemäß erhält sich in den preußischen Volkskalendern der ungereimteste Aberglaube und die für die Gesundheit der Menschen schädlichsten Vortheile länger,[1]) als in den Kalendern anderer deutschen Länder, welche nicht unter den Augen und mit Vollmacht der Gelehrtenvereine verfaßt wurden. Mithin war der praktische Beweis, ob es nützlich sei das Volk zu täuschen, von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin unwiderleglich geführt. Daß eben dieselbe Akademie bei allem Eifer gegen das, was sie im Vereine mit dem Könige und nach seinem Willen Fanatismus nannte, für die Bildung derjenigen Deutschen, welche dem Könige von Preußen gehorchen mußten, nur schädlich gewirkt haben könne, dürfte kaum bezweifelt werden.

Dennoch nahm der König Friedrich für sich Verdienste in Anspruch auf vielen Gebieten der menschlichen Cultur. Er selbst datirt von sich eine Art neuer Civilisation. „Ich habe", sagt er,[2]) „in meinem Lande die Reste der wilden Gebräuche unserer alten Vorfahren abgeschafft." Hatten denn jemals diese Vorfahren ein Werbesystem und eine Heereseinrichtung wie diejenige des Königs von Preußen, eine Monopolwuth wie die seinige mit der Kehrseite des Schleichhandels, ein Steuerwesen nach Art der Regie gekannt, oder die Möglichkeit einer solchen Misregierung mit den unzähligen Förderungen der Immoralität auch nur zu ahnen vermocht? Aber freilich, Industrie und Handel, Wissenschaften und Künste waren nach der

[1]) Dohm IV. 457. — [2]) Oeuv. XX. 258.

Meinung des Königs sein Werk. „Die Baukunst", sagt er, [1]) „datirt bei uns seit 1740." Voran nennt er dann das Schloß und das Zeughaus von Berlin. Doch ermäßigt er dies eigene Lob. „Es sind keine Werke von Athen und Rom," sagt er, „aber doch weit vorzuziehen den gothischen Gebäuden unserer Vorfahren." Derselbe König, der diese Worte schrieb, erwarb im Jahre 1772 bei der Theilung Polens auch das Schloß Marienburg. Er bestimmte dasselbe zu einem Zuchthause. Dahin kam es nicht: man richtete es zur Kaserne ein. Am 11. September 1779 machte der König den großen Remter zum Exercierhause, und theilte den Rittersaal in acht Colonistenwohnungen ein.

Wir halten den Vergleich fest, den der König selbst gemacht. Wie sein Zeughaus und sein Schloß in Berlin als Werke der Baukunst sich verhalten zu dem Remter von Marienburg: so verhalten sich die Ideen, nach welchen er seine Welt um sich gestaltete, sein persönliches Gepräge allem aufdrückte, was um ihn war auf deutschem Boden, zu den Ideen der Zeit, welche in den Denkmälern der gothischen Baukunst ihr Walten ausgeprägt hat.

Jegliche Unterstützung deutscher Wissenschaft hat der König von sich gewiesen. Man darf nicht sagen, daß sein Heer und sein Kriegesschatz so sehr alles verschlungen haben; denn er hatte Mittel genug, Pariser Philosophen Pensionen zu geben. Das war allerdings ganz etwas anderes. Denn die Pariser Philosophen verkündeten dafür in der Weltliteratur seine Größe. Seine Schmeicheleien für die russische Czarin gelangten auf dem Umwege über Voltaire in Paris dennoch an die richtige Adresse. Die Pariser Philosophen und Encyclopädisten hielten ferner den Gedanken wach, daß die natürliche Allianz für Frankreich diejenige mit Preußen sei, nicht die bestehende mit Oestreich, und unterwühlten dabei moralisch die Stellung und den Einfluß der Königin Marie Antoinette. Das waren reelle Vortheile für Friedrich.

Von den Deutschen her, von ihrer schwerfälligen Wissenschaft war ein Dienst solcher Art nicht zu erwarten. Deshalb fanden von daher auch selbst Bitten geringfügiger Art bei Friedrich kein Gehör.

---

[1]) Oeuv. II. 39.

Der bekannten Dichterin Karsch sandte er auf ihre Bitte um Unterstützung zwei Thaler. Die Frau schickte das Geld zurück. Aehnlich verhielt es sich mit der eigentlichen Wissenschaft. Ein Arzt Bloch in Berlin wollte 1781 eine wissenschaftliche Arbeit über Fische herausgeben,[1]) und bat um Einsendung seltener Exemplare durch die Kriegs- und Domänenkammern. Nicht das Abschlagen des Königs hat für uns Interesse, sondern die Motive des Abschlagens. „Es ist nicht nöthig“, sagt er, „von den Kammern eine solche Liste einzufordern. Denn das wissen sie hier schon allerwegs, was es im Lande für Fische gibt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten, ausgenommen in Glatz. Da ist eine Art von Fischen, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen. Die hat man weiter nicht. Sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Davon ein Buch zu machen, würde unnöthig sein; denn kein Mensch würde ein solches kaufen.“

Schärfer und schneidiger noch urtheilt der König als Selbstherrscher auf allen Gebieten über die Bestrebungen des Professors Müller für die Kenntnis der mittelalterlichen Poesie. Er antwortet demselben 1784 auf die Einsendung eines Exemplars des Nibelungenliedes: „Ihr urtheilet viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13., 14. Säculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache für so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage aber verspricht demselben nicht euer sonst gnädiger König.“

Friedrich hat sein Lebelang die Kenntnisnahme der deutschen Poesie und Literatur von sich abgewehrt. Er wies sie zurück, auch da, wo sie ihm dargeboten, ihm empfohlen wurde. Aber diese Literatur wuchs empor auch ohne ihn, mächtig und gewaltig. Es regte sich in ihr der entschiedene Gegensatz gegen den gallischen Geschmack

[1]) Oeuv. XXVII. 3. gegen Ende.

des Königs. Er konnte nicht umhin: er mußte Kenntnis davon nehmen, daß sie empor wuchs, auch wider seinen Willen. Er, der diese deutsche Literatur nicht hatte kennen lernen wollen, ergriff die Feder, um seinen Unmuth über sie auszulassen, indem er die Schilderung aus den Erinnerungen seiner Jugend nimmt und diese karrikirt. Und dennoch ist es merkwürdig, wie auch er sich dem Wehen des neuen Geistes nicht verschließen konnte, wie auch er bei aller seiner Abneigung das Nahen besserer Zeiten ahnt.

Das Verhältnis ist sehr merkwürdig. Ein König in Deutschland schreibt über die deutsche Literatur. Er schreibt in französischer Sprache, weil er nicht deutsch schreiben kann. Ob er auch damals das kannte, worüber er schreibt, ist eine Frage, die sich nur aus seiner eigenen Schrift beantworten läßt [1].

Der König rühmt die Griechen, deren Theologen und Geschichtschreiber in harmonievoller Rede als Dichter die Menge lehrten. Er ergießt ein ähnliches Lob über die Römer, die schönen Geister, welche das Zeitalter des August verherrlichten. Er geht zu Deutschland über. Ich weise alle Vorurtheile ab, sagt er, nur die Wahrheit soll meinen Geist erleuchten. Was also findet er? Eine halbbarbarische Sprache, in eben so viele verschiedene Dialekte getheilt, als Deutschland Provinzen zählt. Jeder Kreis des deutschen Reiches lebt in der festen Ueberzeugung, daß sein Kauderwelsch das beste sei. Nirgends sieht man eine Sammlung, welche etwa die nationale Sanction empfangen, eine Auswahl von Worten und Phrasen, welche die Reinheit der Sprache constituirte. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg nicht verständlich, und der Styl der Oestreicher erscheint dunkel in Sachsen. Es ist also physisch unmöglich, daß ein Schriftsteller, und wäre er mit dem reichsten Geiste begabt, diese rohe Sprache in überlegener Weise handhaben könnte. Wenn man fordert, daß Phidias eine Venus von Gnidus bilde: so gebe man ihm makellosen Marmor und scharfen Meißel. Nur dann kann es gelingen. Was ist ein Künstler ohne Werkzeug? —

Also der König. Und eine solche Schrift voll solcher Unkenntnis, als wenn in Wahrheit ein Franzose sie gemacht, ließ der König

[1] Oeuv. VII. 91.

um den Nutzen derselben zu verbreiten, zugleich französisch und deutsch erscheinen! Dohm übersetzte sie [1]).

Damals hatte Lessing längst dargethan, daß nicht blos an Reichthum, sondern auch an Reinheit und Klarheit keine lebende Sprache der deutschen sich vergleichen dürfe. Längst hatte Lessing bewiesen, wie selbst die Erörterung abstruser theologischer Fragen in der Hand des Meisters so sich ordnet und glättet, daß der Inhalt unsterblich wird durch die kunstgerechte Form. Aber freilich, das wußte der König Friedrich nicht.

„Man sagt mir," fährt der König fort, „daß auch Griechenland und Italien eine Vielheit von Dialekten besaßen und besitzen. Das ist wahr. Aber die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber stellten die Sprache fest durch ihre Werke. Die Menge ahmte das schweigend nach und erkannte sie an."

„Und nun in Deutschland? Ich höre ein Kauderwelsch ohne Zier und Schmuck, welches ein Jeder handhabt nach seiner Laune. Die Ausdrücke werden angewandt ohne Wahl. Die eigentlichen, die treffenden Ausdrücke werden vernachlässigt. Der Sinn der Dinge geht unter in einem Meere von Beiworten. Ich suche unseren Homer, Virgil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thucydides und Livius. Ich finde von dem Allen nichts. Seien wir also aufrichtig und geben wir zu, daß bisher die schönen Wissenschaften auf unserem Boden nicht gedeihen. Deutschland hat Philosophen, welche den Vergleich mit den Alten wagen dürfen, welche diese in mancher Hinsicht übertreffen: in den schönen Wissenschaften sind wir arm. Alles, was ich zugestehen kann, ohne mich zu einem niedrigen Schmeichler meiner Landsleute zu machen, ist, daß wir in dem kleinen Genre der Fabel einen Gellert haben, der sich neben Phädrus und Aesop stellen kann. Die Poesie des Canitz ist erträglich, weil er in schwacher Weise den Horaz nachzuahmen sucht, jedoch nicht wegen seiner Diction. Auch Gesners Idyllen will ich nicht vergessen. Unter den Historikern finde ich nur Mascov, den ich als den wenigst mangelhaften nennen könnte. Haben wir Redner? Ich kenne nur einen, Quandt in Königsberg; allein ich muß zu unserer Schande hinzufügen, daß sein Verdienst weder aner-

[1]) Dohm I. 257.

kannt noch gefeiert worden ist. Ich könnte diesem Namen noch einen anderen hinzufügen, der mir entfallen ist. Er hat Verse ohne Reime gemacht, in welchen Daktylen und Spondeen wechseln. Mein Ohr ward überrascht durch die klangvollen Töne, deren ich unsere Sprache nicht fähig gehalten habe. Ich wage zu behaupten, daß diese Art der Dichtkunst für unsere Sprache am besten sich eignet, und dem Reime weit vorzuziehen ist."

Der König führt andere jetzt verschollene poetische Stücke an, die ihm gefallen haben. Man fühlt herdurch, wie doch auch ihn das Wehen eines neuen Geistes berührt hat. Er schwankt, ob er anerkennen solle oder nicht. Er forscht nach den Ursachen, wegen deren die Deutschen zurückgeblieben sind. Er findet als wesentliches Hindernis die Kriege, und es entfährt ihm das für ihn bemerkenswerthe Wort: „Deshalb muß man nicht der geistigen Befähigung der Nation das zuschreiben."

Hätte dieser französirte König auf deutschem Boden doch nur einmal in solcher Weise sich den Pariser Philosophen gegenüber geäußert! Es würde das wenigstens zur Milderung des Ueberdrusses dienen, mit welchem wir nun in seinen Briefen an die französischen Schwätzer von Anfang bis zu Ende die Entschuldigung lesen, daß er nur ein Deutscher, nur einer von jenen Menschen sei, denen der Pater Bouhours mit vollem Rechte den esprit abspreche [1]).

Wir vergleichen, um den Unterschied uns klar zu machen, um zugleich uns die Frage zu beantworten, ob eine solche Verkehrtheit dem Individuum oder dem Zeitalter zur Last falle, mit solchen Worten des Königs Friedrich die mütterlichen Ermahnungen der Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter, die Königin von Frankreich. (Man wolle nachsehen oben S. 405 u. f.).

Ja, Friedrich II. erkennt nun sogar an: der nationale Geschmack ist so entschieden für alles, was unser Vaterland verherrlichen kann, daß augenscheinlich die Musen auch uns einmal in den Tempel des Ruhmes einführen werden.

Doch erörtert er die Hindernisse. Sie sind ihm der Mangel an Klarheit des Ausdruckes, der Mangel an guten Studien. Um

[1]) Oeuv. XXI. 180. 28. März 1738. — an d'Alembert 15. Mai 1774.

den Vorwurf der Pedanterie zu vermeiden, sagt Friedrich, lernt man die alten Sprachen nicht mehr. Die Jugend lernt nicht mehr griechisch, und wenige lernen ordentlich latein. Die Lehrer sind Pedanten. Und dann nimmt er die Beispiele deutscher Geschmacklosigkeit aus seinen Kinderjahren, aus der ekelhaften Schweifwedelei hungriger Gelegenheitsdichter: „Ihre Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Ist es denn Recht, nach solchen Leistungen eines einzelnen Professors den Geschmack beurtheilen zu wollen?

Allein Friedrich spricht auch noch seiner Zeit, seiner Gegenwart den Geschmack ab. Er wendet sich an seinen Minister, den Grafen Herzberg. „Um sich von dem geringen Geschmacke zu überzeugen, der bis auf unsere Tage in Deutschland herrscht," spricht der König zu dem Minister, „haben Sie nur die öffentlichen Theater zu besuchen. Sie sehen dort die abscheulichen Stücke von Shakespeare in unsere Sprache übersetzt, und das ganze Auditorium ist außer sich vor Freude beim Anhören dieser lächerlichen Possen, die der Wilden von Canada würdig sind. So bezeichne ich sie, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen, die doch nicht willkürlich sind, namentlich gegen die drei Einheiten. Immerhin kann man es Shakespeare verzeihen; denn der Anfang der Kunst ist nicht ihre Vollendung. Aber da ist nun gar ein Götz von Berlichingen auf der Scene, eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Begeisterung die Wiederholung dieser ekelhaften Plattheiten. Ueber den Geschmack soll man nicht streiten. Aber diejenigen, welche eben so viel Vergnügen an Seiltänzern und Marionetten finden, wie an Tragödien von Racine, gehen nur darauf aus die Zeit zu tödten."

Und bei alle dem übt auf diesen tadelnden König die geistige Regsamkeit, welche immer stärker die Nation zu durchzucken begann, ihre unausbleibliche Wirkung, bis der Tadler zum Propheten wird. „Uebrigens," sagt er, „übertreffen diejenigen, welche zuletzt kommen, manchmal ihre Vorgänger. Das kann uns eher widerfahren, als man es glaubt, wenn die Souveräne Geschmack haben für die Wissenschaft, wenn sie diejenigen ermuthigen, die ihnen sich widmen, diejenigen loben und belohnen, welche Erfolg darin haben. Wenn wir unsere Medicis haben: so werden wir Talente aufsprossen sehen.

Auguste machen Virgile. Wir werden unsere Classiker haben. Ein Jeder wird sie lesen wollen. Unsere Nachbarn werden deutsch lernen. Die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß sich unsere gebildete und vervollkommnete Sprache vermöge unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen: aber sie nahen heran. Ich kündige sie an. Sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter untersagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses. Ich sehe das gelobte Land; aber ich werde nicht hineinkommen."

Der prophezeiende Schluß steht in merkwürdigem Widerspruche mit dem Tadel des Aufsatzes selbst. War es neben der unvermeidlichen Anerkennung das Gefühl des eigenen Unrechtes, welches den König nach seiner Selbstvertheidigung überkommt? Denn in Wahrheit ist sein Aufsatz eine Art von Selbstvertheidigung, daß er nichts für deutsche Wissenschaft und Kunst gethan.

Wir unsererseits verargen es ihm nicht. Wenn der preußische König Friedrich sich um deutsche Wissenschaft, um deutsche Kunst bemüht hätte: so möchte in irgend einer Weise diese Gunst nachtheilige Einwirkungen hinterlassen haben. Nicht umsonst war Mäcenas Freund des Horaz. Dem ist nicht so. Keinem der großen Dichter jener Zeit lag es nahe, ein Wort zum Lobe des Mannes zu singen, der auf die Existenz der deutschen Nation den schwersten aller Streiche geführt, der politisch sie zerspalten und in diesen Spalt immer wieder aufs neue die Keile von Blut getrieben hatte. Was hätte auch ein deutscher Dichter aus jener Zeit, die noch das furchtbare Walten seiner Regierung vor Augen hatte, und noch nicht sich ein Bild von ihm ausmalte nach eigener Phantasie und ohne historischen Boden, zum Lobe dieses Mannes sagen können oder mögen? Vielleicht das Wort von Göthe, daß erst mit Friedrichs II. Thaten im siebenjährigen Kriege ein wahrer Inhalt in die deutsche Poesie gekommen sei? In Wahrheit scheint uns dies Wort des großen Dichters über den König nicht Stoff zu bieten für den vielen Verbrauch, den man davon gemacht. Denn Friedrichs Absicht und Wunsch war das nicht. Er kümmerte sich nicht darum.

Friedrich II. selbst hat, wenn auch nicht von unserem deutschnationalen Gesichtspunkte aus, doch in ähnlichem Sinne sich ausgesprochen. Der Franzose Mirabeau [1]) wagte dem Könige gegenüber sein Bedauern auszusprechen, daß Friedrich der deutschen Literatur eine solche Gleichgültigkeit bewiesen. „Warum ist der Cäsar der Deutschen", fragte ihn Mirabeau, „nicht auch ihr August geworden? Warum hat Friedrich der Große sich nicht die Mühe nehmen wollen, sich an dem Ruhme der zu seiner Zeit bewirkten Revolution in der Literatur zu betheiligen, sie durch sein Genie, seine Macht zu beschleunigen und furchtbar zu machen?" — „Was hätte ich aber", erwiderte Friedrich, „zum Besten der deutschen Gelehrten wohl thun können, das so vortheilhaft für sie gewesen wäre, als der Umstand, daß ich gar nicht an sie dachte und ihre Bücher nicht las?" —

So verhält sich in Wahrheit die Sache, und zwar in höherem Maße, als der König es selber sagt und meint. Seine Gunst für das Franzosenthum war negativ ein Glück für die Deutschen. Sie reizte zu Widerspruch und Widerstreben. Klopstocks Ruf zur Einkehr in das deutsche Vaterland fand Widerhall an allen Orten. „Man that alles, um sich vor dem Könige bemerkbar zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur um beachtet zu werden; aber man that es auf deutsche Weise nach innerer Ueberzeugung. Man that, was man für Recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dies deutsche Recht anerkennen und schätzen sollte" [2]).

Der König that es nicht. Allein, daß er es nicht that, hemmte den Zug der Geister nicht. Die neue Literatur entwickelte sich ohne ihn, und mittelbar gegen ihn. Deutscher Geist und deutsches Leben verdankt also dem Könige einen Anstoß zur Förderung, ohne Zweifel nämlich die Förderung des Widerspruches gegen ihn. Diese Anerkennung ist berechtigt; aber ein Ruhm irgend welcher Art scheint daraus eben so wenig zu folgen, wie ein Verdienst irgend welcher Art in der göttlichen Weltordnung für jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

[1]) Mir. u. Mauv. I. 166. — [2]) Göthe: Dichtung u. Wahrheit. Theil II. S. 106.

Zwanzigster Abschnitt.

Rückblick auf die letzten Jahre Friedrichs II.

Wir haben das Leben des merkwürdigen Mannes betrachtet nach verschiedenen Seiten. Wir haben gesehen, wie in dem jungen Manne, der früh sich gelöst von allen Banden menschlicher Pietät, die Gier des Ruhmes emporstieg, wie er diesem Götzen zu Liebe gegen Wunsch und Willen aller und eines jeden einzelnen seiner Unterthanen sich auf das deutsche Nachbarland stürzte, um im Vertrauen auf die Hülfe der Franzosen die unvorbereitete Tochter seines Wohlthäters zu berauben. Wir haben gesehen, wie der Erfolg mit ihm war, wie dieser eine erste Schritt entschied über seine Lebensrichtung, über das Glück seiner Unterthanen, über die Schicksale der deutschen Nation. Seine Seele war fortan erfüllt von Haß und Erbitterung gegen die, welche er beleidigt hatte, und dürstete nach neuem Kriege gegen sie. Nur so lange vergönnte er Ruhe, bis sein Kriegsschatz wieder den nöthigen Vorrath an Gelde zu enthalten schien. Dann brach er los. Wie es im Jahre 1740 geschehen, so geschah es abermals 1744, 1756, 1778. Friedrich hat keinen Krieg geführt, als den er selber wollte, und nur auf Kosten der deutschen Nation und des deutschen Vaterlandes. Bis auf ihn konnte noch das Oberhaupt des Reiches die deutschen Völker von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee in die Waffen rufen gegen den gemeinsamen Feind in Ost und West. Erst durch Friedrich trat die bedeutungsvolle Wen-

dung ein, daß er und diejenigen, die seinem Willen gehorchen mußten, dem Fremden sich zu Dienste erboten gegen die alten Bande der deutschen Nation: si les as me viennent, nous partagerons. Erst seit ihm fand die von Osten oder Westen gegen die deutsche Nation herandringende Macht nicht mehr zufällig einmal, sondern in jedem Falle und gewis die deutsche Nation in zwei Heerlager zerspalten.

Und wenn es nur blos das gewesen wäre! Aber es war mehr. Ein anderes Princip noch lauerte im Hintergrunde: der eigentliche Fridericianismus, das ist das Princip endloser Eroberung. Friedrich hatte die unglücklichen Länder, die das Geschick seinem Willen unterworfen, den Staat Preußen, wie er aus seinen Händen hervorging, zu einer Eroberungsmaschine gemacht. Er hatte beinahe ein halbes Jahrhundert gewaltet in diesem Sinne, und fünfmal die Maschine zu diesem Zwecke angespannt, überhaupt so oft, als er die Mittel vorhanden glaubte, die den Krieg ihm möglich machten. Dieses halbe Jahrhundert hatte, zumal durch den Erfolg, seinem Staate den Charakter unaustilglich eingeprägt. Der Fridericianismus, das Princip der Eroberung, des Herstürzens in voller Rüstung über den nicht gerüsteten Nachbar, konnte fortan schlummern oder doch scheinbar schlummern; aber er lebte. Friedrich war alt. Von ihm war in den letzten Jahren ein Ausbruch nicht mehr zu befürchten. Aber wenn auch selbst die Persönlichkeit seines Nachfolgers die volle Garantie gab, daß er zum activen Fridericianismus nicht die erforderliche Energie besaß: so war das kein Grund zu hoffen, daß mit Friedrich auch sein Princip ins Grab gelegt werden würde. Eben so wie physische Krankheiten: so können auch moralische eine und selbst mehrere Generationen überspringen. — Dies Princip bedurfte dann der Objecte, die es erobern wollte. So hatte es klar und deutlich Maria Theresia voraus verkündet (man vgl. oben Seite 424), und diese Weissagung der hohen Frau hätte, vor allen Dingen im eigenen Hause, niemals untergehen sollen. Friedrich selber hat sich von seiner Seite, zur Ergänzung dessen, was Maria Theresia 1778 niederschrieb, im selben Jahre über seinen Vernichtungsplan wider Oestreich gegen seinen Bruder Heinrich offen ausgesprochen. Dies Princip war da. Es blieb.

Doch kehren wir zurück zu den Consequenzen des fridericianischen Principes im Innern.

Alle Maßregeln des Königs im Innern seiner Länder waren nur berechnet auf den einen großen Zweck: Geld zusammen zu bringen zum Kriege gegen Oestreich. Daraus entsprang der unsägliche Druck, die unsägliche Bevormundung, das Auspressen und Ausdrücken bis zur völligen Trockenheit. Der König verglich seine Thätigkeit mit derjenigen der Ameisen, die im Sommer sammeln, was sie im Winter verzehren. Aber es war das ein großer Unterschied. Die Ameisen sammeln ein nur durch Fleiß und Thätigkeit. Friedrich lähmte den Fleiß und die Thätigkeit seiner Unterthanen durch seine unzähligen Verbote. Seine Zölle, seine Monopole trieben den Fleiß und die Thätigkeit vieler seiner Unterthanen auf die verderblichen Bahnen des Schleichhandels, des Luges und des Truges, in die Schule aller Laster.

Wußte der König nichts von dem traurigen Zustande, in welchem sich die unendliche Mehrzahl seiner Unterthanen befand? Es ist nicht anzunehmen, daß, seitdem der Finanzrath Ursinus in Spandau die Karre schob, ferner noch, wie der König sich ausdrückte, die Canaille in der Insubordination verharrt hätte, eine andere Meinung aussprechen zu wollen, als er. Sie schwieg. Nur einer durfte seine Stimme erheben. Es war der Minister Herzberg. Er redete in der Akademie der Wissenschaften vor den gelehrten Häuptern, die von dem Aberglauben des armen Volkes täglich aßen und tranken, über das blühende Glück dieses Landes, und die gelehrten Häupter winkten Beifall dem Minister, der seinerseits aß und trank von dem Aberglauben des Königs. Beide Theile waren bemüht, diesem so nützlichen, so ersprießlichen Aberglauben stets neue Nahrung zuzuführen. Darum redete Herzberg in der Akademie der Wissenschaften nicht wie die Dinge in Wahrheit lagen, sondern wie sie gelegen haben würden, wenn das System des Königs, statt von Grund aus verderblich zu sein, in Wahrheit nützlich und heilbringend gewesen wäre.

Am letzten Geburtstage des Königs, dem 24. Januar 1786, berichtete Herzberg in dieser Akademie: „Das Reich ist im blühenden Zustande, ohne Vermehrung der Lasten, mit wohlbezahltem Civil- und Militär-Etat, mit angefülltem Schatze, frei von allen Schulden. Das Geld hat sich so vermehrt, daß die Zinsen von 6 auf 4 Pro-

cent gefallen sind, ja auf $2^1/_2$, da die Bank nicht mehr zahlt. Der Preis der liegenden Gründe ist gestiegen. Die Fabriken sind im blühenden Zustande: sie verfertigen im Jahre für mehr als 30 Mill. Thaler Arbeit. Der Handel hat nicht nur die Bilanz für sich, sondern liefert einen sehr ansehnlichen Ueberschuß an Gelde. Endlich lebt das gemeine Volk und der Landmann im Wohlstande, indem der König jährlich mehr als 3 Mill. Thaler als Geschenk hergibt. Ein jeder kann aus diesem glücklichen und wahren Bilde, das seine Augen ihm bestätigen, urtheilen, wie irrig die Schilderung der Verheerung und des Elendes ist, welche man an die Stelle zu setzen gewagt hat."

Also man hatte es doch gewagt! Wir haben uns mithin nach einer solchen Schilderung umzusehen, nicht wie wir sie in unserer Zeit entwerfen würden, sondern wie sie damals, ein Jahr später entworfen worden ist [1]).

„Eine ungeheuer große Menge von Menschen aus allen Ständen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, Jung und Alt, Ausländer und Inländer laufen im Lande umher, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, erbitten, erbetteln, ertrotzen, erschimpfen, erdrohen, erstehlen sich den nöthigen Lebensunterhalt. Krüppel, Lahme, kleine oder kranke Kinder 2c. werden von gesunden und starken Menschen, die mit ihnen verwandt sind, oder sich zu ihnen gesellt haben, geführt, getragen, geschleppt oder auf Schubkarren umher gefahren. Ein sehr großer Theil dieser Menschen besteht aus abgedankten Soldaten, die mitunter auf ihren König und das Vaterland schimpfen, daß sie, nachdem, wie sie sagen, sie ihre Haut und ihre Knochen zu Markte getragen haben, nunmehr darben und betteln müssen, ferner aus Soldatenweibern und Soldatenkindern. Die Menge dieser umher streifenden Menschen und ihr Ueberlauf ist so groß, daß durch ein Dorf, zumal, wenn es an der Landstraße liegt, zuweilen dreißig bis vierzig und noch mehr tagtäglich durchpassiren, und von Haus zu Haus, oder dahin gehen, wo sie etwas zu erhalten hoffen oder wissen, und dort um ein Almosen ansuchen. Man muß bedenken, daß die nämlichen Leute nicht zu oft in einem und demselben Orte wieder erscheinen, und dann

[1]) Berliner Monatsschrift von 1787. 2. Stück.

kann man sich einigen Begriff von ihrer Anzahl machen. Manche kommen alle Jahre nur einmal in eine Gegend, andere noch seltener, nachdem der Kreis ihrer Wanderschaft größer oder kleiner ist."

Der Verfasser desselben Aufsatzes behauptet: er wisse nach einer zuverlässigen Erfahrung, daß ein gewisser Bauer in einem Dorfe an der Landstraße fast eben so viel Brotkorn auf die Bettler, wie auf seine Familie und seinen großen Hausstand rechnen müsse. Der wackere Herr von Rochow auf Rekahn, der sich durch seine Fürsorge um die Bildung des Volkes wahren und unsterblichen Ruhm erworben, berechnete die jährliche Abgabe des Landes an die Bettler auf zwei Millionen Thaler. Wir wissen nicht zu sagen, ob die Summe zu hoch oder zu niedrig gegriffen sei. Es war Thatsache, daß außer den Spitälern in Berlin der dreizehnte Mensch von Almosen lebte oder genöthigt war beim geringsten Zufalle seine Zuflucht zu denselben zu nehmen [1]).

Das Land, welches also durch Elend und Bettelei vor allen anderen deutschen Ländern ohne Ausnahme hervorragte, war die Kurmark Brandenburg. Wir heben dies hervor, um nachher darauf zurückzukommen.

Es könnte nun doch scheinen, als müßte von solchen Berichten die officielle Zusammenstellung durch einen Minister, der das Ganze überschaut, immer eine höhere Glaubwürdigkeit verdienen, als die Berechnungen eines Privatmannes, selbst auch wenn diese, wie hier, keineswegs das Gepräge des Uebelwollens gegen die Regierung oder eine Person derselben an sich tragen. So allerdings könnte es scheinen, wenn die Berichte des Ministers Herzberg ihrerseits den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich trügen. Allein eben diesen haben sie nicht. Es ist derselbe Minister Herzberg, der von demselben Jahre 1786 berichtet: die Nationalproduction der preußischen Fabriken betrage 34 Mill. Thaler, für 1785 nur 30 Mill. Thaler. Es ist derselbe Minister Herzberg, der ausdrücklich hervorhebt, daß die gesammte Production der Länder des Königs von Preußen 40 Mill. Thaler betrage, mithin für Korn, Holz, Salz u. s. w. nur 6 Mill. Thaler rechnet. Wir haben früher dargethan, daß demnach, wenn alles für

[1]) Mirabeau u. Mauvillon I. 414.

Herzbergs Angaben günstig berechnet wird, ein Unterthan des Königs von Preußen durchschnittlich das Jahr hindurch von noch nicht einem Thaler habe existiren müssen. Ein Mann, der solche Ungereimtheiten niederschreibt, der solche Ungereimtheiten mit Zahlen belegt seinem Könige vorbringt, hat auf Glaubwürdigkeit irgend welcher Art auch nicht den leisesten Anspruch. Die Tendenz vielmehr liegt klar vor Augen. Weil der König Friedrich II. glaubte, daß in Fabriken das Heil seines Staates bestehe, das heißt, daß durch Fabriken Geld und Menschen zu seinen Kriegszwecken sich vermehren: deshalb reichte ihm sein Minister Herzberg derartige Tabellen ein, deren Unwahrhaftigkeit der König zu durchschauen nicht im Stande war.

Diese Anklage gegen Herzberg ist nicht neu. Sie ist von Mirabeau sofort nach dem Tode des Königs erhoben und aller Welt offen dargelegt. Herzberg kannte diese Anklage. Er empfand es tief, sagt ein ihm ergebener Mann [1]), daß seine so oft dargelegte Vorstellung von dem hohen Wohlstande und dem Glücke des preußischen Staates, wie es durch Friedrichs II. weise Regierungsanstalten bewirkt sei, als auf ganz falschen Angaben beruhend geschildert ward. Herzbergs patriotische Anhänglichkeit war so groß, sagt dieser ihm ergebene Mann, daß eine Behauptung von solcher Art ihn eben so sehr schmerzte, als der bitterste persönliche Angriff. Wir begreifen völlig diesen Schmerz. Denn es handelte sich in diesem einen Falle ja nicht mehr um einen unverschuldeten Irrthum, sondern um etwas ganz Anderes, um eine Anklage der schwersten Art. Allein was that denn nun Herzberg? Er gab, fährt Dohm fort, seinen Unwillen über das Werk von Mirabeau in seiner nächsten Vorlesung in der Akademie zu erkennen und versprach umständlich zu beweisen, wie jenes Werk nur auf grundfalschen und verdrehten Thatsachen und Schlüssen beruhe. Die Akademiker hörten das an. Wenn in einem dieser gelehrten Herren ein sehr gelinder Zweifel hätte wagen wollen sich zu erheben: so konnte der Herr dieses Zweifels ihn niederdrücken mit der vollen Beruhigung des Gewissens, daß es nicht seine Aufgabe sei, dem Minister zu widersprechen. Die gelehrten Herren nahmen das Versprechen des Ministers Herzberg mit stummer Anerkennung

[1]) Dohm V. 422.

hin. Aber dann die That? Ueber diese fährt Dohm fort, wie folgt. Herzberg, sagt er, war zu dieser Beweisführung auch fest entschlossen; allein seine Geschäfte, und nachdem er dieselben niedergelegt, der Mismuth, in welchem er seine letzten Lebensjahre verbrachte, ließen ihn nicht zur Ausführung seines Vorsatzes kommen.

Der König ist seinen Täuschungen nie entrissen worden. Seit einer langen Reihe von Jahren lag es jedem Beobachter vor Augen, was aus dem Gesindel wurde, das man Colonisten nannte. Friedrich II. beharrte in seiner Meinung, daß diese Colonisten eben so viele Muster seien für seine übrigen Unterthanen. Er schreibt es ausdrücklich noch 1776 vor,[1] die Colonisten nicht einzeln anzusetzen. „Es müssen mitten unter dem groben und bunten Zeuge gleich ganze Dörfer und Colonien angelegt werden, die ganz allein wohnen und ihre Nahrung und Gewerbe für sich treiben, damit das hiesige Volk um so besser sieht und gewahr wird, wie jene sich einrichten und wirthschaften. Wenn sie sodann Nutzen davon sehen: so werden sie nach und nach auch sich schon gewöhnen, die fremden Leute nachzuahmen, und fleißiger und ordentlicher zu werden. Gleich im Anfange ist solches wohl nicht zu erwarten; aber mit der Zeit werden sie wohl klüger werden und begreifen lernen, welchen Nutzen und Vortheil Fleiß und Industrie gewähren." So spricht der König, während die Colonisten, deren Fleiß er rühmt, lebten und starben als Vagabunden, als ein Schrecken aller Umwohner.

Die wesentliche Triebfeder dieses Colonistensystems war die Populationstheorie. Auch in dieser war der Minister Herzberg des Königs gläubiger Schüler, und umgekehrt. Es ist ausgemacht, sagt Herzberg, daß in der Menge der Menschen die Kraft eines Staates beruht. Demgemäß durfte der preußische Staat bis 1786 in der Population nicht zurückgeblieben sein: er mußte mehr Fortschritte gemacht haben, als andere. Auch darüber baute Herzberg seine Tabellen auf, und goß vermöge derselben Glanz und Ruhm über die Regierung seines Königs. Wir haben seine Tabellen[2] zu vergleichen mit denjenigen eines andern Forschers jener Zeit.

[1]) Preuß: Urkundenbuch IV. 193. — [2]) Mir. u. Mauv. I. 478. Wir bemerken, daß es die zweite Auflage ist.

Nach Herzberg:		Nach Mirabeau-Mauvillon:
Zahl der Einwohner bei der Thronbesteigung	2,585,000 M.	2,800,000 M.
Schlesien brachte	1,300,000 M.	1,300,000 M.
Ostfriesland	100,000 M.	100,000 M.
	3,985,000 M.	4,200,000 M.

Dazu kam im Jahre 1772 Westpreußen mit einer halben Million. Nun hätte nach der natürlichen Vermehrung, wie Herzberg den Maßstab derselben annimmt, die Zahl der Menschen unter der Regierung Friedrichs steigen müssen auf 6,943,520 M. Nach dem Maßstabe, den Mirabeau und Mauvillon zu Grunde legen, auf 6,464,000. In Wahrheit betrug die Bevölkerung im Jahre 1786 — 5,450,000 M. Mithin findet eine Differenz statt von je 1,493,000 M. oder 1,014,180 M., um welche die wirkliche Vermehrung der Menschen zurückblieb hinter derjenigen, welche die Rechnung nach dem angenommenen Maßstabe der Natur zu fordern schien. Man beachte, daß Herzberg von einer geringeren Zahl ausgeht, als seine Gegner, daß dagegen seine imaginäre Zahl für 1786 bedeutend höher ist, als die seiner Gegner. Bei dieser imaginären Zahl ist indessen von beiden Theilen der Verlust durch die Kriege nicht in Anschlag gebracht. Angenommen nun selbst, daß dieser große Ausfall auf Rechnung des Krieges zu schreiben sei: so sind auf der anderen Seite auch die Colonisten und angeworbenen Söldner aus dem Reiche und sonst woher nicht mitgerechnet. Herzberg schlug die Zahl der bis 1785 ins Land gezogenen Colonisten auf 215,000 Seelen an. Außerdem hat der König durch Bewilligung großer Vortheile viele andere Fremde ins Land gezogen. Mithin würde, wenn der Krieg so viele Menschen verschlungen, wie jene Differenz angibt, die wirkliche Bevölkerung der preußischen Länder im Jahre 1786 hinter der imaginären dennoch um die ganze Summe der Eingewanderten zurückstehen.

So viele Menschen indessen hat der Krieg nicht verschlungen. Wir legen kein Gewicht auf die Rechnungsweise des Königs selbst, der hier wie überall mit runden Zahlen sehr oberflächlich und leicht zu Werke geht. Seine Rechnung [1]) für seine Länder bringt nur einen Verlust von 213,000 Menschen heraus. An den mittelbaren Verlust

[1]) Oeuv. V. 230.

denkt er augenscheinlich nicht. Mirabeau und Mauvillon verfahren genauer und vervierfachen die Zahl. Die Steigerung liegt offenbar im Interesse der Populationstheorie des Königs und Herzbergs. Je höher die Zahl derer ausgebracht wird, welche der Krieg verschlungen: desto eher kann von einem Steigen der Bevölkerung in der Vergleichung die Rede sein. Und doch bleibt bei der Annahme des Verlustes von reichlich 800,000 Menschen, wie es Mirabeau und Mauvillon berechnen, noch ein bedeutendes Deficit gegen die natürliche Vermehrung.

Das Ergebnis ist, daß der preußische Staat beim Tode des Königs mindestens eine halbe Million Menschen weniger enthielt, als er, mit Rücksicht auf den Verlust durch die Kriege, nach der naturgemäßen Vermehrung hätte haben müssen. Wenn mithin nicht einmal die gewöhnliche Menschenzahl erreicht wurde: so kann von einem ungewöhnlichen Steigen der Bevölkerung noch viel weniger die Rede sein.

Der Grund, um deren willen die Bevölkerung nicht stieg und nicht steigen konnte, liegt sehr nahe. Es war der nagende Wurm einer in aller Beziehung überspannten, regulirenden, fiscalischen, inquisitorischen Staatsverwaltung. Nicht blos ward die natürliche Population gehindert: die Menschen flohen. Seit der Besitznahme von Westpreußen im Jahre 1772 bis zum Tode des Königs traten aus diesem Lande allein an Cantonisten und anderen Unterthanen 10,219 Menschen aus [1]). Auswanderung nach Amerika kannte man nicht. Sie begaben sich in andere nah gelegene Länder, in denen sie einer milderen Regierung sich zu erfreuen hoffen durften: nach Rußland oder Polen.

Herzberg indessen verkündete dem Könige und der Welt: das gemeine Volk und der Landmann leben im Wohlstande. Dasselbe Volk, für welches de la Haye de Launay sorgte, indem er von dem Gedanken ausging: das Volk ißt kein Fleisch, und deshalb nur für nöthig hielt, ihm Brot und Covent, den Spülicht von der Braupfanne, übrig zu lassen. Herzberg mochte diese Dinge kennen. Er gibt uns einen anderen Grund des Wohlstandes an: der König verschenkt jährlich an drei Mill. Thaler.

Es ist eine unerhörte Quelle des Wohlstandes der Unterthanen, die aus der Freigebigkeit des Souveräns entspringen soll. Woher

[1]) Mir. u. Mauv. I. 257.

denn nimmt er die Mittel zu seiner Freigebigkeit, als von dem Volke? Zunächst nun schenkte der König auf Kosten des Volkes, welches zahlte, dem Junkerthume, das nichts zahlte. Indessen, er schenkte in einigen Provinzen etwas auch dem Volke. Ob diese Schenkungen Segen brachten? Noch niemals hat geschenktes Brot die Thatkraft der Menschen belebt und gespornt, sondern nur das erworbene, der Lohn der eigenen Arbeit. Aber freilich, was der König schenkte, war im Ganzen sehr bedeutend. Wir haben es zu vergleichen mit dem, was er durch de la Haye de Launay einnahm.

Dieser Finanzkünstler vertheidigte [1]) sich später vor Friedrich Wilhelm II.: „Ich habe während der zwanzig Jahre meiner Wirksamkeit dem preußischen Staate sehr nützliche Dienste geleistet. Nach Abzug aller Unkosten habe ich über das Einkommen, das zur Grundlage meiner Berechnung gedient hat, einen Mehrertrag eingeliefert von 42,718,656 Thaler. Dabei hatte ich einen größeren Theil derjenigen Abgaben, aus welchen früher das Einkommen entstand, deshalb eingebüßt, weil diese Artikel verboten waren." Der König nun hat in der ersten Zeit nach dem siebenjährigen Kriege jährlich zwei Millionen verschenkt. Später erhöhte sich diese Summe, bis sie, wie Herzberg sagt, in den letzten Jahren auf drei Millionen stieg. In Allem rechnet man vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode des Königs an fünfzig Mill. Thaler, die er schenkte, mithin acht Mill. Thaler mehr, als Launay nach seiner Berechnung dem Könige eingebracht haben wollte. Was denn war das Ergebnis dieser Schenkungen?

Wir sehen zwischen diesen Schenkungen und dem Wohlstande der Länder ein umgekehrtes Verhältnis. Diejenigen Provinzen erhielten sich am kräftigsten, denen der König am wenigsten schenkte: es waren die westfälischen. Der Kurmark dagegen schenkte der König in den letzten vier Jahren reichlich $3^1/_3$ Mill. Thaler, fast dreimal so viel, als Schlesien in derselben Zeit erhielt und drei Achtel dessen, was er überhaupt in dieser Zeit verschenkte [2]). Der Erfolg lag zu Tage. Nirgends auf deutschem Boden erreichte die Bettelei eine so erstaunliche Höhe, wie in der Kurmark Brandenburg.

[1]) Sr. M. dem Könige dargelegte Rechnung des G. Finanzrathes de la Haye de Launay p. 259. — [2]) Mir. u. Mauv. I. 469.

Warum ließ der Mann, der so augenscheinlich sich angelegen sein ließ, etwas für das Volk zu thun, nicht der Thätigkeit desselben freien Raum? Sein Geben war vielleicht eben so schädlich wie sein Nehmen. Aber so hing es zusammen mit der innersten Natur Friedrichs, mit der Grundanschauung seines Lebens. Glauben an die moralische Kraft der Menschen hatte er nie gehabt. Und weil er diesen Glauben nicht hatte: so konnte auch in ihm der Gedanke nicht erwachen, daß sein Schenken, nicht seiner Absicht nach, aber durch den Erfolg die moralische Kraft der Menschen ertödte. Diese sittliche Lähmung durch das Geben freilich lag nicht so offen vor Augen, als der Druck durch das Nehmen. Wir wiederholen es: der nagende Wurm einer in allen Beziehungen überspannten, regulirenden, fiscalischen, inquisitorischen Staatsverwaltung machte die Länder unglücklich.

Die Menschen duldeten still. Dennoch sind sie nicht so verschwiegen, daß nicht häufig aus der gepreßten Brust Seufzer emporstiegen, die selbst bis nach Sanssouci hinauf drangen. „Worüber klagen wohl die Menschen?" pflegte dann der König zu sagen. „Ich habe während meiner ganzen Regierung keine neue Auflage angeordnet" [1]. Die Last seiner drückenden Monopole und was alles damit zusammenhing, was alles die Aufrechthaltung dieser Monopole bezweckte, erschien ihm nicht als eine neue Auflage. Dagegen gewährte er einem jeden die Freiheit über Religion und Kirche zu philosophiren nach seiner Art, und für diese Freiheit war man nicht einmal dankbar.

Und doch hätte der König in seinen späteren Jahren an der Wirkung seiner eigenen Maßregeln mit dem Monopole des Kaffees erkennen können, was denn eigentlich seine Unterthanen drückte. Im Jahre 1780 machte er den Kaffeeverkauf völlig zu seinem Eigenthume. Das Pfund Kaffee kostete in Hamburg damals 6—7 Schilling; demnach kam das Pfund in Berlin auf $4^3/_4$ ggr. Der König verkaufte dieses Pfund in gebranntem Zustande zu 24 Loth für einen Rthlr. Arme Leute sollten überhaupt keinen Kaffee trinken, meinte er. Sie könnten sich an Biersuppe halten; denn auch er sei damit auferzogen. Nur derjenige, welcher 20 Pfund auf einmal

---

[1]) Mir. u. Mauv. II. 317.

kaufen könne, erschien durch sein Vermögen als berechtigt zum Kaffeetrinken, und erhielt mit seinem Kaffee zu 9 ggr. für das Pfund einen Brennschein. Die Geringeren mußten den vollen Preis des Königs zahlen. Um dies zu controliren, gingen bei Tage und bei Nacht auf den Gassen besondere Angestellte umher, die man amtlich Schniffeler nannte. Sie schniffelten, wo Kaffee gebrannt wurde, drangen zu jeder Zeit und Stunde in jedes Haus und forderten den Brennschein. War ein solcher nicht da: so diente eine dreijährige Festungsstrafe zur Belehrung des Unglücklichen, der nicht einsah, daß er als Armer kein Recht zum Kaffeebrennen habe. Zu diesem Geschäfte des Schniffelns wurden 400 Invaliden abgerichtet. Es gab nicht wenige wohlmeinende Leute, die in dieser Einrichtung des Königs, wie überhaupt in der Kaffeeregie, einen neuen Beweis von der Staatsklugheit des Königs erblickten und lobpreisend den neuen Ruhm in die Welt verkündeten [1]).

Nun erst stieg der Schleichhandel zu einer entsetzlichen Höhe. Der Zustand war unhaltbar. Der König sah sich genöthigt, den ungeheueren Aufschlag zu ermäßigen. Sofort trat der Erfolg vor Augen. Im Jahre 1784 war nach den amtlichen Listen $2^1/_5$ Mill. Pfund Kaffee eingeführt. Im Jahre 1785 nach Herabsetzung der Auflage $6^1/_2$ Mill. Pfund. Für den ersten Betrag hatte der König rein eingenommen 565,000 Thaler, für den zweiten nach Herabsetzung seines Zolles 700,000 Thaler, also 135,000 Thaler mehr [2]). Hat denn der Kaffeeverbrauch in einem Jahre um das Doppelte zugenommen? Dies wird Niemand behaupten. Näher liegt die Annahme, daß der Schleichhandel um so viel abgenommen habe. Auch liegt es uns fern, die Mehreinnahme von 135,000 Thaler als den eigentlichen Gewinn anzusehen. Unendlich wichtiger war die Thatsache, daß 4 Mill. Pfund Kaffee weniger geschmuggelt wurden. Die moralischen Folgen sind hervorzuheben, nicht der Geldgewinn.

Ob diese Erfahrung auf den König Eindruck machte? Wir wissen nicht es zu sagen. Er hätte kaum einer solchen augenfälligen Erfahrung bedurft, um zur Erkenntnis zu kommen, wohin sein System

[1]) Preuß. III. 29. — Schlözer Briefwechsel Heft 46. p. 211. — [2]) Mir. und Mauv. II. 59.

führe, wenn nämlich seine Grundansichten einer Aenderung fähig gewesen wären. Die ganze Geschichte seiner unseligen Regie legte ihm von einem Jahre zum anderen vor Augen, was davon komme. Er kannte sie durch und durch. De la Haye de Launay berichtete nur an den König selbst, und Friedrich überrechnete alles selbst bis zum Groschen und Pfennig. Das Ergebnis war: Verminderung der Einnahmen, vor allen Dingen von den Zöllen, Jahr auf Jahr [1]).

Suchte der König den Grund da, wo er lag? Er fand einen anderen [2]). „Wegen des Mangels an Ordnung und Strenge gegen die Angestellten", sagt er, „bleibt dieser Zweig meiner Einkünfte immer im Rückstande. Die unteren Angestellten taugen der Mehrheit nach nichts. Man muß den ersten Schuldigen, den man trifft, auf die Festung schicken. Das wird die Anderen schrecken und ist ein besseres Mittel, als ein Dutzend nur entlassen." Indessen die Sache wird nicht besser. Launay zeigt dann und wann Neigung, auch den Adel — ich gebrauche dies officielle, für die östlichen Länder Friedrichs indessen kaum berechtigte Wort — der grausamen Regie zu unterwerfen [3]). Das indessen leidet der König nicht. So sehr er des Geldes für seinen Kriegesschatz bedarf, eben so sehr bedarf er des Selbstgefühls in seinen Junkern. Darum muß der Adel durchaus frei sein. Nur die Anderen sollen zahlen. Mit Eifer drängt der König immer im Voraus auf die Rechnungsablage. Sie bringt kein günstiges Ergebnis. Es ist unleugbar, daß nicht blos für einmal, nicht blos durch Umstände veranlaßt, die sich nachweisen lassen, sondern in beständigem, stetigen Rückschritte die Einnahmen von Jahr zu Jahr sich mindern [4]). So spricht es der König aus 1782. Wie soll man das ändern? Wie davon sich erholen? — Bis dahin haben die Angestellten Tantiemen erhalten. „Die Vertheilung derselben hört auf, und dies Geld will ich in meine Cassen gezogen wissen", sagt der König.

Auch das reicht noch nicht hin. Der König prüft den Stand der Regie. Es sind zu viele Angestellte da, sagt er 1783, und sie genießen zu hoher Einkünfte [5]). Zunächst muß die Zahl der Personen

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 11. — [2]) a. a. O. p. 27. nr. 47. — p. 29. nr. 51. — [3]) a. a. O. p. 36. nr. 76. nr. 80. — [4]) a. a. O. p. 57. nr. 128. — [5]) a. a. O. p. 59. nr. 134. 135.

vermindert werden, dann die Besoldungen. „Da erhalten die Controleure in Berlin 200 und 100 Thaler. Das ist zu viel. 80 Thaler für jeden derselben reichen hin. Wenn sie sich durch Eifer und Unbestechlichkeit auszeichnen, so will ich ihnen 20 bis 30 Thaler mehr bewilligen." Man erwäge, daß der König hier den Angestellten dasjenige nimmt, was sie bis dahin gehabt haben, was man ihnen bei und nach der Anstellung zugesichert hat. Aehnlich steht es mit Anderen. „Seit 1778 haben die Zölle in Westpreußen fast nichts mehr aufgebracht, und doch wollen die Angestellten Tantiemen, die man ihnen mit reinem Verluste bezahlen würde!" Der König erklärt: er könne bei der stetigen Verminderung der Einnahme die Dinge nicht länger auf diesem Fuße lassen. Er meint, daß man in Pommern und Ostpreußen mit gutem Gewissen die Hälfte der Angestellten entlassen könne [1]). Dasselbe ergibt sich ihm für die anderen Provinzen. „Ich will nicht meine Einkünfte mit den Angestellten theilen", erklärt er [2]). „Ich nehme von Accise und Zoll nicht sieben Millionen ein", sagt er, „und die Erhebungskosten sind 800,000 Thaler. Das ist zu viel. Ich will sie herabdrücken auf 600,000 Thaler." Indessen beruhigt er den de Launay [3]). Nicht dieser Franzose mit 20,000 Thaler jährlich soll darunter leiden. Er soll alles behalten, und wenn er gute Ordnung hält, noch mehr haben; aber die Anderen, die Subalternen haben zu viel. De Launay wagt es, eine Erhöhung der Zölle am Rheine vorzuschlagen [4]). Der König genehmigt sie nicht. „Man schlägt ja doch schon den Landweg ein," sagt er, „denn alle Regierungen dort verlangen Zoll; aber wir können daran nichts ändern. Wir können nur unsere Angestellten überwachen; denn Directoren, Commis, kurz Alle dort betrügen" [5]).

Sollte der König Friedrich in Wahrheit gedacht haben, daß sein Verfahren gegen die unglücklichen Angestellten ehrlich sei? —

Nachdem der König diese Dinge lange überlegt, tritt er endlich am 25. Juni 1783 damit hervor [6]). Er selbst hat die Gehaltssätze ermäßigt. Er betont, daß es eigenhändig von ihm geschehen sei. Die Ermäßigung sollte 150,000 Thaler bringen. Also geschah es.

---

[1]) a. a. O. p. 64. nr. 139. — [2]) a. a. O. nr. 141. — [3]) a. a. O. p. 69. nr. 144. — [4]) a. a. O. p. 67. — [5]) a. a. O. p. 74. nr. 153. — [6]) a. a. O. p. 72. nr. 150.

Auch fernerhin bis in die letzten Tage des Lebens war die Erhöhung dieser Einkünfte der Gegenstand der Sorgfalt des Königs. Das war die Regie, die lähmende, vernichtende, der Brunnquell unendlichen Jammers und wüster Immoralität.

Auch die anderen Eingriffe in die Privatrechte der Menschen stiegen von Jahr zu Jahr. Im November 1783 erscheinen dem Könige die Kornpreise zu hoch. Es ist viel Getreide durch Berlin gekommen, sagt er: es kann also nicht anders sein: die Kornhändler haben dasselbe aufgeschüttet, und gedenken damit zu wuchern. Es müssen mithin sofort in der Stadt die Anstalten getroffen werden, um eine Visitation zu halten und nachzusehen. Dann müssen die Kornhändler angehalten werden ihre großen Vorräthe auf dem Markte zu billigen Preisen zu verkaufen. Der Polizeidirector hat schon die nöthigen Weisungen empfangen. Auf dem Lande müssen ebenfalls die Kornvorräthe untersucht und die Beamten und Landleute dahin angewiesen werden, daß sie mehr zufahren [1]).

Der Erfolg eines solchen Systemes der entsetzlichen Willkür lag aller Orten vor Augen. Von einem eigentlichen Handelsstande, einem kaufmännischen Wesen konnte unter Friedrich II. nach der langen Dauer seiner Misregierung nicht mehr die Rede sein. Derselbe Grundzug ging durch alle Zweige, und darum lagen alle gleichmäßig darnieder. In der ersten Hälfte der Regierungszeit hatte Schlesien jährlich $1^1/_2$ Mill. Wollenwaaren verkauft. Im Jahre 1777 betrug der Umsatz nur noch für eine Million [2]). Aehnlich war es mit den einstmals blühenden Erwerbszweigen aller Provinzen. Die lähmende Wucht des königlichen Regierungseifers erdrückte alles. Es gab in den preußischen Ländern keinen reichen Kaufmann mehr, keinen Fabrikanten, der im Stande gewesen wäre, eine Unternehmung aus sich selbst, ohne Monopol und Unterstützung anzufangen [3]). Nur einige Münzjuden hatten durch das mit dem Könige Friedrich II. zur Zeit des siebenjährigen Krieges gemeinsam betriebene Geschäft der Münzfälschung sich Reichthum erworben.

Auch entging der Zustand selbst, trotz Herzberg, dem Könige nicht so völlig, wenn er auch über die Ursache sich nicht klar wurde.

[1]) Preuß: Urkundenbuch III. 300. — [2]) Mir. u. Mauv. II. 395. — [3]) a. a O. 397.

Er philosophirte sich auch darin zurecht. „Wenn das Volk zu leben hat ohne Elend," meint er [1]), „und der Staat sich vertheidigen kann: so ist unser Verhältnis zu den großen Mächten ähnlich wie dasjenige von Sparta zu dem Großkönige. Die Schweden und wir, wir befinden uns in dieser glücklichen Mittelmäßigkeit, und ich gestehe, daß ich sie den wunderbaren Summen vorziehe, welche die Engländer, Holländer und Franzosen besitzen. Die rechte Mittelstraße ist das Beste in der Welt. Es ist schwer diese zu bewahren, und die Täuschungen, die sich zur Begierde gesellen, wenden uns oft von diesem Wege, um uns in Verwirrung zu bringen. Das hindert nicht, daß man nicht wohl daran thäte, Manufacturen anzulegen und Wüsteneien durch Arbeit gewinnen zu lassen. Das ist eine gute Handlung; denn die Arbeit ist der sicherste Wächter der Tugend."

Und diese Manufacturen legte er noch immer an, oder, um es richtiger zu sagen, er zwang seine Unterthanen, sie anzulegen.

Er findet auf dem Rapportzettel, daß ein Leipziger Oblatenhändler angekommen sei. Sofort erfolgt der Befehl, die Leipziger Oblaten zu verbieten, und fortan die Oblaten im Lande selbst zu machen 1781. Kleine Heiligenbilder haben in den katholischen Gegenden großen Absatz. Man muß sich erkundigen, befiehlt der König, welche Heiligen die Leute am liebsten haben. Die muß man machen [2]). — Der Befehl ward gegeben. Ob und wie er dann ausgeführt wurde und ausgeführt werden konnte, lag hinaus über den Gesichtskreis des Königs.

Indessen drängte sich doch wieder der Augenschein auf, daß sein Land arm sei, ärmer als ein anderes. Wenn die Philosophie auch für einmal diese Beobachtung zur Ruhe redete, so kehrte sie wieder. Der König dreht und wendet den Gedanken oft und nach allen Seiten. Er kommt wieder darauf zurück [3]). „Schweden, Dänemark, Preußen sind die ärmsten Länder Europas. Der Handel von England, Holland, Frankreich, Spanien ist so wunderbar, daß der unsrige damit in keiner Weise verglichen werden kann. Die Macht Oestreichs und diejenige Rußlands ist der unsrigen so sehr überlegen, daß wir uns nicht ins Gleichgewicht mit ihnen bringen können." Wenn er selbst einsah, daß das nicht

[1]) Oeuv. XXVI. 485. Jahr 1781. — [2]) Preuß. III. 49. — [3]) Oeuv. XXVI. 487.

möglich war: warum denn schraubte er dem unglücklichen Volke Saft und Blut aus, bis er es doch wieder zu können schien? „Man muß zufrieden sein und sein Glück in sich selber suchen. Namentlich aber muß man suchen genug gelben Koth (boue jaune) und Mittel zusammen zu bringen, um sich gegen seine Feinde zu behaupten.“

Aber woher immer wieder der gelbe Koth, nachdem längst die Sehnen und Nerven bis zum Zerspringen und Vertrocknen angespannt waren? Die Münze des Königs von Preußen war längst verrufen. Kein Fürst gewann am Geldprägen so viel wie er. Er trieb dies höher und höher. Er ließ Scheidemünze ausprägen in ungeheurer Menge. Er überschwemmte in der letzten Zeit seine östlichen Provinzen mit sogenannten Düttchen. Er ließ auf dringende Bitten davon ab; allein die Einnahmequelle war einmal da, und mußte ersetzt werden. Um den Ausfall von vierteljährlich 19,500 Thlr. zu decken, ward ein Jude gegen eben diese Abgabe veranlaßt, Albertsthaler zu prägen und nach Polen abzusetzen [1]). Man sieht, daß nicht blos die Noth des siebenjährigen Krieges den König Friedrich zur Falschmünzerei bewogen hat.

Und doch, er ja durfte nicht mehr hoffen noch einmal in den Fall der Möglichkeit eines Krieges zu kommen. Wohl sang er noch einmal seine Ode an seine confrères de la guerre: für ihn selbst blieb nichts mehr als die Erinnerung, der Rückblick auf sein Leben. War dieser ihm erfreulich.

Wir haben zu sehen, wie er selbst sein Leben anschaute.

Im Jahre 1769 legte Friedrich II. eine Art von Testament nieder [2]). „Es ist die Bestimmung des Menschen zu arbeiten für das Wohl der Gesellschaft. Seitdem ich zur Leitung der Geschäfte gekommen bin, habe ich es mit aller Kraft mir angelegen sein lassen, um nach meiner schwachen Einsicht diesen Staat, den ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit regieren lassen. Ich habe Ordnung und Richtigkeit in die Finanzen gebracht. Ich habe die Armee in der Zucht erhalten, welche sie allen anderen Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nachdem ich also meine Pflicht gegen den Staat erfüllt, würde ich

[1]) Baczko: Geschichte seines Lebens II. 130—133. — [2]) Oeuv. VII. 215.

mir einen ewigen Vorwurf daraus machen, wenn ich vernachlässigte, was meine Familie betrifft."

„Ich gebe willig und ohne Bedauern diesen Hauch des Lebens, der mich beseelt, der wohlwollenden Natur zurück, die mir ihn verliehen, und meinen Leib den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt, und als solcher will ich begraben werden, ohne Prunk und ohne Pracht. Ich will weder secirt noch einbalsamirt werden. Man soll mich zu Sanssouci auf der Höhe der Terrasse begraben in einem Grabmale, das ich mir dort habe erbauen lassen."

Friedrich II. lebte noch 17 Jahre nach diesem Actenstücke.

Er weilt allein auf der Höhe der Terrassen von Sanssouci. Er unterhält noch mit der ihm angetrauten Frau einen Briefwechsel. Derselbe betrifft höchstens die Umstände seiner Gesundheit. Er correspondirt mit seinem Bruder dem Prinzen Heinrich, mit Pariser Philosophen, wie d'Alembert. Er ladet diesen ein, wiederholt. D'Alembert kommt nicht. Weit sicherer ist es für den Jahrgehalt den großen Mann zu preisen aus der Ferne, als ihm nahe zu sein. Eine weite Kluft trennt von dem Oheime den Neffen, von dem Könige den Thronerben. Eine Zeitlang hat Friedrich II. sich gefreut, als sein Neffe dem Unterrichte des Finanzmannes de la Haye de Launay Aufmerksamkeit zu schenken schien [1]). Dies war 1767, der Prinz damals 23 Jahre alt. Friedrich betheuerte, daß dies geschehe zum Wohle der Nachwelt. Zugleich wollte er, daß Friedrich Wilhelm Theil nehmen solle an den Versammlungen der höchsten Departements [2]). Als der Prinz einmal darüber nicht befriedigend antwortete, sagt Dohm, wurde er von da an von der Kenntnis aller Geschäfte ausgeschlossen, und blieb es bis zum Tode des Königs Friedrich II. Man weiß, auf welche Weise der Prinz sich Ersatz gesucht hat, wie sein weiches Gemüth misbraucht wurde von Unwürdigen, wie er dann immer tiefer in Schmutz und Gemeinheit verkam. Es ist nicht unsere Sache das zu erörtern.

Die Seele der Königs ward durchdrungen von dem erblichen Mistrauen seines Hauses gegen den Nachfolger. „Vielleicht gibt es

[1]) Preuß. IV. 187. — [2]) Dohm IV. 566. Preuß: Urkundenbuch III. 21.

Leute in der Welt," schreibt er im September 1776 an Voltaire, „denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verleumden, weil sie glauben, daß ihr Reden darüber den gefährlichen Sprung nach ihrem Wunsche beschleunigen könne. Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder. Vielleicht misbrauche ich das Privilegium zu leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist."

Wenn vielleicht der Prinz so über ihn geredet hatte, sein Neffe, der nicht vergessen haben konnte, in welcher Weise seinem todeskranken Vater von dem Könige Friedrich begegnet war: so schien Friedrich selber vergessen zu haben, in welcher Art er selber einst sich über das Nichtsterbenwollen seines eigenen Vaters zu der Schwester ausgesprochen hatte.

Er hatte Liebe nie gesäet: wie sollte er ernten? Er war allein und verlassen. Er selbst wußte es. Längst schon nannte er sich nicht blos mehr den Philosophen, sondern auch den Einsiedler von Sanssouci. Er konnte Generale und Officiere um sich haben. Warum nicht? Sie erschienen auf Befehl und brachten Rapport. Von denen, welche die Bande des Blutes an den alten Mann hätten binden sollen, setzte längst Niemand mehr seinen Fuß in das öde, einsame Haus.

Die Weltanschauung des Einsiedlers ward trüber. In früheren Jahren hatte er statt der Religion die Eigenliebe zur Grundlage der Moral zu machen versucht. Er hatte sein System aufgestellt und öffentlich verkündet. Anhänger mochte er wenige gefunden haben. Damals hatte er vielleicht noch einigen Glauben an eine sittliche Kraft des Menschen sich bewahrt: in seinen letzten Jahren schwand dieses Ueberbleibsel dahin, und der nackte baare Materialismus gewann völlig die Oberhand. „Ich betrachte", sagt er [1]), „den Menschen wie ein Maschinenwerk, welches den Gewichten und Rädern, durch die es geleitet wird, nothwendig folgen muß. Was man Weisheit und Vernunft nennt, ist blos die Frucht der Erfahrung, welche auf die Furcht oder die Hoffnung wirkt, auf diese beiden großen Triebfedern unserer Handlungen. Für unsere Eigenliebe ist dies freilich ein wenig demü-

[1]) 18. Mai 1782 an d'Alembert.

thigend; aber unglücklicher Weise ist es nur zu wahr." Er philosophirt über die Nichtigkeit des Endlichen, über die Gebrechlichkeit des Menschen. „Alles gibt uns zu erkennen, wie wenig wir sind, und in welche Unendlichkeit wir uns versenken werden. Und in einer solchen Lage haben wir noch die Frechheit uns aufzublähen, uns fast der Gottheit beizugesellen, von Würden, Hoheit, Majestät und hundert anderen solchen Thorheiten zu reden, die jeden anekeln müssen, welcher die Natur des Menschen, seine Eitelkeit, sein Nichts erkennt!" [1])

Es ist vielleicht nicht schwer im Besitze der Allgewalt in solchen Worten der Philosophie sich zu ergehen; aber nach der Analogie aller menschlichen Verhältnisse war es sehr schwer, denselben gemäß zu handeln, auch für Friedrich oder namentlich für ihn.

Aus einer solchen Stimmung des Königs mag das bekannte Wort geflossen sein, welches man ihm beilegt: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen." Die gedankenlose Thorheit der Bewunderer des furchtbaren Mannes hat auch dies Wort sehr gelobt als die Aeußerung einer hohen Seele. Warum das? War der Mann, der also sich äußerte, aus einem anderen Stoffe geformt, als seine Unterthanen? Hatte der Mann, der also sprach, in jener Zeit, wo auch noch an ihm die Reihe des Gehorchens war, auch nur ein einziges Mal dem Vater gegenüber sich so bewiesen, daß er Anspruch hatte auf den Namen eines innerlich freien Menschen? Wenn nicht, welches Recht hatte er eine solche Anklage zu werfen auf die Millionen von Menschen, die er nicht kannte, von denen er nicht wissen konnte, wie viele an wahrem Mannesmuthe und wahrer Menschenwürde ihm überlegen waren? Und nach Allem, was denn hatte dieser Mann, der also scharf und schneidig das Urtheil der Verwerfung über seine Zeitgenossen sprach, in den langen sechsundvierzig Jahren seiner Regierung gethan, um die Menschen emporzuheben aus der Sklaverei, in welcher er sie fand? Wir reden nicht von einer freien Presse, von einer freien Aeußerung der Meinungen, außer denen in kirchlichen und religiösen Dingen, wo alles gestattet war. Die Männer, die innerhalb der Grenzen ihrer Befugnisse und Pflichten anderer Meinung gewesen

[1]) 30. Decbr. 1782.

waren als er, weilten darum und nur darum in den Festungsmauern von Spandau, Friedrich hatte die Canaille zur Subordination gebracht. Fortan herrschte im Lande tiefe Stille. Wenn die Menschen unter ihm Sklaven waren, wie er sie nannte: was denn war er?

Freilich d'Argens und d'Alembert und der ganze andere Troß der Franzosen hatten ja längst ihm gesagt, was er sei: der König der Philosophen und der Philosoph der Könige. Was er auch thun, was er auch sagen mochte: er war von Paris aus seines Lobes und Ruhmes gewis. Als in dem Processe des Müllers Arnold alle Welt sich entsetzte vor dem Eingriffe des Königs in die persönliche Sicherheit der Richter, als sogar die Berliner es wagten, durch Aufmerksamkeiten aller Art vor den mishandelten Richtern ihre Entrüstung kund zu thun: da riefen die Pariser Philosophen dem Könige ihren Beifall zu. D'Alembert verkündete ihm [1]): „Ich höre sagen, daß einige unserer Parlaments-Cannibalen die Strafe sehr strenge finden — denn ein anderes Wort wagen sie doch nicht — welche Ew. Majestät Ihren ungerechten Räthen zuerkannt haben. Ihr Tadel ist ein Lob mehr für Ew. Majestät." Der König sandte als den Apostel seines Ruhmes nach Paris den General-Regisseur de la Haye de Launay. „Dieser preist täglich in Paris die Handlungen der Wohlthätigkeit, der Gerechtigkeit, und wenn ich so sagen soll, der Vorsehung, welche jeden Tag Ihres Lebens erfüllen." So d'Alembert, der Philosoph, an den König. Ob solche Worte diesem die Befriedigung gewährten, die er in sich nicht fühlte?

Wenn er Anderen den Wunsch seines baldigen Todes zuschrieb: so regte sich doch auch in ihm zuweilen selbst der Vergleich, daß es den Todten besser sei, als den Lebenden. Als sein Neffe, der edle Herzog Leopold von Braunschweig, in den Fluthen der Oder ein wahrhaft ruhmvolles Ende fand, schildert der König seiner Schwester seine damalige Lebensanschauung [2]). „Ich bin nun über siebzig Jahre in der Welt," sagt er, „und habe in aller dieser Zeit nur ein sonderbares Spiel des Glückes gesehen, welches eine Menge trauriger Ereignisse mit einigen günstigen mischt. Wir schwanken beständig zwischen vielem Kummer und wenigen Augenblicken der Zufriedenheit. Das

[1]) 29. Febr. 1780. — [2]) Oeuv. XXVII. 1. 351. Jahr 1785.

ist, meine Schwester, das gemeine Geschick aller Menschen. Junge Leute müssen bei dem Verluste ihrer nächsten Angehörigen empfindlicher betroffen werden, als alte. Die ersten fühlen lange den Verlust, anstatt daß die Personen in unserem Alter ihnen bald folgen. Die Todten haben den Vortheil im Schutze zu sein vor allen Schlägen des Geschickes, und wir, die wir im Leben bleiben, sind unaufhörlich solchen ausgesetzt."

Scheint es bei solchen Aeußerungen, als sei die Schärfe und Härte der früheren Jahre von dem Könige gewichen: so fehlt es in diesem Charakter voll Widersprüche, wie der Prinz Heinrich ihn genannt, nicht an anderen Aeußerungen drakonischer Art. Der Staat Friedrichs II. war der ganz persönliche, in welchem alle Beziehungen der Menschen bedingt wurden durch die Cabinetsordres. In den letzten Monaten seines Lebens kam der König auf den Gedanken, daß die Criminaljustiz zu gelinde sei. Der König hat misfällig vernommen, heißt es, daß in Criminalprocessen von den Gerichten nicht scharf genug erkannt wird, besonders in Fällen, wo es ein Menschenleben, wo es die allgemeine Sicherheit auf Land- und Heerstraßen betrifft. „Wenn zwei sich streiten und schlagen und der Eine kommt dabei so zu Schaden, daß er gleich todt bleibt oder doch daran sterben muß: so mag der Andere nun dagegen sagen und zur Entschuldigung gebrauchen, was er wolle: so hilft das alles nichts; denn der eine Mensch ist einmal todt, und der andere als dessen Mörder und der an dessen Tod Schuld hat, muß dafür wieder am Leben gestraft werden" [1]).

Eben derselbe König hatte früher dem Vater eines seiner Officiere, der einen Tambour getödtet, tröstend gemeldet [2]): „Ich habe die nöthigen Maßregeln getroffen, um die Flucht des Schuldigen zu begünstigen." Freilich tadelt er den Officier: „Es ist eine unverzeihliche Unbesonnenheit, leichtsinnig mit dem Leben der Menschen zu spielen. Doch ist keine Bosheit dabei gewesen." Deshalb wird der Officier in ein anderes Regiment gesetzt. Gab es denn für diesen Schützer der Gerechtigkeit ein doppeltes Gesetzbuch?

[1]) Zeitschrift des histor. Vereines für Niedersachsen. Hanover 1852. S. 415.
[2]) Oeuv. XVI. 351.

Der Wechsel der Stimmungen in den letzten Jahren des Königs ward wesentlich bedingt durch sein körperliches Befinden. Der Grund liegt nahe. Die Natur hatte ihn mit einem zähen Körper ausgestattet; aber der philosophische König war seines Gaumens selbst nicht Herr. In der einsamen Oede, zu welcher mehr der launenhafte und unnahbare Charakter des Königs, als sein Wille und seine Neigung ihn gebracht hatten, entwickelte er in sich etwas von der Art des Vitellius. Die Eßgier war die hauptsächliche Ursache der körperlichen Leiden, die lange Jahre den alternden König zerwühlten [1]). Man hatte wohl einmal Vorstellungen gewagt. Als Friedrich auf der Rückkehr aus dem bayerischen Erbfolgekriege 1778 zu Breslau am Magenkrampfe und Kolik litt, wagte es sein Leibarzt Möhsen mit der größten Devotion zu äußern, daß es gut sein werde, wenn Se. Majestät geruhen wollten, sich eine Zeitlang vor dem Parmesankäse zu hüten, bis der Magen durch dienliche Mittel zur Verdauung mehr Kräfte erhalten haben würde [2]). Der Philosoph rief im Zorne mit heftiger Stimme: „Alle Teufel, er will mich reprimandiren. Gehe er fort, ich brauche sein weiter nicht.“ Der Leibarzt war entlassen. Es ist merkwürdig, daß ein Mann in solcher Stellung bei Friedrich II. auch nur den Gedanken fassen konnte, ein solches Wagnis werde ungestraft bleiben.

Der König versuchte es mit anderen Aerzten, mit diesem und jenem. Sie alle scheiterten aus nahe liegenden Gründen. Der König ließ den hannöver'schen Leibarzt Zimmermann kommen, einen zu seiner Zeit sehr berühmten Schwätzer und Gecken. Zimmermann berichtet, daß er dem Könige zu sagen gewagt habe: die Köche seien seine gefährlichsten Feinde. Ein solcher Freimuth der Wahrhaftigkeit ist selbst von einem der neuesten Lobredner [3]) des Königs leise als Prahlerei angezweifelt. Glaubwürdiger dagegen ist von demselben Arzte die Ekel erregende Beschreibung dessen, was der kranke alte Mann auf einmal zu sich nimmt, wie er dann noch an der Tafel einschläft, bis Convulsionen ihn erwecken.

Das Letzte, wofür Friedrich II. Interesse an den Tag gelegt hat, ist sein Hund, um Mitternacht des 16/17. August 1786. Der

[1]) Preuß. IV. 234. — [2]) a. a. O. — [3]) a. a. O. IV. 253.

Hund ist vom Stuhle gesprungen. Der König läßt ihn wieder aufnehmen und mit Kissen bedecken[1]). Seine eigene Stunde ist gekommen, die von vielen längst erwartete. Um ihn sind der Arzt und zwei Kammerdiener. Sie drücken ihm die Augen zu.

So starb Friedrich II. als König. Die Voraussagung seines Vaters über ihn vom Jahre 1732 (vgl. S. 73) ward mithin nicht erfüllt. Der Irrthum des Vaters lag in dem Vergessen, daß sein Sohn einmal aufhören würde, ein Unterthan zu sein.

Um zu erfahren, welchen Eindruck der Tod des Königs auf die Menschen machte, haben wir uns nur zu halten an unmittelbare Augen- und Ohrenzeugen, welche durch eigenen Willen und Befähigung im Stande waren die erforderliche Beobachtung zu machen und dieselbe glaubwürdig zu überliefern. Einer der wichtigsten Zeugen für uns ist der französische Graf Mirabeau. Wir haben mithin seine Befähigung und seine Glaubwürdigkeit zu erörtern.

Mirabeau hatte seine feindselige Gesinnung gegen den Kaiser und gegen Oestreich insbesondere bereits dargethan durch seine Schrift über den Scheldestreit. In jener Schrift hatte der spätere Apostel der Freiheit und Gleichheit damals erörtert, daß die Bestrebungen des Kaisers, die Schelde frei zu machen von dem Drucke des holländischen Zwanges, für Europa nicht zu dulden seien. Diese Bemühungen hatten ihm im voraus die Gunst des Königs Friedrich von Preußen erworben. Von da an arbeitete Mirabeau dahin, die einstigen Beziehungen zwischen Frankreich und Friedrich II., als dem Werkzeuge für Frankreich gegen Oestreich, herzustellen.

Er durchreiste die Länder, um sie zu erforschen. Er hatte für Berlin Empfehlungen an den Minister Herzberg[2]). Bei seiner Ankunft waren die deutschen Verhältnisse ihm völlig unbekannt. Er sprach sich oft aus, als wenn Norddeutsche und Samojeden Nachbarn wären. Aber man sah mit Verwunderung, mit welcher Kraft und unglaublichen Thätigkeit Mirabeau es verstand, diese Unwissenheit zu überwinden und seine mitgebrachten Vorurtheile abzulegen.

[1]) Preuß. IV. 467. — [2]) Dohm V 400.

brachte er alle Literatur zusammen, was in alter und neuer
über Deutschland, insbesondere über Preußen geschrieben worden,
machte sich den Inhalt bekannt und ließ die Bücher ausziehen und übersetzen. Diese Quelle seines Unterrichtes war nicht die hauptsächliche. Er suchte Menschen aller Classen auf: Staatsmänner, Militär, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Fabrikanten, Handwerker. Der Franzose verstand die Kunst zu fragen in einem merkwürdigen Grade. Auch dem scheinbar unbedeutenden Gegenstande wußte er eine interessante Seite abzugewinnen, auch von dem stumpfsten, unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch auffallender war die ihm eigene Gabe Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen, oder gar ihn irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Seinen Fragen, die oft gar nicht einmal das Ansehen von Fragen hatten, auszuweichen war ganz unmöglich. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eigenen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruche, die er erweckte, brachte aus Jedem, mit dem er sprach, alles heraus, was in ihm war, und oft setzte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst diejenigen in Erstaunen, welche eben vorher die Vordersätze dazu geliefert hatten. Die von Verschiedenen erhaltenen Antworten verglich er unter einander, und wußte durch immer erneute Fragen die Widersprüche zu berichtigen. So kannte ihn Dohm, der in Berlin diesen Franzosen fast täglich sah und sprach. Binnen einer Zeit von etwas über vier Monaten erwarb sich Mirabeau, nach dem Zeugnisse Dohms, eine solche Menge richtiger und genau bestimmter Kenntnisse über Preußens Staatseinrichtungen, so wie auch über andere deutsche Länder, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eigenen Fache nicht hatte. Der König Friedrich II. wußte von Mirabeau und hielt viel auf ihn. Er schlug vielen französischen Militärs in hoher Stellung die erbetene Audienz ab: er gewährte sie dem Grafen Mirabeau. Sie dauerte lange, und der König äußerte sich sehr befriedigt über ihn. Dann reiste Mirabeau ab im Mai 1786, machte unterwegs in Braunschweig genaue Bekanntschaft mit dem gleichgesinnten Mauvillon, und ging nach Paris.

Im Juli 1786 kehrte er zurück nach Berlin, und zwar dies Mal, wenn nicht vielleicht auch schon vorher, mit geheimen Aufträgen

seines Hofes. Wie weit diese Aufträge Mirabeaus gingen, liegt nicht vor: seine eigenen Wünsche und Absichten hat dagegen Mirabeau klar ausgesprochen. Er verfaßte gleich nachher mit Mauvillon in Braunschweig zusammen ein ausführliches Werk über den preußischen Staat. Am Schlusse desselben deckt er sein Ziel offen auf [1]). Es ist die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen gegen Oestreich, immer von der Fiction aus, als ob Oestreich eine Offensivmacht sei oder auch nur werden könne. Frankreich, sagt Mirabeau, darf keine Furcht haben vor Oestreich, so lange ein Preußen da ist, und noch weniger Preußen, wenn es mit Frankreich hält. Auch beide deutsche Mächte zusammen können für Frankreich nicht gefährlich werden, weil der Krieg von zwei Mächten gegen eine dritte immer sehr träge geführt wird. Aber Frankreich hat die Einigung Deutschlands unter Oestreich zu fürchten. Die Möglichkeit derselben hängt allein ab von dem Grade der Macht des Hauses Brandenburg. Wenn dieses einen Augenblick das künstliche Gleichgewicht verliert, welches es durch eine überlegene Klugheit sich zu verschaffen gewußt hat: so wird der Kaiser das herrschende Oberhaupt von Deutschland. Darum ist es das Interesse Frankreichs, das Haus Brandenburg zu halten, ja es noch zu vergrößern. Die preußische Monarchie ist das Palladium der deutschen Libertät.

Wir haben statt des Wortes Libertät nur das Wort Zerrüttung zu setzen, um die Ansicht dieses Franzosen auch von unserem deutschen Standpunkte aus völlig gerechtfertigt zu finden.

Und damit dürfte denn auch für die Bewunderer des Königs Friedrich II. die Glaubwürdigkeit von Mirabeaus Berichten in ihrem Interesse dargethan sein. Vernehmen wir also, wie der Franzose Mirabeau in seinem Werke sich über den Eindruck der Todesnachricht von Friedrich II. ausspricht [2]):

„Ich, der ich ihn gesehen, ihn gehört habe, ich der ich bis in das Grab den süßen Stolz nähren werde, ihn interessirt zu haben: ich schaudere noch und meine Seele ergrimmt über das Schauspiel, das Berlin meinen staunenden Augen darbot, am Todestage des Helden, der die Welt vor Erstaunen verstummen und vor Bewun-

[1]) Mir. u. Mauv. IV. 798. — [2]) Mir. u. Mauv. I. 193.

derung reden machte. Alles war todtenstill; aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt; aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören. Darauf also laufen so viele gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von beinahe einem halben Jahrhunderte, voll von einer solchen Menge von Wundern: darauf laufen sie hinaus! Man war ihrer bis zum Abschen überdrüssig ... Was erwarteten sie denn? Den Raub des Schatzes! Der einzige General Möllendorf weinte. Beim Eide der Truppen brach dem empfindenden Beobachter das Herz, bei seinem tief trauernden Blicke, bei seinen unwillkürlichen Thränen, bei seiner männlichen, aber doch gerührten Anrede, bei seinem ganzen Anstande eines verwundeten Helden. Allein er war der Einzige, dem man Schmerz ansah, und das sage ich zu seinem Ruhme."

„Woher diese wilde Undankbarkeit? Weil Friedrich diejenigen mehr liebte, denen er zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten, und diese allein umgaben seinen Sarg."

So der Franzose Mirabeau. Sein Urtheil betrifft jedoch lediglich die Berliner.

Es wäre immerhin, wenn auch sehr unwahrscheinlich, doch möglich, daß das Urtheil des preußischen Bürgers und Landmannes im Allgemeinen beim Tode des Königs anders ausgefallen wäre, als dasjenige der Berliner. Und hier nun ist es sehr schwer, durch die Dunkelheit, welche später die vielen Bücher über diese Zeit und den König verbreitet haben, die Wahrheit noch zu erkennen. Doch fehlt es uns nicht völlig an Zeugnissen. Ein gewisser Fischer in Halle schrieb sofort nach dem Tode des Königs, so weit wir wissen, das erste der lobpreisenden Bücher. Er gibt uns den Grund an, wie er dazu gekommen [1]. „Ich habe verschiedenen Leichenreden und Predigten nach dem Tode des Königs beigewohnt," sagt er, „ganz in der Erwartung, das Volk in Thränen zerfließen zu sehen, und wir gingen alle kalt und ungerührt davon." Fischer fragt nach dem Grunde. Es kam nach seiner Ansicht daher, „weil uns die Redner, bekannte, sehr geschickte Männer, oft nur mit Gemeinplätzen von der Größe des

[1] Fischer: Geschichte Friedrich II. Bd. 1. Vorerinnerung.

Verlustes und mit allgemeinen Klagen über den Umfang seines thatenvollen Lebens unterhalten hatten, ohne uns auch nur mit einer Einzelheit bekannt zu machen.“ Demgemäß fühlt dieser Schriftsteller sich bewogen, der Welt die Einzelheiten des Lebens dieses Königs, und besonders seiner Kriegesthaten zu berichten. Ob er durch sein Buch die fehlende Rührung bewirkt, ist eine Frage, zu deren Beantwortung wir an das betreffende Buch selbst verweisen müssen.

Daß diejenigen Geistlichen in Stadt und Land, welche Werth legten auf die kirchlichen Bekenntnisse, die sie bei der Uebernahme ihres Amtes an Eides statt unterschreiben mußten, daß diese Geistlichen den Tod des spöttisch höhnenden Königs nicht als ein Unglück betrachtet haben, dürfte wohl kaum zweifelhaft sein. „Auch haben“, also berichtet uns Mirabeau [1]), „zwei Geistliche zu Stettin nach Friedrichs Tode von der Kanzel laut verkündigt: er sei zum Teufel gefahren. Auf die Art haben sie noch eine Krone mehr auf sein Denkmal gelegt. Denn welcher größere Beweis von der in seinen Staaten eingeführten Toleranz läßt sich wohl denken, als dieser!“ Also Mirabeau.

Es sind vereinzelte Stimmen, die wir anführen. Mehr Gewicht als auf sie, ist zu legen auf das Urtheil selbständiger Corporationen, wenn nämlich Friedrich II. noch solche übrig gelassen hatte. Wir haben uns umzusehen. So weit möglich, war die noch unabhängigste Corporation die Versammlung der Stände des Fürstenthums Ostfriesland. Friedrich II. hatte im Einverständnisse mit der oligarchischen Partei in der Stadt Emden bei dem jählichen Aussterben des Fürstenhauses 1744 sich des Landes mit raschem Griffe bemächtigt. Er versprach dafür die Aufrechthaltung aller Rechte und Privilegien der Stände. Die Einwohner hießen ihn mit Freude willkommen. Dann ward es anders von Jahr zu Jahr. Er beließ den Ständen ihr eigenthümliches Steuerwesen; aber daneben erstand seine Kriegs- und Domainenkammer und schaltete und waltete mit gleichen fiscalischen Eingriffen in die Privatrechte der Menschen, wie überall anderswo. Die Berufung auf die Landesverträge fand taube Ohren. Wir haben gesehen, auf welche Weise dort der König sein Versprechen

[1]) Mir. u. Mauv. I. 189.

der Freiheit vom Militärdienste zu durchbrechen wußte, wie er mit roher Gewalt eingriff in den öffentlichen Frieden und die Sicherheit des Lebens. Es gereicht den Vertretern des Landes, dem Ausschusse der Stände zur Ehre, daß sie dagegen nicht schwiegen, daß die Schwachen sich nicht beugten vor den Drohungen des Starken, daß sie unablässig ihr Recht forderten, so lange, bis der Starke stillschweigend seine Drohung fallen ließ. Auch in anderen Dingen zog das Land nicht völlig die Uniform des preußischen Jammers an. Die Verwaltung des Steuerwesens durch die Stände schützte es vor der Pest der verödenden Regie.

Wir haben zu fragen, wie dieses Land, das nicht in solcher Weise gelitten, wie die anderen Provinzen, sich aussprach über die Zeit Friedrichs II., damals aussprach, als dieselbe noch Allen in unmittelbarer Anschauung und frischer Erinnerung lebte. Die Klagen der Stände fanden Gehör bei Friedrich Wilhelm II. Er berief einen Landtag, den nach der Verfassung auf die Bitte der Stände der Landesherr nicht abschlagen durfte, den indessen Friedrich II. immer verweigert hatte. Die Stände kamen zusammen: der Adel, die Abgeordneten der Städte, diejenigen des Landmannes. Denn dort weilte von Alters her der Landmann frei auf seinem eigenen freien Erbe, und jedes Kirchspiel sandte seinen Vertreter. Die Stände, froh des wieder gegebenen Rechtes und der Verheißungen des neuen Königs, thaten einstimmig ihm kund, daß Zufriedenheit, Freude und Vertrauen, welche seit vierzig Jahren den ständischen Herzen fremd geworden seien, nun wieder Eingang in dieselben gewonnen hätten [1]).

Es dürfte die Frage sein, ob ein Urtheil schwerer und gewichtvoller gefällt werden kann. Wo eine selbständige Corporation als Vertreterin ihrer Mitbürger eine solche Erklärung an berufener Stelle ausspricht, wo die Unterthanen dem Fürsten erklären, daß Zufriedenheit, Freude und Vertrauen von ihnen gewichen sei: da bleibt nichts mehr übrig.

Und von da aus dürfen wir einen Rückschluß ziehen. Wenn die Vertreter eines Landes, das nicht in gleichem Maße gelitten wie

[1]) Des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1744—1815. S. 194. Das betreffende ständische Protokoll ist gedruckt.

die anderen, in solcher Weise sich auszusprechen wagen: so mußte auch in den anderen Ländern, die nur der berufenen Organe zum Ausdrucke ihrer Gefühle ermangelten, ein heftiger Unwille gegen den langen Druck einer unerhörten Misregierung gähren.

Wir kennen den Zweck, dem diese Misregierung, dies System der Auspressung aufs Blut als Mittel diente. Drücken wir es aus mit den Worten eines fast gleichzeitigen französischen Historikers, der sich mehr dem Standpunkte des Ministers Vergennes als Choiseuls zuneigt. Flassan sagt [1]): Ce prince, avec de grands talents, mérite le reproche d'avoir introduit par ambition et cupidité dans les cabinets européens la convenance, principe contraire à toute propriété publique et particulière, et auquel les diverses cours de l'Europe paraissaient avoir renoncé depuis un siècle.

In derselben Weise haben Andere geurtheilt, deren Unparteilichkeit eben so wenig zu bezweifeln ist, wie ihre Befähigung. Wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, uns auf die Worte des Lords Malmesbury zu beziehen, der aus eigener Erfahrung sein Urtheil fällte. Aehnlich haben sich später die englischen Staatsmänner Lord Brougham und Lord Macaulay ausgesprochen. Schärfer noch, als diese beiden, hat Lamartine sich geäußert, nicht blos über Friedrich II. persönlich, sondern über den Fridericianismus überhaupt [2]).

[1]) Histoire de la diplomatie française. Tom. VII. p. 447 (2 éd.).

[2]) Histoire des Girondins I. p. 314.

Schlußabhandlung.

Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich II.

Mit der Leiche des Königs Friedrich II. von Preußen ward nicht zugleich auch sein System ins Grab gelegt. Wir nennen dasselbe den Fridericianismus, weil es wurzelte in seiner Person, und sofort in und mit derselben eine hohe Stufe der Entwickelung erreichte, obwohl es nach mehr als einer Seite noch der Verfeinerung fähig war. Eine Regierung von 46 Jahren und die Erfolge derselben hatten das ursprünglich persönliche Princip, welches der französische Historiker der Diplomatie [1]) bezeichnet als: la convenance, principe contraire à toute propriété publique et particulière, zum inhärirenden Principe der Politik gemacht, welche über die Mittel des preußischen Staates verfügt. Es ist nach Außen das Streben der Eroberung, welches keine Grenze findet an einem moralischen Wollen, sondern lediglich an dem physischen Können. Es ist nach Innen das Princip des militärischen Absolutismus, als der steten Bereitschaft zum Eroberungskriege. Es ist endlich nach beiden Seiten hin dasjenige der Täuschung über den eigentlichen Zweck, und der Verhüllung desselben durch das Vorgeben anderer Bestrebungen, die geeignet sind oder scheinen, die Popularität wenigstens derjenigen Menschen zu erwerben, welche die Dinge leichthin an der Oberfläche zu betrachten pflegen.

---

[1]) Flassan: Tom. VII. p. 447.

Es sind zu allen Zeiten Eroberer aufgetreten, die mit eisernem Fuße über das friedliche Lebensglück der Völker zermalmend hinweg schritten. Die Liebe und Verehrung der Schwachen und Hülfsbedürftigen ist bei ihren Lebzeiten selten ihnen zu Theil geworden. Und doch wird bei mehr als einem dieser Eroberer, die der Schrecken ihrer Mitwelt waren, für die Nachwelt ihr Streben gehoben durch eine Idee, welche die rohe Selbstsucht in einem minder hassenswerthen Lichte erscheinen läßt. Sie waren nicht selten die Bahnbrecher einer höheren geistigen Cultur. Wir empfinden geringe Sympathie mit den gewaltherrschenden Römern. Es liegt eine Genugthuung für das menschliche Gefühl darin, daß zuletzt auch über sie die Vergeltung kam, daß ihre einst so gewaltige Macht zusammenbrach vor der rohen Kraft des Germanenthumes. Und doch erfüllt uns, bei aller moralischen Abneigung gegen jene endlos erobernde, nie zu ersättigende Macht, der Einblick in die reichen Schöpfungen des Römergeistes auf allen Gebieten des menschlichen Culturlebens mit stets erneuter Bewunderung.

Nicht so wie mit dem Römergeiste, ist es mit dem Fridericianismus. Jeder seiner Erfolge ist ein neuer Einbruch in das dem Menschen unaustilglich in das Herz geschriebene Sittengesetz. Aber die Abneigung gegen dieses furchtbare System der Immoralität wird nicht gemildert durch den Anblick der höheren Entwickelung irgend einer Seite des menschlichen Culturlebens. Es gibt eine deutsche Cultur, an welcher auch der Staat der Hohenzollern seinen Antheil nahm und nimmt. Es gibt nicht eine preußische, eine fridericianische Cultur. Vielmehr ist nicht schwer zu erkennen, daß diejenigen Territorien, von denen der Fridericianismus ausgegangen ist, heute wie damals nicht auf gleicher Stufe der Culturentwickelung mit den übrigen deutschen Ländern stehen, und namentlich arm sind an aller schaffenden geistigen Kraft. So im Allgemeinen. Im Besonderen steht die Art von Geistescultur, welche der Stifter des Fridericianismus persönlich vertrat, im Widerspruche sowohl mit den anerkannten Grundlagen, auf welchen sich seit nun fast zwei Jahrtausenden die europäische Civilisation erbaut hat, als noch im besonderen mit dem Ringen und Streben des germanischen Geistes. In so weit der Stifter des Fridericianismus zugleich der Ausgangspunkt namentlich einer

neuen Richtung in der Literatur geworden ist, muß seine Thätigkeit dieser Art auf ihrem Gebiete nicht minder als eine gemeinschädliche bezeichnet werden, als sein politisches Wirken selbst. Denn auf beiden Gebieten waltet bei ihm derselbe Geist der Unwahrheit, der Falschheit, der berechneten Täuschung.

Irgend ein höherer Gedanke, welcher es vermöchte, dem Fridericianismus für die geschichtliche Betrachtung eine mildere Färbung zu geben, ist nicht vorhanden. Auf das neuere, lange nach Friedrich erfundene, und ihm persönlich noch völlig unbekannte System, das Bedürfnis einer engeren Einigung der gesammten deutschen Nation auszunutzen für die Vergrößerung des preußischen Militärstaates, für das Anwachsen der Hausmacht der Hohenzollern, werden wir nachher zurückkommen. Auch dieses System ist aus derselben Wurzel entsprossen, aus derjenigen Richtung, welche in Friedrich II. persönlich den concreten Ausdruck gefunden: dem Systeme der Gewalt und der Unwahrheit, je nach Bedarf, zum Zwecke der Eroberung.

Aber nur in Friedrich II. persönlich, dem Urheber und Stifter, der mit der vollendeten Versatilität des Geistes in der einen Richtung, die staunenswürdige Befähigung zur Action nach der anderen Richtung hin verband — nur in ihm persönlich, der zugleich König, Staatsmann, Feldherr und — was nicht gering zu schätzen — sein eigener Literat war, konnte dies System sich zu der ganzen unheilvollen Kraft entwickeln, die ein halbes Jahrhundert hindurch die eigenen Unterthanen mit erbarmungsloser Härte auspreßte bis auf das Blut, und zugleich, je nachdem das also Erpreßte zum Kriegführen für ein Jahr oder mehr auszureichen schien, sich erobernd auf die friedlichen Nachbarländer stürzte. Es soll damit nicht verneint werden, daß einzelne Bethätigungen des Principes später noch methodischer, noch systematischer ausgebildet sind, wie z. B. namentlich die Neigung zur Heuchelei in kirchlichen Dingen; aber die volle Vereinigung aller dem Systeme dienlichen Kräfte findet sich nur in Friedrich II. selbst.

Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. besaß nach keiner Seite hin diese Kraft. Der lange Druck, unter welchem der Oheim ihn gehalten, schien fast einen gewissen Gegensatz gegen das System desselben in ihm zur Reife gebracht zu haben. Er milderte in etwas die

despotische Härte desselben nach innen. Aber weiter ging er nicht. Im Wesentlichen blieb das Princip dasselbe nach Innen und nach Außen, und beugte den König Friedrich Wilhelm II. unter sich auch da, wo er zuerst nicht zu wollen schien.

Bereits im zweiten Jahre gab Friedrich Wilhelm davon bei Gelegenheit der preußischen Expedition nach Holland einen einleuchtenden Beweis. Nachdem die Stadt Amsterdam auf die Capitulations-Forderungen des Herzogs von Braunschweig eingegangen war, verlangte Friedrich Wilhelm nachträglich, daß die Stadt unter Contribution gelegt werden und die ganze Expedition bezahlen solle. „Diese Forderung", sagt [1]) der damalige englische Gesandte am preußischen Hofe, „ist im hohen Grade charakteristisch für den Mann, dessen ganze Regierung eine Kette von gebrochenen Versprechen und niedrigen Handlungen war."

Der Kaiser Leopold II. trat seine Regierung an mit demselben politischen Streben, welches von der Mutter Maria Theresia auf seinen älteren Bruder Joseph II. übergegangen war, dem Streben der Erhaltung der östreichisch-französischen Allianz als der sicheren Grundlage des Friedens von Europa. Das Anwachsen der Revolution zeigte bald, daß dieser Gedanke nicht mehr haltbar sei.

Leopold suchte, um das Reich und Polen zu schützen, nach einem anderen Mittel. Seine Gedanken blieben nicht stehen bei einer Erhaltung von Polen. Sie gingen weiter hinaus auf die Befestigung desselben in der Form einer erblichen Monarchie, unter dem Hause Sachsen. Er suchte für sein Streben zunächst der Erhaltung des bestehenden Rechtszustandes, einen Bundesgenossen. Er glaubte denselben zu finden an Friedrich Wilhelm von Preußen.

Hier tritt eine Richtung der östreichischen Politik hervor, wie wir sie, ungeachtet aller Warnungen der Geschichte, oft und immer wieder aufs neue einschlagen sehen. Wir kennen die weissagende Warnung der Kaiserin Maria Theresia (S. 424). Dieselbe ist nicht blos gerichtet gegen die Person von Friedrich II., sondern gegen das System, welches durch ihn ins Dasein gerufen war. Maria Theresia fürchtet dieses System der endlosen Aggression für ihre Kinder, ihre

[1]) Malmesbury: Diaries and Correspondence II. 397. f. p. 334.

Enkel, ihre Nachkommen überhaupt. Aber bereits für Leopold schien der Fridericianismus mit Friedrich II. ins Grab gelegt zu sein. Bereits in ihm wieder wuchs das Vertrauen empor, daß der Staat der Hohenzollern verzichten könne und verzichten werde auf die Politik des Fridericianismus als eine rein persönliche des einen hingeschiedenen Mannes. Leopold hielt es für möglich, daß die Macht Preußen eine ehrliche und aufrichtige Politik verfolgen könne, wenn sie gebunden sei durch einen Vertrag.

Zwei offen revolutionäre Mächte bedrohen damals die Ruhe und den Frieden von Europa. Es ist von der einen Seite das französische Jacobinerthum, welches, um seine despotische Herrschaft im Innern zu befestigen, eine Entladung sucht nach Außen. Von Osten her ist es die Czarin Katharina, welche Polen völlig zu zerstören strebt, um es an sich zu nehmen.

Beide revolutionäre Mächte speculiren auf das sinnverwandte Preußen. Der Natur der menschlichen Dinge gemäß war diese Berechnung richtiger, als das Vertrauen des Kaisers Leopold II. in die conservativen Worte des Königs Friedrich Wilhelm II. Das Zusammentreffen der Ausbrüche des Vulkans der französischen Revolution, mit dem Wiederauflodern der nicht minder revolutionären Gier der Czarin nach der Vernichtung Polens, war für Europa und zunächst für Deutschland und Polen darum so verhängnisvoll, weil der Staat der Hohenzollern existirte mit seinem Principe des Wachsthumes um jeden Preis.

Es gelang dem Kaiser Leopold II., im Februar 1792 mit Preußen eine Allianz zu Stande zu bringen, durch welche der Staat der Hohenzollern auf die Tradition des Fridericianismus zu verzichten und in das Princip Oestreichs einzugehen schien. Die Allianz bezweckte die Erhaltung des Reiches und Polens. In Wahrheit bestand sie, dem Wesen nach, nur für einige Wochen.

Um nämlich diese Allianz von vorn herein in ihrem Kerne und Wesen zu vernichten, deutete die Czarin für Preußen die Möglichkeit einer neuen Theilung Polens an. Sofort schoß die Saat des Fridericianismus empor und überwucherte von dieser Seite her die Allianz. Die Gier der preußischen Politik legte so wenig sich einen Zügel an, daß die Czarin vor dem englischen Hofe das eigene

Verlangen nach der Vernichtung und demgemäß der Aneignung von Polen verhüllen konnte mit dem Vorwande des preußischen Drängens.

Von der andern Seite her suchte das französische Jakobinerthum sich zu entladen gegen Oestreich. Es begann den Krieg gegen diese Macht. Es schien, den Worten Friedrich Wilhelms II. gemäß, sein persönlicher Wille zu sein, für den Schutz des Reiches einzustehen. Ja er legte sogar eine Art von ritterlicher Neigung für die Aufrechthaltung des bedrängten Königthumes in Frankreich an den Tag. Und doch hatten die Jakobiner in Paris sich nicht verrechnet. Wir sehen die Richtung, welche der König Friedrich Wilhelm II. persönlich aussprach, in stetem Kampfe mit der Richtung, die dem Staate der Hohenzollern durch Friedrich aufgeprägt ist. Es ist, nach den mannigfachen Aeußerungen dieses Königs, wenigstens für den Anfang, möglich anzunehmen, daß er persönlich gern ehrlich gehandelt hätte. Er konnte es nicht. Das System war mächtiger als er. Die preußische Kriegführung war nicht blos an sich matt: sie war für die Bundesgenossen unzuverlässig, treulos, gewinnsüchtig nach allen Seiten. Der englische Gesandte Malmesbury hat in seinen Berichten [1]) diese Kriegführung und Politik mit denjenigen Ausdrücken bezeichnet, welche sie verdienen. Er spricht zu seiner eigenen Vertheidigung die Ansicht aus: keine Erfahrung in Geschäften, keine Vorsicht, keine Klugheit könne so tief in das menschliche Herz sehen, um im voraus zu erkennen, daß ein Souverän und seine vertrauten Minister so wenig ihrer persönlichen Ehre und derjenigen ihres Staates eingedenk sein würden, daß sie sich im Juni weigern an einen Vertrag gebunden zu sein, den sie im Mai unterzeichnet haben.

„Es ist mir außerordentlich schmerzlich," fügt er einige Wochen später hinzu [2]), „daß ich hier so wenig Treue und Glauben angetroffen. Aber es wäre eine stärkere Neigung zum Argwohn erforderlich gewesen, als ich jemals zu besitzen wünsche, und ein schärferer Blick in der Durchdringung der menschlichen Gedanken, als den ich besitze, um vermuthen zu können, daß eine Regierung so völlig ohne alle Rücksicht auf ihre Ehre handeln könne, wie es die preußische thut."

---

[1]) Malmesbury: Diaries and Corr. III. p. 115. — [2]) a. a. O. p. 133.

Aehnlich haben vorher und nachher Staatsmänner in ähnlicher Lage wie Malmesbury, über die preußische Politik geurtheilt. Und doch war ja Malmesbury persönlich reich an Berliner Erfahrungen. Es zeigt sich mithin, wie sehr richtig dieser eine Factor des Fridericianismus berechnet ist, der Factor nämlich der Voraussetzung, daß die dem Menschen inne wohnende Neigung zum Vertrauen dennoch wieder die Oberhand gewinnen werde über das Mistrauen, so berechtigt auch dies Mistrauen sein möge, und daß die preußische Politik diese menschliche Neigung zum Vertrauen immer wieder aufs neue in Gewinn für sich umsetzen könne.

Die preußische Politik, wie Malmesbury in jener Zeit sie charakterisirt, fand ihren Abschluß in dem Verrathe durch den Particularfrieden von Basel im Jahre 1795.

Es war eine merkwürdige Wendung der Dinge. Drei Jahre zuvor hatte der König Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser Leopold eine Allianz geschlossen zum Zwecke der Erhaltung des deutschen Reiches und Polens. Während dieser drei Jahre hatte die preußisch-russische Eroberungspolitik Oestreich abermals gezwungen, wie im Jahre 1772, eine neue Theilung Polens geschehen zu lassen. Und zugleich bereitete die preußische Politik durch die Art und Weise ihrer Kriegführung und zuletzt durch den Separatfrieden, die Sprengung des Reiches vor.

Der Friedensschluß von Basel ist ein Markstein in der deutschen Geschichte. Er ist nicht ganz im Sinne Friedrichs II. Dieser selbst wäre einen Schritt weiter gegangen: er würde sich mit der französischen Revolution verbunden haben, um Oestreich völlig niederzuwerfen, und sich, wie damals die Dinge lagen, mit Frankreich in Deutschland zu theilen. Dies hatten die Jakobiner dem Könige Friedrich Wilhelm II. mehr als einmal angeboten. Der Friedensschluß von Basel ist eine neue Phase des Fridericianismus, aber des Fridericianismus in schwachen Händen. Man verrieth den Bundesgenossen Oestreich. Man verrieth das deutsche Vaterland. Und doch geschah das alles mit einer gewissen Scheu, die nicht die volle Entschlossenheit des Verbrechens hat. Die preußische Politik gab das linke Rheinufer preis. Sie bedang sich volle und überreichliche Entschädigung auf Kosten Anderer aus für das Wenige, was sie jenseit des

Rheines verlor. Sie ließ in den geheimen Artikeln, durch welche sie sich verpflichtete, Norddeutschland zu zwingen, daß es Oestreich allein lasse, die Habgier nach Hannover deutlich durchblicken[1]). Aber den Muth — wenn anders dies Wort dafür gestattet ist — des Nehmens hatte die preußische Politik nicht. Sie hoffte, zur Belohnung für das Stillesitzen, auf Geschenke aus den Händen Frankreichs.

Oestreich nahm allein den Kampf auf, und bestand ihn lange Jahre, für sich und für Deutschland. Man darf und muß hinzusetzen: für das undankbare Deutschland. Denn die Erhaltung von Deutschland als einem förderativen Staatengebilde, wie es allein der Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters entspricht, hat sich noch niemals gekettet an die eigene Kraft der einzelnen Mittel- oder Kleinstaaten, sondern immer nur an die Macht Oestreich. Deutschland hat sehr selten diese Thatsache anerkannt.

Indem Oestreich den Kampf gegen die überlegene Macht von Frankreich so lange allein aufrecht hielt, darf mit Gewisheit gesagt werden, daß die Kette dieser Kriege sich nicht so endlos hinaus gedehnt haben würde, wenn die Macht Preußen einmal das allgemeine Interesse, die Pacificirung von Europa, hätte höher stellen können, als die Hoffnung des eigenen Wachsthums durch fremde Schenkung. Man darf kaum sagen: wenn sie gewollt, sondern man ist fast gezwungen zu sagen: wenn sie gekonnt hätte. Denn vermöge der Tradition des Fridericianismus ist die Fähigkeit etwas anderes zu wollen als das eigene Wachsthum, der preußischen Macht abgeschnitten. Sie war positiv der Brunnquell der Kriege des achtzehnten Jahrhunderts gewesen durch die Action Friedrichs II. Sie war negativ die hauptsächliche Beförderin der Kriege der Revolutionszeit durch ihr Zurückziehen von der Vertheidigung. In dem einen wie dem andern Falle war die Existenz der Macht Preußen ein deutsches, und zugleich ein europäisches Unglück.

Nachdem das allein gelassene und geschlagene Oestreich den Frieden von Luneville hatte schließen müssen, empfing die preußische Politik einen Theil des gehofften Lohnes, im Jahre 1803. Frankreich theilte denselben aus, und die Verwendung des russischen Kaisers für

[1]) Mémoires d'un homme d'état. III. 146.

das ihm besonders persönlich sehr freundlich gesinnte preußische Königspaar wirkte günstig für die Steigerung dieses Lohnes. Der Staat der Hohenzollern war abermals gewachsen. Sie durften hoffen durch ein ferneres zweckmäßiges Verhalten noch mehr zu verdienen.

Es bot sich eine neue Gelegenheit im Jahre 1805. Der Fridericianismus in schwachen Händen übertraf sich selbst. Er verzichtete nicht blos auf die Pflicht der gemeinsamen Vertheidigung, sondern auch auf das eigene Recht der Gegenwehr wider den gegen Preußen selbst begangenen Bruch des Völkerrechtes.

Napoleon kargte nicht. Er schenkte endlich das seit 11 Jahren mit gierigem Auge ersehnte Hannover.

Dann aber überwog in ihm das Gefühl der Verachtung. Er machte aus demselben kein Hehl. Er zog sein Geschenk zurück. Da endlich faßte man in Berlin für das unmittelbar eigene Interesse den Entschluß, den man für das allgemein deutsche niemals hatte fassen wollen. Man beschloß sich zu wehren. Jena machte ein Ende.

Schon vorher war der Name des Reiches erloschen. Der Rheinbund war eine Folge und Nachahmung des Separatfriedens von Basel, hatte aber vor demselben die eine Entschuldigung voraus, daß er nicht in gleichem Maße ein Act der freien Willensthätigkeit war, sondern daß die Selbsterhaltung zum Abschlusse desselben gedrängt hatte.

Noch einmal raffte Oestreich sich empor, für sich und für die Gesammtheit. Es forderte den Staat der Hohenzollern zur Theilnahme auf. Er marchandirte. Oestreich allein unterlag abermals.

Die Flammenglut von Moskau setzte Napoleon ein Ziel. Das Beispiel, welches die Völker Oestreichs im Jahre 1809, die Spanier seit 1808, der niedersächsische Volksstamm seit 1803 gegeben, fand Nachfolge auch in Preußen, sobald die Russen die Grenze berührten. Die Stimmung des Volkes zwang den König Friedrich Wilhelm III. mitzugehen. Der Anfang war nicht glücklich. Die Entscheidung stand bei Oestreich. Wenn diese Macht durch eine Neutralität, etwa wie diejenige des Staates der Hohenzollern von 1805 oder 1809, für Napoleon freie Hand ließ: so war es um die Erhebung von 1813 rasch geschehen. Denn es lag bereits die Erfahrung vor, daß die russisch-preußischen Streitkräfte seinen Offensivstößen nicht gewachsen

waren. Seine Erbietungen an Oestreich für die Neutralität waren hoch. Oestreich marchandirte nicht. Es warf, um endlich einen dauernden Frieden für Europa zu erringen, sein Schwert in die Wage für die schwächere Partei. Die Coalition war siegreich.

Es lag unvermeidlich in dieser Wendung der Dinge, daß der Sieg die Herstellung des Staates der Hohenzollern verbürgte.

Mit demselben wuchs sofort wieder die preußische Hauspolitik des Fridericianismus empor. Sie sah das, wozu sie durch den allgemeinen Volkswillen gedrängt war, an als ihr Werk. Sie begnügte sich nicht mit der Herstellung. Sie kann keinen anderen Krieg führen, als mit dem Hintergedanken der Eroberung. Sie forderte Vergrößerung auf Kosten Anderer.

Auf der anderen Seite stand die Hauspolitik des Staates der Hohenzollern im Gegensatze zu denjenigen Wünschen und Bestrebungen, welche eine engere Form der föderativen Einigung der deutschen Nation erstrebten, und zwar zunächst eine Herstellung der Bande des Reiches.

Die Zerstörung desselben war das Werk des Fridericianismus gewesen. Von dem Principe aus, daß die deutschen Länder nur als Material zur Vergrößerung des preußischen Militärstaates zu betrachten sind, als Objecte zur gelegentlichen Aneignung, widersetzte er sich der Erneuerung derjenigen Bande, welche diesem Streben eine festere Schranke entgegen stellen würden, als ein loser Staatenbund es vermochte. Obwohl demnach namentlich Hannover die Herstellung des Kaiserthumes lebhaft befürwortete, obwohl am 16. November 1814 neun und zwanzig deutsche Regierungen bei dem Kaiser Franz II. ihren Antrag darauf richteten: so scheiterte doch dies Bestreben an dem Widerspruche der Hauspolitik der Hohenzollern.

Es bildete sich der deutsche Bund als unauflöslicher Verein souveräner deutscher Staaten, die unter keinerlei Vorwand einander bekriegen dürfen, nach außen mit dem Charakter einer reinen Defensivmacht.

Es bestand ferner die heilige Allianz.

Zunächst diese letztere trug den inneren Widerspruch in sich. Die Coalition der Mächte Oestreich, Rußland und Preußen war so lange und so weit eine berechtigte und haltbare, als sie das eine

gemeinsame Ziel erstrebte, das Uebergewicht Napoleons I. von sich abzuwälzen. Mit der Erreichung dieses Zieles war die Coalition innerlich gelöst. Sie war dies um so mehr, als Rußland und Preußen sofort nach dem ersten Siege die wahre innere Natur herauskehrten, und den Befreiungskrieg wandelten in einen Eroberungskrieg für sich. Schon begann dagegen die den Verhältnissen nach begründete Coalition des Westens gegen den Osten sich vorzubereiten, als die Rückkehr Napoleons von Elba noch einmal wieder jene erste ins Leben rief, und durch das Mislingen des Versuches den Ausschlag gab für die russisch-preußischen Vergrößerungsplane. Das halbe Sachsen fiel dem Fridericianismus anheim. Seitdem blieb für lange Zeit der Name der heiligen Allianz, welche in innerem Widerspruche eine conservative und zwei erobernde Mächte zu verbinden schien. Der Name blieb, weil er keine ernstliche Probe mehr zu bestehen hatte.

Länger erhielt sich der deutsche Bund, der als unauflöslicher Verein gegründet war.

Die aggressive, die zerstörende Tendenz der Hauspolitik von Hohenzollern gegen Oestreich und das übrige Deutschland schien fortan für Jahrzehnte zu schlummern. So schien es, und über diesen Schein vergaß Oestreich und vergaß das übrige Deutschland, wie diese Macht Preußen entstanden und wie sie gewachsen war. Sie vergaßen, daß diese Macht Preußen kein anderes Ziel kennt, und, vermöge ihres Ursprunges und ihrer Entwickelung, kein anderes Ziel kennen kann, als dasjenige des Fridericianismus, das ist des Wachsthumes um jeden Preis und durch jedes Mittel.

Einstweilen allerdings hatte der Staat Preußen vollauf zu thun mit dem Assimiliren und dem preußisch Uniformiren der neu erworbenen Landestheile, zumal da einige derselben sich nur sehr widerstrebend fügten. Sie sofort wieder als Material zu neuen Eroberungen zu benutzen, wie einst Friedrich II. mit Schlesien gethan, um kaum erst zwei Jahre nach dem Gewinne desselben einen Versuch der Eroberung an Böhmen zu machen, war theils aus jenem Grunde, theils auch aus vielen anderen nicht thunlich. Denn auch Friedrich II. hatte nicht handeln können, ohne den Anlaß einer günstigen Gelegenheit. Eine solche mußte abgewartet werden, und stand, bei dem tiefen Friedensbedürfnisse von Europa nach zwanzigjährigem

Kriegführen, für lange Zeit nicht in Aussicht. Und ferner bedarf der Fridericianismus, um offen activ und aggressiv aufzutreten, einer energisch durchgreifenden Persönlichkeit, die nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch in sich nicht gehemmt wird durch ein moralisches Bedenken irgend welcher Art, oder irgend eine andere Rücksicht. So lange nicht eine solche Persönlichkeit sich fand, blieb der Fridericianismus latent.

Aber er war darum nicht weniger da, und war auch nicht weniger thätig. Beim ersten Auftreten Friedrichs II. war er noch concentrirt gewesen in eine einzige Person, allerdings in die allein maßgebende, welche durch die Kraft ihres persönlichen, despotischen Willens sämmtliche andere Kräfte seines Staates, ungeachtet ihres moralischen Widerstrebens, in die eine von ihm bestimmte Richtung trieb und zwang. Dies war durch eine siebzigjährige Geschichte, durch eine lange Reihe von Erfolgen anders geworden. Der Fridericianismus hatte den ganzen Staat durchtränkt: das Streben für die Vergrößerung des preußischen Staates wurde zu einer Art von Cultus. Es waren kleinere Geister, die in diesem Sinne arbeiteten; aber sie arbeiteten alle in derselben Richtung. Die Qualität konnte nicht ersetzt werden; aber die Quantität hatte ihren Werth, und zwar dies um so mehr, weil durch die systemartige Ausbildung des latenten Fridericianismus viele Härten und Schroffheiten des Urhebers sich abschliffen, namentlich aber die plumpe Form seines allumfassenden Despotismus nach innen einer glätteren Rundung wich. Der militärische Absolutismus, der das Wesen des Staates der Hohenzollern constituirt, blieb intact. Aber die rohen Eingriffe desselben in die verschlungenen Fäden des Handels und des gewerblichen Lebens hörten auf. Die schaffende Thätigkeit der Menschen durfte im Staate der Hohenzollern eben so frei sich regen wie in anderen deutschen Ländern, und gedieh darum, nach Maßgabe der natürlichen Vorbedingungen, zur verhältnismäßig gleichen Stufe der Entwickelung.

Das System des latenten Fridericianismus liegt in authentischer Weise vor, nämlich in einem preußischen Memoire[1]) von 1822. Suchen wir im Folgenden die Grundzüge desselben anzugeben.

[1]) Gedruckt in (Kombst.): Authentische Aktenstücke. Straßburg 1835. 8. p. 1. — Le Portfolio. II. 236 u. f. — Die deutsche Diplomatie. Wiesbaden 1849. S. 29. u. f.

Der feste Damm, welcher bei einem etwaigen neuen Losbruche entgegen stand, war unter allen Umständen Oestreich als die conservative Macht, welche das deutsche Föderativsystem zu erhalten suchte. Aber die Verhältnisse hatten sich, in Folge der Revolutionskriege, durchweg zu Gunsten des aggressiven Principes geändert.

Zunächst war die Macht, über welche dasselbe verfügte, in bedeutendem Maße seit Friedrich II. gewachsen. Die entgegengesetzten Principien der beiden Mächte Oestreich und Preußen treten am einfachsten und klarsten hervor aus der Vergleichung des Länderbestandes von einst und jetzt. Weil Oestreich, getreu seinem Principe des Schutzes und der Erhaltung des bestehenden Rechtes, nach einem Landgewinne in Deutschland nie getrachtet hat — abgesehen von dem Bestreben Josephs II. nach dem Austausche der Niederlande gegen Baiern, einem Bestreben, welches eine völkerrechtliche Sanction besaß durch die Friedensschlüsse nach dem spanischen Erbfolgekriege —: so hat sich der Länderbestand von Oestreich in Deutschland in den letzten drei hundert Jahren nicht gemehrt, sondern gemindert. Der römisch-deutsche Kaiser Ferdinand I. besaß im sechzehnten Jahrhunderte vom deutschen Boden mehr als Franz, der erste Kaiser von Oestreich.

Die Hauspolitik der Hohenzollern dagegen hatte es möglich gemacht, daß sie, durch die ihnen eigenthümlichen Mittel, unter jedem ihrer Markgrafen Kurfürsten und dann ihrer Könige eine Vergrößerung erlangten. Friedrich II. überkam von seinem Vater ein Reich von 2160 Quadratmeilen. Er hinterließ ein solches von 3540. Erinnern wir uns, daß auch bei nur diesem Länderbestande, mehr freilich noch bei dem furchtbaren Systeme, nach welchem derselbe beherrscht wurde, Maria Theresia von Furcht und Sorge gequält ward für ihre Enkel und Nachkommen. Der Länderbestand aber stieg in der Zeit der beiden Friedrich Wilhelm, des zweiten und des dritten, auf mehr als 5000 Quadratmeilen.

Oestreich dagegen war in Deutschland nach 1815 selbst an directem Besitze schwächer als vor 1792.

Und dazu war die Lage dieser Besitzungen zur Behauptung des Einflusses in Deutschland für Oestreich als den Vertreter des föderativen Principes, weniger günstig als zuvor.

Oestreich hatte die Niederlande und die in Deutschland zerstreuten Besitzungen abgetreten. Es hörte dadurch auf, umfassende Macht in Deutschland zu sein, während Preußen durch sein militärisches und politisches Etablissement am Rheine, an der Saar und in Thüringen, nicht allein Nord- und Mitteldeutschland militärisch umzingelte, sondern sogar mit Süddeutschland in unmittelbare Territorialberührung gekommen war.

Ferner brachte die Säcularisation der ehemals geistlichen Herrschaften dem Einflusse von Oestreich in Deutschland einen großen Nachtheil. Der Particularismus jener geistlichen Fürsten hatte sich selten zu einer eigenen thatkräftigen Leistung erhoben; aber andererseits waren auch die materiellen Kräfte derselben nicht verfügbar für das preußische Princip der Aggressive. Dies war anders geworden. Der Staat der Hohenzollern hatte aus der großen Beute der ehemals geistlichen Herrschaften den reichsten Antheil davon getragen. Er konnte, im geeigneten Falle, die materiellen Kräfte dieser Länder als Werkzeuge für seine Zwecke der ferneren Eroberung verwenden.

Freilich hatten auch die anderen deutschen Staaten einen Mitantheil erlangt. Aber die preußische Politik berechnete, daß diese einzelnen Staaten in Folge dieser Vergrößerung, in Folge ferner der besseren militärischen Organisation, sich weniger als früher abhängig von Oestreich fühlen würden. Sie vertraute auf den Particularismus der einzelnen Staaten in Deutschland, nicht zur activen Mithülfe für das Princip der Aggressive, aber für die Nicht-Willfährigkeit zur Defensive im Vereine mit Oestreich.

Denn gegen diese Macht, als den eigentlichen Repräsentanten des föderativen Principes, war, eben so wie einst die Schläge des acuten Fridericianismus, nun auch das System des latenten Fridericianismus gerichtet. Nicht offen, sondern versteckt. Die europäischen Verhältnisse nach 1815 erheischten für Preußen — darüber war man sich vollkommen klar — auf längere Zeit eine enge Verbindung mit Oestreich. Der latente Fridericianismus setzte es sich zur Aufgabe, während der Zeit dieser Verbindung dem Bundesgenossen Oestreich den deutschen Boden unter den Füßen abzugraben. Das Ziel der preußischen Politik war, die Dinge so vorzubereiten, daß, wenn der Zeitpunkt zum Bruche mit Oestreich, zur Wiederaufnahme des activen

Fridericianismus gekommen sei, Oestreich in Deutschland, sowohl materiell wie moralisch, möglichst isolirt dastehe. Das Memoire von 1822 bezeichnet mit einem eigenthümlichen Euphemismus diesen Zeitpunkt als: „den Fall des Ereignisses."

Man sieht, der Plan ist fridericianisch gedacht. Der Euphemismus umhüllt, indem er von der Möglichkeit eines Bruches spricht, die Absicht desselben zu gelegener Zeit. Aber man möchte sagen, daß der Plan, wie er von langer Hand her ausgesonnen war, zwar mit gleicher Arglist und Falschheit wie diejenigen Friedrichs II. selbst, aber dennoch umsichtiger und feiner ausgedacht ist. Die Durchführung allerdings wurde sehr erleichtert dadurch, daß dem wohl berechneten Angriffe in dieser latenten Form fast keine Vertheidigung entgegen stand. Oestreich häufte einen Unterlassungsfehler auf den anderen. Ueberhaupt schien dort die wahre Erkenntnis des Fridericianismus, wie sie Maria Theresia in Worte gefaßt, seit den Tagen der großen Frau fast völlig untergegangen zu sein.

Der preußische Entwurf von 1822 konnte nicht den vollen Umfang der östreichischen Sorglosigkeit vorhersehen; aber er hob den einen hauptsächlichen Fehler hervor, nämlich, daß Oestreich nicht sich klar darüber sei, daß es seit 1803 fast alle früheren Elemente einer inneren Partei in Deutschland, so wie die Vortheile einer umfassenden militärischen Lage verloren habe, und daß es demgemäß für seine Leitungsansprüche einen wahren und soliden Stützpunkt besitze nur durch die Vereinigung mit dem Gewichte und der Territoriallage von Preußen. Dieser Fehler werde entscheidend erst zu Tage treten im Falle des Bruches.

Wir haben nicht darüber zu rechten, ob nicht diese Auffassung eine für die preußische Machtstellung zu günstige sei, und zwar deshalb nicht, weil, wenn hier eine Uebertreibung statt hat, sie eine theoretische blieb, und praktisch die Ziele des latenten Fridericianismus nicht verwirrte.

Die preußische Politik war sich völlig klar darüber, daß in Folge des Benehmens während des Befreiungskrieges und hernach während des Congresses in Wien die anderen deutschen Höfe auf sie mit Mistrauen blickten. Dieses Mistrauen mußte beseitiget, der eigentliche Charakter des Fridericianismus völlig in Vergessenheit gebracht werden. Die Mittel dazu waren verschiedener Art.

Der Fürst Metternich hatte auf dem Wiener Congresse sich dahin ausgesprochen, daß der Main wie eine Theilungslinie des Einflusses von Oestreich und Preußen in Deutschland zu betrachten sei. Man adoptirte von preußischer Seite diesen Gedanken. Man wies jede Idee eines südlich vom Main anzusprechenden Einflusses mit lauten Worten weit hinweg. Und zwar dies deshalb, um gerade dadurch den geeignetsten Schritt zur möglichsten Erhaltung dieses Einflusses zu thun.

Man rechnete dabei namentlich auf Baiern. Ja man ging in dieser Rechnung so weit, den Satz aufzustellen, daß das unveränderliche Ziel der preußischen Politik gegenüber von Baiern sein müsse, die wesentliche Ausführung des ehemaligen Bourbonischen Familienpactes.

So drückt sich das preußische Memoire von 1822 aus. Der tiefere Sinn kann nur der sein, daß Preußen unabänderlich dahin streben müsse, im Falle des Bruches mit Oestreich, Baiern auf seiner Seite zu haben. Eben dasselbe glaubte man sogar bei Sachsen erreichen zu können, wie es allerdings 1778 der Fall gewesen war. Als das Mittel dazu erschien Mäßigung und Schonung in der Behandlung dieser Staaten.

Denn dies Verfahren der preußischen Politik ist überhaupt von großer Wichtigkeit, analog demjenigen, nach welchem die Raubthiere des Katzengeschlechtes, je nach Zeit und Umständen, die beweglichen Krallen einziehen können.

Nach demselben Principe regelt sich das System der preußischen Politik am Bundestage.

Sie will, so lange das Bündnis mit Oestreich dauert, gemeinschaftlich mit Oestreich für Deutschland eine kräftige Militärverfassung einrichten, und zwar deshalb, um bei der nächsten europäischen Krisis über die Streitkräfte der übrigen Bundesstaaten rasch und kräftig disponiren, und von denselben eine größtmögliche Unterstützung an Truppen an sich ziehen zu könnnen. Das Princip der sogenannten militärischen Führung von Deutschland durch Preußen kündigt sich hier bereits an. Die preußische Politik will ferner, gemeinschaftlich mit Oestreich, über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland wachen, und namentlich das repräsentativ-demokratische System bekämpfen,

welches mit der Grundlage des preußischen Staates, der absoluten Militär-Monarchie, unvereinbar ist. Sie will ferner, gemeinschaftlich mit Oestreich, den Einfluß fremder Mächte von Deutschland ausschließen.

In diesen drei Richtungen muß Preußen mit Oestreich zusammen gehen. Aber zugleich muß das Streben darauf gerichtet sein, es dahin zu bringen, daß, im Falle des Bruches, die Mehrheit der deutschen Staaten sich auf die Seite von Preußen stellt.

Das Mittel dazu war abermals scharfsinnig ausgedacht. Es war dasjenige der Ablenkung der Souveränitäts-Eifersucht der mittleren und kleineren Staaten von Preußen auf Oestreich. Es liegt hier nahe, die Ansicht des Königs Friedrichs II. selbst zu vergleichen. Indem er im Jahre 1769 seinem Nachfolger ans Herz legt, sich nicht in Kriege einzulassen, bei denen nichts zu gewinnen sei, und dann auf einige Länder hindeutet, wie Sachsen u. s. w., die man bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen suchen müsse, fährt er fort: „Es liegt uns die Pflicht ob, sorgfältig diese ehrgeizigen Plane zu verhehlen, dagegen, wo man kann, den Neid Europas gegen andere Mächte zu erwecken, um unter der Gunst dieses Neides solche Streiche auszuführen. Dies kann eintreten. Das Haus Oestreich, dessen Ehrgeiz mit offenem Angesichte einherschreitet, wird nicht verfehlen, sich die Eifersucht und den Neid der großen Mächte Europas zu erwecken. Das Geheimnis ist eine wesentliche Tugend, sowohl für die Politik, wie für die Kriegskunst."

Der Unterschied, oder richtiger gesagt, der Fortschritt ist also der, daß Friedrich II. darauf ausgeht, den Neid und die Eifersucht der großen Mächte gegen Oestreich zu erwecken und zu schüren, um unter der Hülle dieses Neides und dieser Eifersucht selber um so leichter für sich das zu thun, dessen er Oestreich anklagt. Der Fridericianismus nach ihm geht darauf aus, den Neid und die Eifersucht nicht blos der großen Mächte, sondern ganz besonders der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegen Oestreich zu erwecken, um für die Gelegenheit künftiger Erwerbungen, und namentlich für den „Fall des Ereignisses" aus diesem Neide und dieser Eifersucht Nutzen zu ziehen.

Aber wie war diese Ablenkung, gegenüber den offenbaren Thatsachen, auch nur möglich?

Die preußische Politik ging von der Ansicht aus, daß diese Eifersucht erfahrungsmäßig sich immer gegen diejenige Macht wende, welche die Suprematie in Anspruch nimmt. Deshalb sei es zweckmäßig, diesem Anspruche von Oestreich nicht nur nicht entgegen zu treten, sondern bereitwillig nachzugeben. Möge auch Preußen dabei eine passive Rolle zu spielen und in manchen Punkten nur der östreichischen Politik zu folgen scheinen: je mehr es jenen Schein zu gewinnen suche, desto sicherer werde ihm, im Falle des Bruches — denn dieser ist immer das Endziel der Berechnung —, die Mehrheit der andern Bundesstaaten zufallen. Dies um so mehr, wenn Preußen zuweilen durch wohl berechnetes, nachdrückliches Auftreten zeige, daß es eine Vergewaltigung der Schwächeren nicht dulden werde.

Dies Urtheil der preußischen Politik über das Verhalten der anderen deutschen Staaten ist nicht geeignet, eine hohe Meinung von der Einsicht derselben zu erwecken. Indessen hat es sich ja auch in der erwarteten Weise durch die Erfahrung nicht bestätigt.

Demgemäß entwickelte sich das System, daß Oestreich und Preußen gemeinsame Vorschläge an den Bundestag brachten. Aber auch dabei noch war die preußische Politik besorgt, daß ein Theil der Eifersucht auf sie mit abfallen könne. Deshalb hielt sie es für besser, daß die Verabredungen von Wien und Berlin, bevor man sie nach Frankfurt brächte, auch in München und Hannover vorgelegt würden, anscheinend zur Billigung, so daß man überhaupt diesen beiden Höfen eine gewisse Theilnahme an der Leitung der deutschen Geschäfte einzuräumen s c h i e n e.

Dies System der secundären Rolle für Preußen war von besonderer Wichtigkeit bei der Bekämpfung der repräsentativ-demokratischen Grundsätze. Die preußische Politik sah dieselben an als unvereinbar mit den Fundamental-Maximen der preußischen Monarchie, als solche, mit denen für Preußen eine Transaction nicht möglich erscheine. Diese Ansicht ist gewis die richtige. Denn nachdem der Fridericianismus nach innen jede wahre Freiheit vernichtet, nachdem er unter den drei Factoren des politischen Lebens der Staaten die eigentliche Aristokratie zur unbedingten Dienerin der Krone hinabgedrückt hat, kann es in Preußen, so lange dasselbe als Staat besteht, nur eine einzige Form der Verfassung geben: den Absolu-

tismus, und nur zwei Factoren, die, entweder der eine oder der andere, diese Form der Verfassung sich dienstbar machen: die Krone oder die Demokratie. Ein drittes gibt es nicht. Die Demokratie muß, der Natur der Dinge nach, ihre Angriffe richten direct gegen die Krone selbst. In Oestreich, wo sowohl eine lebenskräftige Aristokratie besteht, wie viele andere Vorbedingungen eines wahrhaften Verfassungslebens, bereitet das Element der repräsentativen Demokratie keine, oder doch weit geringere Gefahren als in Preußen, zumal nachdem in diesem letzteren Staate von den Vertretern der Krone selbst der Grundsatz proclamirt ist, daß die Macht entscheide über das Recht. Die Bekämpfung der demokratisch-repräsentativen Ideen in Deutschland lag daher zunächst im Interesse der preußischen Politik. Demnach war es ein Meisterzug von ihr, daß sie auch in dieser Beziehung sich den Schein zu geben wußte, dem Vorgehen Oestreichs nur zu folgen.

Dann aber trat die fernere Frage heran: wie sich Preußen zu verhalten habe gegen den deutschen Bund. Die Frage formulirt sich bestimmter dahin: ob es im Interesse von Preußen liege, besonders auf eine vollständige Entwickelung der Bundesgesetzgebung in Bezug auf die inneren Bundesangelegenheiten hinzuarbeiten.

Das Memoire von 1822 verneint diese Frage. Denn die Zwecke, welche die preußische Politik durch die Allianz mit Oestreich anzustreben hat, lassen sich weit besser erreichen unter schwankenden und unbestimmten Formen des Bundes. Für den Fall — oder, mit andern Worten ausgedrückt, für die künftige Absicht — eines Bruches mit Oestreich, wenn erst das Erforderliche vorbereitet ist, würden sehr genau und scharf bestimmte Bundesformen wesentliche Vortheile für diejenige Macht gewähren, welche sich im Besitze der formellen Geschäftsleitung befindet. Diese Formen würden diejenigen Maßregeln unendlich erschweren, welche Preußen dann im Bunde zu ergreifen angemessen finden dürfte, um eine Anwendung des Bundes-Mechanismus gegen sich selbst zu neutralisiren.

Fassen wir diese preußische Motivirung in andere Worte.

Das Princip der preußischen Politik kann aus dem Bunde, wie aus der Allianz mit Oestreich, einstweilen seine Vortheile ziehen. Deshalb gehört Preußen, welches kein anderes Interesse kennt als

sein eigenes, zu dem Zwecke der Ausbeutung dieser Vortheile einstweilen dem Bunde an. Aber es liegt nicht im Interesse von Preußen, den Bund und die Allianz mit Oestreich bleibend zu erhalten. Es kommt vielmehr die Zeit, wo, nach geschehener Ausnutzung dieser Vortheile, Preußen es seinem Interesse angemessen halten wird, den Bund zu sprengen, die Allianz zu brechen. Deshalb hat die preußische Politik die Aufgabe, sich die Arbeit des Bruches für die Zukunft nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern. Mithin muß nach allen denjenigen Richtungen, die nicht dem unmittelbaren Interesse von Preußen dienen, der Bund lahm gelegt, seine Thätigkeit auf das geringste Maß gebracht werden.

Es war jedoch nicht die Absicht der preußischen Politik, dies Verfahren offen zur Schau zu tragen. Sie prägte auch in dieser Richtung das ihr eigenthümliche System aus, und kleidete dasselbe in die Worte: „ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die jedoch unter der Hand so lose wie möglich zu erhalten wären."

Nicht minder wichtig oder vielmehr wichtiger noch als das Verhältnis zu den anderen deutschen Regierungen und dem Bunde insgesammt, war dasjenige zu der deutschen Nation überhaupt.

Das System, welches auch hierbei wieder den dereinstigen Bruch mit Oestreich als das vorzubereitende Ziel ins Auge faßt, war darauf gerichtet, bei den Deutschen die Meinung zu erwecken, daß Preußen als die eigentlich deutsche Macht und als der Repräsentant von Deutschland angesehen werde.

Man beachte hier vor allen Dingen den großen Fortschritt, welchen das System des Fridericianismus, angeregt durch den Krieg von 1813 u. f., über die Anschauungsweise des Urhebers hinaus gemacht hatte.

Der Zuwachs an Gebiet für Preußen in Deutschland war, wenn erst die Art und Weise der Erwerbung durch die Länge der Zeit in den Schatten trat, ein wichtiges Hülfsmittel für die Verbreitung jener Idee, für welche man bald die Bezeichnung des deutschen Berufes, der Mission von Preußen für Deutschland erfand. Aber es war dabei zugleich Rücksicht zu nehmen auf Oestreich und die Allianz mit demselben. Die Worte, in welche das System dieses

Verhältnis zu Oestreich kleidet, sind so eigenthümlicher Art, daß man sie selber kennen muß. Sie lauten: „Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon — abgesehen von anderen Verhältnissen — unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben. Preußen kann sie in allen Nuancen und Folgerungen nur lebhaft bekämpfen. In diesem Kampfe aber scheint es, daß sehr sorgfältig selbst der Schein des anderen Extremes, des Hinneigens zu den hierarchischen (?) Grundsätzen der katholischen (?) Monarchie, die dem protestantischen Deutschland stets zuwider sein werden, zu vermeiden wäre. Fest den Grundsatz der Autorität der Regierungen vertheidigend, würde Preußen doch stets die Rolle des Chefs des Protestantismus in Deutschland und auf dem Continente festzuhalten, d. h. als diejenige Monarchie aufzutreten haben, die den populären Formen entgegen gesetzt, doch die meisten eigentlich liberalen Regierungs-Grundsätze hätte, die stets und überall wahre Intelligenz und Aufklärung begünstigte, welche die thätigste, festeste und einsichtsvollste Verwaltung besäße, die endlich vorzugsweise jedem Talente die ihm angemessene Laufbahn eröffnete. Es scheint wünschenswerth, und selbst beim Festhalten an der östreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginne der französischen Revolution der Fall war (?), Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald das demokratisch revolutionäre Treiben und der süddeutsche Schein-Constitutionalismus depopularisirt wäre."

Wir übergehen die mannigfachen thatsächlichen Irrthümer in diesem Systeme der preußischen Politik, und fassen nur die Consequenzen desselben ins Auge. Indem Preußen officiell, für die Dauer des deutschen Bundes und der Allianz mit Oestreich, sich als die zweite Macht im deutschen Bunde hinter Oestreich stellte; indem es dann doch zugleich es darauf anlegen wollte, vor der deutschen Nation als die eigentlich deutsche Macht, als der Repräsentant von Deutschland zu gelten: war die Consequenz dieser Politik hier, wie in allen anderen Richtungen, das Bestreben der moralischen Unterwühlung von Oestreich. Man kann nicht sagen, daß diese Arbeit lässig betrieben worden sei

Denn eben in dieser Richtung entwickelte der latente Fridericianismus seine volle Kraft und Geschicklichkeit. Das Wort eines sogenannten deutschen Berufes von Preußen forderte die Rechtfertigung dessen, was die preußische Politik bisher gethan, um den Staat der Hohenzollern zu der Stellung zu erheben, die er inne hatte: also nicht blos die Entschuldigung und Vertheidigung, sondern auch das Lob und den Preis des Fridericianismus. Und zwar beschränkte sich dieses Lob und dieser Preis der Natur der Sache nach nicht auf die Anerkennung der eminenten militärischen Befähigung, überhaupt der intellectuellen Begabung des Königs Friedrich II., sondern ward weiter erstreckt auf den ganzen König und sogar den Menschen. Die wahre geschichtliche Persönlichkeit Friedrichs ging unter in einer Fluth von Büchern, und statt dieser wahren Persönlichkeit tauchte hervor eine mythische, Friedrich der Große, auch Friedrich der Einzige genannt, dem die preußischen Historiker neben der unleugbaren eminenten Verstandes-Qualität eine Fülle anderer Eigenschaften beimaßen, auf die er selber einen Anspruch kaum erhoben haben würde.

Und doch ließ sich trotz alledem der eine entscheidende Zug nicht hinweg bringen, nämlich, daß die Politik Friedrichs II. im unlösbaren Widerspruche stehe mit den Forderungen des Sittengesetzes. Um darüber hinwegzukommen, brachte man, überall da, wo es sich um Preußen handelte, nicht direct, sondern vielfach umwunden und verhüllt, den Gedanken ein, daß in den Angelegenheiten der Politik nicht die Forderungen des Sittengesetzes der Maßstab der Handlungen sein dürfen, sondern der Erfolg.

Und hier berühren wir die tiefe Unmoralität der ganzen Schule des Fridericianismus. Nicht als ob die Politik überhaupt in den Augen derselben frei sei von den Gesetzen der Moral. So weit ist in seiner Ansicht kein preußischer Staatsmann, kein preußischer Historiker gegangen. Sie haben genau gewußt, bei den Gegnern jeden Flecken dieser Art aufzufinden. Nur in einer einzigen Beziehung wird diese Freiheit in Anspruch genommen, nämlich für die preußische Politik, für den Fridericianismus. Der Raubanfall Friedrichs II. auf Schlesien im Jahre 1740 gilt dieser Richtung für einen Act der politischen Nothwendigkeit, weil er Erfolg hatte.

Dies Bestreben hat eine traurige Wirkung ausgeübt. Es gibt — man darf sich darüber kein Hehl machen — eine preußische Erziehung, einen Unterricht der Jugend in demjenigen Sinne, welchen der Fridericianismus fordert. Die Begriffe von Recht und Unrecht auf dem Gebiete der Politik werden bei dieser Jugend von früh auf verkehrt. Und leider beschränkt sich dieses System des Fridericianismus nicht auf das preußische Unterrichtswesen. Die Sorglosigkeit der Regierungen der Mittelstaaten hat es geschehen lassen, daß, in Folge der Nachahmung des preußischen Systemes des Unterrichtes, in Folge der Uebermacht der fridericianischen Literatur, auch dort den Gemüthern der Jugend diese zerrüttende Lehre beigebracht worden ist, daß die preußische Politik für ihre Verachtung der Moral gerechtfertigt sei durch den Erfolg.

Man darf mit voller Bestimmtheit es aussprechen, daß die gesammte sogenannte Bildung, zunächst in Preußen selbst, dann aber auch im übrigen Deutschland, von dieser zerrüttenden Lehre angefressen sei. Und dies ist das traurigste Zeichen unserer Zeit, ein Zeichen, auf welches nicht Gewicht genug gelegt werden kann.

Dazu hat wesentlich beigetragen die Phrase, daß Preußen der Hort des Protestantismus sei. Aber der Protestantismus ist in keiner Weise von irgend woher äußerlich gefährdet, daß er einer Schutzmacht bedürfte. Jene Phrase hat nur insoferne eine Wahrheit, als die protestantische Kirchenverfassung in der Hand des Oberhauptes eines Aggressivstaates wie Preußen, demselben eine furchtbare Waffe in die Hand gibt. Er kann, eben so wie einst Friedrich II. es that, seinen Eroberungskrieg vor der großen Menge verhüllen durch befohlenes Gebet zu Gunsten seiner Behauptung, daß er die Waffen ergreife zur Vertheidigung.

Unmittelbar aber mit dieser Unwahrheit des Principes hangt zusammen das Schüren des Hasses gegen Oestreich, der überhaupt das ganze System des Fridericianismus durchtränkt. Der Haß, die Erbitterung gegen Oestreich ist ein integrirender Theil dessen, was man preußischen Patriotismus nennt. Das Material für diesen Haß, diese Erbitterung nahm man aus der Geschichte, und zwar dem Systeme gemäß ganz folgerecht.

Denn indem Friedrich II. bei seinem Streben als der Erbe aller offensiven Richtungen gegen den Bestand des Reiches auftrat;

indem er das Princip der Zersetzung und Auflösung, welches früher bald in diesem, bald in jenem deutschen Fürstenhause seinen Vertreter gefunden, bleibend an das Haus Hohenzollern heftete: erschienen jene Anderen, welche vor ihm in ähnlicher Weise thätig gewesen waren, als seine Vorläufer, und in gewisser Weise als Helden des Preußenthums. Und zwar dies selbst dann, wenn sie zu den früheren Hohenzollern im Gegensatze gestanden hatten. Solche Persönlichkeiten waren z. B. der Kurfürst Moriz von Sachsen, der König Gustav Adolf von Schweden. Friedrich II. selbst war in dieser Beziehung noch zu sehr hohenzollerisch gesinnt, als daß er für diesen fremden Eroberer, den Unterdrücker seines eigenen Hauses, ein Wort des Beifalles gehabt hätte. Vielmehr sind seine Ausdrücke über die Frivolität der Vorwände, deren sich Gustav Adolf zu seinem Aggressivkriege gegen Deutschland bediente, schlagend und bündig. (Man vergleiche S. 221.) Aber die literarische Schule, die nach ihm aufwuchs, war folgerechter als er. Der Eroberer von 1630, der damals Deutschland und was er sonst erreichen konnte, in eine absolute Militärmonarchie umzuwandeln strebte, war desselben Lobes würdig, wie derjenige, welcher von 1740 an, so weit er es vermochte, dies Bestreben zur Ausführung gebracht hatte.

Und aus demselben Grunde, aus welchem man diejenigen feierte und pries, welche das Princip der Zersetzung und Auflösung vertraten, fiel Tadel und Vorwurf auf diejenigen, welche gesucht hatten, das Reich zusammen zu halten, die föderativen Bande desselben zu kräftigen, es zu schützen gegen jenes Princip der Zersetzung und gewaltsamen Unification. In erster Linie kamen mithin diese Vorwürfe auf den Repräsentanten des conservativen Principes, auf das Haus Habsburg und Oestreich überhaupt.

Es war hierin genugsam vorgearbeitet. Denn wie jederzeit das Princip der Aggressive rühriger und thätiger ist, um auf die Meinungen der Menschen einzuwirken und sie sich günstig zu stimmen: so hatte in dem Laufe der letzten drei Jahrhunderte Oestreich als der immer defensive Staat, der oft von den verschiedensten Seiten angegriffen war, gegen sich eine reiche geschichtliche Tendenz-Literatur entstehen sehen. Das Verhältnis war dasselbe im sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderte. Geben wir es für das siebzehnte

an mit den Worten von Leibniz. Indem er einige hergebrachte Unwahrheiten gegen den Kaiser Carl V. und den König Philipp II. von Spanien bespricht, fügt er hinzu [1]): „Die meisten Bücher und welche hauptsächlich gelesen werden, gehen durchweg aus von Widersachern des Hauses Oestreich. Die Folge davon ist, daß alles Gehässige und Falsche in dieser Richtung als wahr und unbestreitbar aufgenommen wird."

Die preußischen Historiker des Fridericianismus hatten mithin zu ihrem Zwecke nur das Erbtheil dieser Tendenz-Literatur gegen Oestreich aufzunehmen. Dies ist von ihnen reichlich geschehen. Indessen haben sie damit sich nicht begnügt. Ein Beispiel statt vieler mag genügen.

Der bedeutendste preußische Historiker der Neuzeit faßt, am Schlusse einer fünfbändigen Geschichte von Deutschland im Zeitalter der Reformation, sein Urtheil über den Kaiser Carl V. zusammen in die Worte [2]): „Carl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen lassen, Schwung der Gedanken, und Seelenstärke."

Derselbe Historiker nimmt für sich eine gewisse Objectivität in Anspruch. Er sagt in dem Vorworte desselben Werkes von sich: er sei „überzeugt, daß, wenn man nur mit ernstem und wahrheitbeflissenem Sinne in den echten Denkmalen einigermaßen umfassende Forschungen angestellt hat, spätere Entdeckungen zwar wohl das Einzelne näher bestimmen werden, aber die Grundwahrnehmungen doch zuletzt bestätigen müssen. Denn die Wahrheit kann nur Eine sein."

Halten wir gegen jene Worte über den Kaiser Carl V. die Urtheile anderer Historiker, auf die in Betreff des Hauses Habsburg weder Gunst noch Ungunst bestimmend wirken konnte.

„Die Fülle des Glückes, sagt [3]) Hugo Grotius, ergoß sich über das Haus Habsburg. Obwohl die Wucht desselben noch anwuchs durch das spanische Erbe: so steigerte doch der milde Charakter der Herrscher ihre Macht noch durch die Mäßigung im Gebrauche derselben." Dann hebt Hugo Grotius insbesondere den Kaiser Carl V.

[1]) Die Werke von Leibniz, herausgegeben v. O. Klopp. Band V. S. 493.
[2]) Leopold Ranke: Deutsche Geschichte u. s. w. V. 88.
[3]) Annales et hist. de rebus Belgicis. p. 4. p. 6.

hervor, als „den gerechten Beurtheiler jeglicher Tugend, den unparteiischen Spender der Ehren, der jedem einzelnen seiner Völker dieselbe Billigkeit entgegen trug."

Vor etwa siebzig Jahren beschloß Heinrich, Professor der Geschichte zu Jena, seine Schilderung des Kaisers Carl V. mit den Worten [1]): „Carl würde das schönste Andenken in der Geschichte haben, wenn nicht protestantische und französische Historiker in älteren und neueren Zeiten ihn aus Religionseifer und Parteisucht zu sehr herabgesetzt hätten."

Hören wir die Zeitgenossen. Der Venetianer Cavalli stattet im Jahre 1551 nach jahrelanger Anwesenheit bei dem Kaiser dem Senate von Venedig folgenden Bericht [2]) ab. „Der Kaiser Carl V. ist ein so kluger, so mannhafter, so großer Fürst, als vielleicht die Christenheit nicht gesehen hat seit den Tagen Carls des Großen. Er ist von Charakter friedliebend. Vor allen Dingen ist er sehr religiös. Seine Lebensweise ist diejenige eines Christen und Privat Cavaliers. Er sucht sich frei zu erhalten von allen Fehlern, und ich weiß an ihm keine Unvollkommenheit; vielmehr ist er in allen seinen Handlungen, bis zu den geringsten hinab, so ruhig, so besonnen, so umsichtig, in Geberden und Worten so maßvoll, daß er die allgemeine Bewunderung verdient. Er ist immer leutselig, wallt niemals auf, wird niemals ungestüm, sondern redet so überlegt, so sachgemäß, so voll Gottvertrauens, daß man sagen darf: er spreche weder ein Wort, das an sich Tadel verdiene, noch ein solches, das seiner Sache schade. Er hat keine Neigung zum Blutvergießen. Er treibt seine Rache nicht bis zur Vernichtung seiner Feinde, sondern sucht sie zu schwächen" u. s. w.

Die Worte des Venetianers Cavalli von 1551 stimmen in merkwürdiger Weise überein mit denjenigen von Philipp Melanchthon im Jahre 1530 über denselben Kaiser Carl V. Man wolle diese Worte wieder nachlesen (S. 8 und 9).

Und damit dürfte genug des Materiales gegeben sein zur Bildung eines eigenen Urtheiles in Betreff der angeführten Worte eines preußischen Historikers über denselben Kaiser Carl V. Andererseits

[1]) Heinrich: Deutsche Geschichte Bd. V. S. 751.

[2]) Relationi degli Amb. Ven. del secolo XVI. Serie I. Tom. 2. p. 195.

wird man mit jenem preußischen Historiker darin übereinstimmen, daß in den Grundzügen die Wahrheit nur Eine sein könne, daß es mithin zwischen Weiß und Schwarz eine Vermittelung nicht gibt.

Wir haben aber den Einen Fall deshalb ausführlicher erörtert, weil er wie der Typus ist der ganzen Richtung der Geschichtschreibung, die quantitativ in Deutschland die Oberhand hat, und die in ihrem Kern und Wesen denselben Zweck verfolgt, wie der Fridericianismus überhaupt, nämlich Oestreich moralisch aus Deutschland auszuschließen, noch bevor man thatsächlich durch den Bundesbruch den Versuch dazu machte.

Es kann damit nicht gesagt werden, daß alle diejenigen, welche nach jenem Typus sich gebildet haben, ihn allgemein zu machen suchen, in bewußter Absicht, mit klarer Erkenntnis dessen, was sie thun, so gehandelt haben. Die Mehrzahl ist gefolgt aus Mangel an eigener Kraft und Selbständigkeit, vertrauend auf das Wort der Führer.

Aber andererseits ist es eine traurige Thatsache, daß der weitaus überwiegende Theil der geschichtlichen Literatur in Deutschland von solchen und ähnlichen Ideen durchzogen ist. Thatsache ist, daß auf dem literarischen Gebiete die römischen Kaiser deutscher Nation aus dem Hause Habsburg betrachtet und behandelt worden sind, gleich als wären sie vogelfrei. Und nicht blos, ich wiederhole es, ist dies geschehen in denjenigen deutschen Ländern, welche dem Staate der Hohenzollern angehören, in welchen deshalb die Misleitung des wahren geschichtlichen Sinnes, im Interesse der politischen Zwecke des Fridericianismus, systematisch betrieben wird. Dieselbe Corruption ist hindurch gedrungen in die anderen deutschen Länder. Es ist wie ein Stück der sogenannten deutschen Bildung geworden, diejenigen Persönlichkeiten zu preisen, deren Streben im tiefsten und unversöhnlichen Gegensatze stand mit dem innersten Wesen aller einzelnen Stämme und jedes Individuums der gesammten Nation. Wir haben unsere Eigenart, der Einzelne wie der Stamm, dem er angehört. Wir können sie nicht verläugnen. Wir Deutsche können nimmermehr uns glücklich fühlen in einem militärisch centralisirten, despotischen Einheitsstaate, dessen letzter Zweck ist die Eroberung, und für den die Menschen einen Werth nur haben als Material für diesen Zweck. Es ist eine tiefe moralische Verirrung, miteinzustimmen in das Lob für den Urheber dieses entwürdigenden Systemes.

Daß aber diese fridericianischen Anschauungen in solcher Art sich haben verbreiten, daß sie fast wie ein Gemeingut der sogenannten deutschen Bildung haben werden können — daran trägt einen großen Theil der negativen Mitschuld Oestreich selbst, und dann nicht minder die Mittelstaaten, die, ein jeder in seiner Art, nicht minder berufen und verpflichtet waren, nicht blos in Militär und Verwaltung, sondern auch intellectuell und moralisch ihr eigenartiges Leben zu hegen und zu pflegen. Wie Oestreich auf dem materiellen Gebiete sich, mehr durch seine eigene Unterlassungssünde, als durch die Activität der preußischen Politik, aus Deutschland ausschließen ließ: so nicht minder auf demjenigen der Intelligenz. Das Phäakenleben von Wien datirt nicht erst aus neuerer Zeit. Wir heben hier noch einmal die Erfahrung hervor, die zu seiner Zeit Leibniz machte (Vgl. S. 242). Er charakterisirt Wien im Jahre 1668 mit den Worten: Panem et Circenses. Es ist seitdem nicht anders geworden. Aber fünfzehn Jahre nach jenem Worte von Leibniz bewies sich Wien durch Thatkraft, Ausdauer und Muth als die erste Stadt der Christenheit. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß dieselben Kräfte nicht auch noch heute vorhanden, auch heute noch dieselbe Ausdauer auf jedem Gebiete entwickeln könnten, sei es demjenigen des Krieges, sei es dem rein geistigen. Aber sie haben es auf diesem letzteren für lange Zeit nicht gethan. Die Folge davon ist in Wien und überhaupt in Oestreich vielfach eine Deferenz, ein Mangel an Selbstvertrauen gegenüber der sogenannten norddeutschen Intelligenz, wie er in dieser Weise nicht begründet ist.

Die Schuld lag zu einem Theile an der östreichischen Regierung. Sie ging nicht in genügender Weise darauf aus, das geistige Leben zu wecken und anzuregen. Sie unterließ dies namentlich auf dem einen besonderen Gebiete, das hier zunächst in Frage kommt: dem historisch politischen. Es ist immer derselbe, immer wiederkehrende Fehler des conservativen Principes, sich dann erst schützen zu wollen, wenn man angegriffen wird, und häufig freilich auch dann noch nicht, wenigstens nicht genügend. Den latenten Angriff aber erkannte man nicht. Daß das Lebenselement der preußischen Politik die Todesfeindschaft gegen Oestreich ist, daß unter allen Umständen der Fridericianismus dem ihm principiell verhaßten Oestreich die Wurzeln des

Daseins abzugraben sucht, scheint für lange Jahrzehnte weder die Regierung noch die Bevölkerung von Oestreich erkannt zu haben.

Wir müssen es wiederholen: es ist das eine mit dem conservativen Systeme selbst jederzeit zusammenhangende, eine, wie es scheint, von demselben untrennbare Schwäche. Es ist eine andere Stimmung der Gemüther in Oestreich als in Preußen. Der preußische Patriotismus seit Friedrich II. ist, gemäß dem alten römischen Worte: Facile est odisse quem laeseris, unvermeidlich getränkt mit dem Hasse gegen Oestreich. Ein preußischer Patriotismus ohne den Bestandtheil dieses Hasses, ohne Schadenfreude bei einem Unglücke von Oestreich, ist kaum denkbar. Der Engländer Malmesbury macht im Jahre 1793, wo die Allianz von Preußen mit Oestreich noch in Kraft war, bei der Nachricht von einem Unglücke des kaiserlichen Feldherrn Wurmser diese Beobachtung an dem Könige Friedrich Wilhelm II. selbst [1]. Das Jahr 1859 hat in Betreff des Berlinerthums jeden Zweifel über diese Neigung desselben zerstreut.

Anders in Oestreich. Der Oestreicher seinerseits hat nicht diese principielle, durch den Unterricht, die Erziehung, die Literatur aller Art von früh auf ihm eingeflößte Abneigung gegen Preußen. Er kann treu seinem Vaterlande anhangen, treu seinem Kaiser dienen, ohne daran zu denken, daß ein Preußen existirt, viel weniger denn, ohne gezwungen zu sein, als die Kehrseite der Liebe zu seinem eigenen Vaterlande sich zu denken die Unvermeidlichkeit des Hasses gegen Preußen.

Dies ist einer der Gründe, weshalb die specifisch-östreichische Literatur so ungleich viel weniger Feindseligkeit gegen Preußen zeigt, als die specifisch-preußische gegen Oestreich. Aber damit fällt der Vorwurf der Sorglosigkeit, oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, der Indolenz auf diesem Gebiete, nicht hinweg. Keine andere Großmacht von Europa kann mit solcher moralischer Zuversicht auf ihre Geschichte zurückblicken, hat eben darum von der Klarlegung dieser Geschichte her eine solche Fülle von Anregungen der moralischen Kraft ihrer Angehörigen zu erwarten, als Oestreich. Keine andere europäische Großmacht hat sich um diesen moralischen Factor ihrer Existenz so wenig bekümmert als Oestreich, freilich nicht erst heute und

[1]) Diaries and Correspondence III. 34.

gestern, sondern von jeher. Und zwar fällt diese Unterlassung in erster Linie der Dynastie selbst zur Last.

Ich wähle ein Beispiel, nicht aus moderner Zeit, sondern ein für Deutschland möglichst indifferentes aus fern entlegenen Tagen, nämlich des Königs Philipp II. von Spanien.

Während des Krieges der Niederlande gegen den König Philipp II. fand im Jahre 1578 zu Köln ein Congreß zur Beredung des Friedens statt. Wilhelm von Oranien ermächtigte seinen Rath Bruynink, mit dem kaiserlichen Minister Schwarzenberg in besondere Unterhandlungen zu treten über die Vortheile, die er sich ausbedingen wolle. Schwarzenberg, der dem Prinzen freundlich gesinnt war, ließ sich auf die Sache ein. Die Unterhandlungen scheiterten, nicht an der Sache selbst, sondern an den exorbitanten Forderungen des Oraniers für seinen Privatnutzen. Schwarzenberg wurde von da an sein entschiedener Gegner. Der Congreß führte zu keinem Ergebnisse. Wilhelm von Oranien aber ergriff die Initiative. Er schleuderte in die Welt hinaus seine Apologie, d. h. seine Anklageschrift gegen den König Philipp II.[1]) Er sagt darin: „Niemals hat man über mich das gewinnen können, daß ich in meinem Namen über besondere Artikel hätte verhandeln lassen. Weder direct noch indirect trenne ich mich von der gemeinen Sache, von welcher mein Heil oder Unheil abhangt." Es stand in der Hand des Königs Philipp, dem Prinzen vor der Welt die Briefe entgegen zu halten, die er an Schwarzenberg geschrieben, ihn dadurch sofort der öffentlichen Lüge zu überführen. Philipp that es nicht. Der Weg der Oeffentlichkeit war ihm zuwider.

Die Folge war, daß die Mitwelt des Prinzen Wilhelm von Oranien seine keck hinaus geschleuderte Behauptung, wie überhaupt die ganze Apologie für Wahrheit nahm, daß in Folge dessen diese Apologie nicht wenig dazu beitrug, den Namen des Königs Philipp II. auch bei der Nachwelt zu verschwärzen, und daß erst dreihundert Jahre später der Fleiß eines neueren Forschers die Wahrheit enthüllt, die den Oranier dem Könige Philipp II. gegenüber in doppelter Weise brandmarkt.

[1]) Gachard: Guillaume le Taciturne IV. p. CXII. Ein ähnliches Beispiel von Philipp II. bei Gachard: Corr. de Philippe II. Tom. II. p. LXXIV.

Gemäß diesem Beispiele des Oraniers haben alle Gegner des Hauses Habsburg, alle Vertreter des aggressiven Principes gehandelt, keiner von ihnen eifriger als der König Friedrich II. von Preußen. Der Regel nach trat eine Erwiderung nicht entgegen. So hat es geschehen können, daß jene Erfahrung des Oraniers sich hundertfach wiederholte.

Diese Gleichgültigkeit, die von jeher den Gliedern des Hauses Habsburg in höherem oder geringerem Grade gemein war, ist eine Mitursache der Ungunst, welche dem Regentenhause selbst und Oestreich so oft entgegen getreten ist. Und zwar nicht blos in Deutschland allein, sondern in Europa überhaupt, und sogar in Oestreich selbst. Ja es hat dahin kommen können und ist dahin gekommen, daß Angehörige des Kaiserhauses selbst, misleitet durch die geschichtliche Tendenz-Literatur, welcher von Seiten Oestreichs kein genügendes Correctiv entgegen stand, an historische Fictionen geglaubt haben, die in Widerspruch standen mit der traditionellen Politik ihres Hauses. Ich nenne ein Beispiel, den Kaiser Joseph II. Er glaubte aufrichtig an die Fiction, daß die Jesuiten die Schuld trügen am dreißigjährigen Kriege. Die Consequenz dieser Fiction mußte sich naturgemäß gegen den eigenen Ahnherrn Ferdinand II. wenden, als ob dieser der Angreifer gewesen sei, er, der Kaiser Ferdinand II., der beim Beginne seiner Regierung weder Geld noch Credit hatte, und die schützende Hülfe von Baiern und Sachsen durch die Verpfändung von Ländern erkaufen mußte. Die Consequenz dieser Ansicht Josephs II. geht so weit, daß selbst Friedrich II. darin minder ungerecht war als er. Denn Friedrich hat ja geradezu die Vorwände Gustav Adolfs zu seinem Angriffskriege als frivol bezeichnet.

Kehren wir zurück zu der eigentlichen Sache, um die es sich handelt, zu der geringen Aufmerksamkeit, welche das östreichische Regentenhaus von jeher dem öffentlich geschriebenen Worte bewiesen hat. Es hat darin die Tugend des Privatmannes gezeigt, welcher unbekümmert um die Verleumdung frei und sicher seines Weges wandelt. Aber was im Privatleben eine Tugend ist, kann auf dem politischen Gebiete zu einem Fehler werden. Der einzelne politische und historische Schriftsteller ist für eine große politische Macht so unbedeutend vielleicht wie ein Wassertropfen. Aber ein Strom besteht aus einer Fülle von Wassertropfen, und wo eine Macht, die

nicht von heute und gestern besteht, sondern für die Jahrhunderte, sich diese Jahrhunderte hindurch um die Wassertropfen nicht kümmert, da darf sie sich nicht mehr verwundern, daß eine Strömung sich bildet gegen sie.

Auf der anderen Seite haben auch nicht minder die Angehörigen von Oestreich nicht das gethan, was von einer solchen Macht her durch die Belebung der Geschichte für die Anregung des Patriotismus hätte erwartet werden dürfen. Preußen ist erfüllt mit einer Menge von Büchern über den König Friedrich II. Oestreich besitzt bis heute keine vollendete Biographie der edelsten und herrlichsten Persönlichkeit, welche diese Macht neu geschaffen, welche sie beseelt hat mit dem Hauche ihres Geistes, ihrer Gesinnung. Das ist ein Vorwurf, welcher das gesammte Oestreich trifft, und jede einzelne Nationalität, welche der Macht Oestreich angehört, für welche alle die edle hohe Kaiserin dieselbe gerechte Herrscherin und Mutter war. Es ist ein Vorwurf, der in dieser Art nur Oestreich gemacht werden kann, nicht irgend einer ander anderen Macht.

Eben so wenig genügend aber wie Oestreich, haben auch die Mittelstaaten zur Belebung des wahrhaft geschichtlichen Sinnes Sorge getragen. Im Einzelnen ist genug geschehen. Aber diese Einzel-Thätigkeit hat sehr häufig den particularen Charakter angenommen, oder hat gar sich conformirt mit dem quantitativ herrschenden Charakter des Fridericianismus, hat an die Stelle dessen, was die berechtigte Besonderheit in der Allgemeinheit verlangte, den unitarischen Charakter des Fridericianismus gesetzt, hat selber mit dazu beigetragen, die Meinung zu pflegen, als ob die Unterjochung der berechtigten Besonderheit unter das System des uniformirenden, des centralisirenden Despotismus eine berechtigte Entwickelung des deutschen Geistes sei. Wir haben es in Deutschland erleben müssen, daß der König des größten der deutschen Mittelstaaten, in der guten Absicht die historische Wissenschaft zu befördern, zunächst die literarischen Vorkämpfer des Fridericianismus auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung um sich berief. So viel des Schätzenswerthen im Einzelnen auch diese historische Commission geleistet haben mag: so wäre es doch eben wegen jener Leitung um die historische Wahrheit in Deutschland besser bestellt, wenn sie nicht existirte.

Das System des latenten Fridericianismus in Betreff der Einwirkung auf die deutsche Nation trug seine Früchte. Das Bedürfnis der politischen Einigung der Deutschen ward durch den Bund in keiner Weise befriedigt, weder durch das Princip desselben, noch durch die Ausführung. Aber die Misstimmung darüber bei der sogenannten Bildung richtete sich nicht gegen diejenige Macht, die dahin strebte, daß der Bund nicht lebensfähig werden konnte, sondern gegen den Bund an sich und gegen Oestreich, welches in erster Linie das föderative System vertrat.

Es kam das Jahr 1848. Das Frankfurter Parlament trat zusammen. Aus der Coalition der Professorenpartei mit der eigentlichen Demokratie erwuchs der Plan einer Reichsverfassung, mit dem Könige von Preußen als Kaiser von Deutschland.

Der Plan war ein großer Erfolg des Fridericianismus. Der Ausschluß von Oestreich aus Deutschland war die Voraussetzung beider Parteien. Beide ferner handelten gemäß dem fridericianischen Princip, daß in Sachen der Politik nur der Erfolg entscheide. Beide wollten einander gebrauchen, wozu sie einander gut waren: die Doctrinäre, um durch das preußische Königthum über die Demokratie Herr zu werden, die Demokratie, um durch das preußisch-deutsche Kaiserthum zur deutschen Republik zu gelangen.

Der König von Preußen wies das gefährliche Geschenk zurück.

Aber zugleich wuchs in den Führern der preußischen Politik die Hoffnung empor, daß die ersehnte Stunde, die man euphemistisch einst „den Fall des Ereignisses" genannt, bereits gekommen sei. Die preußische Politik provocirte Oestreich zum Kriege. Sie hatte sich verrechnet. Es fehlte ihr noch die Kraft der Action. Es war der Fridericianismus in schwachen Händen.

Für das seiner Natur nach stets defensive Oestreich, welches eben darum den Krieg nicht wählen kann nach eigenem Ermessen, welches den Krieg annehmen muß, wann und wo und wie derselbe ihm aufgezwungen wird, schien nun die Zeit gekommen, in der Pflicht der Vertheidigung des Rechtes die Unterlassungssünden langer Jahre gut zu machen, sich selber und Deutschland noch einmal wieder zu retten und zu schützen vor dem furchtbaren Principe des Fridericianismus.

Oestreich benutzte nicht die Gelegenheit. Sobald die preußische Politik zur Erkenntnis kam, nicht ihres Unrechtes, sondern der Schwäche ihrer Mittel; sobald sie ersah, daß der seit so langer Zeit schon gehoffte „Fall des Ereignisses" noch nicht eingetreten sei, bat sie um Frieden. Oestreich ließ in Olmütz Gnade für Recht ergehen. Der deutsche Bund ward hergestellt. Und sofort begann innerhalb desselben die alte Thäigkeit des latenten Fridericianismus zur Vorbereitung auf eine andere Gelegenheit, günstiger als die erste.

Von da an scheint es, als ob Oestreich der festen Leitung entbehre, als ob der alte Geist von ihm gewichen sei. Die Eroberungsgier von Rußland provocirt im Osten Europas den Krieg, der local sich bindet an die Krim. Die Großmacht Oestreich nimmt nicht Theil. Aber sie bringt durch ihre Aufstellung dieselben Opfer, als hätte sie Theil genommen. Die Frucht ist Haß von Seiten Rußlands, Abneigung von Seiten der Westmächte, Schadenfreude von Seiten des preußischen Bundesgenossen, den Oestreich nicht durchschaut.

Weil Oestreich diesen preußischen Bundesgenossen nicht durchschaute: so erkannte es nicht, daß eine solche Constellation eingetreten war, vor der es Maria Theresia immer gebangt hatte, nämlich daß Oestreich isolirt dastehe, ohne Bundesgenossen.

Das Princip der Staatenbildung nach Nationalitäten wuchs stärker heran. Es steht im Widerspruche mit Recht und Geschichte: es steht im Widerspruche vor allen mit derjenigen Macht, welche auf dem Wege des Rechtes und des Vertrages geworden ist aus dem Zusammenwachsen verschiedener, in sich gleich berechtigter Nationalitäten. Einst hatte Kaunitz verkündet, daß es zwei mittlere Mächte gebe, die stets begierig seien, Oestreich und Frankreich an einander zu bringen, um in dem Streite derselben zu wachsen: Piemont in Italien, Preußen in Deutschland, die darum, auch unausgesprochen, sich wie durch Wahlverwandtschaft zu einander neigten. Darum liege im Interesse des europäischen und des Weltfriedens die Allianz von Oestreich und Frankreich. Damals hatten diese beiden Mächte das anerkannt. Die Allianz derselben hielt die kleinen Unruhigen im Zaume.

Anders standen die Dinge ein Jahrhundert später. Die Gründe, durch die der Beherrscher Frankreichs bewogen wurde, so zu handeln wie er that, liegen nicht uns offen vor. Er handelte nicht im In-

teresse des europäischen Friedens und der conservativen Principien. Er entfesselte das revolutionäre Piemont. Er lieh demselben seine Unterstützung. Oestreich allein und verlassen, unterlag. Die Lehren Machiavellis hielten praktisch ihren Triumphzug durch Italien.

Es ist ein merkwürdiger Zug des in Oestreich, ungeachtet aller Erfahrungen, immer wieder aufwachsenden Vertrauens, daß man dort eine Hülfe von dem Staate der Hohenzollern erwartete, von derjenigen Macht, deren Lebensprincip der Fridericianismus ist. Preußen waffnete allerdings. Aber der Erfolg seiner Rüstungen war thatsächlich der, daß es die anderen deutschen Bundesgenossen hinderte, Oestreich Hülfe zu bringen.

Während Oestreich innerlich krankte an dem Rückschlage seiner Niederlagen, wuchs in Deutschland wieder die Partei der Doctrinäre empor, deren Ziel es war, Preußen zum deutschen Piemont zu machen. Diese zu allen Zeiten unverbesserliche Partei wiegte sich in der kindischen Hoffnung, daß es ihnen gelingen werde, den Fridericianismus, der mit dem Principe der Eroberung nach Außen unbedingt und nothwendig nach Innen das Princip des Absolutismus verbindet, durch die Kraft ihrer Lungen, ihre Reden, Anträge und Amendements, und den ganzen Apparat des parlamentarischen Wortkrames, in das regelrechte Strombette des Constitutionalismus zu leiten. Die Inhaber des eigentlichen Fridericianismus dagegen erkannten, daß, nach der Vorarbeit von Frankreich und Piemont, die Zeit herannahe, wo „der Fall des Ereignisses“ eintreten werde. Sie hatten, im Bewußtsein dessen, daß die eigentliche Kraft bei ihnen stand, daß von der Geschwätzigkeit des Liberalismus für sie nichts zu fürchten sei, daheim das Blatt Papier zugelassen, welches man Verfassung nennt. Sie ließen die Doctrinäre dieselbe endlos bereden, und handelten dabei, wie es den Planen des echten Fridericianismus ohne Phrase entsprach. Sie betrieben, ob mit Willen des Landtages, ob ohne denselben, eine Reorganisation des Heeres, welche den Zweck hatte, dasselbe geeigneter zu machen zu einem Offensivkriege.

In dem Herrn von Bismarck fand das Princip die Persönlichkeit, die ihm lange gefehlt. Von da an handelte es sich nur noch um die volle Vorbereitung, um gerüstet zu sein für den Fall der günstigen Gelegenheit.

Herr v. Bismarck ging nicht darauf aus, sein Ziel allzu sehr zu verhehlen. Seine Januar-Note von 1863 läßt dasselbe gegen Oestreich deutlich durchschimmern. Der Fridericianismus hatte die Zeit des deutschen Bundes nur als diejenige des Ueberganges, der Vorbereitung betrachtet. Diese Zeit war um. Eine neue Zeit kündete der Herr v. Bismarck an: diejenige des Eisens und des Blutes. Das Gewölk des deutschen Bürgerkrieges stieg langsam drohend am Horizonte herauf.

Oestreich versuchte es, der Gefahr zu begegnen durch den Vorschlag der Anspannung der föderativen Bande von Deutschland durch eine Bundesreform. Der Congreß der deutschen Fürsten trat zusammen. Es fehlte nur Einer: der König von Preußen. Nicht auf die Stärkung des Bundes hatte der Fridericianismus hingearbeitet, sondern auf die Schwächung, um die Sprengung vorzubereiten. Wie auch immer der kaiserliche Reformvorschlag beschaffen sein mochte: Preußen mußte, seinem Princip gemäß, unter allen Umständen ihn verneinen. Diese Verneinung allein entschied, auch wenn die anderen deutschen Fürsten eifriger für die Sache gewesen wären, als sie waren.

Ob sie damals die Tragweite der fridericianischen Plane zum vollen erkannten, dürfte fraglich sein. Denn das menschliche Gemüth neigt, zumal wenn nicht unmittelbar flagrante Handlungen vorliegen, immer wieder zum Vertrauen hin. Und dieses Vertrauen hatte der König Wilhelm persönlich einige Jahre zuvor durch seine Worte in vollem Maße in Anspruch genommen. Es war in Baden-Baden am 18. Juni des Jahres 1860, bei der Zusammenkunft vieler deutschen Souveräne mit dem Kaiser Napoleon III. Damals hatte der König Wilhelm zu den anderen deutschen Souveränen, unter ihnen auch dem Könige von Hannover, gesprochen wie folgt:

„Ob Deutschland in näherer oder fernerer Zeit Gefahren drohen — ich spreche heute, als am Jahrestage eines denkwürdigen Sieges, in diesem erlauchten Kreise es gern noch einmal aus, was ich in meiner letzten Thronrede öffentlich erklärt habe, daß ich es nicht blos als die Aufgabe der deutschen, sondern als die erste Aufgabe der europäischen Politik von Preußen erachte, den Territorialbestand sowohl des Gesammtvaterlandes, als der einzelnen Landesherren zu schützen.

In dieser Aufgabe werde ich mich durch nichts beirren lassen, auch durch den Umstand nicht, daß die innere Politik, die ich für Preußen als unerläßlich erkannt habe, so wie meine Auffassung mehrerer Fragen der inneren deutschen Politik von den Auffassungen einiger meiner hohen Bundesgenossen abweichen möge. Die Erfüllung jener nationalen Aufgabe, die Sorge für die Integrität und die Erhaltung von Deutschland wird bei mir immer obenan stehen."

„Ueber die Loyalität meiner Bemühungen, die Kräfte des deutschen Volkes zu gedeihlicher Wirksamkeit zusammen zu fassen, kann kein Zweifel bestehen. Sie haben niemals die Absicht, das völkerrechtliche Band, welches die deutschen Staaten umfaßt, zu erschüttern. Wiederholt habe ich erklärt, daß eine Reform des Bundes nur unter gewissenhafter Wahrung der Interessen Aller erstrebt werde, und die letzten Acte meiner Regierung werden keinen Zweifel gelassen haben, daß ich den gegenwärtigen Augenblick für eine Reform dieser Art nicht für geeignet erachtet habe."

Der Vergleich dieser Rede des Königs Wilhelm von 1860 und seines Thuns von 1866, mit der Rede des Königs Friedrich Wilhelm I. (vgl. oben S. 83) im Jahre 1733 für die pragmatische Sanction und dem Thun von 1740, liegt sehr nahe. Das Verfahren ist dasselbe heute wie damals. Dennoch ist ein Unterschied. 1733 und 1740 waren es zwei verschiedene Persönlichkeiten, die da redeten und handelten, der Vater und der Sohn, der letztere im Beginne des Mannesalters. In den Jahren 1860 und 1866 war es dieselbe Persönlichkeit, die das eine Mal redete, das andere Mal handelte — ein alter Mann mit grauem Haare.

Auch sonst dürfte in mehr als einer Beziehung ein Fortschritt bemerklich sein. Wir werden darauf zurückkommen.

Aber wir wiederholen es: das menschliche Gemüth neigt immer wieder zum Vertrauen hin, und deshalb hatten die Worte des Königs Wilhelm vom 18. Juni 1860 ihren Eindruck nicht verfehlt. Freilich durfte entgegen gehalten werden, daß eine Entschuldigung, bevor die Anklage erhoben wird, immer das Zeichen eines nicht freien Bewußtseins ist. Aber dafür waren die Versicherungen so positiv, so bestimmt ausgesprochen, daß sie, wenn sie auch nicht alles Mistrauen auszu-

tilgen vermochten, doch dasselbe sehr verringerten. Es ist ferner gewis, daß die preußische Politik der nächsten Jahre nach 1860 ein Vertrauen zu derselben nicht begründete, daß die stillschweigende Voraussetzung der Velleitäten des sogenannten Bundesstaates der Ausschluß von Oestreich aus Deutschland war. Aber keiner dieser Schritte ging so weit, den Bundes-Bruch, gegen den der König Wilhelm sich in Baden-Baden, nicht durch einen Act seiner Regierung, sondern persönlich als Souverän vor den gleich berechtigten Souveränen, so feierlich verwahrt, in nahe Aussicht zu stellen. Deshalb lag ein Verdacht solcher Art während des Fürsten-Congresses im August 1863 noch völlig fern.

Die Reform-Acte scheiterte. Die preußische Politik stellte andere Vorschläge in Aussicht, und zwar solche, die darauf berechnet waren, an Liberalismus die kaiserlichen zu überbieten. Die Kritik aller solchen Vorschläge von Seiten der preußischen Politik liegt, eben so wie diejenige des preußischen Verfassungsstaates selbst, kurz und bündig vor in den Worten des Memoire von 1822: „Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus.“ Dies allein ist der feste Boden, auf welchem die preußische Macht steht, und jedes andere Wort ist nur berechnet für die Doctrinäre und ähnliche Thoren, die zu allen Zeiten sich durch Worte fangen lassen.

Während die Gemüther in dieser Spannung waren, rief der Tod des Königs von Dänemark die Frage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von neuem ins Dasein.

Der deutsche Bund beschloß die Execution des Bundeslandes Holstein. Oestreich und Preußen einigten sich als europäische Mächte für die Pfandnahme von Schleswig, damit Dänemark seine Verpflichtungen erfülle.

Wie auch immer diese Allianz zu Stande gekommen sein mag: sie war ein Erfolg der fridericianisch-bismarckischen Politik von schwerstem Gewichte. So lange es einen Staat Hohenzollern gibt — nicht blos erst seit den Zeiten des Fridericianismus — hat derselbe sich an einem Kriege nur betheiligt mit Hintergedanken der Eroberung für sich. Vollends, seitdem der Fridericianismus existirt, gibt es für Preußen

nur Eroberungskriege in seinem Particular-Interesse. Es ist die ausdrückliche Vorschrift des Königs Friedrich II. im Jahre 1769 für seinen Nachfolger: „Der preußische Staat muß sich hüten, sich in Kriege einzulassen, bei denen nichts zu gewinnen ist.“ Oestreich vergaß und verkannte das. Weil es selber für sich nichts wollte, weil es ausging von dem Streben, das Recht der Verträge aufrecht zu halten, und, falls ein Krieg daraus entstehe, diesen doch zu localisiren, trieb es die Sorglosigkeit seines Vertrauens so weit, von der preußischen Politik zu erwarten, daß auch diese nichts Anderes wollen werde, als worüber beide Mächte offen sich geeinigt hatten. Oestreich unterließ es, principiell und von vorn herein einen Damm zu errichten, welcher der preußischen Eroberungsgier die Möglichkeit des Auswachsens abschnitt.

Die Präcedenzfälle dessen waren vorhanden. Oestreich hatte im Februar 1792 eine Allianz mit Preußen geschlossen zur Erhaltung des bestehenden Rechtszustandes in Deutschland und in Polen. Im März desselben Jahres verlangte die preußische Politik, daß Oestreich ihr gestatte, sich die zum polnischen Reiche gehörenden Städte Danzig und Thorn anzueignen. Dann wolle es die Allianz halten.

Im Juni 1813 war Oestreich der unterliegenden Partei von Rußland und Preußen zur Allianz gegen Napoleon I. beigetreten zu dem Zwecke der Erringung eines dauernden Friedens. Als durch gemeinsame Anstrengung der Sieg errungen war, forderte die preußische Politik für sich die Anwendung des Rechtes der Eroberung auf Sachsen.

Demgemäß war es im Januar 1864 mit Sicherheit vorauszusehen, daß die preußische Politik bei günstiger Gelegenheit auch dies Mal wieder eben so handeln, eben so wieder für sich einen besonderen Vortheil verlangen werde. Indem Oestreich es unterließ, sich gegen eine solche Zumuthung sicher zu stellen; indem es, in der Wiederholung des alten sorglosen Vertrauens, der fridericianischen Macht die eigene Ehrlichkeit und Rechtlichkeit beimaß, war es freilich nicht moralisch, aber politisch negativ mitschuldig an den folgenden Verwickelungen.

Es that dann Alles, was es vermochte, um diese Verwickelungen nicht weiter gedeihen zu lassen. Es war, ohne jedweden eigenen

Vortheil für sich zu beanspruchen, erbötig zu Bewilligungen im Interesse von Preußen. Aber der Fridericianismus war nicht mehr latent. Das Princip hatte wieder einmal den rechten Mann gefunden, der in sich selber nicht gehemmt wurde durch irgend eine Schranke, der nur physische Unmöglichkeiten kannte, nicht moralische. Das Werkzeug, die Armee, war nicht mehr das von 1850. Das Terrain des Angriffes ward studirt, während noch die Allianz bestand. Die Fehler der Kampfesweise der Oestreicher hatte man, trotz der Siege derselben in Schleswig, genau kennen gelernt. Das preußische Heer ward zur Ausnutzung derselben geschult, während noch die Allianz bestand.

Denn der seit einem halben Jahrhundert vorbereitete Fall des Ereignisses, wie das preußische Memoire von 1822 es benennt, schien gekommen. Darum auch scheint es nicht recht, jenen Vorwurf der negativen Mitschuld von Oestreich an den factischen Verwickelungen bis zu der Behauptung auszudehnen, daß Oestreich den Krieg überhaupt hätte vermeiden können. Jeder Schritt des Herrn v. Bismarck und seines Königs im Jahre 1866 beweist, daß sie mit Vorbedacht den Krieg wollten. Darum darf man mit Recht annehmen, daß, wenn nicht jene Verwickelungen da gewesen wären, sie andere geschaffen hätten.

Noch einmal gelang es der Friedensliebe von Oestreich, durch die Concessionen des Gasteiner Vertrages den Krieg scheinbar abzuwenden. Die Abwendung war nur eine Frist. Und diese Frist ward, nachdem eben das gütliche Abkommen getroffen, dazu benutzt, um sich des Bundesgenossen Italien vollends zu versichern. Die Zeit, welche zwischen der lauten Misbilligung der piemontesischen Politik durch die preußische Regierung, und dem Bündnisse derselben preußischen Regierung mit dieser Politik lag, währte beinahe eben so lang wie diejenige Zeit, welche zwischen der Rede des Königs Wilhelm von 1860 in Baden-Baden und seinen Thaten im Jahre 1866 verfloß. Das Bündnis mit Italien schloß in sich den Bruch des deutschen Bundes.

Im Frühlinge 1866 konnte über das Vorhaben des preußisch-italienischen Offensivkrieges kein Zweifel mehr sein.

Und dann wiederholten sich alle die Dinge von ehedem. Als der östreichische Gesandte Botta im Herbste 1740 nach Wien meldete,

daß der König Friedrich II. sich vorbereite, einen Raubanfall auf Schlesien zu machen, erwiderte man ihm, wie der König Friedrich II. erzählt: „Wir können und wollen dieser Nachricht keinen Glauben beimessen." An einer andern Stelle sagt derselbe König Friedrich II.: man habe sich in Wien darauf berufen, daß noch niemals ein Hohenzoller die Waffen gegen das Kaiserhaus ergriffen. (Man vgl. oben S. 134, S. 155.)

Geben wir dem Gedanken eine andere Fassung, so lautet er: Wir können nicht glauben, daß ein Mensch so heimtückisch und so gewissenlos sein könne, am wenigsten in diesem Falle derjenige Hohenzoller, der dem Kaiserhause durch so viele Bande der Dankbarkeit verpflichtet ist.

Bis wie lange man in Wien im Frühlinge des Jahres 1866 sich gesträubt hat gegen den Glauben, daß der König Wilhelm einen Eroberungskrieg beabsichtige, vermögen wir nicht anzugeben. Aber Thatsache ist, daß man sich sehr lange gesträubt hat.

Die Schatzkammer der Beispiele Friedrichs war reich. Er hatte seinen dritten Eroberungskrieg von 1756 einen Vertheidigungskrieg genannt. Im Jahre 1866 wandte man mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit, die, bis auf die Urheber, ganz Europa anwiderte, dasselbe Mittel an.

Und ähnlich verfuhr man im Geiste Friedrichs II. nach allen Seiten zugleich. Wie einst dieser, so hatten auch die Leiter des Fridericianismus von 1866 alles im voraus berechnet, um diejenigen, die aus sich nicht wollten, zum Kriege zu zwingen, und dann nachher zu behaupten, daß diese Gezwungenen den Krieg gewollt hätten, und daß dafür Rache an ihnen genommen werden müsse.

Diese Art von Politik gipfelte, wie einst im Jahre 1756 gegen Sachsen, so im Jahre 1866 gegen Hannover.

Nachdem die preußische Politik dem Könige von Hannover die Neutralität angeboten und dieser sie angenommen; nachdem der König von Hannover im Vertrauen darauf nicht gerüstet, im Vertrauen darauf ferner die Hülfserbietungen von Oestreich nicht angenommen, stellte der preußische Gesandte dem nicht gerüsteten Könige die Forderung eines sofortigen Bündnisses, das im Widerspruche stand mit Ehre, Recht und Pflicht nach allen Seiten zugleich, oder Krieg.

Indem Friedrich II. einen ähnlichen Zug von sich erzählt, kleidet er seinen Bericht von dem betreffenden Bruche des Völkerrechtes in die Worte (man vgl. oben S. 135): „Da zu vermuthen stand, daß dieses Anerbieten zurückgewiesen würde, so hatte in diesem Falle der Graf Gotter die Vollmacht der Kriegserklärung. Das Heer war eifriger als der Graf Gotter. Es betrat den öftreichischen Boden zwei Tage vor der Ankunft des Grafen Gotter in Wien."

Indessen auch darin hatte man im Jahre 1866 gegenüber von Hannover einen Fortschritt gemacht. Auch im Juni 1866 stand ein preußisches Corps vor der Kriegserklärung auf hannöverschem Boden, in Harburg. Aber es stand da mit der Erlaubnis der hannöverschen Regierung, welche den Uebergang über die Elbe und den Durchzug durch das Land einige Tage vorher in vollster und loyalster Bundesfreundlichkeit bewilligt hatte. Indem der Minister, Graf Platen zu Hallermund, dem preußischen Gesandten gegenüber diese Gesinnung aussprach, fügte er hinzu: er wolle nicht hoffen, daß dieses Corps für Hannover eine andere Bestimmung habe, als die angegebene des bundesmäßigen Durchzuges.

Zwei Tage später ward dieses selbe preußische Corps, welches mit hannöverscher Erlaubnis auf hannöverschem Boden stand, mit verwendet zur Occupation von Hannover.

Die Arglist des Fridericianismus hatte richtig gerechnet, daß der König Georg V. das Bündnis wider Ehre, Recht und Pflicht nicht annehmen werde. Eben das wollte sie, um einen Vorwand und Schein des Krieges zu haben, und rasch den nicht gerüsteten König zu erdrücken.

Nicht das gelang ihr. Der König erhob sich nach Göttingen, um südwärts zu ziehen. Dorthin rief er seine Getreuen. Sie kamen. Sie waren nicht kriegesgerecht gerüstet. Aber es ruhte auf ihnen der alte Geist des Stammes der Niedersachsen, der Geist der Treue, der Ausdauer, der Geduld, der Hingabe für ihren König und das Vaterland.

So zogen sie südwärts, geschaart um ihren König und seinen Prinzen, den Erben seines Thrones, beide bereit und willig, die Mühen und Beschwerden mit dem Letzten zu theilen. Deutschland und Europa staunten ob eines solchen nie erhörten Kriegeszuges. Das Staunen wuchs zur Bewunderung, als die Kunde erscholl, daß

dieses nicht kriegesmäßig ausgerüstete Heer einen glänzenden Sieg errungen.

Es war die einzige Niederlage der Preußen in dem ganzen Kriege.

Und doch vermochte selbst der Sieg nicht die Rettung zu bringen. Die Uebermacht wuchs erdrückend heran. Das siegreiche Heer mußte capituliren.

Nur eines war und blieb fleckenlos und glänzend rein gerettet. Es war die Ehre. Es war die Ehre des Königs und jedes seiner Braven von Langensalza.

Und wie hier, so unterlag überall das Recht vor der Gewalt, die nicht minder als einst Friedrich II., zugleich mit Umsicht und mit Energie und mit noch mehr Glück als er, ihre Streiche führte.

Preußen hatte am 14. Juni den Bund für aufgelöst erklärt, um dadurch die anderen deutschen Länder in Annexions-Material für sich zu verwandeln. Aber der Bund bestand rechtlich und thatsächlich, so lange Oestreich ihn schützte. Der Verlauf des Tages von Königgrätz bewies an den Urhebern des Jammers, daß sie gehandelt hatten wie verwegene Spieler. Aber das ungeheure Wagnis gelang. Das Unglück von Königgrätz senkte die Wage zu Gunsten des Unrechtes und der Gewalt. Es war der Gegensatz von Kollin im Jahre 1757. Es klingt wie eine Ironie, daß dem Könige Wilhelm I. das gelang, was dem Könige Friedrich II. fehlgeschlagen war.

Der siegreiche Fridericianismus machte seinen Willen zum Gesetz. Er handelte im Principe analog dem Verfahren Friedrichs II. In derselben Art, wie dieser im Jahre 1756 die Capitulation von Pirna dem Schwächeren gegenüber gehalten hatte (man vgl. S. 250 u. f.): eben so hielt König Wilhelm im Jahre 1866 den Hannoveranern gegenüber die Capitulation von Langensalza. In derselben Art wie Friedrich II. im Jahre 1756 die sächsische Königsfamilie behandelt hatte (man vgl. S. 252), nicht mit dem Gefühle dessen, was man ritterliche Gesinnung nennt: in derselben Art behandelte König Wilhelm die hannöversche Königsfamilie.

Allein es gibt doch gewisse Unterschiede, die einen Fortschritt der Neuzeit beweisen. Halten wir zum Nachweise derselben die Parallele von Sachsen im Jahre 1756 und Hannover im Jahre 1866 fest. Der Vergleichungspunkt liegt darin, daß im Jahre 1756 Friedrich II.

Sachsen, im Jahre 1866 Wilhelm I. Hannover zum Offensiv-Bündnisse mit Preußen gegen Oestreich zwingen wollte, daß im Jahre 1756 Sachsen, im Jahre 1866 Hannover, beide aus denselben Gründen des Rechtes und der Ehre sich weigerten, und daß darum Friedrich II. im Jahre 1756 offensiv gegen Sachsen, Wilhelm I. im Jahre 1866 offensiv gegen Hannover auftrat. Wie Friedrich II. im Jahre 1756, wider besseres eigenes Wissen, Sachsen nachträglich beschuldigte, daß es ein Bündnis mit seinen Feinden geschlossen: so beschuldigten im Jahre 1866 die Organe der preußischen Regierung die hannöversche, ein besonderes Bündnis mit Oestreich gehabt zu haben, und blieben den Beweis für diese Behauptung schuldig. — Die Behandlung der Länder Sachsen und Hannover, 1756 u. 1866, war nach Maßgabe der Zeiten und Sitten dieselbe.

Aber dann tritt ein Unterschied ein. Es ist keine Spur vorhanden, daß Friedrich II. daran gedacht hätte, gegen Sachsen ein Eroberungsrecht, ein jus debellationis anzuwenden. Er kleidet seine wiederholten Aufforderungen an den König August in die Form, daß dieser sein Glück und Unglück theilen müsse. Er verspricht ihm reichliche Entschädigung. Man wird nicht sagen dürfen, daß Friedrich nach seiner Weise im Siege dies Versprechen nicht gehalten, daß er auch Sachsen an sich gebracht haben würde. Immerhin ist es nach seiner späteren Darlegung wahrscheinlich, daß er Sachsen gern genommen hätte, aber doch nur so, daß dem Könige August etwa Böhmen wieder gegeben würde. Denn in diese Form hat er später die Mahnung, nach dem Erwerbe von Sachsen zu streben, für seine Nachfolger eingekleidet. Man wolle seine eigenen Worte (oben S. 261) darüber vergleichen.

Wir wollen damit die Habgier Friedrichs II. in keiner Weise in Zweifel ziehen. Wie Klassan bemerkt, steht der Fridericianismus, le principe de convenance, in Widerspruch mit jedem Eigenthumsrechte, sei es öffentliches, sei es privates. Aber dies Princip hat seine Grenze an der eigenen Besonnenheit. Diese Besonnenheit, die Friedrich II. besaß, gestattete ihm nicht mehr zu nehmen, als er nehmen konnte, ohne sich selber zu schaden.

Er selbst hat sich einmal darüber gegen Voltaire ausgesprochen. Dieser forderte ihn auf, mit der Czarin Theil zu nehmen an einem

Kriege gegen die Türken, um die Herrschaft derselben in Europa zu vernichten. Friedrich II. wies ihn ab. Und zwar sind seine Worte in dieser Beziehung sehr merkwürdig. Friedrich erwidert nämlich am 9. October 1773: Vous saurez qu'il faut qu'un souverain soit condamnable à mort, s'il était particulier, pour qu'en conscience un autre souverain ait le droit de le détrôner. Lisez Pufendorf et Grotius, vous y ferez de belles découvertes.

Diese Worte des Königs Friedrich II. verdienen eine besondere Beachtung. Es ist einer der sehr wenigen Fälle, wo bei ihm von einem Gewissensbedenken gegen einen möglichen Vortheil die Rede ist. Eine etwaige Auslegung, daß dies Gewissensbedenken hervorgegangen sei aus einer Scheu vor der Verletzung fremder Rechte, würde mit der Politik Friedrichs nicht im Einklange stehen. Es liegt näher und entspricht mehr dem Gedankengange Friedrichs II., dies Gewissensbedenken zu beziehen auf ihn selbst allein, zumal da sein thatsächliches Verhalten dieser Auffassung entspricht. Friedrich II. hat um sich gegriffen, wo und wie er konnte. Aber er hat dies immer nur in so weit gethan, daß er Anderen etwas nahm, nicht alles. Ein Beispiel, daß er gesucht hätte, einen anderen Fürsten zu entthronen, liegt nicht vor. Angenommen auch, daß der Verdacht, den man in Ostfriesland im Jahre 1744 bei dem jähen Tode des letzten Fürsten aussprach, gegründet wäre: so wäre das zwar ein Verbrechen, welches den Weg bahnte zur Ergreifung eines ganzen Fürstenthumes, der gesammten Herrschaft des Verstorbenen, aber doch immer ein Verbrechen ganz anderer Art, als wenn er den unvorbereiteten schwächeren Fürsten erst durch Anerbietungen in Sicherheit gewiegt, dann plötzlich ihn überfallen und, nach dem voraussichtlichen Siege der Uebermacht, ihn des Landes verlustig erklärt, dieses seinem Königreiche Preußen einverleibt hätte.

In solcher Weise verfuhr nicht Friedrich II. Beachten wir, daß Voltaire ihm jenen Vorschlag nicht macht in Bezug auf einen deutschen Fürsten, auch nicht in Bezug auf einen blutsverwandten, eng befreundeten Fürsten, sondern in Bezug auf den Sultan, gegen welchen Voltaire, gemäß der Tradition der früheren Jahrhunderte, die im achtzehnten noch nicht völlig verklungen war, jeden Offensivkrieg für erlaubt hält. Beachten wir ferner, daß Friedrich II. den

Voltaire auch mit diesem Vorschlage abweist, und ihm, deutlich genug, Unkunde des Völkerrechtes vorrückt.

Der Grund nämlich, welcher dem Könige Friedrich II. bei dieser Abweisung vorschwebt, ist kurz und bündig ausgesprochen: derjenige der Solidarität des monarchischen Princips. Friedrich II. war überzeugt, daß die Entthronung eines Souveräns durch die momentan überlegene Gewalt des Anderen ein Act sei, der seine Consequenzen haben könne oder müsse auch für den Anderen, wenn diesem eine überlegene Gewalt entgegen träte. Jedenfalls habe in diesem Falle dieser Andere sich durch sein früheres eigenes Thun selber sein Urtheil gesprochen. In dem Verlangen nach fremdem Eigenthume wurde Friedrich II. von keinem Mitgliede seines Hauses übertroffen. Aber er übertraf die Anderen an klarer Erkenntnis dessen, wie weit er gehen dürfe und gehen könne, ohne zugleich auf sich einen schweren Streich zu führen. Er setzte die Gewalt über das Recht, aber doch wieder mit einem gewissen Maße der Selbstbeherrschung im eigenen Interesse. Er war revolutionär gegen das bestehende Recht und Eigenthum. Aber so weit er auch diese seine revolutionären Handlungen trieb: er überschritt nicht die Grenze, über welche hinaus er im Jahre 1793, wenn er bis dahin gelebt hätte, genöthigt gewesen wäre, das Thun der Jakobiner als mit dem seinigen gleichberechtigt anzuerkennen.

In dieser Beziehung hat das Princip des Fridericianismus im Jahre 1866 einen Fortschritt über Friedrich II. hinaus gethan.

Und ferner noch ist ein solcher Fortschritt geschehen durch die Art und Weise des Vollzugs.

Wir sehen hier völlig davon ab, daß niemals zur Zeit des Reiches ein Kaiser in solcher Weise gegen einen Reichsfürsten verfahren ist, auch nicht in dem Falle der unzweifelhaften Felonie. Der Kaiser Carl V. siegte über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher zuerst gegen den Kaiser die Waffen erhoben, ihn in Süddeutschland mit Heeresmacht aufgesucht hatte. Der Kaiser Carl war persönlich überzeugt, daß hier ein Fall solcher Art eingetreten sei, von dem Friedrich II. spricht, daß nämlich das Verbrechen Johann Friedrichs, wenn er Privatmann gewesen wäre, todeswürdig sei. Aber der siegreiche Kaiser bestrafte den Kurfürsten Johann

Friedrich durch die Wegnahme des Reichsamtes der Kur, nicht seiner Länder überhaupt, und am wenigsten nahm er etwas von dem Eroberten für sich.

Eben so verfuhr der Kaiser Ferdinand II. gegen den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der nicht minder als einst Johann Friedrich der Felonie schuldig war. Ferdinand II. nahm ihm die Kur. Und doch erregte selbst dieses Urtheil, obwohl nach und nach sämmtliche Kurfürsten demselben beistimmten, so mannigfachen Widerspruch, daß jede fremde Einmischung in die deutschen Angelegenheiten darauf sich berief, und daß der westphälische Friede die Kur für Pfalz herstellte.

Der deutsche Bund gewährte für den rechtmäßigen Besitz dieselbe Garantie wie einst das Reich. Der deutsche Bund war unauflöslich geschlossen, unter der Garantie Europas. Es stand nicht einem Gliede desselben das Recht zu, ihn für aufgelöst zu erklären, und dann die bisherigen Bundesglieder, wenn sie nicht sofort der Gewalt sich fügten, als rechtlos zu behandeln. Der Schritt war eine Herausforderung an Europa, die zu ihrer Zeit nicht ohne Antwort bleiben kann, eben so wie die bei weitem geringere Herausforderung durch Friedrich II. im Jahre 1756 nicht ohne Antwort geblieben ist.

Und ferner machte der Fridericianismus des Jahres 1866 einen anderen Fortschritt über Friedrich II. hinaus. Auch Friedrich II. rechnete für seinen Eroberungskrieg gegen die deutsche Hauptmacht auf die Hülfe des Auslandes. Aber er rechnete nicht auf revolutionäre Kräfte von unten her. Er ließ den Religionskrieg predigen, um die protestantischen Schlesier für sich zu gewinnen. Aber sein monarchisches Gefühl, die Rücksicht auf sich selbst, verbot es ihm, sie oder andere Unterthanen des Kaiserhauses zur Rebellion aufzufordern, zu diesem Zwecke ihnen die Waffen in die Hand zu geben. Der König Friedrich II. hat, so viel bisher bekannt, nicht mit fahnenflüchtigen, eidbrüchigen Rebellen fraternisirt. Eine solche Verkennung, nicht der Rechte Anderer, sondern des eigenen Interesses, ist erst dem fortgeschrittenen Fridericianismus möglich geworden im Jahre 1866.

Und ferner noch hat man im Jahre 1866 einen andern Fortschritt hinaus gemacht über Friedrich II.

Das politische Leben dieses Königs beweist in jeder einzelnen seiner Phasen, daß nicht die Wahrhaftigkeit die Tugend war, welche er erstrebte. In dieser Beziehung waren die Urtheile der politischen Mächte seiner Zeit eines von dem anderen nicht verschieden.

Wir haben besonders hervorgehoben, wie er, der alle kirchlichen Formen nur nach dem höheren oder geringeren Grade seiner Abneigung unterschied, dennoch die Anhänglichkeit der Menschen an dieselben ausnutzte, um sie durch das Vorgeben eines Religionskrieges seinen Eroberungsplanen minder abgeneigt zu machen. So bereits gleich im Anfange, 1740. Wir haben ihn dann ferner kennen gelernt, wie er, um den Fanatismus des thörichten großen Haufens aufzustacheln, selber ein Breve des Papstes anfertigt und den Papst darin solche Gedanken in solche Worte fassen läßt, wie nur ein Mensch, wie Friedrich II. selbst, die einen wie die andern aus sich erdichten konnte. (Vgl. S. 273.)

Aber Friedrich II. traf selber nur die Vorbereitungen, gab selber nur die Befehle, welche den Zweck hatten, das arme, unwissend gläubige Volk zu bethören. Die Ausführung überließ er Anderen. Er trat nicht persönlich vor dem Volke hervor, um von dem lieben Gotte zu reden, mit dessen Gebote seine Handlungen im Widerspruche standen. Er sagte nicht, daß er seine Krone vom Tische des Herrn genommen. Er befahl nicht, wo er wußte, daß der unsägliche Jammer des Krieges allein sein Werk war, seinen Unterthanen einen Buß- und Bettag für die Abwehr des Angriffes. Er sagte nicht, daß er die Länder derjenigen, die er, wider alles Völkerrecht, mit Krieg überfallen, sich aneigne mit Gebet und Thränen über die bittere Nothwendigkeit, die ihm das auferlege. Er nahm sie ohne solche Worte. Er bediente sich anderer Ausdrücke. Er nahm Polen an sich mit Reden, für die keine andere Bezeichnung möglich ist, als diejenige der Blasphemie. Man wolle diese Worte nachlesen, oben S. 346.

Man sieht, daß in dieser letzten Rede des Königs Friedrich II. die aus demselben Geiste floß wie die That, auf welche sie sich bezieht, in so fern vergleichungsweise Wahrheit ist. Auch darin ist das Princip des Fridericianismus im Jahre 1866 fortgeschritten über den Urheber hinweg. —

Mit tiefem Schmerze blicken wir zurück auf das furchtbare Unglück, das im Zeitraume so weniger Wochen über das gesammte deutsche Vaterland hereingebrochen ist. Und zwar nicht blos über die Theile, welche das meiste gelitten haben, und noch leiden, über Oestreich, über Hannover, oder welches andere heimgesuchte Land es sei, sondern nicht minder auch über denjenigen Staat, der äußerlich scheinbar nur gewonnen, über die Länder, welche dem Principe des Fridericianismus haben dienen müssen. Ist das Unglück materiell dort vielleicht geringer, so ist es moralisch um so größer.

Dies moralische Unglück besteht darin, daß abermals der Erfolg dem Principe der Unwahrheit und der Gewalt vor dem großen Haufen den Schein des Rechtes verliehen hat.

Es ist auch damit wieder ähnlich ergangen, wie zu den Zeiten Friedrichs II.

Wir Alle sind Zeugen gewesen, daß eben so wie einst Friedrich II. zu keinem seiner Eroberungskriege die Menschen, die ihm gehorchen mußten, willig erfunden hat, eben so auch im Frühlinge 1866 die unendliche Mehrzahl derjenigen, die dem Staate der Hohenzollern angehören, mit Widerstreben dem Herannahen dieses Krieges entgegen blickten. Wir sind Zeugen gewesen der vielfachen Bitten und Adressen von städtischen und Handels-Corporationen an den König Wilhelm, es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Ja man darf mit Gewisheit es aussprechen, daß in ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleicher Weise, wie einst der alleinige Wille Friedrichs II. alle Anderen zwang das zu thun, was ihrem Rechtsgefühle widerstrebte, eben so auch im Jahre 1866 der Krieg nur darum zum Ausbruche kam, weil die eine Persönlichkeit sich gefunden hatte, die in der eigenen Brust keine Schranke kennt.

Der Ausbruch des Krieges selbst ist der bündigste Beweis, daß der Staat der Hohenzollern den reinen Absolutismus darstellt.

Aber eben so wie der Erfolg das Thun Friedrichs II. zu rechtfertigen schien: so hat auch im Jahre 1866, in der Anschauung vieler Menschen, der Erfolg das Unrecht in Recht verwandelt, hat als lob- und preiswürdig dasjenige erscheinen lassen, was man vorher ein Verbrechen gegen die Ruhe und den Frieden der Völker nannte. Denn es ist einstweilen so weit gelungen.

Wir erinnern in Betreff der moralischen Wirkung, welche der Erfolg des Unrechtes hervorbringt, an diejenige Schilderung, welche der Engländer Malmesbury nach mehrjähriger eigener Anschauung dieser Wirkung in Berlin entworfen hat. (Man sehe S. 391.)

Auch fehlt es ja leider nicht mehr an ähnlichen Erfahrungen in dem gegenwärtigen Preußen.

Die beiden Häuser des Landtages von Berlin haben, mit der Ausnahme weniger Männer, ihre Zustimmung gegeben zu einem Gewalt-Verfahren gegen deutsche Fürsten und deutsche Länder, das bis dahin auf deutschem Boden nicht erhört gewesen ist. Die erste Kammer hat dadurch den Beweis erbracht, daß es den Hohenzollern bereits ganz gelungen ist, die Selbstständigkeit der Aristokratie völlig zu erdrücken, daß es diesen wichtigen Factor eines gesunden politischen Lebens in ihrem Staate nicht mehr gibt.

Die zweite Kammer hat nachträglich den Beweis geliefert, daß sie der Behandlung, welche der Herr v. Bismarck von Anfang an ihr angedeihen ließ, durchaus würdig war. Sie hat bewiesen, daß das Urtheil, welches der Engländer Malmesbury vor einem Jahrhunderte über die Unterthanen Friedrichs II. fällte, vermöge der preußischen Erziehung im Geiste des Fridericianismus, auch heute noch eben so gerechtfertigt ist. Der Despotismus ist nur da möglich, wo ihm von unten herauf die entgegen kommende Gesinnung entspricht. Dennoch unterscheiden wir unter den Zustimmenden zwei Richtungen. Die eine ist diejenige, die überhaupt zustimmt, weil sie den Baal des Erfolges anbetet. Die andere ist diejenige, welcher es erwünscht kommt, sich mit der Regierung in demselben Principe der Gewalt über das Recht zu begegnen, von den Inhabern der Regierung selbst dies Princip proclamirt zu sehen, und die im Voraus sich freut, dann wann einmal — um mit den Worten des preußischen Memoire von 1822 zu reden — auch für sie der Fall des Ereignisses eintritt, gemäß diesem Präcedenz, auch ihrerseits und in ihrem Interesse diese Art von politischer Nothwendigkeit auf ihre Fahne zu schreiben. Sie würde dies thun, dessen sind wir sicher, ohne Gebet und Thränen ihrerseits. In dem Staate Preußen, wie er ist, kann, so lange er besteht, nur eine absolute Gewalt regieren. Daß dieselbe zur Zeit lediglich und allein bei dem Königthum ist, hat das Unternehmen des

letzten Krieges in einer schauerlichen Weise dargelegt, und es ist sehr fraglich, ob in irgend einem anderen Lande der Welt eine solche Durchführung des absoluten Willens, gegen den Wunsch und gegen das Interesse der unendlichen Mehrzahl, möglich gewesen wäre. Aber es gibt eine andere Macht, welche nach derselben Gewalt strebt, und welche fortan das Königthum, gemäß dem Princips, welches die Vertreter desselben verkündet, daß vor der Macht das Recht zerbrechen muß, nur noch thatsächlich in dem Besitze derselben anerkennen wird.

Eine andere sehr traurige Erfahrung tritt hervor an den Dienern des preußischen Landeskirchenthums. Aus der Verfassung der evangelischen Kirche, aus der Unterordnung des Kirchenthums unter die weltliche Gewalt, kann für das sittlich-religiöse Leben der Menschen eine ungeheuere Gefahr dann erwachsen, wenn dieser Staat ein Aggressiv-Staat ist. Denn der absolute Wille erheischt Gehorsam auf dem einen Gebiete, wie auf dem anderen, auf demjenigen der Kirche, wie auf demjenigen des Staates. Er hat indessen noch die Scheu, nicht das scheinen zu wollen was er ist. Darum nennt er das, was als ein Offensiv-Krieg einem Jeden unzweifelhaft und klar vor Augen liegt, eine Vertheidigung. Er gebietet, daß dies geglaubt werden soll. Er ordnet dafür einen Bußtag an. Er befiehlt dafür öffentlich zu beten. Die Folge ist die Verstörung der Gewissen, die moralische Zersetzung, die Verwirrung der Rechtsbegriffe, die vollendete Knechtschaft, eingehüllt in heuchlerische Phrasen, verbrämt sogar mit Bibelworten, wie alles dies seit dem Beginne des unglückseligen Krieges besonders aus dem Hauptorgane der sogenannten kirchlich conservativen Partei, der Kreuzzeitung, uns entgegen tritt. Sie hat den Splitter im fremden Auge gesehen, aber des Balken im eigenen ist sie nicht gewahr geworden. Sie hat das geringere Unrecht, das im fernen Italien verübt wurde, verfolgt mit scharfem und schärfstem Tadel: sie hat seitdem gelernt, das größere Unrecht daheim zu loben und zu preisen, weil es der eigene Herr verübte.

Für diejenigen Deutschen, die dem Staate der Hohenzollern angehören, nennen wir aus diesen Gründen den Waffenerfolg des Sommers 1866, trotz seines scheinbaren Glanzes, ob der moralischen Zerrüttung, die sich an ihn bindet, ein namenloses Unglück.

Und wahrlich nicht minder für uns alle andere Deutsche und für die Völker Oestreichs zugleich!

Zwar eins lastet nicht auf unserer Seite: nämlich nicht das Bewußtsein, welches manchem ehrlichen Deutschen, der unter der preußischen Fahne streiten mußte, trotz des officiellen Siegesjubels von Berlin, die Freude am Siege bitter vergällt hat: das Bewußtsein als Werkzeug gedient zu haben für das Unrecht, die Gewalt, die Unwahrheit.

Aber wir sind unterlegen, und die Folgen unserer Niederlage, materiell und moralisch, liegen schwer auf uns.

Das Deutschland unserer Väter ist nicht mehr. Es ist zerbrochen in eine Reihe von Stücken, und die Stücke, die noch nicht zu dem Staate der Hohenzollern gehören, werden von dort her betrachtet als Annexions Material für gelegene Zeiten.

Was Preußen erwirbt, sagt der König Wilhelm, hat Deutschland gewonnen. Leider ist umgekehrt das Wort richtig, und sollte lauten: was Preußen erwirbt, hat Deutschland verloren.

Denn der Geist der preußischen Monarchie steht mit dem deutschen Geiste im Gegensatze und Widerspruche. Wir sagen nicht: der Geist und die Gesinnung derjenigen Deutschen, welche der preußischen Monarchie dienen müssen, steht im Widerspruche mit dem Geiste und der Gesinnung von uns anderen Deutschen, sondern der Geist und das Princip der preußischen Monarchie, des Staates der Hohenzollern, das ist derjenige des Absolutismus nach Innen, der Eroberung nach Außen.

Heben wir in dieser Beziehung nur die eine Seite des preußischen Staatslebens hervor: die allgemeine Wehrpflicht. Dieselbe ist in einem Defensivstaate ein Band der inneren und äußeren Sicherheit. Sie erweckt und befördert in einem Defensivstaate die Gefühle der Vaterlandsliebe und des Patriotismus. Sie hat in Preußen, so lange diese Macht äußerlich auf das Princip der Eroberung verzichtet zu haben schien, diese Folgen gehabt. Aber dieselbe allgemeine Wehrpflicht, die in einem Defensivstaate heilsam und förderlich für die Entwickelung der bürgerlichen Tugend ist, wird in einem Aggressivstaate zu einer furchtbaren Geißel. Indem mit dem Herrn v. Bismarck und seinem Könige die wahre Natur des Staates der Hohenzollern unverschleiert wieder hervorgetreten ist, hat sich eben dadurch die ent-

setzliche Wahrheit enthüllt, daß die allgemeine Wehrpflicht dort nur als das Mittel dient, nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes — denn Preußen hatte keinen Krieg zu besorgen, den es nicht selber wollte —, sondern um die Menschen um so zahlreicher als Material zu verwenden für die Eroberungsgier des Fridericianismus. Der Krieg ward als ungerecht misbilligt von der unendlichen Mehrheit der Angehörigen des preußischen Staates. Und dennoch mußten sie hinein, mußten Blut und Leben, mußten ihren Wohlstand, die Existenz ihrer Familien opfern auf das Machtgebot des Absolutismus, damit, wenn das verwegene Spiel mit der Wohlfahrt von Millionen glücklich ginge, der Staat der Hohenzollern durch Unrecht und Gewalt sich vergrößere. Ein solcher Zustand ist derjenige einer sehr harten Knechtschaft. Und diese Knechtschaft lastet nicht für einmal, nicht bloß für das Jahr 1866. Sie lastet für immer, wenigstens für so lange, bis dieser Staat Preußen in sich zusammen bricht. Wer kann ermessen, wie lange es noch dauert, bis dieses Prinzip abermals den Blutzehnten fordern, abermals die Unglücklichen, die ihm zu dienen gezwungen sind, ausnutzen wird als Werkzeuge zur Vernichtung des Friedens, der Rechte, des Wohlstandes, des Glückes anderer Länder und Völker? —

Man hat versucht, die anderen Deutschen zu locken mit dem Worte: Preußen müsse oder werde in Deutschland aufgehen.

Das Wort beweist die freiwillige oder unfreiwillige Unkenntnis des Preußenthumes. So wenig wie der Mohr seine Haut wandeln kann oder der Panther seine Flecken: so wenig kann Preußen aufhören, ein nach innen absoluter, nach außen erobernder Militärstaat zu sein. Es gibt für diesen Absolutismus nur zwei Formen: bisher die Monarchie, in Zukunft vielleicht auch einmal die Demokratie, einen Convent, wie den von 1793.

Die Milderung des monarchischen Absolutismus in Preußen durch constitutionelle Formen ist ein Schein. Wir wiederholen das Wort des preußischen Memoires von 1822: „Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne daß wir andere Verhältnisse berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus." — Dies ist das Princip, von welchem der Staat der Hohen-

zollern nicht ablassen — wir sagen nicht will, sondern — kann. Er müßte denn zuvor sich selbst aufgeben. Was mit diesem Princip nicht im Einklange steht, ist eine vorübergehende Concession, in sich selber machtlos, oder auch, wie die jüngste Erfahrung bewiesen hat, ein willkommener Apparat zur Unthüllung der wahren Form des Absolutismus durch den Servilismus der Götzendiener des Erfolges. Wer so wie dieser preußische Landtag der Gewalt zu Liebe den Stab bricht über das fremde Recht, das vor sein Forum nicht gehört, verdient weder, noch ist er befähigt, eigenes Recht zu erlangen. Er ist dem Wesen nach für das Staatsprincip der Hohenzollern unschädlich und harmlos.

Der deutsche Geist aber, wie er sich darstellt in unserer ganzen langen Geschichte, ist derjenige der Föderation nach innen unseres Vaterlandes, der Defensive nach außen. Ein jeder einzelne Deutsche und ein jeder einzelne deutsche Stamm will seine Besonderheit, seine Eigenthümlichkeit bewahren, und nur auf dieser Grundlage mit den anderen Stämmen sich vereinigen, nicht zum Angriffe nach außen, sondern zu gemeinsamer Abwehr.

Dieser unser deutscher Charakter, der uns kraft Naturanlage und Geschichte unvertilglich innewohnt, hat für die politische Action einen großen Nachtheil. Wir erkennen dies offen an. Der Nachtheil wird um so größer, wenn in dem Föderativsysteme der Gesammtheit sich ein Glied mit befindet, wie der Staat Preußen, dessen Streben dahin gerichtet war, auf alle Weise zu hindern, daß dies System der Föderation lebenskräftig werde.

Aber dennoch ist dieser unser deutscher Charakter die Grundbedingung der reichen Entfaltung unseres Culturlebens, das uns nach wie vor in dieser Beziehung zur ersten Nation Europas macht.

Und zugleich ist von diesem unserem deutschen Charakter untrennbar das tiefe Rechtsgefühl.

Dieses deutsche Rechtsgefühl ist das Fundament unserer Hoffnungen für die Herstellung unserer Nation.

Seit langer Zeit geht der literarische Fridericianismus darauf aus, dasselbe überall da zu zerstören, wo es sich um eine Machtfrage für Preußen handelt. Die Grundsätze, die wir neuerdings von preußischen Ministern vor dem Landtage haben aussprechen hören,

daß das Interesse ihres Staates höher stehe als das Sittengesetz: die Lehre also, daß in Sachen der preußischen Politik der Zweck die Mittel heilige, ist nicht mehr neu. Sie liegt mehr oder minder latent vor in jedem der zahlreichen Bücher, die zum Lobe des Königs Friedrich II. geschrieben sind. Denn die Anerkennung, das Lob seines politischen Handelns, dessen Grundzug wir bezeichnen mit den Worten des französischen Historikers Flassan: la convenance, principe contraire à toute propriété publique et particulière, oder mit Friedrichs eigenen Worten: s'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons; et s'il faut duper, soyons donc fourbes — ist unmittelbar ein Angriff auf das Sittengesetz, eine Unterwühlung des Rechtssinnes der Menschen.

Die grausige Lehre, die aus dem Systeme dieser literarischen Vorkämpfer des Fridericianismus floß, nämlich daß in Sachen der preußischen Politik, für das Streben der Vergrößerung des Staates der Hohenzollern die Gesetze der Moral unverbindlich seien, hat ihre Erfolge gehabt. Die Quantität dieser Literatur, das Geschick ihrer Vorkämpfer, das Schweigen der Anderen, die thörichte Begünstigung gar der Regierungen — das alles hat vermocht, es dahin zu bringen, daß ein großer Theil der Kreise der sogenannten Gebildeten von dieser Lehre angefressen ist, sei es in Preußen, sei es im übrigen Deutschland, und nicht zum geringen Theile in Oestreich.

Aber in das eigentliche und wahre Volk hinab sind diese Lehren nicht gedrungen. Das deutsche Volk ist nach wie vor gut und brav und treu. Sein Rechtsgefühl, seine Religiösität empört sich ob der jetzigen Herrschaft der Unwahrheit und der Gewalt.

Voran tritt der niedersächsische Stamm, tritt der Repräsentant desselben, das treue Hannoverland. Es ist nicht das erste Mal. Vor nun sechzig Jahren, als eine andere fremde Gewalt auf Deutschland drückte, und seit dem Jahre 1803 Hannover unter sich beugte, sandte dieser niedersächsische Stamm, dieses Land Hannover, die Mütter ihre Söhne, Jahr auf Jahr hinaus, daß sie fern und auf fremder Erde kämpften für ihren König und für ihre Heimat. So ist es geschehen zehn Jahre hindurch, bis ganz Europa sich ermannte, um das lastende Joch abzuwerfen. Derselbe Geist des Rechtssinnes und zugleich der Ausdauer und der Kraft wie damals lebt auch heute noch in diesem treuen Volke.

Und eben so vertrauen wir und hoffen, daß derselbe Sinn des Rechtes noch lebt in der gesammten deutschen Nation, auch in denjenigen, welche das Unglück haben, als Werkzeuge dienen zu müssen für die rechtlosen Zwecke des Fridericianismus, für die Zwecke der Unwahrheit und der Gewalt. Wir vertrauen darauf, daß diese Politik durch die Consequenz des eigenen Thuns an eine Grenze gelangen wird, wo der allzu straff gespannte Bogen in sich selber zerbricht.

Denn, wenn nicht, so ist es mit der deutschen Nation aus und vorbei.

Eine Zeitlang noch wird das Blendwerk des sogenannten norddeutschen Bundes währen, vielleicht auch mit dem Gaukelspiele seines Parlamentes. Dasselbe hat eben so wenig eine Wahrheit, kann eben so wenig eine solche haben, wie der Landtag von Berlin. Wie dieser als Apparat dient, um den man sich nicht bekümmert, wenn er etwa für sich Rechte in Anspruch nimmt, auf den man aber Gewicht legt, wenn er eilig ist, um sich als Werkzeug zur Unterdrückung fremder Rechte gebrauchen zu lassen: so ist auch dies sogenannte Parlament das als Lockspeise vorgehaltene Spielzeug für die gläubigen Thoren, die da meinen, durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die harte Wirklichkeit erweichen, den Felsen des Absolutismus auch nur um ein weniges verrücken zu können. Denn auch mit sehr wenigem würden diese liberalen Doctrinäre, die Verderber des deutschen Volksgeistes, sich zufrieden geben. Aber dieses sehr wenige wird man ihnen nicht gewähren, sondern abermals sie behandeln nach Gebür. Die Bundesfürsten werden, ob freiwillig, ob unfreiwillig, wie einst jener König von Pergamus das römische Volk, demnächst den Staat der Hohenzollern zum Erben einsetzen.

Und wiederum wird dann ein König von Preußen sprechen: was Preußen erwirbt, hat Deutschland gewonnen.

Und ähnlich würde es dann dem deutschen Süden ergehen. Mag er in ein Bundesverhältnis mit dem Norden treten, mag er für sich bleiben wollen: es wird, wenn nicht das Schicksal sich wendet, auch für ihn die Zeit kommen, wo ein Hohenzoller, vielleicht auch dann wieder unter Gebet und Thränen, sich überzeugen wird von der Nothwendigkeit, auch dort das an sich zu nehmen, was ihm nicht gehört, und das Genommene dann wiederum zu verwandeln in Material zur Beschaffung neuer Nothwendigkeiten.

Denn dies Princip hat nimmer eine Grenze. Es ist nicht richtig, den Fridericianismus gleich zu stellen mit dem modernen Nationalitätsprincipe. Der Fridericianismus ist älter und ist selbständig. Er hat die Doctrinäre des deutschen Unitarismus, die Betrüger und Betrogenen des Nationalvereines und alles was sonst sich ihm bot, ausgenutzt für das, wozu sie ihm gut waren. Aber sein Ziel ist von solchen Phrasen nicht abhängig. Der Urheber und Meister des Systemes, der König Friedrich II. selbst, kannte sie nicht. Er sprach und schrieb von einer nation prussienne, und suchte dieser anzufügen, was er erreichen konnte. Sein erster Krieg galt der Eroberung von Schlesien, welches im Osten stark mit slavischer Bevölkerung getränkt ist: der zweite derjenigen von Böhmen, wo die Tschechen an Zahl die Deutschen überwiegen. Er war der moralische Urheber der Theilung von Polen, dem Slavenlande. Die unglücklichen Polen wandelten damals den Wahlspruch der Hohenzollern, das suum cuique, durch den Zusatz des Wortes rapuit. Es erscheint wie ein Witz, und doch liegt in dem Witze ein tiefer und furchtbarer Ernst. Wie Friedrich II. selbst damals auch nicht das leiseste Bedenken hatte, die Länder mit slavischer Bevölkerung etwa darum unangetastet zu lassen: so nimmt in unseren Tagen der Fridericianismus das dänische Nord-Schleswig. Der Fridericianismus kennt nicht die Grenze der Nationalitäten. Er benutzt die Thorheiten Anderer, welche die eigenen Meinungen von der deutschen Einheitstheorie ihm beimessen, und darum ihm behülflich sind. Aber sein Princip ist, auch ohne solche Thorheiten und solche Mithelfer, zu nehmen was er erlangen kann.

Und eben so wenig fragt der Fridericianismus nach der Willigkeit oder Unwilligkeit derjenigen, die er sich unterwirft. Dies ist der zweite durchgreifende Unterschied des preußischen Systemes von dem modernen Nationalitätsprincipe. Das neue Königreich Italien hat, dem Staate der Hohenzollern gegenüber, wenigstens das für sich, daß es sich zu stützen behauptet auf den Willen der Bevölkerungen. Diese sind gefragt. Sie haben abgestimmt. Die preußische Politik darf für sich das nicht wagen. Sie weiß sehr wohl, daß trotz aller ihrer Gewalt und List, trotz aller Drohungen und Versprechungen, derjenige Bruchtheil des Volkes, der z. B. im König-

reiche Hannover für sie sich aussprechen würde, ein verschwindend kleiner ist gegen die ungeheure Mehrheit. Und eben so ist es in der alten Reichsstadt Frankfurt, ähnlich ferner in Schleswig-Holstein, im Herzogthume Nassau, ja selbst in Kurhessen. Das eigentliche wahre Volk, der Bauernstand, beugt sich nur der augenblicklichen Gewalt.

Es sind dies zwei wichtige Unterschiede des Fridericianismus, die je nach Zeit und Umständen schwer ins Gewicht fallen. Denn wie das System im Jahre 1866, obwohl mit einigen Fortschritten, die nicht Zeugnisse größerer Einsicht sind, dennoch im Wesentlichen dasselbe ist, wie zu den Zeiten des Urhebers: so wird es sich bei vorkommender Gelegenheit in derselben Weise abermals bewähren, sei es gegen wen es sei.

Der Fridericianismus dagegen vertraut auf die Kraft der Assimilation, die er, vermöge des militärisch-centralisirten Absolutismus, der entgegenstehende Rechte nicht kennt, in einem hohen Grade besitzt.

Der Staat Preußen ist eben so wie nach außen hin, auch in dieser Beziehung der gerade Gegensatz der Macht Oestreich.

Die verschiedene Behandlung der Theile des alten Polen, welche je Oestreich, Rußland, Preußen an sich genommen haben, zeigt den inneren Charakter dieser Mächte. Die Existenz der verschiedenen Nationalitäten in dem großen Kaiserreiche, heute in derselben Weise wie vor Jahrhunderten, beweist, daß Oestreich nicht darauf ausgegangen sein kann, die eine Nationalität zu unterdrücken durch die andere, daß es vielmehr allein die Macht ist, welche das Recht der Besonderheit in der Allgemeinheit achtet. Zweimal ist auch dort der Versuch gemacht, einzulenken in eine Bahn, die nicht dem Werdeprocesse von Oestreich entspricht, von Kaiser Joseph II. und in neuerer Zeit. Er ist völlig mislungen. Die Beschwerden im Einzelnen heben, selbst wenn sie berechtigt sind, die eine große Erfahrung nicht auf, die offen vor aller Welt Augen liegt, nämlich daß die Nationalitäten in unserer Zeit wesentlich eben so bestehen, wie zur Zeit des Abschlusses der pragmatischen Sanction, der staats- und völkerrechtlichen Grundlage des modernen Oestreich.

Die Kehrseiten des Systemes liegen nahe. Es ist, wie es scheint, fast unvermeidlich mit dem Princip der Macht Oestreich nach innen verbunden ein beklagenswerther Mangel an Spannkraft und

Energie, ein Mangel, den in trüben Tagen Jeder am liebsten nur der Regierung vorwerfen möchte, und der doch durchweg Allen gemeinsam ist. Dieser Zug, der hindurchgeht durch die Gesammtheit, ist der Brunnquell fast aller politischen Schäden, an denen Oestreich leidet, und zwar so sehr und offenbar leidet, daß es manchem hat scheinen können, als sei doch das preußische innere System, weil ja dessen moralische und andere Schäden sich nicht beim ersten Blicke erschließen, bei weitem vorzuziehen.

Und namentlich in unseren Tagen ist man in Oestreich selbst gar leicht geneigt zu vergessen, daß diese Macht, deren einzelne Theile nicht zusammen geschmiedet sind durch die Gewalt des Schwertes, sondern zusammen gewachsen sind auf dem rechtlichen Boden des Vertrages — daß Oestreich, ungeachtet aller ungeheueren inneren Schäden seiner Verwaltung, ungeachtet der tiefen Erschütterung, an der zur Zeit es leidet, ungeachtet der traurigen Depression, die in Folge derselben auf vielen Gemüthern lastet, dennoch vermöge seines Staatsprincipes nach außen und nach innen, in sich die Vorbedingungen der wahren menschlichen Freiheit bietet. Man hat Oestreich ein Conglomerat von Völkern und Ländern genannt. Es ist richtig; aber ein Conglomerat ist auch der Granit.

Die inneren Mängel Oestreichs sind ein Krankheitszustand, der überwunden werden kann, und bei rationeller Behandlung überwunden werden muß. Denn das Princip ist gesund.

Der Staat Preußen dagegen ist bei anscheinend voller Gesundheit, deren Mängel doch nur nothdürftig verhüllt werden durch die Waffenerfolge des letzten Jahres, krank in seinem Princip, weil dasselbe im Widerspruche steht mit den Vorbedingungen der wahren menschlichen Freiheit.

Denken wir uns: das verwegene Spiel dieses furchtbaren Krieges sei, wie es in der ersten Hälfte des Tages von Königgrätz den Anschein hatte, mislungen: würde die künstliche Maschine des preußischen Staates den Rückschlag einer solchen Niederlage überwunden haben?

Indessen es ist eben anders geschehen, und der Glanz des Sieges blendet gar Manchen gegen die Schwächen und gegen den ganzen Kern des künstlichen Gefüges.

Vermöge des Principes der steten Eroberung nach außen, und darum des militärischen Absolutismus nach innen kann der Staat Preußen keine Besonderheit in der Allgemeinheit achten. Oestreich besteht aus Kronländern mit eigener Geschichte und eigener Verfassung für alle diejenigen Angelegenheiten, die nicht nothwendig und unmittelbar die Gesammtmonarchie betreffen. Der Staat Preußen ist für die Zwecke der überall gleichen Verwaltung in Provinzen abgetheilt. Er kann nicht anders: er muß centralisiren und uniformiren. So hat er seinen Antheil an Polen borussificirt in Sprache, in Verwaltung, in allem was ihm erreichbar war.

Wir sagen nicht: germanisirt. Denn wir müssen immer aufs neue hervorheben, daß der wahrhaft deutsche Geist, der Geist der Gerechtigkeit gegen Alle, der Geist der Föderation der deutschen Stämme unter einander, der Geist der Defensive nach außen, in schneidendem und unlösbarem Widerspruche steht mit dem Fridericianismus.

Aber darum erkennen wir vollkommen an, daß die Kraft der Assimilation, deren das preußische Princip sich rühmt, eine sehr bedeutende ist. Wir erkennen es an, daß die beständige Richtung des Staates auf die Aggressive, das andauernde Streben nach der Bereitschaft dazu, der Maschine des Staates eine Spannkraft und eine Fähigkeit der Action verleiht, wie sie der Macht Oestreich bei ihrem Systeme nicht erreichbar ist. Diese Spannkraft, diese Fähigkeit der Action ja ist es, welche viele oberflächliche Beurtheiler hinweg sehen läßt über die Zwecke dieser Action. Und auf diese ihre Kraft vertraut die preußische Politik. Sie behauptet, daß sie selbst bei dem niedersächsischen Stamme, welcher vor den anderen mit dem entschiedenen Willen des Widerstrebens auch die Kraft der Ausdauer verbindet, in einer Generation zum Ziele kommen, denselben borussificiren werde.

Wir hoffen und vertrauen, daß der Fridericianismus längst vorher in sich moralisch zusammenbrechen werde.

Wenn aber nicht, wenn es ihm gelingt, nach und nach alle Deutsche, und was sonst in seinen Bereich kommt, sich zu unterwerfen: so wird er auf alles dies Erworbene dasselbe System der Unification anwenden, dessen er sich bisher nicht blos mit Nichtachtung aller entgegenstehenden Rechte, sondern auch mit Energie

und Geschick bedient hat. Er wird alles sich zu assimiliren trachten, und es wird ihm viel gelingen. Die nation prussienne, die Friedrich II. erfunden, wird zur Wahrheit werden. Dann wird zwar noch die deutsche Sprache fortbestehen und die Sprache dieses neuen Reiches sein; aber sie wird zur preußischen Sprache werden, und fortan politisch nur noch dienen zum Ausdrucke von Gedanken und Gefühlen, die mit dem deutschen Wesen im Widerspruche stehen.

Es hat damit eine ähnliche Bewandtnis, wie mit dem Reichsadler, den der Fridericianismus nach Deutschland zurückgetragen hat. Dem deutschen Orden in dem durch ihn eroberten Preußenlande ward vom Kaiser Friedrich II. zu dem Kreuze im weißen Felde des Wappens der Reichsadler verliehen. Als der Hochmeister Albrecht aus dem Hause Hohenzollern das Ordensland Preußen, wider Eid und Gelübde, als ein erbliches Herzogthum an sich nahm und es der Krone Polen zu Lehen auftrug, behielt er, ungeachtet dieser Felonie gegen Kaiser und Reich, den schwarzen Adler desselben im silbernen Felde bei, und ließ nur das Kreuz verschwinden. Dieses selbe durch Felonie und Kirchenraub dem Reiche entwendete Wappen brachte Friedrich II., der das Königthum nicht mehr auf das ehemalige Preußen beschränkte, durch diese abermalige Untreue und den Bruch der Verpflichtungen, die sein Großvater für die Königskrone in Preußen eingegangen war, nach Deutschland wieder herein. Wie also dieser preußische Reichsadler für die gesammte jetzige Monarchie erlangt ist durch den doppelten Verrath an Deutschland: ähnlich steht auch der Gebrauch der deutschen Sprache für das Preußenthum im Widerspruche mit dem deutschen Wesen.

Es galt bei unseren Vorfahren die Tradition, daß das einstige römische Reich fortbestehe, daß die römischen Kaiser deutscher Nation die wirklichen und wahren Nachfolger des Augustus seien. Gemäß der Weissagung des Daniel werde das römische Reich dauern, bis der Antichrist komme. Das Reich ist dahin. Es ist nicht der Antichrist gekommen, aber der Fridericianismus, dessen Wesen ein verwandtes ist.

Und darum ergreift uns der tiefe unendliche Schmerz über die Zukunft unserer Nation bei dem Gedanken, wenn Gott es so über uns verhängt haben sollte, daß diese Macht nicht durch ihre innere

Unmoralität, ihre Gewalt und Unwahrheit in sich zusammen bräche. Aber die Klage wird dann nicht auf Deutschland sich beschränken. Wir erinnern an das mahnende, ja an das weissagende Wort, welches einst vor nun neunzig Jahren die edelste Frau unserer deutschen Geschichte, mit mütterlicher Sorge ihrer Tochter, der Königin von Frankreich zurief, die Worte von 1778, als Maria Theresia sich bemühte, durch ihre Nachgiebigkeit dem Könige Friedrich II. auch den Schein des Vorwandes zu seinem Eroberungskriege hinweg zu nehmen: „Wir werden überrannt und zu Boden gestoßen werden, der Eine nach dem Andern, wenn wir nicht mit Festigkeit entgegen treten. Es handelt sich nicht blos um uns, um die Gefahr, in der wir uns befinden, die wir zur Zeit allein diesem furchtbaren Systeme ausgesetzt sind, sondern um das Gemeinwohl von Deutschland und vielleicht von Europa selbst."

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.